Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

89125
17/7/08

Band CXXXIII.

(Oktober — November — Dezember 1907.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, E. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.133

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertunddreiunddreißigsten Bande (Oktober — Dezember 1907.)

		Seite
I.	Euphrosyne. Ein Weimarer Erlebnis von **Ernst von Wildenbruch**	1
II.	Die Gerechtigkeit der Marianne Denier. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** I.	7
III.	Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis. Von **Carl Neumann.** I.	37
IV.	Der antike Brief. Von **Otto Seeck**	55
V.	Ludovico Ariosto. Von **Alfons Kißner.** I.	71
VI.	Japan und die Vereinigten Staaten. Von **M. von Brandt**	90
VII.	Adolf Hildebrand. Zu seinem sechzigsten Geburtstage. Von **Isolde Kurz**	105
VIII.	Der König von Öland und die Kleine Königin. Novellistische Skizze von **August Strindberg.** Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering	130
IX.	Politische Rundschau	151
X.	Friedrich Schneider. Von **Julius Lessing**	157
XI.	Literarische Notizen	159
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	**Elwin Paetel.** Von Julius Rodenberg.	
XIV.	Die Gerechtigkeit der Marianne Denier. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** II. (Schluß.)	161
XV.	Epilog zu meinen „Kriegserlebnissen". Von **Paul Güßfeldt**	189
XVI.	H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** I.	210
XVII.	Frühlingstage in Portofino. Von **Eduard Strasburger**	233
XVIII.	Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis. Von **Carl Neumann.** II. (Schluß.)	252

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Das Aufleben Ägyptens und Lord Cromer. Vom **Grafen von Leyden**	265
XX.	Ludovico Ariosto. Von **Alfons Kißner.** II. (Schluß.)	290
XXI.	Ralph Heathcote	302
XXII.	Politische Rundschau	307
XXIII.	Kleist-Retzow	312
XXIV.	Literarische Notizen	317
XXV.	Literarische Neuigkeiten	318
XXVI.	Die kalte Pein. Erzählung von **Helene Raff**	321
XXVII.	Die Funktionen der Phantasie im wissenschaftlichen Denken. Von **Benno Erdmann** in Bonn	346
XXVIII.	Karl Frenzel. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. (6. Dezember 1907.) Von **Ernst von Wildenbruch**	368
XXIX.	Das Bauerntum und die Landfrage in Rußland. Von Dr. **Martin Ludwig Schlesinger**	376
XXX.	H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** II. (Fortsetzung.)	394
XXXI.	Der heutige Stand der Militärluftschiffahrt	413
XXXII.	Amerikanische Reisebilder. Von **Gustaf Dickhuth.** I./IV.	424
XXXIII.	Renaissance. Zwischenspiel aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Von **Lady Blennerhassett**	439
XXXIV.	Politische Rundschau	462
XXXV.	Weihnachtliche Rundschau	467
XXXVI.	Literarische Notizen	474
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	478

Euphrosyne.

Ein Weimarer Erlebnis

von

Ernst von Wildenbruch.

Deutschlands Herz es ist ein Haus, ihr wißt es,
Ein schier labyrinthisch launenhaftes,
Nicht gebaut nach Regel strenger Ordnung,
Sondern kreuz und quer, wie's die Bewohner,
Die Gefühle, dem Bedürfnis folgend,
Unberechenbar sich ausgedacht.
Da sind Gänge, lange, dunkle, schmale,
Die in hall'nder Ferne sich verlieren.
Treppen sind, die aus der Tiefe steigen,
Spindelförmig um sich selber drehend,
Niemand weiß, von wo sie drunten kommen,
Niemand sagt euch, wo sie droben münden.
Und da sind vor allen Dingen Stuben;
Große wenig, Kämmerchen die meisten,
Ausgestopft mit altem Väterhausrat,
Eng, und hie und da ein bißchen muffig,
Aber warm, gemütlich allesamt.
Und inmitten aller dieser Stuben
Da ist eine, eine so versteckte,
Daß sie keiner findet, als nur einer,
Der als Sonntagskind geboren wurde.
In der Stube Mitten steht ein Stühlchen,
Auf dem Stühlchen sitzet ein Persönchen,
Wunderbar zu schaun: mit blonden Haaren,
Die in goldner Wildheit niederhangen,
Und mit blauen Augen, tiefen, süßen.
Wenn das Sonntagskind zu ihm hereinkommt,

Fängt Persönchen an, zu ihm zu sprechen
Und erzählt ihm wundersame Dinge;
Märchen nennt man's, was es da erzählt.
Alle diese Stuben haben Namen;
Weimar heißt die eine, und in dieser
Bin ich mehr als manches Mal gewesen.
Was alldort mir jüngster Zeit begegnet,
Wenn ihr hören wollt, berichte ich's. —
Diesem Weimar nämlich kam vor Zeiten
Einmal ein Besuch, ein ganz besondrer:
Göttersöhne stiegen aus den Höhen,
Nahmen Wohnung in dem holden Orte,
Den die Ilm, forellenreich, durchplaudert.
Da nun ward zum Garten dieses Weimar,
Über dem die Adlerflügel rauschten,
Wo die Bronnen der Erkenntnis sprangen
Und der Geist wie eine Blume aufging,
Duftend durch die weite Menschenwelt.
Endlich, als der Urlaub abgelaufen,
Den Kronion, zum Besuch auf Erden,
Seinen hohen Söhnen zugebilligt,
Kehrten zum Olymp zurück sie wieder.
Menschen aber sagten, sagen heut noch,
Weil sie's anders nicht verstehn, „gestorben
Sind die Großen, ihre Zeit ist hin."
„Sind gestorben." — Und mit diesem Glauben
Ausgerüstet, der auch ich ein Mensch bin,
Kam ich also nach besagtem Weimar;
Wandelnd dort in Straßen, Gassen, Gäßchen,
Ilm-entlang, auf laubverhangnen Wegen,
Immer tönte mir die Trauerkunde:
„Sind gestorben — ihre Zeit ist hin."
Aber sonderbar — so oft ich's hörte,
Kam's wie Echo von der andern Seite,
Wie ein Klingeln ferner Silberglöckchen,
Wie ein Kichern, Lachen, wie man jauchzend
Einen höhnt, der töricht Grillen fängt.
Was nur war das? Wußt es nicht zu deuten;
Aber wo ich ging und saß und weilte,
Immer war's und überall im Ohr mir.
Bis an einem Sommer-Sonnenmorgen
Mich der Weg durch eine Gasse führte,
Eine alte, die so krumm gebogen,
Wie Ariadnes Faden hin und her ging,
Als er sich in Theseus' Hand entknäulte.

Nahm die alte Gasse an der Hand mich,
Führte schmunzelnd mich zu einem Platze,
Und der Platz — ihr Leute, o ihr Leute —
War der wunderlieblich anzuschaun!
Mitten drin, auf einem grünen Rasen,
Stand ein Kirchlein; um die Kirche Bäume,
Unter Bäumen alte, graue Steine,
Namen drauf und Sprüche, wohl auch Bilder,
Kirchhof nennen so etwas die Menschen;
Mir erschien's im Laubgezelt des Sommers
Wie der Spielplatz eines Märchenvolks.
Unter all den Steinen da war einer
Gitter-so-umhegt, als wär dem Gitter
Ein Geheimnis anvertraut gewesen
Zu behüten. Schlank der Stein und zierlich;
Sarkophag heißt solches bei den Menschen,
Mir erschien es wie ein holdes Lager,
Dem ein holder Leib sich jüngst enthoben,
Konnte von dem Stein hinweg nicht sehn.
Konnte nicht — und stand — und mit den Augen
Sucht ich, wußt ich gleich nicht, was ich suchte —
Bis zu Häupten an dem Stein ein Name
Mir erschien, und der hieß Euphrosyne.
Euphrosyne — als ich das gelesen,
War's, als wenn von unsichtbaren Lippen
Rings der Name nachgesprochen würde,
Daß ein Summen ward, ein leises, fernes,
Wie das Brummeln von viel tausend Käfern,
Die im Grase krabbelnd sich vergnügen,
Wie das Seufzerzwitschern junger Vögel,
Die das Frührot aus dem Schlummer weckt.
So — und doch noch anders, schwer zu sagen,
Zu beschreiben — solch ein allgemeines
Ineinandertönen, Singen, Klingen;
Anders nicht, als wenn ein zitternd Lauschen
Rings gewesen wäre, und ein Warten,
Warten auf ein wonniges Ereignis,
Wunderbares, das nun kommen würde,
Und im Kommen die Geschöpfe alle
Füllen würde ganz mit Seligkeit.
Was nur war das? Wußt es nicht zu deuten;
Wie berauscht erschien mir Luft und Erde;
Holder Taumel wirkte seinen Zauber
Um mich selber, daß in meiner Seele
Auch ein Lauschen ward, ein zitternd Warten,

So, als müßte dieser heut'ge Tag mir
Etwas Wunder-Wunderbares bringen.
Und den ganzen Tag in dunklem Sehnen
Ging ich für mich. Immer „Euphrosyne",
Immer wieder klang der süße Name,
Immerfort, so oft er mir ertönte,
War's, als spräche man ein Zauberwort. —
Also ging die Zeit, und statt der Sonne
Kam der Mond, der wie das Horn Dianens
Silbern glänzte an der schwarz umlockten
Stirn der Nacht. — Mit weichen, weiten Schritten
Kam sie selbst den Himmelspfad gewandelt.
Eifersüchtig jedem andern Lichte
Als dem eignen, griff sie in ihr Füllhorn,
Und ein funkelndes Gewand von Sternen
Überströmte, wie ein golden Netzwerk,
Thüringens, im jungfräulichen Schlummer
Gürtellos, dahin gegebne Brust.
Still nun ward es, und es kam das Schweigen,
Jenes wundertiefe, über Orten,
Wo zuvor das Leben laut geplaudert,
Wo man aus der Ferne, wie ein Lallen,
Nachhall glaubt des Lebens zu vernehmen.
So zu mir, als wie aus einer Weite,
Die wohl hundert Jahr von mir entfernt war,
Kam's herüber. — Aber war das Lallen?
Wie ein Klingeln war's von Silberglöckchen,
Eine Stimme, Menschenstimme, süße,
Freudvoll, wie ich Freude nie vernahm.
Und nun ward ein Licht um mich, ein Leuchten,
Ein gedämpftes. Heller ward's und heller,
Immer jauchzender die süße Stimme,
Und da plötzlich, unter Bäumen wandelnd —
Sagt ich wandelnd? Hüpfend, flatternd, fliegend,
Kam da eine, eine Wunderholde,
Und mein Herz sprang auf — „die ist's, die ist es,
Deren Namen an dem Stein ich las."
War ein Pförtchen da an ihrem Wege,
Weiß gestrichen, Garten-Gatterpforte,
Und dahinter, grau bedacht, ein Häuschen,
Tief in Blumen schwelgend. Vor der Pforte,
Wie ein Pfeil, der in das Ziel geschossen,
Haftend steht, nachzitternd Kiel und Schwinge
Noch vom Fluge, also vor der Pforte
Jählings hemmend die beschwingten Füße,

Stand die Holde, Augen aufgehoben,
Arme breitend, leise ging ein Beben
Rieselnd durch die liebliche Gestalt.
Und was klang —? Am grauen Hause droben
Klang ein Fenster. Und wer kam —? Vom Fenster
Neigte, von dem aufgetanen, winkend
Einer sich herab. Und warum stockte
In der Brust mir, wie vom Bann geschlagen,
Atem, Leben, Pulsschlag und Bewegung,
Als ich diesen, diesen vor mir sah?
Fragt mich nicht, und heißt mich nicht beschreiben! —
Glut mein Herz und Glut in meinen Augen.
Denn mir war's, als wenn in lichtem Feuer
Alles lohte. War's das Antlitz droben?
War's das Weib, das wie die schlanke Flamme
Zu dem Angesicht empor sich reckte? —
Schwelle klang, leibhaftig in der Pforte
Stand er, den in Bild und Erz und Marmor
Sehnsucht immer wieder sich erfindet,
Nicht ein Schemen, nicht Verlangens Abglanz,
Leibhaft lebend, lächelnd stand er dort.
Und so lächelnd neigt' er sich dem Weibe:
„Euphrosyne" — wie ein linder Donner,
Wie der milde Nachhall eines Sturmes,
Der in Bergesgipfeln umgefahren
Und ans Herz dem Ozean gegriffen,
Also von den wunderbaren Lippen
Kam der süße Ton. Und die Holdsel'ge,
Beide Hände schweigend aufgehoben
An die Brust sich gab sie dem Gewalt'gen,
Wie der Tau der Sonne sich ergibt. —
Dieses alles, dieses Wunderbare,
Sah ich's? — Von lebend'gen Menschen allen
Ich der einz'ge sah's. So nach Erfüllung
Durstend, wie die Augen dieses Weibes,
Sah ich niemals Weibes Augen, niemals
An dem Antlitz eines Mannes hangen.
So in alle Tiefen niederleuchtend,
Kund der Fragen, der Erlösung kundig,
Eines Mannes Augen sah ich nie.
Stummes Blicken wurde leises Sprechen,
Lippen sah ich lächelnd sich bewegen,
Wort zu Wort von Mund zu Munde wandeln,
Unvernehmbar, doch mir war, als müßten
Diese Zweie Dinge sich vertrauen

Weltgeheimnisvoll, und dies Geheimnis,
Das noch gestern furchtbar mir erschienen,
Köstlich ohne Maßen mußt es sein.
Und es wuchs und wuchs in mir die Seele —
Wie zwei Flammen dünkten mich die beiden,
Flammen beide aus dem Urweltfeuer,
Das, von Anfang aller Dinge lodernd,
Nie erlosch noch lischt. Mir war's, als hätt' ich
Vollen Atem nie bis heut geatmet,
So, als wäre, was mir Licht erschienen,
Abgesprengter Funke nur gewesen
Eines andern, ungeheuren Lichtes,
Was mir Leben schien, nur Lebensahnung;
Die Lebend'gen waren jene Zwei.
Da erhob inbrünstig meine Seele
Sich zu ihnen: „Sprecht ihr Ew'gen, Sel'gen!"
Und da war's, als wenn die Erdentrückten
Einmal noch vom heißen Erdenodem
Angehaucht, den Schrei der Seele hörten,
Die nach ihnen Sehnsuchtsarme streckte,
Schweigend wandten Antlitz sie zu mir. —
Als mir das geschah — befrag mich keiner —
Nieder stürzt' ich. Wie die Last der Sonne
Lag auf mir das Schweigen dieser Augen.
Nirgends sprach ein Mund, doch mir zu Häupten
War ein Rauschen, Brausen in der Tiefe,
Wie ein Zwiegespräch von Erd und Himmel,
Und aus Weltenweiten zu mir wandernd
Kam ein Wort und wohnt in meinem Ohr:
„Sterben ist nur eines Tages Enden.
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen,
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen.
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge.
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Kein Zukünft'ges, Gestern nicht und Morgen,
Tag und Nacht, kein Stufengang der Zeiten,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut."

Die Gerechtigkeit der Marianne Denier.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Das zweistöckige Holzhaus stand auf einem der grünen Hügel, aus denen die Landschaft in einem weiten Umkreise sich aufbaute. Frei stand es in der Höhe, mit gelben Schindeln beschlagen, mit dem auf drei Seiten hinlaufenden Holzbalkon geziert. Sein rotes Ziegeldach ragte weit über den Balkon herab, und das Haus erhielt dadurch etwas Schutzhaftes, Heimisches.

Die Landschaft war schön. Diese Hügel, die weithin sich dehnten, sahen sich an, als lägen Riesen, behaglich mit breiten Rücken sich sonnend, unter blauem Himmel. Ihr Kleid war in dieser Sommerzeit ein weiches, sattes, glänzendes Grün. Mit schwarzen, ragenden Wäldern war es wundervoll verbrämt. Da und dort leuchtete ein ebenso freundliches, blumenbehangenes Haus wie das Boßhardsche aus dem dunkleren Grunde. In den Talrinnen, zwischen den Hügeln, rannen die blitzenden Flüsse und lagen blaue, träumende Seen.

Der Rauch des Boßhard-Hauses zu Grüningen stieg weiß und schlank in die Luft. Sein Aufwärtsschweben war fast die einzige Bewegung in dem ruhigen Landschaftsbilde, und es lag eine so große Stille und Gleichmäßigkeit auch darin, daß sie kaum ein Leben bedeutete. Vielleicht war diese große, traumhafte Ruhe der Landschaft auf die Marianne Boßhard übergegangen, daß sie das Spinnen vergaß, die festen, weißen Hände in den Schoß legte und ins Leere staunte. Über das Holzgeländer der Zinne, wo sie im Schatten saß, staunte sie hinaus in die Luft. Der Flachs, der in Fetzen und Fäden vom Spinnrocken hing, regte sich nicht, und das weißblonde Haar, das dem Mädchen an Stirn und Ohr sich kräuselte, wurde von keinem Luftzug bewegt. Es lag eine eigene Einheitlichkeit der Farben über dem Bilde, das die Spinnerin bot, auf der einen Seite die helle Hauswand und der weißschimmernde Flachs, auf der andern das dunkle Holz der Zinne und des Spinnrads und das

Braun des knapp sitzenden, dünnen Kleides des müßigen Mädchens. Die siebzehnjährige Marianne hatte volle Formen. Die Ärmel des Kleides spannten sich um feste, schöne Arme, die Hüften waren breit und stark.

Marianne vergaß, daß es Montag war, und dachte an das Buch, das sie gestern, am Sonntag, gelesen. Sie las gern und viel. Die Häuser lagen da oben zu weit voneinander entfernt, als daß Besuch aus der Nachbarschaft zu häufig ihre Alltagseinsamkeit gestört hätte. Außerdem war sie, Marianne, stets eine gute Schülerin gewesen, beseelt von einem starken Lerneifer, und las auch jetzt noch, seit sie der Schule entlassen war, was sie in die Hände bekam. Gestern hatte ein Märchenbuch, das sie der Schulbibliothek entliehen, sie beschäftigt. War es nun das traumhafte Schweigen der hellen Landschaft, die müdemachende, sommerliche Luft — es kam Marianne eine ungewohnte Versonnenheit an, und sie spann sich in das Buch von gestern ein. Es würde sie kaum gewundert haben, wenn da unten über die braune Straße herauf ein Prinz in Sporenstiefeln und rotem Samtwams, mit Federbarett und Degen heraufgestiegen wäre, sie zu holen. Ja, es schien ihr merkwürdig, daß durch diesen strahlenden Tag der Prinz nicht kam; er gehörte durchaus hinein in das leuchtende Bild.

Mit den eigentümlich blinkenden blauen Augen schaute Marianne ins Leere. Die weißen Wimpern über den Augen und der leise, weiße Flaum, der auf ihren Wangen und dem unteren Teil ihrer Stirne lag, glänzten in der Sonne. Da tauchte drüben, wo die Straße am Hügelrand verschwand, etwas auf. Das Herz stand Mariannen still. Von dort her, war ihr, mußte er kommen! Aber plötzlich lachte sie und setzte das Rad in Bewegung. Auf was man alles verfiel, wenn man Bücher las! Keinem andern Mädchen der Umgegend wäre dergleichen eingefallen!

Während sie nun emsig spann, wurde drüben, was sich nahte, erkennbar. Statt eines einzelnen Mannes waren es deren zwei. Aber kein Samtwams leuchtete, und keine Feder nickte vom Barett. Die Nahenden trugen dunkelbraune Strohhüte — und — haha — der eine von ihnen war Jakob Boßhard, Mariannens Vater! Und — richtig — der andre, das mußte der Urner Bauer und Händler, Jost Denier, sein, den der Vater auf einem Markte kennen gelernt, und der den Mani, den jungen Stier, kaufen wollte! Er wollte zum Essen dableiben, und der Vater freute sich über den Besuch.

Marianne spann und blickte nicht mehr hinüber. Sie war nicht neugierig, auf den Viehhändler schon gar nicht. Außerdem war sie von Natur aus fleißig und, einmal in der Arbeit, tat sie sie recht. Nach einer Weile fiel ihr ein, daß sie den Tisch decken mußte. Sie stand auf und setzte das Rad beiseite.

Da rief die Mutter schon: „Marianne!"

Sie antwortete und ging nach der Wohnstube im unteren Stock. Die Mutter war in der Küche, deren Tür offen stand, und briet. Marianne legte in der Stube Teller und Besteck auf den viereckigen Tisch. Als dieser für die Mahlzeit bereit war, sah sie sich um, rückte die gehäkelte Decke auf der Kommode zurecht, schob die unter Glasglocken stehenden, mit künstlichen

Blumensträußen geschmückten Vasen ein wenig nach hinten und fuhr mit dem Staubtuch über des Vaters Schreibtisch; die Stube, die nicht hoch, aber voll freundlicher Sonne war, sah nun sonntäglich aus.

Da kamen auch schon die Männer über die Treppe herauf. Marianne trat ans Fenster und wartete. Im Flur war ein kurzes hin und her von Stimmen. Die Mutter begrüßte den Urner. Dann taten sie die Tür auf, und Frau Anna Boßhard trat zuerst herein, mit den Händen die Suppenschüssel tragend. Es war eine kleine Verwandtschaft zwischen ihr und dieser Schüssel, beide waren kurz und rundlich, jedes in seiner Art schmuck. Frau Boßhard, geborene Pfister, trug ihr Sonntagskleid und ein schwarzes Häubchen auf dem glatten, dünnen, grauen Haar, und hatte die große Hausschürze dem Gaste zu Ehren in der Küche gelassen. Ihr rundes Gesicht zeigte eine schöne, runzellose, samthafte Haut, und wie ein Apfel sie hat, frische, rotbemalte Backen. Die Männer waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie einen Augenblick dicht bei der Türe stehen blieben. Marianne, die hervorgetreten war, bemerkten sie nicht. Der Urner war groß gewachsen. Sein Kopf reichte bis fast an die Diele, aber er stand gerade da, schien an niedere Stuben gewöhnt und hatte keine Furcht, anzustoßen. Er trug schweres, für den Sommer zu heißes Gewand, und ein ungestärktes Hemd, dessen Kragen offen stand und einen starken Hals frei ließ. Das Gesicht war bartlos, hatte feste Züge, einen hochgewölbten Schädel und kluge, ernsthafte, braune Augen. Das Haar war schwarz und dünn.

„Das trägt daheim nicht so reichlich wie hier," beendete er mit einer zu seinem starken Körper in merkwürdigem Gegensatz stehenden hohen Stimme das Gespräch, das vom Grasertrag des Sommers gehandelt hatte.

Nun traten sie an den Tisch.

„Da ist mein Kind," sagte Boßhard zu dem Urner.

„So, so," lachte dieser kurz und grüßte Marianne.

Dann setzten sie sich.

Über dem Essen schwiegen die Frauen zumeist, nur ganz selten warf Frau Anna ein Wort in die Unterhaltung der Männer. Von diesen sprach der kurze, stämmige Boßhard, so wie es seinem Wesen und Äußeren entsprach, mit einem freundlichen, mitteilsamen Eifer. Sein kurzer, rundgeschnittener, kaum angegrauter Bart, die glattrasierte Oberlippe und die blauen, offenen Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von Gemütlichkeit. Des Urners Art war anders. Er sprach wenig und in kurzen, abgebrochenen Sätzen, zeigte eine zurückhaltende Ruhe und doch wieder ein in einem raschen Wort sich äußerndes Selbstbewußtsein und eine rauhe Rücksichtslosigkeit, die ihm Überlegenheit gab. Marianne heftete manchmal den Blick auf ihn, empfand weder Furcht noch Scheu, eher etwas wie Lust zum Widerspruch, aber auch eine Art ruhiger Neugier, weil der Mann anders war als die, die ihr bisher begegnet waren.

Wegen des Stiers waren die Männer handelseinig. Der Urner beabsichtigte noch weiter nordwärts zu fahren und das Tier auf dem Rückwege mit heimzuführen.

„Du kannst Denier den Weg durch die Matten zeigen," wandte sich Boßhard nach Tisch an Mariannen.

Sie war bereit und nickte zusagend.

Deniers Blick haftete indessen zum ersten Male auf ihr; aber als sie mit den Augen den seinen begegnete, tat er, als sähe er ganz anderswo hin. Schon nach einer kurzen Weile erhob er sich, um zu gehen. Boßhard, der viel Arbeit hatte, gab ihm das Geleit bis vor das Haus. Seine Frau hatte sich im Flur von ihm verabschiedet.

Marianne war den zwei Männern gefolgt. Als der Vater zurückblieb, trat sie an Deniers Seite.

„Eigentlich müßte ich mich selber zurechtfinden," sagte er. „Da ist ja offenes Land, nicht Wildnis wie bei uns."

„Der Weg, den ich Euch zeigen muß, ist näher," erwiderte Marianne. „Ihr würdet bis zur Bahnstation weit umgehen."

So schritten sie hin. Ihr Weg verlief sich in die Wiesen, bald verschwand er fast im hohen Grase. Ein Summen war rings um sie, und Falter gaukelten zur Rechten und zur Linken. Die Sonne brannte, aber ein Luftzug, der schmeichelnd über die Felder strich und das Gras wogen machte, ließ ihre Strahlen erträglich werden. Der Enge des Weges halber mußte Marianne vor dem Urner gehen. Er sprach aber zu ihr und verglich das Land, durch das sie schritten, mit seiner Heimat. „Das ist ein andres Bild, wo ich wohne, Mädchen. Da schneidet der See ins Land. — Dicht im Rücken haben wir die Berge, aber andre als hier, bolzgerade Steinwände. — An einem Tag wie der kann man nicht hinaufsehen, so blitzt es von der Sonne. — Unser Wald ist nicht grün wie der da drüben. Schwarz ist er, sieht immer aus wie zornig, während er über den Hütten steht. Vielleicht, weil ihm alle Jahre die Lawinen Löcher reißen."

So warf er alle paar Schritte die Worte hin. Marianne aber ging die fremde Welt doch auf, als ob sie sie mit Augen sähe. Und es schien ihr etwas daran, was sie anzog, etwas Dunkles und Herbes. Sie empfand plötzlich ein Verlangen, dieses Land einmal zu sehen.

Ihre Schweigsamkeit fiel dem Urner auf. Unwillkürlich betrachtete er sie von hinten, wunderte sich über ihre kräftige Gestalt, die starken Hüften und über das weißblonde, krause Haar, auch über den Flaum, der auf Stirn und Wangen ihres gesunden Gesichtes lag und in der Sonne schimmerte.

Sie kamen aus den Wiesen an einen Waldrand, wo der Pfad kaum mehr erkennbar war und in scharfem Abfallen sich gegen eine Tallandschaft senkte.

„Da müßt Ihr hinab. Dort unten liegt der Bahnhof," sagte Marianne.

Denier gab ihr ruhig und mit der Ungezwungenheit des älteren Mannes die Hand. Dabei fiel ihm auf, wie fest die ihre war und wie kräftig der Druck, mit dem sie die seine faßte.

„Auf Wiedersehen auf dem Rückweg," sagte er. Dann stieg er mit seinen schweren, schütternden Schritten den Hang hinunter. Aber einmal wandte er sich um und sah das Mädchen, das ihm nachschaute, noch oben stehen. Unwillkürlich wurde sein Blick scharf und gespannt. Die da oben schien ihm

ein ungewöhnlicher Mensch. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Aber er grüßte nicht mehr; unnötige Freundlichkeit war bei ihm daheim nicht Art. Rasch stieg er weiter.

Marianne stand lange an derselben Stelle, nicht weil sie den Urner noch immer erblicken konnte, sondern weil sie vor Sinnen das Weggehen vergaß. Es schien ihr auf einmal etwas Seltsames darin zu liegen, daß sie einen aus einem Märchen erwartet hatte, und daß dieser Urner gekommen war. Er erschien ihr im Grunde nüchtern und war ihr gleichgültig, aber ein sonderbares Zusammentreffen war es doch! — Von seinem Lande hatte dieser Denier gut zu erzählen gewußt! Sie machte sich auf den Heimweg und sah das Land, das er geschildert hatte, vor sich: den See, der scharf in das schroffe Land schnitt, die leuchtenden Berge und den nachthaften Bannwald. Sie sah das so deutlich, daß es beinahe war, als schritte sie auf die fremde Gegend zu.

Am Abend, als in der Boßhardschen Stube die Stehlampe auf dem sauber abgeräumten Tische brannte, kam die Rede auf den Gast aus Uri zurück. Frau Anna, die strickend am Tisch saß, hob von ihm an. Wie da in Uri ein ganz andrer Schlag von Leuten wohne als hier im Osten!

Der Bauer legte die Zeitung, in der er gelesen, auf den Tisch und schob die Brille an die freundliche Stirne.

„Er hat Ansehen daheim, der Denier," sagte er. „Er trägt allerlei Ämter und ist vermöglich."

„Er scheint freilich ein rechter Mann," meinte die Frau.

„Klug sieht er aus," fügte die nähende Marianne hinzu. Es fiel ihr ein, welch eine starke, weiße Stirne der Urner hatte, und wie wenig, aber auf die Sache gehend, er sprach.

So handelten sie ein paar Augenblicke von Denier und seinen Verhältnissen und waren einig, daß sie einen bemerkenswerten Besuch gehabt hatten. Bald aber fanden sie sich von dem anders gearteten Menschen und seinem Lande wieder auf ihnen Näherliegendes zurück, und nun kam in ihre Unterhaltung eine große Behaglichkeit, Klarheit und Ruhe. Was sie von ihrem Tagewerk, von der und jenen kleinen Sorge, dem und jenem Ereignis gemächlich, Boßhard über seiner Zeitung, die Frauen über ihren Handarbeiten, dahin redeten, warf kleine, scharfe Schlaglichter auf ihr einfaches Leben und zeigte dasselbe in einem stillen und freundlichen Schein, der etwas mit der gemütlichen Helligkeit ihrer Lampe gemein hatte . . . Ihre Meinungen — auch die Marianne sprach mit und wurde gern gehört — stimmten in vielem überein. Wenn aber ein Gegensatz sich zeigte, so verfocht jedes seinen Standpunkt mit einer unbewußten, rücksichtsvollen Heiterkeit. So kam kein Mißton in ihre Unterhaltung an diesem Abend. Dieser aber war nur ein schöner Ausschnitt aus einem gleichmäßig zufriedenen Leben, das sie führten, und das sie, ohne sie vor andern hervortreten zu lassen, zu in der Gegend wohl geachteten Leuten längst gemacht hatte.

Zweites Kapitel.

Jost Denier, der Urner, war wieder gekommen und wieder gegangen. An seinem zweiten Besuche war nichts Außerordentliches gewesen. Er verstärkte den Eindruck, den die Gastgeber von ihm empfangen, den eines ernsthaften und starken, vielleicht fast hartsinnigen Menschen. Marianne fiel es auf, daß der Urner sie bei diesem Besuche betrachtete, als bemerkte er sie erst jetzt. Ein paarmal, wenn sie plötzlich aufschaute, begegnete sie seinem Blick. Wenn sie darüber auch kaum nachdachte, so mochte es doch dazu beitragen, daß die Person des Gastes sie interessierte. Das, was ihn von ihren Bekannten unterschied, zog sie an, und sie dachte nie an ihn, ohne auch zugleich das ernste, rauhe Land zu sehen, in dem er wohnte, und von dem er ihr erzählt hatte.

Eine Zeitlang hörten sie nichts mehr von ihm. Im folgenden Frühjahr schrieb er an Boßhard wiederum eines Viehkaufes wegen und kam ein paar Wochen später selbst des Weges daher. Die Männer handelten diesmal nicht direkt miteinander, aber Boßhard vermittelte dem Geschäftsfreunde einen Kauf mit einem Nachbarn, und der Urner blieb einen Tag im Boßhardschen Hause. Ihre Bekanntschaft blieb auf diese Weise frisch und befestigte sich zusehends. Es ließ sich nicht verkennen, daß der dreißigjährige Denier an der viel jüngeren, aber in Gestalt und Wesen ihren Jahren vorangeeilten Marianne Anteil nahm. Er verstand sich nicht aufs Hofieren, seine Art blieb trocken und eckig; aber nach und nach ließ er durchblicken, daß er mit einer alten Mutter, Magd und Knechten allein wirtschafte und der Meinung sei, daß, wenn er heiraten wolle, das jetzt zu geschehen habe. Allmählich erfuhren die Boßhards vieles über sein Gut und seine Verhältnisse, so daß, wie er selbst, auch seine Umgebung ihnen vertrauter wurde. Sie hörten auch von dritten über ihn und nichts Nachteiliges. Es verstand sich nun von selbst, daß sie die offenbare Absicht des Urners, Marianne zur Frau zu heischen, besprachen. Auch hier war es seltsam, wie die bedeutsame Frage sie keineswegs erregte und aus dem Gleichgewicht brachte. In ruhiger Beratung erwogen sie Vor- und Nachteile. Die Mutter hatte das schärfste Urteil; sie hielt Denier für zu alt und hätte ihre Tochter lieber einem braven Manne aus der Umgegend gegeben, da diese aber, meinte sie dann, nicht zum vornherein ablehne, möge man die Angelegenheit immerhin gründlich erwägen. Boßhard sagten die Nüchternheit, der gute Ruf Deniers und die angesehene Stellung, die derselbe daheim inne hatte, zu. Marianne glaubte zu wissen, daß eine schöne und ernsthafte Lebensaufgabe im Hause des Urners ihrer wartete. Immer noch übte das Land, das er ihr geschildert, eine seltsame Anziehungskraft auf sie aus. Die Persönlichkeit Deniers selbst erschien ihr achtenswert. In ihren Augen gaben ihm seine kurz angebundene Selbstbewußtheit und Zurückhaltung Überlegenheit. Selbst ein Mensch, der schwer aus sich heraustrat, noch ohne jede Erfahrung in Liebesdingen, auch ohne Wunsch nach solcher, betrachtete sie ruhig das Zukunftsbild, das ihr sich bot, und gewann es allmählich lieb.

Eine Anzeige Deniers überbrachte ihnen in diesen Tagen die Nachricht von dem Tode seiner Mutter.

Ein paar Monate später nahm der Urner bei einem erneuten geschäftlichen Besuche Gelegenheit, Boßhard und seine Tochter zu einer Reise nach Seedorf, seinem Wohnorte, zu bewegen. Von diesem Besuche kamen Vater und Tochter befriedigt zurück, Marianne fast mehr noch als der Vater. Sie erzählten Frau Anna von dem Denierschen Hause, das größer, aber weniger schmuck wäre als ihr eigenes, die Spuren wilder Wetter und schwerer Wintertage an Wänden und dem großen, schwarzen Schindeldach trüge, von seinen niederen, fast ärmlich schmucklosen Stuben und den engen, unzulänglichen Ställen. Boßhard schalt auf diese Ställe; es nähme ihn wunder, daß das Vieh darin nicht verkümmerte. Aber Marianne erwiderte, es sei eben alles jäh dort in Seedorf: Menschen, Vieh und Häuser. Ein starkes und rauhes Stück Welt sei es! Und nun rühmte sie die Landschaft und das Tagewerk, das Denier mit seinen Leuten tat. Schwer müßten die ihr Brot verdienen! Sie hatte mit scharfen Augen um sich geblickt und zeigte sich nun so wohlunterrichtet, daß Vater und Mutter einander lächelnd ansahen, und letztere meinte, sie rede, als ob sie schon mit beiden Füßen im Denier-Hause stehe. Marianne errötete ein wenig und merkte, daß sie sich ereifert hatte, ertappte sich auch zum ersten Male darauf, daß sie in sich selbst, fast ohne es zu wissen, entschlossen war, des Urners Werbung anzunehmen. Es war dabei nichts Äußerliches, was sie lockte, sondern es regte sich vielmehr in ihr eine junge, gärende Kraft, die nach Ausfluß drängte, und die mit des Urners Eintritt in ihr Leben erwacht war. Sie hatte die Kinderschuhe abgestreift und begann an Dinge und Aufgaben zu denken, die sie bisher nicht beschäftigt hatten.

In der nun kommenden Zeit überwand Marianne die Bedenken und Hindernisse, deren sich noch manche ergaben.

Eines Tages schrieb Denier. Sein Brief war wie er selber. Eckig standen die kurzen Sätze da. Es war jedem Wort anzumerken, wie der Schreiber eine unangenehme Aufgabe trotzig abtat, dabei eine Art Scheu überwindend und innerlich zornig über diese Scheu. „Sie erführen nichts Neues aus seinem Briefe. Er habe an Marianne ein Mädchen gefunden, das wisse, was es wolle. Eine solche Frau brauchte er und hätte nichts gegen eine Heirat, wenn sie einverstanden sei."

So schrieb er, ohne zu bitten oder zu drängen. Eine Art Schlauheit trat dabei zutage; er hielt sich sozusagen einen Rückweg offen, indem er mehr seinen Willen, zu unterhandeln, betonte, als die Unterhandlung selbst führte.

Als sie über diesem Briefe saßen, kam den Boßhardschen erst dasjenige Bedenken, das am schwersten wog, und auf das sie bisher nicht verfallen waren.

„Warum nicht gar," sagte Frau Anna plötzlich, „einen Katholischen und in ein erzkatholisches Land!" Es tönte als bräche sie die Sache knacks ein für allemal ab.

„Davon haben wir bisher nicht gesprochen," sagte Boßhard mit ernstem Gesicht.

Marianne sah ihn aufmerksam an. Was der aufrechte und gerade Vater meinte, gab für sie den Ausschlag.

Er schüttelte mehrmals den Kopf. „Das ginge nicht! Nein! Eine Frau hätte ein schweres Leben mitten unter lauter Andersgläubigen! Freilich," fügte er später hinzu, „Denier gelte als freisinniger Mann."

„Man könnte ihn wissen lassen, was uns zu denken gibt," warf Marianne ein.

„So hältst du es für das Rechte, Kind?" fragte Boßhard die Tochter.

„Nein, nein," wehrte fast unwirsch die Mutter.

„Ich hätte Freude," sagte Marianne.

Sie besprachen und berieten. Allmählich stimmte auch die Mutter zu, daß das Beste eine gründliche Auseinandersetzung mit Denier sei. So schrieb am andern Tage Boßhard den Antwortbrief. Er war ausführlich und wohl überlegt. Boßhard verstand die Worte zu setzen, daß sie das sagten, was er wollte. Er überlas und ließ Frau und Tochter lesen. Sie stimmten bei, und der Brief ging ab.

Wochen vergingen nun noch, in denen vieles klargelegt wurde. Denier schien zäh an Marianne zu hängen; er willigte in vieles, was an dem Zurückhaltenden befremden mußte. Die junge Frau behielt ihren Glauben, und Denier meinte verständig, die Kinder müßten den Glauben der Mutter haben. Rauh fügte er hinzu, ihm selbst liege nicht viel an Kirche und Pfaffen.

Allmählich wurde alles glatter und glatt. Als nichts mehr im Wege war, drängte der Urner, er wollte noch vor dem Winter, der nahe war, Hochzeit halten. Marianne war in den Tagen neunzehn Jahre alt geworden. Wer sie sah, von derber Erscheinung und ruhigem Wesen, konnte sie für fünfundzwanzig halten.

An einem Herbsttage fand in Grüningen die Hochzeit statt. In der Kirche, die am Berghang, über dem großen See des Landes, stand, drängten sich die Neugierigen. Es war etwas Außergewöhnliches, daß eine Bauerntochter aus dem streng protestantischen Lande einen Andersgläubigen nahm, und einen aus der Urschweiz dazu. Aber diejenigen, welche die Brautleute nebeneinander vor dem Pfarrer stehen sahen, gaben zu, daß sie zueinander paßten. An beiden war eine herbe Tüchtigkeit.

Die Feier hatte nichts Außergewöhnliches an sich. In einem guten Wirtshaus des Dorfes nahm die Festgesellschaft, zu der außer den Nächstbeteiligten nur zwei Schulkameradinnen der Marianne und einige Verwandte sich gesellt hatten, die Mahlzeit ein. Am selben Nachmittag — Denier war daheim nötig — verreiste das neue Paar nach Hause. Es war ein kurzer Abschied; aber Boßhard und seinem Weibe wie Marianne wurde er nicht leicht. Sie machten wenig Worte. Ihre Gesichter zuckten nur, und ihre Hände lagen einen Augenblick heftig ineinander geklammert.

Marianne Denier hatte dann eine stille Hochzeitsreise. Sie und ihr Mann saßen einander gegenüber in dem Dritteklassewagen. Denier tätschelte

einmal ihre Hand mit einer Art väterlicher Freundlichkeit. „Jetzt geht es in eine neue Heimat," sagte er lächelnd.

Sie sah ihn gerade und fest an. „Ja," gab sie mit frischer und starker Stimme zurück.

Je näher sie dem Vierwaldstätter See kamen, um so einsilbiger wurden sie. Denier, weil er es von Natur aus war; Marianne, weil die Landschaft, durch die sie fuhren, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ihr Herz klopfte. Das Land baute sich immer gewaltiger vor ihren Blicken auf. Sie war an das liebliche Bild der Heimat gewöhnt, und wie bei ihrem ersten Besuche, wurde ihr der Atem eng, nun sie dieses neue, herbe Land betrachtete. Dabei war ihr, als ginge von der Gegend, die sie durchfuhren, eine geheime, auf den Menschen wirkende Kraft aus. Ihre Brust begann sich zu dehnen und sie empfand eine frohe Ungeduld nach der Arbeit, die ihrer am Reiseziel wartete.

Der anfänglich helle Himmel überzog sich dann. Bald brach ein schwerer Regen nieder, der noch anhielt, als der Zug in Flüelen hielt.

Denier blickte aus dem Wagenfenster. „Ich habe den Postwirt von Flüelen anspannen heißen für uns," sagte er mit einer fröhlichen Wichtigkeit.

Im Aussteigen bemerkte Marianne einen Einspänner, der neben dem Stationsgebäude hielt. Er fiel ihr auf, weil das Pferd, ein starkes, schweres Tier, vom Zuge erschreckt, sich bäumte und von mehreren Männern mit Mühe festgehalten wurde, während andre Leute das Fuhrwerk neugierig umstanden.

„Er hat ein nagelneues Gespann geschickt, der Postwirt," sagte Denier und lächelte befriedigt. Dann schritten sie auf den Wagen zu.

Das Pferd trug bunte Schleifen am Kopf. Der Fuhrknecht, ein junger, kräftiger Bursche, hatte einen Maien an den Hut und einen solchen an die Brust gesteckt. Er grüßte lachend, als sie herantraten.

Denier reichte ihm die Hand und begrüßte auch einige der Umstehenden, die ihm bekannt waren. Er unterhielt sich mit ihnen und nannte Marianne ihre Namen. Es entstand ein namhaftes Aufsehen, und Marianne wurde weidlich angestaunt.

„Das Pferd scheint mir unruhig," wendete sich dann Denier zu dem Fuhrknecht, indem er das Tier musterte.

„Ich werde ihm schon den Meister zeigen," entgegnete mit lachendem Prahlen der andre.

Marianne stand auf dem Trittbrett des Wagens. Im gleichen Augenblicke zog das aufgeregte Tier an.

Der Knecht schimpfte und bändigte es mühsam.

Marianne trat in die Straße zurück. Sie fürchtete sich nicht, aber sie sagte: „Sollen wir nicht lieber den kurzen Weg zu Fuß gehen? Das Pferd ist nicht zuverlässig."

Vielleicht, daß Denier es nicht liebte, Aufsehen zu erregen oder daß er der Gaffer überdrüssig war. „Nein, nein," sagte er und schob sie in den Wagen, „der Bursche versteht zu fahren. Ängstige dich nicht."

Dann fuhren sie ab. Das Pferd lief ruhig, nur die Ohren warf es hin und her, und manchmal schnaubte es auf. Einmal erschrak es vor einem Stein im Wege und tat einen Seitensprung. Denier neigte sich vor und beobachtete es, dann sprach er ein paar mahnende Worte zu dem Knechte und saß wieder ruhig. Sie kamen wohlbehalten durch das Dorf. Die Leute blickten ihnen aus Türen und Fenstern nach.

Der Regen hörte auf, aber ein schwerer Nebel, von einem scharfen Winde gejagt, kam hinter dem Fuhrwerk her und verhüllte die Berge.

Marianne legte den Hut ab. Der Wind riß ihre kleinen Haarlocken an Stirn und Schläfe auf, daß sie wehten. Ihr heller Scheitel leuchtete, während sie die verdüsterte Straße fuhren.

Nun näherten sie sich wieder der Bahnlinie.

„Ein Zug steht dort," mahnte Denier den Knecht.

„Wir kommen noch hinüber," antwortete der.

Dann fuhren sie mit einem wilden Ruck über das Geleise. Das Pferd erschrak über dem Poltern der Räder. Der Knecht keuchte und fluchte. Er hatte Mühe, das Tier zu halten. In diesem Augenblick pfiff drüben schrill und durchdringend die Lokomotive des zur Abfahrt stehenden Zuges. Das Pferd fuhr zusammen, dann bäumte es sich, schlug aus und zerschlug die linke Deichsel. Und als es die zersplitterte Stange fühlte, warf es sich wie rasend in die Stricke und schoß straßvorwärts. Ein Stoß schleuderte den Knecht vom Bocke. Aber Denier suchte die Zügel zu erhaschen. Er raffte sich auf. Als er jedoch die starken Lederriemen zu halten glaubte, sprang das Pferd zur Seite, und ein jäher Ruck warf die beiden Wageninsassen über den Bock hinaus nach vorn. Marianne wurde in einem Bogen in die neben der Straße liegende Matte geworfen, Denier verwickelte sich in die Zügel und schlug schwer auf die harte Straße. Und das Pferd war wie toll. Nun umging es den Gestürzten, vom Holz der Deichsel geschlagen. Nun schoß es wieder vorwärts. Die Straße schien unter dem Stoße seiner Eisen zu ächzen. Der Wagen schlug um und zerschlug. Das Tier riß die Trümmer und den an den Riemen des Leitseils gefesselten ohnmächtigen Mann hinter sich her. Räder gehen über ihn hinweg, drängen ihn seitwärts und fassen ihn abermals. Der Kot der Straße hängt sich an ihn, und Steine reißen ihm den Hochzeitsanzug in Fetzen vom Leibe. Endlich löst sich die lederne Schlinge. Die wilde Flucht des rasenden Tieres, des zerhauenen Fuhrwerks geht weiter. Ein dunkler, schwerer Körper bleibt in der Straße zurück: entstellt, zerschunden, zerwühlt. Eine Blutspur führt zu der Stelle. Eine Lache bildet sich, wo der Klumpen liegt, und der Weg saugt das Blut langsam ein.

Wegs daher kam Marianne Denier. Sie war bleich, ihr Haar war gelöst, vom Fall aufgerissen und im Gehen vollends entflochten. Schwer hing es ihr auf dem breiten Rücken und die Achseln. Sie sah aus wie eine Frau aus einer frühen Vorzeit, als sie noch mit wallenden, ungepflegten Haaren gingen. Die Verwirrung und die ungeheuere Erregung des Augenblicks gaben ihr ein wildes Ansehen. Ein Stück hinter ihr folgte der Knecht hinkend, jammernd und fluchend. Von der entgegengesetzten Seite aber erschienen bald

Leute, eilig, neugierig, durch das dorfeinstürmende Pferd zum Gedanken geweckt, daß ein Unglück geschehen sein müsse.

Marianne Denier schritt aufrecht, mit starken Schritten, nur mit seltsam schlenkernden Armen ihres Weges. Von weitem sah sie den dunklen Körper im Wege liegen. Sie war die erste, die ihn erreichte. Sie bog sich nieder. Sie fror bei dem Anblick. Sie sah in ein fürchterlich entstelltes Gesicht; aber der Verunglückte atmete. Manchmal stöhnte er kurz. Marianne hatte keinen klaren Gedanken, sonst würde ihr aufgefallen sein, daß sich wohl etwas schmerzlich in sie hineinkrallte: Mitleid um den Menschen, Schrecken, Verlangen zu helfen, ein Gefühl der Ohnmacht, aber daß ihr Herz nicht schrie ob des fürchterlichen Unglücks, das denjenigen traf, der seit heute ihr Mann war. Sonst würde es ihr aufgefallen sein, daß sie dieses Mannes bisher kaum recht geachtet, weil ihr Blick vielmehr auf die Umgebung, in die er sie führen sollte, gerichtet war, als auf ihn selbst.

Die Leute näherten sich. Der Kutscher kam heran. Es hob ein Fragen, Schreien und Untersuchen an. Da erinnerte sich Marianne an das, was ihr oblag. Sie schickte Burschen nach einer Bahre, einen Mann nach dem nächsten Arzt, den sie von ihnen erfragte. Während des Wartens wusch sie mit Wasser aus einem nahen Bach das Gesicht ihres Mannes.

Die Seedorfer erholten sich von ihrem Staunen über den Bewußtlosen und sein Mißgeschick und begannen die fremde Frau zu mustern, die ihnen jener hatte bringen wollen.

Nach einer Weile wurde die Bahre gebracht. Sie luden Denier auf, so sorglich sie es mit ihren derben Fäusten zuwege brachten. Dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Mit hängenden Köpfen, die Hüte in den Händen, als brächten sie einen Toten, trugen die Männer den Verunglückten und schritten andre hinter ihm und der Frau. Der Tag wurde immer düsterer. Die Nebel jagten sich und sanken tiefer, bis sie nahe über den Boden huschten. Die Leute im Zuge bekamen feuchte Gesichter und schwernasses Haar. Das war Marianne Deniers Hochzeitsreise.

Drittes Kapitel.

Marianne stand an einem der Fenster der Wohnstube in dem hohen, grau verschindelten, grüne Laden und ein schwarzes Dach tragenden Hause ihres Mannes. Dieses Haus war an einen freien Platz gebaut, in dessen Mitte ein Brunnen war. Zwei Straßen führten an ihm vorbei, die eine dem See zu, die andre nach Altdorf. An der nach dem See hinbiegenden stand die große Scheune Deniers. Jenseits des Platzes erhob sich die Kirche, weiß, mit schlankem Turm, einer von Kletterreben umwachsenen Rundmauer und einem freundlichen Friedhof. Marianne Denier sah das alles nicht zum ersten Male seit ihrem Einzug; aber zum ersten Male kam sie dazu, zu erfassen, was sie sah: da drüben die Kirche! Dort der Stall! Hier die Straßen, eine dahin, eine dorthin laufend!

Mariannes Haar war festgesteckt. Sie trug ein braunes Kleid von rauhem Stoff, ohne Firlefanz, mit kurzer Jacke und weit hinauf gebundenem Rock. Die Jacke saß prall an Armen und Busen. Eine kattunene Schürze war um die Hüfte gelegt. An der ganzen Erscheinung war etwas Sauberes, Besorgtes und Ruhiges. An diesem Morgen hatte Marianne zum ersten Male Muße, sich umzusehen, wo sie war. Sie tat es mit ruhigem und klarem Blick, mit einem Wesen, das mit ihrer äußeren Erscheinung im Einklang war, und begann damit, daß sie die nächste Umgebung des Hauses musterte. Es war heute der dritte Tag seit ihrer Ankunft. In der Kammer, die an die Wohnstube stieß, wo die weißen Betten und die weißen Vorhänge waren, lag Denier, der in einem Augenblick verwüstete Mensch, und in dieser Nacht hatte sein Stöhnen aufgehört. Am Abend vorher hatten die Ärzte, deren zwei gekommen waren, erklärt, der Verunglückte würde leben, aber ein böses Leben! Jost Denier war blind und ein Krüppel. Da gab es kein auf und ab! Der Leib war wüst, nur der Geist hatte keinen ernsten Schaden gelitten. Das war das Ergebnis dieser drei Tage! Aber es war ein Ergebnis, ein Ende für Unklarheit und Verwirrung, Unruhe und Furcht. Die Zukunft war nicht mehr Nebel und Nacht, es war ein Weg, der hinauslief, und Marianne betrachtete ihn an diesem Tage von seinem Anfange an, Stück um Stück, soweit er zu sehen war.

Während sie nun sinnend aus dem Fenster schaute, löste sich ihr Blick bald von den Straßen, zog weiter, über das sich dehnende, schmucklose Dorf hin, und hob sich zu den Nebeln, hinter denen sie die Berge stehen wußte. Diese Nebel waren seit ihrem Einzug nicht gewichen. Schwere Regen waren niedergegangen, anfänglich warm, dann immer kälter. Heute kam Bewegung in die Schwaden. Der Regen hatte aufgehört, und die grauen Wolken rissen in der Höhe. Allmählich tauchte, von Neuschnee leuchtend, ein Berg nach dem andern hervor. Hoch, scheinbar durch nichts mit dem Tale verbunden und von seltsamen und geheimnisvollen Lichtern überloht, standen sie da. Marianne starrte wie in einem Bann hinüber. Erst als die Wohnstubentür ging und eine junge Magd, eine Tasse Milch in Händen tragend, eintrat, wendete sie sich vom Fenster hinweg. Ihr Blick gewann rasch die anfängliche Schärfe zurück. Sie achtete auf die Einzelheiten der Stube, in der sie nun schon zwei Tage wie im Traum aus- und eingegangen, und betrachtete die eben eingetretene Magd näher, mit der sie seit ihrem Hiersein das und jenes gesprochen, ohne zu fühlen, mit wem sie das tat, und ganz noch von dem befangen, was sich an ihrem Hochzeitstage ereignet hatte.

Die Stube war weit von derjenigen verschieden, in der sie daheim gehaust hatte. Jene war freundlich, fast schmuck gewesen, diese war leer und derb. An den gelben Holzwänden der letzteren hingen unregelmäßig verstreut ein paar unschöne gedruckte Heiligenbilder. In der Mitte stand herrisch und plump ein ovaler eichener Tisch mit vier schweren Füßen. Etwas Eigensinniges war an dem ungefügen Möbelstück, es war wie der König zu dem übrigen Gerät, den harten, steifen Stühlen, der krumm hängenden schwarzen

Uhr und dem weitvorstehenden graugrünen Ofen, auf dessen breiter Platte die ganzen Hausbewohner sich ausstrecken konnten.

Die Magd wollte in das Zimmer treten, in dem Denier lag, als Mariannes Blick sie erreichte. „Gehst du ungekämmt herum, Heinrika," fragte die letztere.

Das schmalbrüstige Mädchen stand still und wendete sich um. Ihr farbloses Gesicht, mit den Schatten unter den Augen rötete sich nicht, nur am Halse und ganz tief am Rande der Wange war eine kleine Bewegung des Blutes, die verriet, daß sie sich schämte.

„Ich bin zu spät erwacht," entschuldigte sie sich. Mit der freien Hand strich sie unwillkürlich das schwarze Haar, das in Fetzen ihr ins Gesicht fiel, zurück. Ihre braunen Augen, die den verschwommenen Zügen jugendlichen Liebreiz gaben, hatten einen halb scheuen, halb störrigen Ausdruck.

Marianne trat auf sie zu und nahm ihr die Tasse ab. „Ich trage sie selbst hinein," sagte sie. „Bring dich in Ordnung."

Die Heinrika entfernte sich schweigend. Marianne aber trat in die Nebenkammer. Die letztere war freundlicher als die Wohnstube. Das tannene Gerät war neu, und die weißen Bezüge der zwei nebeneinander stehenden Betten wie die Vorhänge brachten eine schöne Helligkeit hinein. In dem einen der Betten lag Denier reglos. Es war nichts von ihm zu sehen; denn der Kopf war mit weißen Binden ganz umwunden, und die Arme, von denen der rechte gebrochen war, lagen unter der Decke. Marianne trat zu ihm und als sie auf ihn niedersah, schauderte sie. Es war nicht zu glauben, daß dieser hilflose Leib demselben starken Menschen angehörte, der sie vor wenigen Tagen aus dem väterlichen Hause geholt hatte.

„Bist du's?" lallte der Kranke, die Worte waren kaum verständlich; denn die Sprache kam ihm langsam zurück, würde vielleicht nie mehr die frühere Deutlichkeit gewinnen, wie der Arzt sagte.

„Ich bringe die Milch," gab sie Bescheid.

Da öffnete er den Mund, und sie begann, ihm Löffel um Löffel die Milch einzugießen. Einmal lallte er wieder ein paar Worte. Es war, als ob er sagte, daß ihm kein Glied ganz sei. Plötzlich brach er in ein fürchterliches Schluchzen aus. Marianne setzte die Tasse beiseite und bog sich zu ihm nieder, die Qual, die aus ihm schrie, erschütterte sie so, daß auch ihr die Tränen kamen. „Sei ruhig," sagte sie mit engem Atem, „wir müssen lernen, es geduldig zu tragen."

Das Schluchzen nahm nach einer Weile ab und verlor sich. Denier lag wieder reglos. Dann schlief er vor Schwäche ein.

Von seinem Bett hinweg fuhr Marianne dann fort, sich in ihrer neuen Umgebung umzusehen. Das Haus war groß und hatte viele leere Räume. Sie besah es vom Boden bis zum Keller. Unterwegs traf sie die Heinrika, die sich ordentlicher trug. Sie sandte sie in die Wohnstube hinauf, damit sie in der Nähe sei, falls der Kranke eines Dienstes bedürfe. Sie selber ging mit sicherer Bewußtheit ihres Weges. Sie fühlte, daß sie die Zügel dieses Hauswesens in die Hand nehmen mußte, und wollte heute wissen, wo sie regierte.

In der Küche traf sie auf die Köchin Aloisia. Die war dabei gewesen, als sie mit Denier ins Haus gekommen und hatte seither bei den Mahlzeiten mit am Tisch gesessen, aber auch sie besah sich Marianne jetzt zum ersten Mal und sah ein kleines, zähes Weib mit gelbgrauem Haar, einer Hakennase und hellen scharfen Augen, die vermieden sie anzusehen.

Ganz zuletzt trat die Entdeckerin ihres Eigentums über die Straße in den Stall. Als sie die Tür öffnete, hinter der die Kühe standen, kam aus dem nebenan liegenden Schweineschlag Melk, der Knecht, mit zwei Sprüngen herausgeeilt. Das war ein Merkmal an ihm, daß er nicht mit Schritten sich fortbewegte, sondern auf seinen dünnen federnden Beinen in Sätzen von einem Ort zum andern eilte, und er war der fleißigste Knecht Land auf und ab. Vor Marianne machte er einen unbeholfenen Bückling, als sähe er sie zum ersten Mal und hieße sie auf seinem bescheidenen Eigentum willkommen.

„Ich möchte das Vieh sehen," sagte sie zu dem Knechte, und der nickte dazu und ging ihr voraus durch den Stall. Er zeigte ihr Kuh um Kuh, legte auf den Rücken einer jeden seine haarige braune Hand und erzählte eine Geschichte, was das Tier für Mücken, Tücken und Tugenden hatte. Manchmal drehte er während des Redens an den paar schwarzen steckigen Schnurrbarthaaren, die auf seiner Oberlippe links und rechts herausstanden, knixte wieder und sprang nach der Tür, als ein Windstoß sie zuschlug, war immer voll Bewegung und voll einer eckigen Unterwürfigkeit. Marianne fiel auf, wie seltsam in diesem rauhen engen Lande alles zueinander paßte, die schmucklosen Wohnräume, diese niederen luftarmen Ställe mit unsauberem, dürrem Farnkraut als Streu statt des gelben Strohes, das eckige Volk, selbst das Vieh. Die Kühe waren von einem kleinen Schlag, zumeist mausgrau von Farbe oder weiß, nur ein kleiner, starker, unwirscher Stier stand gesondert in einer Ecke und war schwarz, als sei er aus dem Landwappen selber herausgestiegen.

Als Marianne die Ställe wieder verließ, wußte sie darin Bescheid, wie wenn sie seit vielen Wochen darin aus- und eingegangen. So eigentümlich geschärft war ihr Blick an diesem Tage, da sie aus ihrer Betäubung erwacht war.

Auf der Straße lag eine merkwürdige Helligkeit, die von den verschneiten Bergen herabgeworfen wurde. Diese Berge wuchsen immer freier und ragender aus dem Dunst der Tiefe auf. Marianne legte die Hände unter der Brust zusammen und wollte, den Kopf mit der schweren weißblonden Haarkrone nachdenklich geneigt, die Straße überschreiten. Da eilte Melk, der Knecht, mit geschäftigem Wichtigtun an ihre Seite. „Da kommt der Pfarrherr, Frau," sagte er und knixte steif gegen einen alten, hohen Priester, der in die Straße einbog. Letzterer nickte unmerklich, und es schien einen Augenblick, als ob er vorbeigehen wollte. Dann kam er mit langsamen und würdevollen Schritten näher. Sein Oberkörper neigte sich leise nach vorn. Ein dünner, glänzend weißer Haarkranz war unter dem schwarzen Käppchen sichtbar, das er trug.

„Er ist schon alt, Euer Pfarrherr," sagte Marianne zu dem Knecht, ehe jener sie erreichte.

„Aber kein besserer weit herum," gab Melk zurück. „Und gelehrt," fügte er hinzu.

Der Geistliche, der jetzt mit einem zurückhaltenden, fast kühlen Gruß zu ihr trat, erregte Mariannes Aufmerksamkeit. Sein Talar war von feinem, tadellosem Schwarz, sein bartloses Gesicht hatte scharfe vornehme Züge und eine hohe wie von schwerer Arbeit müde Stirn. Er reichte ihr drei Finger seiner schlanken und weichen Hand.

„Sie sind die Frau Denier?" sagte er. Seine Stimme war sehr leise, aber die schmalen Lippen des strengen Mundes formten jedes Wort so scharf, daß diese eigentümlich deutlich und hart klangen. Dann fragte er nach dem Ergehen des Verunglückten.

Marianne blickte frei in sein Gesicht. Er hatte sich bisher nicht um Denier bekümmert, und sie wußte, daß ihm dessen Heirat nicht genehm gewesen. Aber sie betrachtete ihn ruhig und konnte sich eines Gefühls scheuer Verehrung nicht erwehren. Dann gab sie auf seine Frage Auskunft. Ein seltsamer Gegensatz war zwischen ihnen, während sie voreinander standen. Alles Licht war auf die gedrungene, blonde Frau geworfen, dunkel und streng stand der Priester da. Er hielt sich nicht lange auf. Wie er Marianne gegrüßt hatte, so verließ er sie, zwei Finger nur in ihre volle Hand legend. Als er gegangen, war es Marianne, als hätte er sie gefragt: Was willst du — du Fremde — da unter uns?

Sie ging ins Haus zurück und traf Denier wach und bei Besinnung. Er begann zu sprechen, sobald er ihren Schritt hörte; aber sie vermochte kein Wort zu verstehen, und als sie näher trat, wurde er ungeduldig, daß sie noch immer nicht wußte, was er wollte. Er stieß sonderbare Töne aus, fast wie ein zwängendes Kind, bis sie sich neben dem Bette niederließ und ihn ruhig ermahnte, langsam noch einmal zu wiederholen, was er von ihr gewollt hätte. Als er das tat, begriff sie endlich, daß er ihr Aufschlüsse geben wollte über das, was ihr zu tun obliege. Er begann sie in seine Vermögensverhältnisse einzuweihen, soweit das nicht schon früher geschehen war, hieß sie sich um den Viehhandel und das Land im Berg kümmern, bis er selber wieder der Sache nachgehen könnte, gab ihr Lehren, wie das Hauswesen zu führen und das Gesinde zu beaufsichtigen sei und nannte einmal übers andre einen Namen, den sie unmöglich verstehen konnte, von dem sie nur nach und nach erriet, daß er einen Vetter des Kranken bezeichnete, der irgendwo als Knecht bedienstet war, und den Denier herkommen lassen wollte. Das Gespräch war unendlich mühsam; immer wieder unterbrach der Kranke dasselbe mit vielen Zeichen zorniger Ungeduld, dann wieder zwang die Erschöpfung ihn, inne zu halten. Aber Marianne lernte vieles daraus und hatte ein Empfinden, als schmiegten sich die Zügel immer fester in ihre Hand, an denen sie dieses fremde Hauswesen leiten sollte.

Viertes Kapitel.

Vier Wochen war es her, seit sie Jost Denier als einen Krüppel heimgetragen hatten. Er mußte nicht mehr zu Bett liegen. Mit geschientem Bein und verbundenem Arm saß er in Kissen gebettet in der Wohnstube. Aber er war blind, seine Sprache war undeutlich, so daß kein Fremder ihn verstand, und er kam nie mehr zum Gehen. Marianne hatte sich eingelebt. Sie holte sich Rat bei ihrem Mann, wenn sie dessen bedurfte; aber sie hatte einen scharfen Verstand und wußte vieles aus Eignem zu ordnen. An dem Kranken tat sie geduldig, ja mit einer gewissen Freude ihre Pflicht, obwohl das nicht ganz leicht war; denn Denier kam immer und immer nicht über den qualvollen Gedanken hinweg, daß er für sein Leben lang elend war, für ein langes Leben vielleicht. Er zeigte sich einmal weinerlich und mutlos, das andre Mal zornig und mit aller Welt zerfallen.

Marianne hatte Nachrichten von zu Hause. Der Vater wäre auf die Kunde von dem Unglück gern hergeeilt; aber die Mutter war schon vor der Hochzeit nicht wohl gewesen, und er wagte nicht, sie allein zu lassen. Er schrieb einen mitleidsvollen und ernsthaften Brief, mahnte die Tochter stark und ihrem Manne nun erst recht eine treue Stütze zu sein, fest in das neue Haus hineinzustehen. Auch die Mutter fügte liebevolle Worte hinzu. Bisher hatte aber jeder Tag so viel Neues, so viel Arbeit für Marianne gebracht, daß sie nicht dazu gekommen war, über sich selbst und über ihr inneres Verhältnis zu ihrem Manne nachzudenken.

Nun saß Denier in der Wohnstube und Marianne mit einer Handarbeit bei ihm. Mittagszeit war vorbei. Der Herbststurm fuhr ums Haus. Rote Blätter flogen und raschelten. Deniers noch immer verbundener Kopf war hintenüber gesunken. Er schlief. Von dem kräftigen Manne war wenig mehr geblieben, was an frühere Zeit erinnerte. Ein Stück der starken und freien Stirn ragte aus den Binden, aber zwei Narben standen darin. Um das ehemals glatte Gesicht lief der starke Schatten eines sprossenden struppigen, schwarzen Bartes. Die eine Hand aber, die er auf die Lehne seines Stuhles gestützt hielt, war bleich, hager und schwach wie Krankenhände sind, selbst das Braun der Haut begann zu schwinden. Marianne hatte sich mit ihrem Manne unterhalten. Er war während des Gesprächs eingeschlafen, und sie hatte sich ihren Gedanken überlassen. Allmählich fühlte sie sich von der eingetretenen Stille bedrängt, ließ ihr Strickzeug sinken und richtete den Blick auf Denier. Sie hatte ihn diese Wochen her oft angesehen, allein noch nie Muße gehabt, wie jetzt forschend vor ihm zu sitzen. Darum drang der Schrecken über das, was mit ihm geschehen war, stärker als je auf sie ein. Sie maß den Körper des Schlafenden mit einer Art Angst und innerer Unruhe, Glied um Glied, immer wieder, und suchte sich zu vergegenwärtigen, wie er früher ausgesehen hatte; aber es gelang ihr nicht aus dem, was war, das Bild des Gewesenen wieder aufzubauen. Die Stube, in der sie noch nicht heimisch war, der Schlafende, der vor ihr saß, gaben ihr ein Empfinden der Qual. Dann

kam ihr der Gedanke an daheim. Sie sah das freundliche Haus auf grünem Hügel in eitel Sonne stehen, nickende Blumen an schmucken Fenstern und helle wohnliche Stuben. Nun saß sie hier in einem fremden und dunklen Lande, unter Menschen, die sie mit gleichgültigen oder unfreundlichen Blicken betrachteten, würde ein Leben lang hier sitzen müssen! Sie spürte eine leise Reue in sich, daß sie gekommen, und weil sie ihr unrecht schien, begann sie sich Rechenschaft zu geben, wie alles sich so gefügt hatte. Dabei nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Während die Nadeln einen seltsamen Takt schlugen, überlegte sie sich, daß niemand eine Schuld an dem traf, was war. Einzelne Dinge hatten sich verschoben, aber die Hauptsache war sich gleich geblieben: Sie, Marianne, wohnte in dem starken und ernsten Lande, nach dem sie ein Verlangen gehabt, und der Wirkungskreis und Lebenszweck, die sie zu finden gehofft hatte, war nicht kleiner geworden, sondern gewachsen. Als sie das ermaß, gewann sie ihren Gleichmut und ihre innere Zufriedenheit zurück. Mit breitem Rücken lehnte sie in ihrem Stuhl. Der Wind riß draußen vor der Sonne eine Wolke entzwei. Da fuhr ein stechender Lichtblitz in die Denierstube und scharf über die strickende Frau. Die Härchen an den Wangen, die weißen Brauen und die schwere Haarkrone glänzten. Und während die Sonne noch in der Stube blieb, kamen draußen starke Schritte durch den Flur und pochte ein Finger ungeschickt an die Tür.

„Herein," rief Marianne leise. Denier erwachte nicht von dem Ruf.

Auf die Einladung hin kam ein Mann mit einem starken, schwunghaften Schritt über die Schwelle getreten, hatte die Hand an der Klinke, bemerkte noch beim Eintreten den Schlafenden und schloß sacht die Tür, die er laut geöffnet hatte. Er zog einen neuen weichen Filzhut von welligem, dichtem, braunem Haar und ließ einen grauen Handkoffer von der Schulter zu Boden gleiten. Dann stand er einen Augenblick, den breiten Oberkörper vorgeneigt, an die Stelle genagelt, so sehr überraschte ihn der Anblick des Schlafenden. „Das ist also — das kann er doch nicht sein — der Jost?" sagte er mit gedämpfter Stimme und einer Handbewegung gegen den Schlafenden zu Marianne.

Diese blieb sitzen, fast unwillkürlich, halb um Denier nicht zu wecken, halb weil des Eingetretenen Leisetun sie ansteckte. „Er ist es," bestätigte sie nickend und betrachtete den Vetter Michel Denier, dem sie auf Wunsch ihres Mannes vor Wochen geschrieben, der aber seinen Knechtplatz nicht früher verlassen und erst heute hatte kommen können.

Jost Denier hatte den Vetter gerühmt. Er sei arbeitsam und habe einen klaren Kopf, brauchte schon lange nicht mehr Knecht zu sein, habe eigen Erspartes, hause nur so, weil seiner Eigenheit das harte Dienstbotenleben zusage. Etwas von der Eigenheit stand Michel Denier auf die kurze, starke Stirn geschrieben, über der sich das Wollhaar kräuselte. Er war nicht groß, breitschultrig, hatte dunkle Gesichtsfarbe, einen kurzen Hals, einen braunen Schnurrbart und blaue leuchtende Augen. Er trug dunkles Feiertagsgewand. Es verhüllte muskelharte Arme und Beine, die Hose strupfte an der starken Wade, und die Armmuskeln preßten ihre Abdrücke in den rauhen Gewandstoff.

„Jesses, Jesses," sagte Michel und schüttelte den Kopf, als begreife er noch immer nicht, daß der Krüppel dort der sein konnte, den er als gesunden Menschen gekannt hatte.

Erst jetzt erhob sich Marianne, ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. Sie errötete leicht; sie fand sich nicht gleich in die neue Verwandtschaft.

„Du bist also die Frau?" sagte Michel, lachte leise und empfand dasselbe Unbehagen wie sie.

Noch immer den Schlafenden schonend, lud Marianne ihn zum Sitzen ein, worauf er sich am Tisch Denier gegenüber niederließ. Während sie hinausging, ihm Wein und Brot zu holen, saß er still auf seinem Stuhl, den Arm auf den Tisch gelegt und betrachtete den Blinden. Erst als Marianne zurück kam, musterte er heimlich auch sie. Er wunderte sich, was der arme Mensch für eine genommen hatte, sein Elend mit ihm zu teilen, und je mehr er die Frau ansah, desto aufmerksamer wurde sein Blick.

Marianne ging auf Hausschuhen mit einem leisen Schlürfen ab und zu. Sie hatte keinen leichten Gang; aber Michel wunderte sich über das stattliche, breithüftige Weib mit dem eigentümlich hellen Haar, das der Vetter sich ausgesucht hatte.

Da erwachte Jost Denier. Er fuhr mit der unverletzten Hand tastend auf die Tischplatte und in die Luft und zog die Brauen über den erloschenen Augen hoch, so daß sie unter der Stirnbinde verschwanden; dann blies er die Nüstern auf wie ein witterndes Tier und lallte. Wer da sei, fragte er.

Marianne trat auf ihn zu. „Der Vetter ist angekommen," sagte sie.

„Guten Tag, Jost," grüßte Michel.

Mit derselben suchenden Bewegung streckte Denier die Hand aus.

Michel trat zu ihm und ergriff sie. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Hast — hast du mich noch gekannt?" fragte Denier. Gleich darauf stieß er ein zorniges Ächzen und dann einen Fluch aus, der so heftig und deutlich war, daß selbst Michel ihn verstand.

„Sei ruhig, Jost," mahnte Marianne.

Der Krüppel würgte und biß an dem herum, was ihn erregte. Nach einer Weile wurde er Herr darüber. „So ein Leben," knurrte er noch. Darauf hieß er Michel sich setzen und nach einer kleinen Pause begann er ruhiger zu sprechen.

Als er drei Sätze lang zugehört hatte, sah Michel sich verlegen nach Marianne um. Er gab sich Mühe, aber er begriff nicht, was der andre sprach.

Denier mit dem scharfen Spürsinn des Blinden bemerkte die Bewegung. Er erregte sich abermals. „Setze dich zu uns, Marianne," befahl er mit zitternder Unwirschheit, in seiner schweren Zunge.

Gelassen setzte sich Marianne zwischen die Männer. Nun begann Denier zu erklären, warum er Michel gerufen hätte, und was er von ihm wollte. Nur selten erfaßte der Angekommene sofort, was er meinte. Marianne aber nahm ihrem Manne die Worte von den Lippen und verdeutlichte sie dem andern:

„Hier bist du nicht nötig, hier wäre sie schon fertig geworden, die Frau. Sie weiß sich selber zu helfen. Und Melk, der Knecht, weiß Bescheid. Aber da ist der Handel. Er hat zugenommen. Es muß einer viel im Land herum. Und da ist das viele Land im Berg. Eine Frau kann nicht überall sein."

So schilderte Denier, scharf nachdenkend, seine Lage. Eine gewisse Hast lag in seiner Art zu sprechen, und er saß in sich hineingekauert auf seinem Stuhl.

Die beiden andern hielten die Arme auf den Tisch gelegt. Marianne sprach ruhig, und mit klarem Verständnis fügte sie da und dort eine Erklärung hinzu. Und ebenso ruhig nahm Michel entgegen, was sie ihm schilderte, nickte wohl einmal dazu oder sagte ein paar Worte, so gedenke er es anzugreifen und so und so. Zum ersten Mal seit ihrem Hiersein empfing Marianne ein Gefühl der Zufriedenheit und Ruhe. Sie hatte das Hauswesen Deniers kennen gelernt, den Knecht und die Mägde unter ihre Hand genommen, aber sie stieß auf Mißtrauen, fühlte, daß, wo sie nicht war, manches nicht ging, wie es sollte, daß insbesondere der einträgliche Viehhandel darniederlag. Nun saß neben ihr einer, der den Eindruck der Uneigennützigkeit machte, Vertrauen zu verdienen schien und Verständnis für seine Aufgabe zeigte. Michel Denier tat Marianne wohl; er war der erste, der etwas Freies und Offenes hatte und der ihr nicht wie ein heimlicher Widersacher erschien. Auch ihr Mann begann dann die Aussicht auf eine gedeihliche Fortführung seiner Geschäfte, die sich ihnen im Verlauf der Unterredung auftat, wohltätig zu empfinden. Er saß stiller als sonst auf seinem Stuhl, hörte aufmerksam zu und nickte manchmal zu dem, was die beiden andern sprachen. Als Michel später aufstand, um nach der Kammer zu gehen, die ihm Marianne zeigen ließ, murmelte der Blinde letzterer zu: „Der ist der Rechte, Frau, das ist er, der Michel."

„Ich glaube, daß er gut für uns sein wird," gab Marianne zurück.

Schon bald nachher hörte sie, wie Michel mit Melk, dem Knecht, sprach, sah ihn in Arbeitskleidern stehen und freute sich, daß er mit Zugreifen nicht zögerte.

Michel rechtfertigte ihre gute Meinung. Er war schon am nächsten Tag früh auf Deniers Bergeigen. Am Abend brachte er Nachricht vom Stand des Viehes und vom Gehaben der Knechte. Auf die folgende Woche fiel ein Markt im Hauptort eines Nachbarkantons. Er befuhr ihn und handelte so vorteilhaft, daß Denier zu Marianne meinte, er würde selbst nicht besser geschäftet haben. Dabei überhob der neue Helfer sich nicht. Er hatte nichts Unterwürfiges in seinem Wesen, ließ erkennen, daß er mehr der Verwandte des Hausherrn, aus einer Art Gefälligkeit sein Knecht war, aber er tat nichts ohne Denier und Marianne davon gesprochen zu haben. Wenn er vom Berg oder einem Markte zurückkam, erzählte er so lebhaft von seinen Erfahrungen, daß die andern meinten, dabei gewesen zu sein. Sie gewahrten aber auch, daß er sich bei ihnen einlebte und den eingegangenen Tausch nicht bereute; denn je seltener er im Hause war, um so vergnügter zeigte er sich, wenn ihn Arbeit darin zurückhielt. Er, der mit einer, dem Gesinde unlieben Hartnäckigkeit auf Ordnung in allen Dingen sah, hatte im Hause nichts auszusetzen.

„Du hast eine tüchtige Frau genommen," sagte er eines Abends zu Denier, als sie allein in der Stube saßen. „Sie hat immer alles getan, wenn einer sehen will, was es zu tun gibt."

Dem war so, Marianne wußte, was sie wollte. Sie lebte sich in Seedorf ein und, so fremd sie den Dörflern blieb, so ließ sie sich nicht merken, daß sie sich als Fremde unter ihnen fühlte. Sie machte ihre Einkäufe bei Metzger und Bäcker, handelte bei einem Nachbar um Holz, bei einem andern um Streue und fand auf ihren Gängen eine Hütte voll Krankheit und Armut, in die sie darauf ihre Hilfe trug. Auch hier begegneten ihr die Leute mit einer mißtrauischen Zurückhaltung. Sie waren rauh, karg und verschlossen. Auf den harten Stirnen lag etwas mit dem grauen Stein, an dem das Tal überreich war, Verwandtes. Marianne aber fühlte sich gestählt durch die große, düstere Umgebung, in der sie lebte. Die Seedorfer traten in Türen und unter die Fenster, wenn Jost Deniers Frau durch die Gasse schritt. Sie stießen sich an und meinten, sie habe eine eigentümliche Schönheit an sich, das sonderbar reiche blonde Haar, die scheinenden Wimpern und die breite volle Gestalt.

Indessen kam der Winter über das Land.

Fünftes Kapitel.

Es war schön, wie in diesem Jahre das Wintern anhob. Der Herbst hatte ungewöhnlich lange gedauert. Eines Morgens war der Himmel zwar noch blau, wie er viele Wochen lang gewesen, aber es zogen einzelne graue Nebelschiffe den Bergen nach. Ein Sturm, von dem das Tal noch nichts wußte, fuhr dann über die Höhen. Dann kamen weiße Wolken durch den Himmel gefahren. Sie strichen heran und eilten vorüber, eine endlose Schar, wie fliehend vor Peitschenschlägen. Bald darauf ging durch Seedorf wieder das Wirbeln welker Blätter, und als Marianne durch den Sturm aufmerksam gemacht ans Fenster trat, waren die Berge verhangen und ein feiner Regen stäubte auf die Dächer. Am andern Tag standen die Höhen verschneit, herab bis an den Waldsaum. Seedorf lag an der Grenze eines weiten Winterlandes. Diese Grenze rückte langsam, langsam tiefer. In dem Zögern, mit dem der Winter herabstieg, lag fast etwas wie Bedauern: „Ihr schmäht mich doch, wann ich zu Euch komme!" Den Dörflern unten aber war es, als müßten sie gutmütig nicken: „Komm nur, alter, harter Freund, deine Zeit ist da!"

Es wurde Sonntag, und dieser Sonntag war weiß. Der Schnee lag auf Dächern und Straßen, und die Fenster leuchteten von seiner Helle.

Denier hatte seinen Platz im Lehnstuhl inne. Er saß in dumpfem Schweigen da, in sich zusammengekauert wie immer. Michel rückte sich einen Stuhl zu einem der Fenster, war zum Kirchgang fertig, nur den Rock hatte er noch nicht an. Die weißen Ärmel des neuen Hemdes schimmerten, und die schweren Schuhe glänzten. Auch sein dichtes Haar hatte einen Glanz von Wasser und Fett. Der Sonntag sah ihm aus jeder Kleiderfalte. Er nahm

eine Zeitung und begann zu lesen. Marianne trat herein und ging durch die Stube in die Nebenkammer. Als sie zurückkam, sagte sie: „Ich schicke alle in die Kirche; ich besorge selber, was zu besorgen ist."

Denier murmelte eine unverständliche Antwort. Eine eigentümliche Unruhe überkam ihn, als bedrängte ihn Mariannes Nähe. Er lauschte auf ihre Schritte, wie sie ins Nebenzimmer gingen und zurückkamen, wie sie die Wohnstube wieder verließen und schien noch lange nach ihnen zu horchen, als sie längst die Tür hinter sich zugemacht hatte. Alle seine Gedanken beschäftigten sich mit seinem Weibe. Vielleicht war es die Sonntagsstille, die ihn dazu führte, vielleicht war das seit Wochen seiner Gedanken Weg. Plötzlich fuhr er nach Michel herum.

„Sieht sie immer noch so frisch und hell aus?" fragte er jenen.

Michel, der sich allmählich in sein Lallen gefunden, fragte über seine Zeitung hin: „Wer?"

„Die Marianne," antwortete Denier ungeduldig.

Der andre legte die Zeitung auf den nächsten Stuhl, die sonderbare Frage lenkte ihn ab. „Frisch," sagte er nachdenklich, während die Gestalt der Marianne zum ersten Mal deutlich vor sein inneres Auge trat. „Wie eine Ledige sieht sie aus."

„Breite Hüften," murmelte Denier, „und starke Arme und wie ein Schein ist es in ihrem flaumigen Gesicht."

Er sagte das so, als ginge er hinter Marianne her, betrachtete sie mit hungrigen Blicken und wiese mit täppischem Finger auf ihre Schönheiten.

Michel wußte nicht mehr was antworten. Er wunderte sich über Deniers Wesen. Und Mariannes Bild gewann noch immer an Deutlichkeit. Da empfand er ein Unbehagen, es wurde ihm heiß, er wußte selber nicht woher.

„Wie eine Ledige hast du gesagt," fuhr der Blinde plötzlich wieder auf. Er tastete mit der Hand nach dem andern. „Du, du, Michel! Das ist sie eben, die Marianne, und wird es bleiben. So hat es mir die Kraft zerhauen in einem Augenblick. So — —"

Ein Zündholzstein stand auf dem Tisch. Denier streifte ihn mit der Faust, mit der er in der Luft herumfuchtelte. Und als er ihn fühlte, packte er ihn, stieß einen Wutlaut aus und warf ihn blindlings an die nächste Wand, daß er mit einem Krachen zersplitterte.

Michel stand auf. „Hoho," sagte er abwehrend und zornig. Aber selbst der Wutanfall des Kranken vermochte nicht, ihn völlig von dem Bann zu befreien, in dem er sich befand und der ihn noch immer das Bild der Marianne jäh und nah vor Augen haben ließ.

Da stand die letztere selber in der Stube. „Was gibt es denn?" fragte sie, auf die Scherben blickend, „ich dachte die Stube fiele zusammen."

Denier hatte sich in dem einen Ausbruch erschöpft. Er fluchte nur noch heimlich in sich hinein.

Marianne begann die Scherben aufzulesen, wobei Michel ihr half. „Nein, nein, nein," sagte sie mit mißbilligendem Kopfschütteln, „das ist kein Betragen das!"

„Wenn du so geschlagen wärst," zänkelte Denier.

„Ungeduld macht das Unglück nicht kleiner," antwortete sie. Ihre Rollen waren vertauscht. Nicht er, der Mann und der Ältere hatte mehr die Überlegenheit, sie war der stärkere Teil von beiden.

Als sie sich vom Boden aufrichtete, streifte ihr Arm den Michels. Der stammelte ein Wort, als ob er sich entschuldigen wollte, das Herz klopfte ihm dabei, und das machte ihn zornig. Er stieß ein kurzes, knurrendes Räuspern aus.

Marianne achtete nicht auf ihn. Sie schaffte die Scherben aus der Stube, kam wieder herein und sprach immer noch mit klaren und scharfen Worten von Deniers wachsender Unleidlichkeit. „Du darfst dich nicht so gehen lassen, Mann! Du schadest dir selber damit und verrennst dich in deine Unzufriedenheit. Was Gott einmal geschickt hat, muß ertragen sein."

„Habe ich recht oder nicht?" wendete sie sich zuletzt zu Michel.

Der sah in ihr helles, freies Gesicht. „Natürlich," murrte er, sich wegwendend. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. War es nicht eine Ungerechtigkeit, daß die junge Frau da zeitlebens an den unleidigen Krüppel gebunden sein sollte?

Denier saß in gehässigem Schweigen da. Dann verließ Marianne die Stube.

Der Sonntag gedieh zum Mittag und Abend. Marianne verwischte den Eindruck der Szene vom Vormittag, munterte den Blinden auf, ihn lachend, selbst mit einer scherzenden Berührung aus seinem Brüten rüttelnd. Michel war in der Kirche gewesen, ging darauf ins Wirtshaus und blieb über einem Kartenspiel bis an den Abend aus. Aloisia, die Köchin, war über Land gegangen, Verwandte besuchen. So besorgte Marianne mit Hilfe der Heinrika, was im Hause nötig war. Nach Dunkelwerden vermißte sie plötzlich die junge Magd. Sie ging ihr nach, und als sie sie im Hause nicht fand, schritt sie nach dem Stall hinüber. Die Tür zu diesem stand offen. Der Schein von Melks Laterne, die irgendwo am Boden stand, beleuchtete die Schwelle und lag rot auf den runden Pflastersteinen des Eingangs. Marianne erreichte die Tür von der Seite her. Ehe sie selbst gesehen wurde, erblickte sie die Heinrika, die bei dem Knechte stand. Sie tuschelten und neckten sich. Wenn der Knecht mit linkischem Drängen dem Mädchen zärtlich tat, zierte sich dieses noch und wand sich los. Aber es lief nicht davon. Eine Art Gier nach der Berührung des Mannes lag in ihrem Wesen.

Marianne stieß die Tür an, damit sie ihre Nähe merkten. „Es gibt zu tun drüben," sagte sie mit starker Stimme zur Magd.

Die beiden stoben auseinander. Melk machte einen Bückling. Heinrika schlich sich mit hängendem Kopf hinweg.

Marianne kümmerte sich nicht weiter um den Knecht, sondern folgte dem Mädchen, verlor jedoch kein Wort weiter über die Sache.

Am Nachtessen hatten Melk wie die Magd verlegene Gesichter. Ersterer verdoppelte seine Unterwürfigkeit, sobald Mariannes Blick auf ihn fiel. Durch die Scheu der Heinrika aber brach eine heiße, heimliche Freude. Manchmal glänzten ihre Augen.

Marianne zürnte nicht. Es gehörte sich nicht, daß die Magd aus der Arbeit lief; aber — das andre — das Tändeln mit dem Knecht erschien ihr harmlos, im letzteren lag fast eine Entschuldigung für das erstere. So sprach sie nicht mehr von dem Vorfall, wie die Schuldigen vielleicht erwartet hatten. Es war aber seltsam, daß sie selbst, Marianne, ihre Gedanken nicht davon abbrachte. In der Nacht, als sie im Bette lag, suchte das Bild sie heim, wie Knecht und Magd bei einandergestanden. Sie stellte sich vor, daß die beiden einander heiraten würden und sagte sich, daß sie, Marianne, einen wie den Melk nicht möchte. So nahm sie mit ihrem eigenen Innern unwillkürlich Anteil an dem Vorkommnis.

Von da an war ihr Blick für das geschärft, was zwischen den zwei Liebesleuten vorging. Sie beobachtete und sah wie die junge Heinrika gleichsam von einem Fieber besessen war. Das Blut wogte dieser unter der farblosen Haut. Wo sie konnte, stellte sie sich dem Melk in den Weg. Marianne fühlte eine eigentümliche Unruhe in sich. Es löste sich allmählich in ihr etwas aus, was sie bedrängte. Sie war sich über das Gefühl nicht klar. Halb war es Neid auf die Heinrika, halb ein Verlangen, das sie nicht begriff und von dem ihr schwül wurde. Sie wollte sich zwingen, das Gebaren der zwei Verliebten zu übersehen. Aber es half ihr nicht. Sie gewahrte ihre Blicke, ihre heimlichen Zeichen, hörte sie flüstern und zärtlich tun und wußte dabei nicht einmal, ob sie Wirkliches erlauschte oder ob, was sie vernahm, nur in ihrer Einbildung lebte.

„Du bist nicht bei Laune letztlich" schmälte Denier eines Tages.

Marianne drehte sich jäh nach ihm um. Sie fühlte, wie ihr heiß wurde. Ahnte er etwas von dem, was ihr zu schaffen machte? Witterte er? Es hieß, Blinde hätten ein feines Gefühl für andrer Empfindungen.

„Wieso?" fragte sie.

„Was weiß ich," stichelte er zurück. „Vielleicht fängt es an, dir langweilig zu werden bei dem Menschenscherben, der da — da in dem Stuhl liegt."

„Klag nicht immer," erwiderte Marianne.

Das war richtig. Seine Klaghaftigkeit und Unzufriedenheit wuchs von Woche zu Woche. Er war mit sich und der Welt zerfallen. Manchmal schien es, als empfinde er Freude daran, andern Menschen weh zu tun und sich damit gleichsam für sein eigenes Elend zu rächen. Alles freie und aufrechte Wesen fiel nach und nach von ihm ab, und ein kleiner Mensch kam zum Vorschein, der etwas Giftiges hatte.

Und nun kam der schwere Winter ins Dorf und über das Denier-Haus, der Lärm und Leben dämpft. Das Dach ächzte unter der Last von Schnee, die es trug. In den Gassen lag er in harte Haufen geschichtet, die über die Höhe der Hüttenfenster hinausragten. Im Walde standen die Tannen gebunden, reglos, mit hängenden Ästen.

Mit dem Lärm in der Natur stockte die Arbeit der Menschen. Michel Denier war viel daheim. Im Berge saß nur ein einziger Winterknecht; es genügte, wenn Michel in der Woche einmal dort oben zum Rechten sah. Viel Vieh war verkauft. Zu handeln gab es in diesen verdienstlosen Tagen nichts.

„Ich könnte mich über Winter irgendwo verdingen," murrte Michel, „das faule Herumhocken paßt mir nicht."

Aber der Blinde wurde zornig, als er diese Worte hörte. „So, ist dir das bißchen Barmherzigkeit schon verleidet?" schimpfte er.

Der andre beschwichtigte ihn. „Dummes Zeug! Wenn du es haben willst, so will ich schon bleiben." Dann schaute er sich nach Arbeit um. Er nahm Melk, den Knecht, mit in den Wald und ging ans Holzen. Aber nach zwei Wochen machten Stürme den Weg unmöglich. So wurde er ins Haus gebunden. Er kam viel mit Marianne zusammen. Dabei ward er inne, was für ein böses Leben sie in der Nähe ihres Mannes hatte. Denier, der sich selbst verloren hatte, quälte seine Frau. Wenn sie ins Zimmer trat, fuhr er sie an: „Geh doch, du brauchst dir nicht Gewalt anzutun und dich bei mir zu langweilen." Wenn sie aber aus der Stube ging, hob er sich bald im Stuhl: „Wo ist sie wieder? Wo? Sie kümmert sich schon nicht mehr groß um mich."

Seine Gehässigkeit steigerte sich so, daß Michel sich einmal nicht hielt, sondern ihm zurief: „Nimm dich zusammen, du! Sei froh, daß du eine Frau hast wie die!"

Marianne nahm alles ruhig hin. Sie antwortete nicht auf sein Schmälen. Nur ihr Mund wurde ein wenig enger in diesen Tagen. „Er ist krank," sagte sie, den Blinden gleichsam entschuldigend, zu Michel.

Michel fühlte in sich die Hochachtung wachsen, welche die junge Frau ihm gleich von Anfang an abgenötigt. In dem Maße, wie sie wuchs, konnte er nicht helfen, daß er Marianne oft nachsehen mußte. Wie sie sich umtat! Wie sie sich beherrschte und wie sie stattlich war! Mit dem Nachsehen war es aber eine eigene Sache. Es hatten nicht nur die Augen daran teil. Michel ballte die Faust. Der Teufel, daß ihm immer das Herzklopfen kam. Die breiten Hüften! Die starken Arme! Der helle Schein auf dem Haar! Es war alles an Marianne, wie der Vetter gesagt hatte! Und — — die wurde nun alt neben dem — dem unglücklichen Menschen! Bei Gott, es war fast, als ob sie mit Ketten an einen Leichnam geschmiedet sei!

Michels Blick, der frei und gerade gewesen war, hing von da an viel am Boden. Manchmal hatte er einen heißen Kopf. Wenn doch der eklige Winter bald vorbei wäre!

Der Winter hatte nicht Eile. Er setzte sich immer schwerer, gleich einem Block, ins Dorf.

Eines Abends brauste ein Sturm vom See her. Es war ein wildes Wetter, von dem man mehr hörte als sah. Der Nordwind schien aus dem grauen Wassergrunde herauf Nebel zu reißen, Fetzen um Fetzen, die er gegen Seedorf wirbelte. Wenn man in die Straße blickte, war nichts als dieses wirre, graue, rauchhafte Wirbeln, und nur manchmal zuckte ein rotes Feuer darin auf, wenn für einen Augenblick das Licht eines erleuchteten Fensters sichtbar wurde. Dann sah man auch wie die Flocken durcheinander rasten. Sonst aber war vor den stöhnenden Scheiben nichts als Sausen und Zischen und Schlagen wie von schweren Tüchern.

Marianne Denier saß in der warmen Stube und nähte. Die Abendmahlzeit war abgeräumt, Denier lag zu Bett. Das Wetter behagte ihm nicht, er war heute gar nicht aufgestanden. Marianne zog einen neuen Faden durch die Nadel. Sie lehnte sich dazu mit beiden festen Armen über den Tisch vor. Vielleicht war es diese Ruhestellung, die sie, als die Nadel eingefädelt war, eine Weile mit der Weiterarbeit zögern ließ. Gedanken kamen ihr. Jetzt fiel ihr die Heinrika ein. Ob sie wieder bei Melk, dem Knecht, steckte? Eher wie nicht! Sie war wie hungrig hinter ihm her die letzten Tage. Marianne sah mit weiten Augen ins Leere.

Da kam Michel herein. Er sagte nichts, ging an die Wand hinüber, wo sein Rock noch am Nagel hing und kramte in der Tasche.

„Was suchst?" fragte Marianne.

„Meine Pfeife will ich holen."

„Wo bleibst du denn? Du sitzest doch sonst bei uns am Abend," fuhr sie fort.

Er fand nicht gleich eine Antwort darauf, wurde rot, ließ sich aber am Tisch bei ihr nieder und fing an, seine Pfeife zu stopfen.

Auf dem Tisch lag ein Brief, den der Briefträger über dem Nachtessen gebracht hatte. Mit einem Blick darauf fragte Michel: „Hast du Nachricht von daheim, Marianne?"

Sie hatte in ihrer Arbeit fortgefahren. „Ja," antwortete sie nun.

„Es geht der Mutter nicht besser," fügte sie einen Augenblick später hinzu. Dabei lag mehr Bekümmernis in ihrem Gesicht als Michel je darin gesehen hatte.

Sie setzten das Gespräch fort. Von der Krankheit der Mutter kam Marianne auf Elternhaus und Heimat zu sprechen. Dann ergab sich, daß Michel einmal einen Sommer lang in jener Gegend gedient hatte und in dem grünen, hellen Hügelland wohl Bescheid wußte. Er verlor seine Wortkargheit, als er von dieser Dienstzeit zu sprechen begann. Das Land und die Leute hatten Eindruck auf ihn gemacht. „Sie sind offener und gemütlicher da außen bei Euch. Es ist mehr Gleichmaß in ihnen als in uns," sagte er nachdenklich. Dabei sah er Marianne an, und sie merkte zum ersten Male, daß er nicht den unruhigen und fast versteckten Blick der Urner hatte, sondern daß seine Augen mit einem warmen Schein aus seinem starken, braunen Gesicht blitzten. Er ließ sich dann über das Wesen seines eigenen Volkes aus, wie bei ihm Leid und Freude, überhaupt alle Gefühle gleichsam am Stricke lägen und sich nicht recht rühren könnten. Darum arte auch der Zorn, der losbreche, leicht zur blinden Wut, die Freude zum besinnungslosen Taumel aus, wenn sie sich wirklich einmal offen zeige. „Bei euch ist alles ruhiger," schloß er, „ihr seid wie euer Land, hell und weit. Greif bei uns den ersten besten Felsblock an oder den ersten besten Menschen, der dir fremd ist, du wirst beide ungefähr gleich störrisch finden."

Marianne erwiderte dann, daß sie ähnliche Empfindungen gehabt, und dieses Übereinstimmen ihrer Ansichten machte ihnen Freude. Sie fanden eines an des andern Gesellschaft ein ruhiges Gefallen.

Es war sehr spät, als Michel sich erhob. Die Pfeife war ihm ausgegangen.

„Es ist Zeit bei Gott," sagte er. „Du mußt zu Bett. Ich hätte nicht so lange schwatzen sollen."

Sie lachte, was sie jetzt selten tat. Dieses Lachen ging nur wie ein heller Schein über ihr Gesicht. „Bei uns daheim schläft man nicht so viel," scherzte sie, worauf er ruhig gute Nacht wünschte und ging. Erst auf der Schwelle befiel ihn wieder das Unbehagen, das ihre Nähe ihm sonst verursachte. Mit einer linkischen Bewegung schloß er die Tür.

Marianne räumte langsam ihre Arbeit zusammen und dachte dabei über das eben gehabte Gespräch und über Michel nach. Die ruhige Freude über den friedlichen Abend hielt an. Dann fiel ihr wieder ein, wie ihre und Michels Ansichten übereingestimmt hatten, und sie fand, daß der weite Sinn ihm gut stand — ihm, der in seinem Äußeren doch ganz dem herben, dunkeln Volk des Landes glich. Sie sah dabei Michels Gestalt deutlich vor sich, den eigentümlich breiten, stämmigen Nacken, den kurzen Hals, das wollige Haar und die braunen, sehnigen Arme, sah sie noch vor sich, als sie in die Kammer ging, wo der Blinde schlief.

Sechstes Kapitel.

Es war Feiertag. Marianne betrat die Küche, wo die Aloisia, schon zum Kirchgang gerüstet, noch einige Arbeit tat.

Die Magd hatte ein schwarzes Kleid und eine dunkle Winterjacke an und trug ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt. Ihr gelbes Gesicht mit der gebogenen Nase hatte etwas Vogelartiges. Die scharfen Augen blickten unstet umher.

„Bist du noch nicht fort?" fragte Marianne.

„Es ist noch Zeit," gab die Magd zurück.

Auf dem Küchentisch lag ein abgegriffenes Gebetbuch. Marianne griff mechanisch danach und blätterte darin.

Da stand die Magd mitten in der Küche still und sah ihr mit weit aufgerissenen Augen zu. Das Blut stieg ihr jäh ins Gesicht, daß sie wie übergossen war. Es schien fast, als ob es ihr Schweiß durch die schlaffe Wangenhaut triebe.

Marianne beachtete es nicht, legte das Buch beiseite und sagte: „Geh jetzt doch. Ich besorge schon, was zu besorgen ist."

Aloisia jedoch trat mit einem hastigen Schritt auf ihr Gebetbuch zu, nahm es auf und wischte es mit einem Zipfel ihrer Jacke ab, hastig und heftig, als könnte es nicht rein genug werden.

Die Bewegung fiel Marianne auf. „Was ist denn?" fragte sie.

Aloisia gab keinen Bescheid. Ihr Gesicht wurde nur noch heißer, ohne sich dunkler zu färben.

„Dem Buch ist nichts geschehen," sagte Marianne.

Da muckte die andre mit einem versteckten Zorn auf. „Ihr müßt meine Sachen nicht angreifen, Frau!“

Marianne staunte. „Was meinst du denn?“ fragte sie.

„Ihr seid nicht von unserm Glauben,“ sagte die Magd. Dann machte sie sich aus der Tür, noch immer die versteckte Erregung in Miene und Gebärde.

Marianne fing an zu arbeiten, als sei nichts geschehen. Dann und wann hielt sie ein wenig inne und sann nach. Sie wollte lachen über die Magd. Dann wieder fiel ihr ein, welch ernste Seite die Sache hatte. Sie waren hier in Seedorf beinahe alle so wie die Aloisia, hielten sich fern von ihr, der Ketzerin. So sicher waren sie, daß sie den rechten Glauben hatten!

Nach einer Weile begann sie im Herd Feuer zu machen. Das bereit liegende Holz war zu grob. Sie griff nach dem Beil, das in einer Ecke lehnte, und hob an, ein paar Klötze zu spalten. Dabei fiel ihr Blick aus dem Fenster. Der Tag war hell. Ein Berg leuchtete drüben, und das Gefühl der Stärke durchrieselte sie, das sie oft aus dem Anblick dieses Landes saugte. Sie fühlte, wie sie allein stand, aber ihre innere Kraft wuchs nur bei dem Gedanken.

In diesem Augenblick kam Michel aus der Wohnstube. Er wollte ebenfalls zur Kirche; aber er blickte im Vorbeigehen durch die offene Küchentür herein, und als er Marianne das Beil handhaben sah, trat er näher, zog mit einem Ruck den Rock aus und griff nach dem Axtstiel.

„Soll die Frau das auch noch selber tun in der faulen Winterzeit?“ sagte er.

Marianne gab lachend nach.

Während er in wenigen Schlägen einen Vorrat von Scheiten schlug, tauschten sie ein paar scherzhafte Bemerkungen. Er solle die Kirche nicht verfehlen! Sonst müsse sie, Marianne, die Ketzerin, schuld sein! — Bah, die Kirche laufe ihm nicht fort! — Die Aloisia sei andrer Meinung!

Und Marianne erzählte das kleine Vorkommnis von vorhin.

Michel lachte laut. „Ich scheue mich nicht vor dir, Ketzerin.“ Er legte das Beil beiseite und streckte ihr mit offener Freundschaftlichkeit die Hand hin. „Ade,“ sagte er.

Aber als ihre Hände zusammen fielen, wurden sie plötzlich und ohne Ursache verlegen.

„Ade,“ wiederholte Michel gezwungen und ging. Er schien froh zu sein, als er draußen war.

Marianne war errötet. Sie zürnte sich darum. Mit ein paar raschen Schritten ging sie nach der Wohnstube, wo Denier in seinem Lehnstuhl kauerte. Sie ließ sich bei ihm nieder und begann ein Gespräch. Allmählich verlor sie dabei das innere Unbehagen. Dann prüfte sie sich selbst. Was hätte das vorhin sein sollen? Sie war Jost Deniers Frau! Was brauchten sie und Michel verlegen zu werden, wenn sie einander trafen!

Aber es war nicht das letzte Mal, daß sie erröteten. Ihre Wege kreuzten sich oft des Tages. Zuweilen hatte ihr Verkehr nichts Außergewöhnliches

und fanden sie ein heiteres, gleichmütiges Wesen, mit dem sie sich begegneten, dann überfiel sie plötzlich wieder eine unklare Scheu, von der sie nicht wußten, wie sie ihnen kam. Sie glaubten, daß sie nur in ihrem Inneren sei, daß keines am andern noch dritte sie sähen. Aber bald wurden ihre Augen scharf, und sie fühlten jedes, wie manchmal bei der Begegnung des andern Atem enger wurde. Auch andre wurden aufmerksam. Aloisia, die mit Habichtsaugen aus dem bleichen Gesichte sah, erspähte zuerst, daß etwas Fremdes zwischen die Frau und Michel Denier trat. Einmal aufmerksam geworden, war sie wie ein Spürhund. Sie hielt die Blicke auf Marianne gerichtet, als sei sie ihr Wächter.

Marianne merkte, wie die Magd sie beobachtete. Aloisias Augen verfolgten sie in den Schlaf hinein, so oft begegnete sie ihnen des Tags.

Die Aloisia betete viel und auffällig in dieser Zeit. Ein paarmal im Vorbeigehen gewahrte Marianne, wie sie das Kreuz schlug. Alles ihretwegen! Als sei die Luft im Hause durch sie vergiftet!

Das seltsame Wesen der Magd fiel auch dem Blinden auf. Des letztern Spürsinn hatte sich allmählich so geschärft, daß er ihm beinahe die Augen ersetzte. Eines Tages putzte Aloisia in der Wohnstube Fenster. Da trug Marianne ihren Mann in die Stube und bettete ihn in seinen Lehnstuhl. „Mach vorwärts", mahnte sie die Magd, „Zugluft ist dem Mann nicht gut". Mit diesen Worten ging sie hinaus. Aloisia aber, während sie in ihrer Arbeit weiterfuhr, betete vor sich hin, ein eintöniges Vaterunser ums andre.

„Bist aufgezogen?" fragte Denier nach einer Weile, während welcher er vor sich hinbrütend dagesessen.

„Es tut not, daß eines betet hier im Haus," gab die Magd zurück. Sie fuhr fort zu murmeln und rieb bedächtig an der Scheibe, die sie unter Händen hatte.

„Hör auf, zum Teufel," schimpfte Denier.

Aloisia zitterte, als sie sich umdrehte. „Vielleicht, wenn Ihr keine Ketzerin genommen hättet, wäret Ihr jetzt gesund," sagte sie. Ihre Backenknochen klapperten, so erregt war sie.

„Haha," lachte der Blinde. Er war in seinem Unglück nicht frömmer geworden.

„Ihr könnt noch etwas erleben," eiferte die Magd weiter, ohne daß er groß Acht auf sie hatte.

„Sie sehen sich mit sonderbaren Augen an", fuhr sie fort, „die Frau und der Michel."

Sie brachte dann die Arbeit zu Ende. „Ich weiß nicht, ob ihr der Gesunde nicht besser gefiele", schloß sie.

„Halt dein Schandmaul," brauste Denier auf. Gedankenlang war etwas von der aufrechten Art seiner gesunden Tage an ihm.

Aloisia war auf dem Weg, aus der Stube zu gehen. „Wenn eine keinen Glauben hat, ist ihr nichts zu schlecht," sprach sie. Es war keinerlei persönliche Gehässigkeit in ihrer Rede. In ihr bäumte sich etwas auf, was von Kindesbeinen an vielleicht die meiste Gewalt über den beschränkten Menschen,

der sie war, gehabt hatte. Die Worte sprangen ihr aus einem Vulkan innerer Erregung heraus auf die Lippen. Sie konnte es nicht helfen, daß sie so sprach. Noch immer am ganzen Leibe zitternd und mit klappernden Kiefern ging sie hinaus.

Denier stützte den gesunden und den lahmen Arm, welch letzterer die Schlinge nicht mehr trug, auf die beiden Stuhllehnen. Als die Tür sich schloß, neigte sein Oberkörper sich immer mehr nach vorn. Er dachte nach. Dann windete er mit aufgeblasenen Nüstern. Der Michel — und — die Frau! Er giftelte etwas in sich hinein. Er sah die Marianne vor sich, und es gab ihm wie einen Ruck: „Verdammtes Lästermensch, die Aloisia!" Er glaubte kein Wort. Dafür kannte er die Marianne zu gut! Oder — — —? Allmählich verlor sich die sichere Stimmung. Zweifel kamen gekrochen, langsam, einer nach dem andern.

An diesem Tage war es, als ob Denier mit hundert Ohren hörte. Es entging ihm kein Wort, das gewechselt wurde, und er schien die Anwesenden an jeder Bewegung zu kennen. Manchmal saß er mit weit über den Tisch geneigtem Oberkörper und drehte sich plötzlich, wenn Michel sprach oder Marianne ein Wort sagte. Es war, als risse es ihn förmlich hin, auf jede Silbe zu lauschen. Marianne staunte, und als sie Michel ansah, wußte sie, daß auch ihm des Vetters Art auffiel. Aber sie sprachen nicht von ihrem Befremden.

Der Winter bröckelte dann seine Tage und Wochen den Leuten im Denier-Hause langsam hin, Marianne aber begann zu erkennen, wie Mißtrauen ihren Mann in den Klauen hatte. Das verstärkte ihre innerliche Unruhe. Ihre heimliche Qual wuchs und sog ihre Nahrung aus vielem. Da war das Wesen der Magd, der Aloisia, mit ihrem Sichbekreuzigen, ihrem immer heftiger sich äußernden Abscheu vor ihr, Marianne! Das ging auf die Länge nicht! Marianne fürchtete sich nicht. Sie war entschlossen, die Magd aus dem Hause zu schicken, wenn es ihr zu bunt wurde. Nur das Mitleid, eine gewisse Hochachtung davor, daß die Aloisia so lange im Hause war, hielten sie noch zurück. Da war ferner diese Liebschaft zwischen Heinrika und Melk, dem Knecht! Der Himmel wußte, warum sie alles sehen und, was sie nicht sah, ahnen mußte! Der Knecht hatte sich in die Kammer der Heinrika schleichen wollen; aber sie, Marianne, hatte ihn gestellt; „Wenn dir dein Dienst lieb ist", sagte sie, „so nimm dich in acht!" Mit heißem Gesicht und unterwürfigem Gebaren suchte er die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Die Liebschaft aber dauerte fort. Es war, als ob ein Feuer im Hause brenne, von dem die Stuben schwül wurden. Marianne mußte die Heinrika ansehen, wo sie sie traf. Sie konnte es nicht helfen. Immer mußte sie die Magd betrachten, die — die — die Liebe hatte. Dabei rann es über ihren eigenen jungen und starken Leib wie Fieber.

Was — was war das nur? Und dann — noch eines! Die Augen Michel Deniers! Sie waren nicht zudringlich. Sie vermieden die ihren oft und geflissentlich. Nur manchmal fühlte sie sie im Rücken, merkte, wie sie an ihr niederglitten, an ihren Armen, über ihr Haar. Und manchmal bei Tisch oder beim Gute Nacht sagen, trafen sie plötzlich voll ihren Blick, ungewollt, ja

mit Schrecken, und dann hingen sie fest, wie gefangen. Mein Gott, was das eine Zeit war! — Und der Blinde! Es war ihr manchmal, als schliche er hinter ihr her, obwohl sie wußte, daß er nicht gehen konnte, als belausche er jeden ihrer Schritte.

Als die Wirrnis in und um Marianne wuchs und wuchs, suchte sie sich einen Ort, wo sie allein war. Ihre Gedanken waren immer klar und lauter, ihr Sinn gerade und fromm gewesen. So hatte sie das Verlangen, sich von der inneren Bedrängnis frei zu machen, indem sie genau vor sich selber Rechenschaft gab, wie ihr Leben war und werden sollte. Unter dem großen Hausdach lagen die Gesindekammern, wo auch Michel die seine hatte. Eine dieser Kammern war unbewohnt, diente zum Aufbewahren von allerlei Vorräten, die zum Teil in einem großen, weißen Kasten untergebracht waren. Ein alter Stuhl stand darin, auf den man stieg, wenn man die oberen Schrankfächer erreichen wollte. Diesen Stuhl rückte sich Marianne zum Fenster und ließ sich darauf nieder. Niemand störte sie da.

Das Fenster ging nach Norden. Die sumpfige Ebene von Seedorf breitete sich unten aus, die jetzt tief im Schnee lag, so daß das Schilf, das auf dem Moorland wuchs, nur mit ein paar kümmerlichen Spitzen aus der weißen, schimmernden Fläche sah. Weiterhin rauchte der graue, düstere See.

Marianne hielt den runden Arm auf das Gesimse gestützt und blickte ins Leere. Sie sah nicht das graue neblige Land, sondern die grünen Hügel, wo sie daheim war und das Holzhaus mit der Zinne, wo sie gesponnen hatte. Ihre Gedanken blieben an jenem Tage hängen, da sie Denier, ihren Mann, zum erstenmal gesehen hatte. Sie wiederholte sich jede Begebenheit. Welchen Eindruck er auf sie gemacht! Wie sie mit einer starken und freien Freude ihm gefolgt war! Was sie erwartet hatte! Alles wäre gut geworden, wenn er, der Mann, gesund geblieben, wenn sie zusammen gearbeitet hätten! Sie hätte ihm eine gute Frau sein können. Ein Augenblick hatte alles zerschlagen. Keine der Erwartungen hatte sich erfüllt! Tausende ihres Alters hatten glückliche Zeit. Sie aber hatte keine Jugend! Und sie hatte doch keinerlei Schuld, — keinerlei Schuld! Warum konnte sie die Ketten nicht abstreifen, die ihr, der Unschuldigen, angelegt waren! Pflichten! Ja doch! Sie war Denier, dem Manne, Treue schuldig! Dem Manne! Aber nicht dem giftigen, mit aller Welt zerfallenen Zänker! Warum sollte sie, die Junge, Starke und Lebenslustige an einen Halbtoten geschmiedet bleiben! War das Gerechtigkeit und Gesetz!

So rang Marianne Denier mit sich und haderte und stritt wider ihr Gewissen.

(Schluß folgt.)

Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis.

Von

Carl Neumann.

I. Einleitendes.

Goethe sagte am 25. Februar 1824 im Gespräch zu Eckermann: „Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom Siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden, und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen."

Die Resultate und Einsichten seiner politischen Weisheit hat uns Goethe nicht in zusammenhängender Darstellung mitgeteilt.

Groß ist die Überraschung, daß uns nun ein ähnliches Werk geschenkt wird, in Goetheschem Geist empfunden und gedacht, historisch-politische Betrachtungen von Jakob Burckhardt, dem großen Historiker und Kunsthistoriker[1]). Burckhardt ist 1818 geboren. Er stand zu Goethe, wie die heutige Jugend zu Bismarck steht. In einem seiner Studentenbriefe der Berliner Zeit liest man: „Morgen sind es zehn Jahre, seit Goethe gestorben ist, da geh ich zu Bettina" (21. März 1842), und diese Goethe-Atmosphäre blieb seine Lebensluft, da er sich später immer mehr in Kunstbetrachtung und das historische Studium großer Kunstepochen einzuspinnen schien, so auch der Welt als Verfasser des „Cicerone" und der „Kultur der Renaissance" bekannt geworden ist. Diese, wie es schien, festgelegte Physiognomie des Denkers und Schriftstellers ist in ungeahnter Weise bereichert worden, seit die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß uns die

[1]) Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Resultate seiner die ganze Welt- und Zeitgeschichte umspannenden Beobachtungen mitgeteilt haben. Nun sehen wir nicht nur, wie tief die Wurzeln seines Wissens gegriffen haben, sondern auch welche Nahrung ihm aus Anschauung und Miterleben der Gegenwart gekommen ist, da er denn als Jüngling in den hoffnungsreich-enthusiastischen vierziger Jahren gestanden, die 48er Revolution erlebt, das zweite Kaiserreich, Syllabus und Vatikanum, die Erfüllung der deutschen und italienischen Staatseinheit gesehen hat. Auf diesem Punkt, da er eben sein fünfzigstes Lebensjahr erreichte, kam ihm der Wunsch, sich über seine welt- und zeitgeschichtlichen Erfahrungen Rechenschaft zu geben, und so ist eine Niederschrift entstanden, die den Kern des jetzt veröffentlichten Buches bildet. Zweimal hat er sein Manuskript zu Vorlesungen an der Baseler Universität benutzt, 1868 und wieder 1870/71 im Schlachtendonner des deutsch-französischen Krieges, und besonders diese Wiederholung war es, die der Vorlesung einen über das Maß eines Universitätserfolges hinausgehenden Ruf verschafft und die Neugier nach Inhalt und Fassung des Vorgetragenen wach erhalten hat. Denn dem berühmten Dozenten saß damals eine werdende Berühmtheit in der Person eines zuhörenden Kollegen gegenüber, der denn auch nicht verfehlt hat, über den Eindruck des Gehörten zu sprechen. Dieser Hörer war Friedrich Nietzsche, seit 1869 Professor der alten Philologie in Basel, ein Bewunderer des 26 Jahre älteren Burckhardt, und sein Urteil über das Kolleg lautete so: „Ich glaube der einzige seiner sechzig Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift.“ Es war, wie er weiter schreibt, die erste Vorlesung, an der er Vergnügen hatte. Seit diese Briefstelle gedruckt ist, will es mit den Vermutungen nicht stille werden, wie es mit dem geistigen Zusammenhang Nietzsches und Burckhardts stehe, und ob nicht gar Burckhardt für einige der späteren Lieblingsgedanken Nietzsches verantwortlich zu denken sei, und dies ist, man könnte fast sagen: die pikante Zutat, die dem selbstverständlichen Interesse an Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ den Augenblicksreiz einer „Aktualität“ hinzufügt.

Wenn man dieses Buch gelesen hat, bleibt zunächst das Gefühl, daß es niemanden geben könne, der es nicht zu seinem größten Nutzen lesen würde, Politiker und Professoren, Soldaten und Philosophen und jede Art Menschenkenner, Kaufleute und Geistliche. Freilich muß man es wiederholt lesen (es sind auch bloß 275 Seiten). Denn beim erstenmal bemerkt man wohl die vielen „schönen Stellen“ und Einzelheiten, aber nicht sogleich die Grundgedanken, die alles zusammenhalten[1]). Das Buch hat nicht den Charakter gedruckter Vorlesungen, nicht das Wortreiche, Zerfließende dieser Art, wo der Redner sich im Vorwärtsgehen zu formulieren sucht, und auch Skizze, Entwurf ist es nicht. Denn die Fülle und Schärfe der Analyse ist oft sehr weit gebracht. Das ganze ist knapp und ohne überflüssige Worte. Die Erkenntnisse lagen

[1]) „Ich habe es dreimal gelesen,“ sagte ich voriges Jahr bei einem Besuch in Göttingen zu Professor Julius Wellhausen. — „O,“ gab er zur Antwort, „ich habe es fünfmal gelesen.“

klar fertig im Kopf und brauchten nur aufgezeichnet zu werden. Es ist der Meister der Kultur der Renaissance, der zehn Jahre später die Resultate seines geschichtlichen Nachdenkens, seine „Philosophie", zu Papier bringt. Was dem Buch an manchen Orten fehlt, ist die verbindende Linie, der Übergang, die Übersicht, die nochmalige Formung und Stimmung des Ganzen, Dinge, die sich ein aufmerksamer Leser leicht selbst ergänzen kann. Für diese mangelnde Ausfeilung entschädigt, was nun ein Hauptreiz des Buches in dieser halb improvisierten Gestalt geworden ist, daß die kostbaren drastischen Ausdrücke, Wendungen und Bilder, die in ihrer lebhaften Sinnlichkeit so stark an Gottfried Keller erinnern, von der ersten Eingebung her stehen geblieben sind und nicht literarischen Absichten und Rücksichten haben weichen müssen.

Was ist nun aber der eigentümliche Charakter und die Methode des Buches? Hiervon soll zuerst, von seinem Inhalt aber erst später gesprochen werden.

Jedem Versuch einer Philosophie der Geschichte, ja selbst der sogenannten Weltgeschichte hat Burckhardt skeptisch gegenübergestanden. Geschichtsphilosophie nennt er einen Zentauren, eine unmögliche Zusammensetzung, eine contradictio in adjecto, wobei er im einzelnen, mit Hinblick auf Herder, gar nicht verkennt, daß sie ihre Dienste geleistet und „einzelne mächtige Ausblicke durch den Urwald" gehauen habe. Aber ihr Grundübel sieht er darin, daß sie dem geschichtlichen Stoff ein Programm oder einen Plan unterschiebe, dessen stufengemäße Durchführung und Erfüllung im zeitlichen Ablauf nachzuweisen Hauptaufgabe werde. Durch diese vorgefaßte Meinung trübe sich dann jede Unbefangenheit der Beobachtung, und das Tatsächliche, auf dessen nüchterne Feststellung alles ankomme, werde der Konstruktion eingebildeter Entwicklungen geopfert. Dasselbe gilt für die religiöse Geschichtsbetrachtung. Niemand wird einem Werke wie Augustins „de civitate Dei" das Daseinsrecht bestreiten. Als religiöse Geschichtsübersicht steht sie an der Spitze aller Theodizeen. „Uns geht sie hier nichts an."

Diese schroffe Stellungnahme des Geschichtsempirikers gehört zu den frühest ausgebildeten Zügen von Burckhardts Natur. Aus den Berliner Briefen seiner Studentenjahre weiß man, mit welchem Grauen er aus Schellings Vorlesung gegangen war. Der Versuch Hegels war an ihm völlig abgeglitten. Dann hat er das 1856 erschienene kleine Büchlein des Münchener Philologen Ernst von Lasaulx, „neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", offenbar durch den Titelzusatz „auf die Wahrheit der Tatsachen gegründet" verführt, aufmerksam gelesen, und auf diese Schrift hat er sich in mehrfachen Zitaten berufen. Liest man heut dieses Büchlein, so ist wohl das Staunen über Burckhardts Dankbarkeit die erste Empfindung. Man versteht die Sympathie für gewisse Grundstimmungen, den starken Idealismus, die pessimistische Auffassung der Gegenwart, die Lasaulx wohl als Zeit des Antichrist bezeichnet hat[1]), den Sinn für historische

[1]) In der 1904 erschienenen Lasaulx-Biographie von Remigius Stölzle, S. 267. Der Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie" über Lasaulx ist ganz ungenügend.

Größe, die Freiheit des katholischen Verfassers von konfessioneller Befangenheit (das kleine Buch ist sogar auf den Index gesetzt worden), und überhaupt ist es eine in ihrer Art ergreifende, auf tiefe Überzeugungen gegründete Arbeit. Aber die ganze Form und Einhüllung des Buches in philosophische, religiöse, biologische Spekulation ließ Burckhardt unberührt, der eben nicht Philosophie, sondern „Wahrheit der Tatsachen" suchte, und so bleibt nur festzustellen, daß die übrigens sehr geist- und kenntnisreiche Schrift von Lasaulx ihm eine Reibungsfläche dargeboten hat, an der sich die eigenen Gedanken entzündeten, und ein Gerüst, um sie zu befestigen. Wie gegen die geschichtsphilosophischen Versuche, so hegte er Mißtrauen gegen die „Weltgeschichte". Wie profan und wissenschaftlich sie sich gebe, sie arbeite im Bann von Zweckvorstellungen, ob sie diese nun als leitende Ideen oder Machtverschiebungen oder nationale Tendenzen enthalte. Legt man Burckhardts Betrachtungen neben Rankes „Weltgeschichte" oder des Grafen York „Weltgeschichte in Umrissen, Federzeichnungen eines Deutschen" oder neben entwicklungsgeschichtliche Darstellungen, so springt schon am Inhaltsverzeichnis in die Augen, zu welch radikalem Mittel Burckhardt gegriffen hat, um jede Teleologie sowohl wie die Vorstellung kausalkollektiver Kontinuität hinauszuwerfen. Was ihn von den andern von allem Anfang unterscheidet, ist, daß er den chronologischen Aufbau der Darstellung als das Hauptmittel der Verführung, irgendeine Entwicklung aufzuspüren, verworfen hat. Es gab kein heftigeres Mittel, sich gegen übereinkömmliche Urteile, gegen jede fable convenue zu sichern. Wenn er später einmal im Scherz Nietzsche vorschlug, Geschichte zu dozieren: „wie hübsch käme vieles im Gegensatz zum jetzigen consensus populorum auf den Kopf zu stehen", so lag wohl ein Anreiz dazu in seiner eigenen Natur. Seine Bücher haben vom Konstantin an bis zum letzten neue Werte geprägt. Es gab immer schon Menschen, die Burckhardts Eigenstes in dieser Ursprünglichkeit, Freiheit und Unbefangenheit des Urteils herausfühlten. In einem Brief Erwin Rohdes an Nietzsche vom Dezember 1870 — zwei Jahre, ehe Burckhardt den Ruf zur Nachfolge Rankes nach Berlin erhielt — liest man folgende, durch Nietzsches Teilnahme an Burckhardts Vorlesung hervorgerufene Äußerung: „Es gibt eine Art, die Dinge historisch zu sehen; damit meine ich nicht jene triviale Professorenart, das geheimnisvolle Tun des Weltwillens in aufdringlich flacher Art, mit Approbierung hoher Behörden, auslegen zu wollen, als wäre die Menschengeschichte ein Kursus von Sexta bis Prima. Gerade die Kunst, keinen Grundgedanken hineinzudozieren, aber in Anschauungen denkend das Wesen und Tun vergangener Zeit so zu erkennen, wie nicht das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert sie erkennt, sondern wie sie damals lebten und sich bewegten, das ist die hohe Kunst des Historikers . . . Wenn es einen ganz spezifisch historischen Geist gibt, so ist es Burckhardt." (Nietzsche-Briefe, Bd. II, S. 213 und Otto Crusius, Erwin Rohde, S. 71.)

Hören wir hier sein rein anschauendes, künstlerisches Verhalten zur Vergangenheit als seine Sonderart rühmen, so klingt auch ein zweites mit, was in der Tat den tiefsten psychologischen Grund zu der Abneigung enthüllt, die Burckhardt gegen die übliche Teleologie oder Entwicklungsdoktrin empfand.

Die Entfremdung zwischen ihm und der Zeit, in die er gestellt war, wurde größer und größer. Zuwider war ihm der Optimismus des Überlegenheitsgefühls der Gegenwart, ihr hochmütiges Mitleid mit der Vergangenheit, der sie gern in allem und jedem den Prozeß machte, zuwider die „lächerliche" Vorstellung des erreichten Fortschritts und der Hochmut ihres Schuldenmachens, als sei sie so vorzüglich wichtig und großartig, daß sie für ihre Leistungen ruhig die Schultern der Nachwelt belasten könne. Zu denken, daß in einer solchen Gegenwart die gesamte Vergangenheit gipfle, daß alles Große früherer Tage nur eben Vorspann und Frohn für die Jetztzeit gewesen sein solle, war für Burckhardts Stimmung unmöglich. Es war ihm unmöglich, die Weltgeschichte auf die Gegenwart zu orientieren; es hätte ihm das verletzende Gefühl einer ganz verkehrten Raum- und Zeitperspektive gegeben.

Diese Stimmung schärfte seine Kritik zeitgenössischer und jeder Geschichtskonstruktion überhaupt. Den von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Mitteln unternommenen Versuchen, die Geschichte zum Rang einer Wissenschaft, zu einer Wissenschaft von Gesetzen zu erheben, setzt er den gelassenen Ausspruch entgegen, die Geschichte sei die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften, und so ist, als gelte es, das zu beweisen, diesem Buch, wo man es gar nicht suchen sollte, ein erkenntnistheoretisches Kapitel angefügt worden, das eine gute Anzahl der gewöhnlichsten Fehlerquellen in unsren geläufigen Geschichtsurteilen zusammenstellt. Dieses sehr kluge und zum Nachdenken anregende Kapitel steht ganz am Schluß (S. 253 ff.) und hat den Titel: „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte." Es handelt sich hier nicht um die Fälle, wo der gewöhnliche Egoismus die Unbefangenheit der Beobachtung und das Urteil stört, nicht um die groben Einseitigkeiten konfessioneller oder parteipolitischer Standpunkte oder die Trivialitäten des durchschnittlichen modernen Hochmuts. Von solchen wird nur eine gründlicher vorgenommen und abgetan, die übliche Geringschätzung von Zeiten, denen, wie dem Mittelalter, die moderne „Sekurität" fehlt, die Sicherheit von Leben und Gütern[1]). Die erfrischende Allgegenwart der Gefahr wird wie ein wohltätiger Kriegszustand gepriesen, und der friedliche Burckhardt kommt, merkwürdig wie oft, auf dieses moderne Vorurteil der „Sekurität" mit all seiner Ironie zurück. In der Hauptsache aber sind es die feineren Verzweigungen des Egoismus, die als Fehlerquelle unsre Urteile trüben, und deren wechselnden Formen und Temperamentsgraden hier höchst eifrig und spannend nachgespürt wird. Sie äußern sich in der Wertung großer geschichtlicher Vorgänge als glücklicher oder unglücklicher Ereignisse, und diese Bewertung nach Glück und Unglück ist es, die Burckhardt aufs Korn nimmt. Also z. B., man sagt: Es war ein Glück, daß die Griechen über die Perser, daß Rom über Karthago siegte . . ein Unglück, daß Cäsar ermordet wurde,

[1]) Dieser Lieblingsausdruck Burckhardts (Sekurität) ist wohl von ihm zuerst geprägt worden. Sollte es eine Reminiszenz an die mittelalterliche Kunstwelt Italiens sein? Die Lorenzettischen Fresken im Rathaus von Siena zeigen über dem Wohlstand und der Sicherheit der Fluren eine geflügelte weibliche Gestalt schwebend, die Securitas, mit einem Galgen als Drohung für die Störer des Rechts in der einen Hand, einer Schrift in der andern: Senza paura ogn'uomo franco camini usw.

bevor er dem römischen Weltreich eine angemessene Form sichern konnte . . . ein Glück, daß die Welt durch die Völkerwanderung erfrischt wurde durch gesunden neuen Völkerstoff usw. All dem setzt sich der Skeptizismus entgegen, der echte, sagt Burckhardt, „von dem man nie genug haben kann". Vor allem, man müßte den Ausdruck „Glück" im Völkerleben ganz ausschalten. Wo er in Urteilen vorkommt, sind es befangene und wertlose Urteile. Das Phänomen ist alles, unsre Wertung unzureichend. „Völker haben bestimmte große Lebenszüge an den Tag zu bringen, ohne welche die Welt unvollständig wäre, und zwar völlig ohne Rücksicht auf die Beglückung der einzelnen, auf eine möglichst große Summe von Lebensglück." Wir können Glück nicht definieren, ja selbst unsre Phantasie hat kein Zutrauen, zu wissen, was Glück ist. Da steht nun eine merkwürdige, melancholisch schöne Stelle:

„Nur das Märchen nimmt einen sich gleich bleibenden Zustand für Glück. Die kindliche Auffassung, wie sie etwa hier lebt, mag das Bild eines dauernden, festlichen Wohlbefindens (zwischen Olymp und Schlaraffenland in der Mitte) festzubannen suchen. Und auch damit ist es nicht einmal gründlicher Ernst: wenn endlich die bösen Zauberer tot, die bösen Feen bestraft sind, dann regieren Abdallah und Fatime freilich als ein glückliches Königspaar bis in ihr hohes Alter weiter; aber die Phantasie gibt ihnen eigentlich gleich nach dem Ende ihrer Prüfungen den Abschied, um sich weiter nicht mehr für sie, sondern für Hassan und Suleika oder Leila oder ein andres Paar zu interessieren. Und doch ist schon der Schluß der Odyssee so viel wahrer; die Prüfungen des Dulders werden fortdauern, und zunächst harrt seiner noch eine schwere Pilgerfahrt."

II. Das Buch.

Die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" Burckhardts sind alles eher als eine Sammlung loser Aphorismen, wenn auch manches aphoristisch geblieben sein mag. Der Stoff ist mit der größten Sicherheit nach einer bestimmten, sehr besonderen Einteilung gegliedert. Eine Kunstkraft hat hier gewaltet, die auf dem Gebiet phantasievoller Anschauung genau so klärend wirkt wie Logik auf dem Felde des Verstandes. Überhaupt kann man die Originalität eines Buches, das auch nur entfernt den Anspruch erhebt, eine Kunstleistung zu sein, zu allererst aus seiner Disposition beurteilen. Hier sieht man mit einem Blick, ob ein ursprünglicher Kopf dahinter steckt, da auf keinem Gebiet die gedankenlose Routine so bequem und allmächtig ist wie auf dem der Komposition. Unter Burckhardts Büchern hat wohl keines eine genialere Anordnung als die vierbändige „Griechische Kulturgeschichte". Drei Bände lang Querschnitte durch alle Stockwerke des griechischen Lebens, Politik, Religion, Ethik, Literatur, Kunst, und dann der große Schlußband mit dem Aufriß der Fassade, die chronologische Ansicht hellenischen Wesens in seiner Fülle, Tiefe und Weite. Viele, die diese „Griechische Kulturgeschichte" zu kritisieren meinten und sich dabei selbst kritisiert haben, waren von jedem Sinn und Organ verlassen, die große Kunst der Geschichtschreibung zu würdigen, die fast einzigartig in jenem Werk sich aussprach. Wer bloß auf Erudition sieht, dem geben auch die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" mannigfache Blößen. Nicht nur, daß

ihre Veröffentlichung als Buch fünfunddreißig Jahre später kommt als ihre Entstehung; auch für die Zeit der Niederschrift ist wohl mancher Irrtum im Tatsächlichen mitgelaufen. Fehler dieser Art anzumerken, sollte aber — wir möchten fast hinzusetzen: anstandshalber niemand wagen, der nicht über ein Wissen von so großem Umfang und von solchen Horizonten verfügte wie Jakob Burckhardt selber. Wo leben heute die Menschen, die so gleichmäßig die poetische wie die historische Literatur samt der Erfahrungsquelle der bildenden Kunst beherrschen, die Homer und Firdusi, Rabelais und Ariost, die serbische Volkspoesie und Parzival kennen und Polybius so gut wie Gregor von Tours, Sebastian Franck und die Memoiren des Empire gelesen haben? Burckhardt kann vieles, was die meisten von uns nicht mehr können; er kann, wenn er z. B. den Charakter von Renaissancen in der Geschichte erläutern und Analogien bringen will, in einem Atem die Herstellung der Juden durch Cyrus, das Königreich Jerusalem der Kreuzzüge, die Restauration des altpersischen Despotismus durch die Sassaniden, das Imperium Karls des Großen als eine Erneuerung der Schöpfungen eines Konstantin und Theodosius beschwören. Das alles ist ihm gegenwärtig und vertraut. Julius Wellhausen sagte einmal, als auf diese Dinge die Sprache kam, zu mir: „Er schwebt über den Dingen, so hoch, in solcher Distanz, fast wie der liebe Gott."

Diesem ungeheueren Wissensstoff, den Burckhardt aus Gründen, die wir besprochen haben, nicht chronologisch aufreihen wollte, gab er eine eigene Anordnung und Form. Er entwirft Querschnitte einzelner Geschichtsperioden der Menschheit unter dem Gesichtspunkt der in ihnen vorwaltenden Lebensmächte. Dieser Lebensmächte sind ihm der Hauptsache nach drei. Zwei stabile, soziale Faktoren, deren einer sich auf dem politischen, der andre sich auf dem metaphysischen Bedürfen der Menschen aufbaut: Staat und Religion. Der dritte Faktor ist andrer Art, beweglich, individualistisch, aus der Freiheit geboren: die Kultur. Bemerken wir gleich hier, wie weit wir von jedem begrifflich theoretischen Rigorismus entfernt sind. Logische Systematik würde vielleicht Kultur als Oberbegriff setzen und ihm unterordnen: staatliche Kultur, religiöse Kultur, sittliche, künstlerische u. s. f. Burckhardt, der die praktisch fruchtbaren Unterscheidungen sucht, stellt den Zwangsgebilden von Staat und Religion die Kultur als freies, spontanes Erzeugnis gegenüber und faßt darin Wissenschaft, Dichtung, Kunst, Techniken, Geselligkeit zusammen. Die drei großen Potenzen Staat, Religion, Kultur ergeben in den Möglichkeiten ihrer wechselnden gegenseitigen Kausalitäts- und Abhängigkeitsgrade die vorwaltenden Formen und Kategorien geschichtlicher Zustände, und die Betrachtung der Variationsmöglichkeiten solcher Bedingtheiten bildet den Körper des Burckhardtschen Buches. Sechs Bedingtheiten werden unterschieden. Erstens, je nachdem der Staat von der Kultur überwuchert wird oder als Theokratie im Dienst der Religion festgehalten wird. Zweitens, je nachdem die Religion vom politischen Staat beherrscht wird oder sich durch überlegene Kultur modifiziert findet. Drittens, je nachdem die Kultur sich in den Staat fügen muß oder aber von der Religion kraft eines heiligen Rechtes (wie in Ägypten) stillgestellt wird. In diesen sechs Bedingtheiten können die Normalfälle des gegenseitigen

Verhältnisses von Staat, Religion und Kultur als typische Erscheinungsformen geschichtlichen Lebens untergebracht werden. Von der höchst lebendigen Schilderung dieser Formen und Zustände bringen wir hier keine Auszüge, da sich manches weiterhin der Besprechung darbieten wird. Nur soviel ist als besonders wichtig hervorzuheben, daß für Burckhardts historische Betrachtung das Zuständliche Hauptaufgabe der geschichtlichen Darstellung bildet und als Hauptansicht geschichtlichen Lebens zu gelten hat. Ist somit die Geschichte eine Abfolge verschieden gearteter Dauerzustände, deren charakteristische Merkmale zu fassen die Aufgabe verallgemeinernder Beobachtung ist, so tritt ergänzend eine weitere Aufgabe hinzu. Die noch so konstanten Zustände lösen sich ab; es kann ein Zustand den entgegengesetzten zur Folge haben. Das Zeitmaß der Veränderung kann ein allmähliches oder plötzlich einsetzendes sein, kurzum, es tritt neben die Schilderung der Zustände die Betrachtung der Übergänge.

In beiden Fällen ist die Diagnose, wie sie aus dem intuitiv anschaulichen Denken Burckhardts hervorgeht, erstaunlich. Es war seine besonders glänzende Fähigkeit, in der Gehäuftheit und im Strudel der Erscheinungen die beherrschenden Züge und einen gewissen Normalcharakter herauszufinden. Was man etwa im „Cicerone" bewunderte, in den berühmten Charakteristiken der Giottoschule oder des Barockstils, dieselbe künstlerische Kraft, aus unendlichen Einzelbeobachtungen das Fazit zu ziehen, und zwar ohne schulmeisterlich grammatikmäßige Gewaltsamkeit, sie waltet auch in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen".

Als Lehre von den Übergängen sind die plötzlichen, die Geschichte der Krisen, Revolutionen, Staatsstreiche als die Form geschichtlichen Prozesses, wo das Wetter in das Zeichen des Sturmes tritt, ein ungeheuer beschleunigtes Zeitmaß in die Bewegung aller Dinge kommt, und die Luft durch Katastrophen gereinigt werden muß, in einem besonderen Kapitel behandelt. Er ist die Psychologie und Pathologie der Revolutionskrisen.

Revolutionen pflegen in der historischen Überlieferung das Schicksal zu erleiden, daß sie den stärksten Gegensätzen der Beurteilung unterliegen. Die einen sehen nur ein Phänomenales, Naturgewaltiges, Vulkanisches und stellen angesichts solcher Katastrophen ihr persönliches Urteil still. Diese „Unfreiheit" der Revolution konstatiert auch Burckhardt, er vergleicht sie einem Waldbrand, was natürlich das Urteil über die sittliche Verantwortlichkeit der Einzelbeteiligten zur Vorsicht stimmen und mäßigen muß. Den andern aber, die entweder Revolutionen idealisieren, weil sie nur auf die Zukunftsträume sehen, die solche Krisen verwirklichen wollen, aber nicht können, oder die solche Zeiten diskreditieren wollen, indem sie die Bestialität und Gemeinheit ausmalen, die fast selbstverständliche Begleiterscheinungen sind, ihnen allen wird Burckhardt gerecht. Für alle Hoffnungsfähigkeit menschlicher Natur, die ergreifend in den Anfängen revolutionärer Bewegungen zutage tritt, für die Schönheit der Phantasiebilder (er denkt an Athens sizilische Expedition, an den ersten Kreuzzug, an die französischen cahiers) hat er ein volles Gefühl. Aber die Schönfärber warnt er, wenn sie die ideale Gestalt einer Krisis mit

ihrem spezifischen Geist verwechseln, während jenes Ideal „nur der Hochzeitsstaat ist, auf den böse Werktage folgen werden", und so zeichnet er gebührend die Habsucht der „Halte fest, Raube bald und Eilebeute", die mit der Revolution ihr Geschäft machen. In der Hauptsache ist Burckhardt in diesen Dingen angstfrei.

„Aus der revolutionären Leidenschaft, die das Abgestorbene verzehrt und mit toten Formen aufräumt, brechen wie nach einem Fieber neue Kräfte der Gesundheit hervor. Selbst der Himmel bekommt einen andern Ton. In ganz ruhigen Zeiten umspinnt das Privatleben mit seinen Interessen und Bequemlichkeiten den zum Schaffen angelegten Geist und raubt ihm die Größe; vollends aber drängen sich die bloßen Talente an die erste Stelle, daran kenntlich, daß ihnen Kunst und Literatur als Spekulationszweige, als Mittel, Aufsehen zu machen, gelten. Die große Originalität, hier übertönt, übermault, muß auf Sturmzeiten warten, wo alle Verlegerkontrakte samt den Paragraphen gegen den Nachdruck von selber aufhören. Augustins ‚de civitate Dei' wäre ohne den Einsturz des weströmischen Reiches kein so bedeutendes und unabhängiges Buch geworden, und Dante dichtete die ‚divina commedia' im Exil."

Von der Betrachtung der Krisen und Revolutionen ist zur Beurteilung des Krieges als eines ähnlich beschleunigten Verfahrens im geschichtlichen Leben nur ein Schritt. Über Frieden und Krieg stehen hier Sätze, die den erstaunen machen, der Burckhardt für einen weltabgewandten Ästheten gehalten hat. „Nur im Kampf entwickelt sich das ganze Leben. Nur durch ihn, und zwar in allen Zeiten und Fragen der Weltgeschichte, erfährt der Mensch, was er eigentlich will und was er kann." Heinrich Leos Wort von dem frischen und fröhlichen Krieg, der das skrophulöse Gesindel wegfegen soll, wird beifällig zitiert. Drastisch werden die jämmerlichen Notexistenzen geschildert, die im Frieden den wahren Kräften den Platz wegnehmen, die Luft verdicken und das Geblüt der Nation verunedeln. Die sittliche Überlegenheit des Krieges über den gewaltsamen Egoismus des einzelnen wird anerkannt. Danach aber folgen ein paar sehr skeptische Einschränkungen, die das Mißtrauen Burckhardts gegen jedes einseitig übergreifende Pathos deutlich bekunden: „Die Kriege von heute," sagt er, und man meint ihn, wie es im Auditorium der Baseler Universität so oft zu beobachten war, vorsichtig den Kopf vorschieben zu sehen, als wolle er den Feinhörigen noch etwas vertraulich sagen:

„Die heutigen Kriege sind zwar Teile einer großen allgemeinen Krisis, aber einzeln für sich ohne die Bedeutung und Wirkung echter Krisen. Das bürgerliche Leben bleibt dabei in seinen Gleisen, und gerade die jämmerlichen Notexistenzen bleiben alle am Leben; diese Kriege hinterlassen aber enorme Schulden, d. h. sie sparen die Hauptkrisis für die Zukunft zusammen. Auch ihre kurze Dauer nimmt ihnen den Wert als Krisen; die vollen Kräfte der Verzweiflung werden nicht angespannt, und doch könnte nur durch sie die wahre Erneuerung des Lebens erfolgen" (S. 162—166).

Die Formen des geschichtlichen Lebens — so haben wir Burckhardts Auffassung erkannt — gestalten sich zu konstanten Zuständen, die ihre wechselnde Farbe von dem bestimmten Grad der Durchdringung der großen Weltpotenzen, Staat, Religion, Kultur erhalten. Ein Zustand wird in einen andern hinübergeführt. Er kann durch beschleunigte Prozesse und Krisen aus seiner Beharrung

gedrängt werden. Aber daneben gibt es eine andre Form größter geschichtlicher Anstöße, die einen bestehenden Zustand in Bewegung bringen und neue Bahnen öffnen — die großen Männer des Schicksals. Sie sind das Gefäß einer verdichteten, in ein höchstes Individuelles konzentrierten Weltbewegung. Große Männer sind zu unserm Leben notwendig, damit sich die weltgeschichtliche Bewegung periodisch und ruckweise von abgestorbenen Lebensformen und reflektierendem Geschwätz frei mache. Und nun kann man sich denken, mit welcher Wonne sich Burckhardt in diese andre Form der Revolution, in die Erscheinung des Genius, in das „Mysterium der Größe" versenkt. Er ist nicht von den kleinen Leuten, die aus hundert Einflüssen einen Genius herausrechnen, mechanisieren und irgend kommensurabel machen zu können meinen. Vielmehr ist es ihm eine geheimnisvolle Verrechnung zwischen Zeit und Mensch, wie das Leben auf einer gewissen Stufe zur Offenbarung des mächtigen Individuums Anlaß gibt, und wie ein Gesamtleben im großen Individuum seinen gebietenden Ausdruck findet. Gar nicht hält er sich bei der Zuteilung des Beinamens „der Große" auf, indem er diesen Zusatz für ein gänzlich unwesentliches Merkmal erklärt, lediglich davon abhängig, ob es noch andre gleichen Namens gegeben habe, von denen einer unterschieden werden müsse. Dagegen wird mit immer neuen Wendungen das Verhältnis des einzelnen zum Ganzen umschrieben: Magische Konzentration des Volksgeistes, *ἱερὸς γάμος* (heilige Ehe), nur in schrecklichen Zeiten vollziehbar. Sodann werden auf dem weiten Verbreitungsgebiete der Künste und Wissenschaften, des Mythus und des politischen Lebens die Inkarnationen des Großen durchgenommen, die Kategorien der Größe geordnet und die Merkmale der Größe psychologisch analysiert. Durchgängig wird der abnorme Grad dieser Begabungen und die Fähigkeit, gewisse Seelenspannungen aushalten zu können (Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege), konstatiert. Hieran hängt das Schicksal von Völkern und Staaten. Aber freilich ist die Folge solchen Ausnahmecharakters der großen Individuen, daß sie sittliche Vorbilder nicht sein können, nicht zu sein brauchen. Man kann es a priori nicht von ihnen verlangen, dieses Allerseltenste, Seelengröße und innere Güte, ein Verzichten können auf Vorteile zugunsten des Sittlichen. „Ein Gran Güte" vermißt Burckhardt an Napoleon. Aber das hindert ihn nicht, abschließend zu sagen: Große Männer, und es ist wichtig, was er hinzusetzt: „zumal in der Gestalt, wie sie idealisiert fortleben", haben einen großen Wert für die Welt und ihre Nationen. Sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung. Napoleon, mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht, ist dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie.

Burckhardt wäre kein Goethe-Jünger, wenn er anders dächte.

Soviel also in Kürze über das Buch und den Inhalt der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", wie sie der treffliche Herausgeber, Professor Jakob Oeri, mit einem Verlegenheitstitel getauft hat. Einen anspruchsvolleren Titel wollte er nicht wählen, und gestehen wir, es ist auch sehr schwer, den

passenden Titel zu finden. Je nachdem man mehr auf den körperlichen oder geistigen Ablauf des geschichtlichen Prozesses merkt, könnte man auf Titel geführt werden wie: Physiologie und Pathologie oder Psychologie der Geschichte oder auch Ästhetik, d. h. Formprinzipien der Geschichte. Burckhardt selbst hat damals seine Vorlesungen (die aber nie in der Vollständigkeit und Folge, die jetzt das Buch bietet, gehalten worden sind; die Vorrede enthält über die Zusammenstellung genaue Angaben) einfach: „Über Studium der Geschichte" betitelt und sie für Menschen aller Berufe, nicht für Fachhistoriker bestimmt, in der Meinung, daß geschichtliches Verstehen ein wichtiges Element jedes geistigen Lebens sei.

III. Burckhardt und die demokratische Gleichheitsidee. Ein Exkurs über das Verhältnis Burckhardts zu Nietzsche.

Hinter den bedruckten Blättern des Buches reckt sich ein Unsichtbares, aber immer lebhafter als gegenwärtig Gefühltes in die Höhe, derart, daß der Leser dieses Unsichtbare steigend als das sein Interesse Beherrschende empfindet: der Mensch, die Persönlichkeit Jakob Burckhardt.

Von seiner Methode der geschichtlichen Erkenntnis, und danach von dem, was er als „Methodik der Weltgeschichte" beobachtet zu haben und zu verstehen geglaubt hat, ist die Rede gewesen. So redlich wie irgend möglich hat er, um die Linien des ungeheuer rätselvollen Gewebes zu deuten, sich bemüht, ja eine reichliche Dosis Skeptizismus hinzugenommen, alles den Blick Trübende zu entfernen, sein Auge von allem Befangenden rein zu halten. Dabei verstand Burckhardt nationale und patriotische Gefühle sehr wohl. Über Patriotismus hat er sehr ausdrucksvolle Worte: Es seien zwei Stufen, ein primitiver, da er unwillkürlich als Rassetugend erscheine, teilweise vom Haß gegen die gespeist, die nicht „Wir" sind; in abgeleiteten Kulturen aber in den gebildeten Geistern als Bedürfnis der Hingebung an ein Allgemeines, der Erhebung über die Selbstsucht des einzelnen und der Familie, soweit dieses Bedürfnis nicht von der Religion und von der Gesellschaft absorbiert werde. Die Beispiele von Karthago, Numantia, Jerusalem zitiert er als Vorbilder der Menschheit in der einen großen Sache, daß man an das Gemeinsame alles setze, und daß das Einzelleben der Güter Höchstes nicht sei. All dies gab er zu; der Historiker und Künstler in ihm lehnte gleichwohl den Patriotismus ab. In seinem Erleben war die nationale Leidenschaft eine jugendliche Durchgangsphase gewesen, und die Zeiten, da er als Bonner Student ein altdeutsches Barett getragen und für Mutter Germania empfunden hatte, waren lang überwunden [1]). Burckhardt war Europäer geworden und nannte die national empfundene Geschichte mit einem überharten Ausdruck Publizistik.

[1]) Auch hier die unmittelbar von Goethe kommende Linie. Man erinnere sich, was Goethe kurz vor seinem Tode zu Eckermann über Dichter und Patriotismus (ganz am Ende des zweiten Teils der Gespräche) gesagt hat, vom freien Geist und der Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses. „Der Dichter ist dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft."

All dieser Ablehnungen und Reservationen ungeachtet, wird man von einer so ausgesprochen künstlerischen Persönlichkeit, die sich am wenigsten darüber täuschte, daß die Erkenntnis des Geschichtlichen auf bloß wissenschaftlichem Weg unerreichbar sei, erwarten, daß die Subjektivität an irgendeinem Punkt sich melden, und daß — seien wir offen — der Zauber des Persönlichen trotz aller Versicherungen gegen „Erkenntnisfehler" seinen Glanz und sein höheres Leben ausstrahlen werde.

Von vornherein wird man geneigt sein anzunehmen, daß Burckhardt, der Kulturgeschichtschreiber, dem ganz freien Bereich der Kultur seine besondere Neigung zuwende, und daß diese Vorliebe die Würdigung der „stabilen" Potenzen Staat und Religion beeinträchtigen möge. Alle Feinheit der Analyse politischer und religionsgeschichtlicher Probleme steigert sich, wo sich sein Blick den freien Schöpfungen der Kultur, der Dichtung und Kunst, zuwendet und wo das Individuum, frei von politischer oder metaphysischer Gebundenheit, seine besonderen Aufschwünge wagt. Was Goethe und Schiller als die „Freiheit des Partikuliers" über alles schätzten, ist in Burckhardt lebendig geblieben, und wenn Treitschke von Schiller sagt, er habe sehr wohl gewußt, daß die Siege Kants und Goethes schwerer wögen als die Lorbeeren von Marengo, so ist Burckhardt auf diesem Boden des deutschen Idealismus stehen geblieben und hat den jähen Übergang zum Kult der Machtpolitik und zur Materialisierung unsrer Gefühle nicht mitmachen mögen [1]).

Der ungeheuere Abgrund, der sich zwischen der Geisteskultur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem wirtschaftlichen Materialismus und der Machtkonkurrenz der Nationen seitdem aufgetan hat, und dessen Überbrückung der Zukunft aufbehalten ist, behielt für Burckhardt etwas Schreckhaftes. Es gibt Figuren (Treitschke!), die mit kühnem Anlauf hinüberspringen. Aber in einer Zeit vorwiegender Überzeugungs- und Glaubenslosigkeit, wo das „Mitmachen" von allem und jedem als selbstverständlich und zeitgemäß erscheint, bekommt die Zurückhaltung eines bedeutenden Geistes einen ehrwürdigen Zug. Als hätte er, durch mannigfache Verfinsterung und Gleichgültigkeit hindurch, für ein kommendes Geschlecht ein heiliges Feuer zu hüten, wenn denn einmal einer wann immer erscheinenden Zukunft die Sehnsucht sich erneue, an diesem Feuer ihre Fackeln zu entzünden! In den nächsten Jahren, nachdem Burckhardt seine Betrachtungen geformt hatte, gab es bereits eine Anzahl erlauchter Unzufriedener, die in engem Kreis mit ihrer Enttäuschung über die Fanfaren des neuen Reichs nicht zurückhielten. Man muß den Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde lesen oder Paul de Lagardes Schriften oder die Stimmung Burckhardts, die sich in den 70er Jahren mit steigender Antipathie gegen Deutschland erfüllte, kennen, um die Verdichtung solcher Urteile zu verstehen, von denen das große Publikum erst sehr viel später, 1890, erfuhr, als der Rembrandt-Deutsche jene Opposi-

[1]) Man kann das auch von einer andern Seite ansehen. In seiner Besprechung der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" in der „Historischen Zeitschrift" sagt Friedrich Meinecke sehr präzis: „Die Schule des Kampfes um Staat und Nation hat Burckhardt nicht mit durchgemacht."

tionen und stillen Wünsche in den Satz zusammenschloß: Jena habe Deutschland mehr genützt als Sedan![1]) Es gibt Zeiten, deren erleuchtete Köpfe von fern ein gelobtes Land sehen und aller Hoffnungen sich getrösten. Die letzten Jahrzehnte sind nicht derart gewesen. Vielleicht wird einmal die Geschichtschreibung von ihnen sagen, daß die unerhörte Entfaltung von Verkehr, Presse, Öffentlichkeit jedes neugelegte Ei mit einem so unerhörten Aufwand von Gegacker, Lärm, Reklame umgeben und in so viel Zeitlichkeit eingehüllt habe, daß mehr als einmal die Besten den Ausblick und den Glauben, daß vor lauter „Jetztzeit und Gegenwart" etwas Wertvolles werden könne, verloren haben.

Burckhardt erschien seine Zeit als unmittelbare Fortsetzung der Periode, die mit 1789 einsetzte, untrennbar eins mit ihr, ein Zustand revolutionärer Zuckungen und Krisen, deren vulkanische Ausbrüche ihn außerstand setzten, abzuschätzen, wo etwa kostbares Neuland sich bilden möge. Als grundlegende Elemente der „modernen Kultur" betrachtet er zwei Antriebe, die Gleichheitsbestrebungen und die Machtbestrebungen. Wir fassen in diesem Abschnitt die erstgenannte Richtung ins Auge.

Die Gleichheitsbestrebungen haben politische, wirtschaftliche, nationale Schranken niedergelegt; statt der Bürgerrechte haben sie Menschenrechte gefordert; sie haben die moderne Demokratie hervorgebracht. Burckhardt beurteilt sie nach ihren nächst sichtbaren Früchten. Die niedrigsten Formen des Begehrens, Erwerb und Gewinnsucht, sind obenauf gekommen. Für dieses „miserable Terrain" von Besitz und Erwerb hat Burckhardt eine ähnliche Verachtung wie sie Gottfried Kellers letztem Roman Martin Salander die düstere Farbe gibt. In dieser Gesinnung stellt er sich England gegenüber, und dies ist die nun bereits historisch gewordene ältere Form der Antipathie gegen England, die der Ideologen, die Abneigung gegen das „Krämervolk", dessen Beispiel — Antipathien sind manchmal gute Propheten — auch uns zu Krämern machen werde. Einer Gleichheitsbestrebung, die alle niederen Instinkte entfessele, steht Burckhardt hoffnungslos gegenüber; denn sie tötet das Beste, was, unbeirrt durch Rechnung und Erfolg, aus dem Innern kommt. In einer Zeit, wo die besseren Köpfe ins Geschäft gehen, seien alle höheren Antriebe gefährdet und vergiftet; die künstlerische und geistige Produktion greife zur Reklame. Geschäftsgeist und Ausstellungswesen hindern uns, lassen verlernen, daß man auf die Stimme des Inneren hört. Dennoch kann der Hauptentscheid der Zukunft nur aus dem Inneren der Menschheit hervorgehen. „Irgendwo muß sich die menschliche Ungleichheit wieder melden"[2]). Nicht nur, wo das moderne

[1]) Man hat diesen „Rembrandt als Erzieher" abwechselnd gepriesen und beschimpft. Franz Overbeck in Basel urteilte sofort treffend: „Es ist ein bedeutendes Buch. Es stehen gewiß 1000 Wahrheiten darin, aber dann gewiß ebenso viele Dummheiten." Seine Bedeutung als geschichtliches Symptom habe ich in meinem Buche „Rembrandt" (Zweite Auflage, S. 23—29) zu charakterisieren versucht. Der Rembrandt-Deutsche war eine Mediokrität. Aber die historische Bedeutung seines Buches ist unverrückbar.

[2]) An einer Stelle, wo vom antiken und germanischen Polytheismus gesprochen wird, und wie sich neben die Naturvergötterung der Trieb der Kulturvergötterung derart stelle, daß sich die Leichtigkeit des Götterschaffens ebenso sehr auf Naturmächte wie auf kulturschützende Gestalten

Gleichheitsbedürfen sich nackt materialistisch gibt und seine Gewinnanteile sucht, auch wo es sich mit Popularisierung von Bildung und Kultur brüstet, erfährt es Burckhardts Ablehnung. Er hält nichts von Allerweltskultur, und die modernen Großstädte, wo sich diese Allerweltskultur zentralisiert, sind ihm verhaßt. Schon wenn man seine Jugendbriefe aus Berlin und Paris liest, ist dieser Widerwille da, die Reaktion des selbstherrlichen Individuums, das Großes und Ewiges sucht, gegen die Vordringlichkeit des Tages, des Neuesten und seinen kindischen Lärm. Wenn man schwarz auf weiß bestätigt haben will, warum Burckhardt den Ruf an die Berliner Universität abgelehnt hat, und warum ihm diese sogenannten Herde moderner Kultur zuwider waren, so muß man seine Gegenüberstellung der modernen Großstadt mit einem freien geistigen Tauschplatz, wie er sich das alte Athen vorstellt, lesen (S. 122—128). Die Zeichnung mag nicht ganz richtig sein, aber die Gesinnung Burckhardts ist überaus deutlich[1]). Was seine Abneigung begründet, ist die Künstlichkeit der Großstadt, die Unfreiheit ihrer abgegrenzten Einzelsphären ohne freien Gesamtgeist, das Mitmachen anstandshalber, der Ranggeist, die Geselligkeit ohne innerliche Zusammengehörigkeit, ein Publikum, das in Wahrheit zu nichts Zeit hat, das unfähig ist, zu urteilen und also keinen Maßstab und keinen Stil erzeugen kann. Wo inmitten dieses Zustandes nun gar der einzelne sich zur Verzweiflung und Resignation des Spezialistentums flüchtet, empfindet dies Burckhardt als eine Barbarei roher Gesellen.

Wie diese Ansichten vorgetragen werden, bilden sie ein historisches Dokument. Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste. Er bleibt dabei, daß das Besserlebenwollen Materialismus sei, und sein Mißtrauen gegen den „Genius" modernen Erwerbsdranges und Wohllebens läßt ihn einen Satz von vollendeter aristokratischer Härte niederschreiben: „Bildung als Menschenrecht ist ein verhülltes Begehren nach Wohlleben."

Hier sind wir an dem Punkt unsrer Betrachtungen angelangt, wo sich eine große Frage auftut, die Frage, wie man sich die Berührung von Burckhardt und Nietzsche zu denken habe. Wenn man sich gegen die Demokratie und ihre durchschnittlichen Kulturerzeugnisse, wie sie sich am sichtbarsten konzentriert und zentralisiert in der modernen Großstadt zeigen, dermaßen ablehnend verhält, so läuft man Gefahr, einem entgegengesetzten Radikalismus, einem aristokratischen, kurzum den Klippen derjenigen Gedankenbahnen zuzusteuern, die am geläufigsten mit dem Namen Nietzsches bezeichnet werden. Für unsre Geistesgeschichte ist es wichtig, diese Möglichkeit zu beachten und die tatsächlichen Beziehungen zwischen Burckhardt und Nietzsche festzustellen.

---

erstrecke, bringt Burckhardt Beispiele von Kulturgöttern, die die menschlichen Tätigkeiten verklären, und verfolgt die Liste bis zu den Nothelfern des Mittelalters, dem heiligen Georg, dem Soldatenheiligen, und den Schutzpatronen der Ärzte, dem heiligen Kosmas und Damian. Und dann schließt er mit der ironischen Frage: „Wie würde der Olymp der heutigen Erwerbenden aussehen, wenn sie noch Heiden sein müßten?" Wenn man an die Mächte des Kurszettels und der Staatsgläubiger, des Wettbewerbes, des lauteren und unlauteren, denkt, kann man sich im Sinne Burckhardts die Antwort selber geben.

[1]) Man sehe auch Rohdes Brief an Nietzsche über Burckhardts Berufung und die Ausdrücke darin über Berlin. Nietzsche-Briefe, Bd. II, S. 352.

Vor Jahren, als ich in diesen Blättern (Deutsche Rundschau, 1898, Bd. XCIV, S. 374 ff.) über Burckhardt das Wort nahm, hatte ich als Resultat längerer Überlegung die Ansicht vertreten, daß Burckhardt ganz andre Wege als Nietzsche gegangen sei. Doch aber lag mir am Herzen, nachträglich die Ansicht eines Mannes zu erforschen, dem als gemeinsamem Freund Burckhardts und Nietzsches die genaueste Kenntnis dieser Beziehungen zuzutrauen war, des Professors Franz Overbeck, des inzwischen verstorbenen Baseler Theologen. Er antwortete mir am 19. April 1898 und bekannte aus persönlicher Erfahrung „in Hinsicht auf das S. 382 f. Ihres Aufsatzes berührte Verhältnis zwischen Burckhardt und Nietzsche" sein „Einverständnis mit der Auseinanderhaltung der Wege beider Männer, zu der Sie sich hier bewogen gesehen haben". Die kürzlich gedruckten Erinnerungen Overbecks an Nietzsche — höchst eindrucksvoll und in jedem Wort grüblerisch überlegt wie sie sind — bestätigen im einzelnen dieses Urteil mit einer fast übertriebenen Schärfe und berufen sich auf unmittelbare mündliche Aussagen Burckhardts, die „eindringlich waren und unmißverstehbar, wie Burckhardt redete, wenn er reden wollte". Auf dieses Doppelzeugnis hin könnte man also die Sache für erledigt halten, und es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Veröffentlichung der Nachlaßwerke Burckhardts ganz und gar im Sinn jener Zeugnisse entscheidet. Seit die „Griechische Kulturgeschichte" mit ihrer schroffen Abweisung des antiken Übermenschentums gedruckt ist, seit die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die Nietzsche als Vorlesung kennen gelernt hat, vorliegen, muß jeder Streit verstummen. Es ist klar, daß die Wege der beiden Männer nicht dieselben waren.

Dennoch liegt, sobald man das Verhältnis nicht im ganzen und nach seinem Ausgang, sondern in seinen einzelnen Phasen betrachtet, die Frage weniger einfach, und ich neige immermehr zu der Meinung, daß es bei Nietzsche doch keine Täuschung gewesen ist, wenn er an eine Gemeinsamkeit mit dem älteren Mann glaubte. An ein ernstliches persönliches Engagement ist hierbei nicht zu denken; solche hat es bei dem älteren Burckhardt wohl überhaupt nicht gegeben. Aber aus einer starken Erinnerung gemeinsamer Gesinnungen und Anschauungen muß es doch erklärt werden, daß Nietzsche bis zu allerletzt die Hochschätzung Burckhardts festhielt und noch in seiner letzten Schrift, die er vor dem Ausbruch der Krankheit geschrieben hat, in der „Götzendämmerung", in der er vor nichts und gar nichts Halt macht, vor Jakob Burckhardt mit großem Respekt den Hut abzog. Wenn man die Schwierigkeiten entwirren will, muß man durchaus die ersten Baseler Jahre seit 1867 von den späteren scheiden. Das eigene Zeugnis Burckhardts, auf das Overbeck sich beruft, gehört dem Jahr 1889 an und ist in dem Augenblick abgelegt, wo die Krankheit Nietzsches ausbrach, also zwanzig Jahre nach dem Beginn der persönlichen Beziehungen. Von hier aus fiel ein Schatten nach rückwärts, der Burckhardt zweifellos die Erinnerung an den harmloseren Verkehr mit Nietzsche in dessen ersten Baseler Jahren trüben mußte. Die Briefe aber, die zwischen 1874 und 1886 gewechselt wurden, seit Nietzsche Basel verlassen hatte, und deren Anlaß jedesmal gegeben war, wenn ein neues

Buch Nietzsches als Geschenk zu Burckhardt kam, diese Briefe (jetzt zusammengedruckt im dritten Band der Nietzschebriefe) müssen aus dieser Untersuchung ausgeschaltet werden. Burckhardt hat sie mit offensichtlicher Überwindung geschrieben, die mit jeder neuen Zusendung Nietzsches peinlicher und gezwungener wird. Ganz anders wird die Ansicht des Verhältnisses, wenn man von dieser späteren Phase zu den Anfängen hinüberblickt. Gemeinsame Interessen zwischen dem neuberufenen, ungewöhnlich begabten Ordinarius der alten Philologie und einem so erfahrenen Kenner und Liebhaber griechischer Literatur und Kunst gab es genug. Burckhardt hörte sich die Antrittsvorlesung Nietzsches an; dieser ging zu jenem ins Kolleg. Bald berichtet Nietzsche von einer „herzlichen Annäherung zwischen Burckhardt und mir". Oft wiederholt worden ist die Erzählung aus dem Mai 1871, da die Kommune in Paris herrschte, und auf die falsche Nachricht von der Zerstörung des Louvremuseums die beiden Männer instinktiv zueinander geführt wurden, um den unsäglichen Kulturverlust und alle tiefen Probleme menschlichen Geschicks zu bereden. Gern würde man die Gelegenheit suchen, in das Tägliche und Augenblickliche dieses Verkehrs hineinzusehen, wovon die Nietzschebiographie ja nur kümmerliche Bruchstücke bewahrt hat, und so liegt es nahe, anderweit Ausschau zu halten, um sich Art und Grad dieser denkwürdigen Beziehungen klar zu machen.

Ein solcher Versuch ist nicht vergeblich, und wenn wir es an dieser Stelle unterlassen, eine systematische Analyse der Werke mit Rücksicht auf etwaigen gemeinsamen Gedankengehalt zu geben, so werden ein paar Zitate aus dem späteren Hauptwerk Nietzsches, dem „Zarathustra", vollkommen deutlich zeigen, mit welchem Erfolg in der angegebenen Richtung geschürft werden mag. Ich fange mit Kleinigkeiten und Spuren äußerlicher Entlehnung an, und bringe danach auffälligere Berührungen.

Im zweiten Teil des „Zarathustra" im Abschnitt von den Erhabenen (den pessimistischen Erkennern): „Noch lernte er das Lachen nicht und die Schönheit. Finster kam dieser Jäger zurück aus dem Wald der Erkenntnis. Vom Kampf kehrte er heim mit wilden Tieren: aber aus seinem Ernste blickt auch noch ein wildes Tier — ein unüberwundenes! . . . Den Arm über das Haupt gelegt: so sollte der Held ausruhen, so sollte er auch noch sein Ausruhen überwinden." „Den Arm über das Haupt gelegt ausruhen", das ist z. B. die Haltung des Apollino in den Uffizien von Florenz, eine als Ausdruck der Ruhe uns fremde Geste. Wie oft habe ich Burckhardt in der Vorlesung über griechische Plastik das charakteristisch Griechische dieses Motivs betonen hören!

Im dritten Teil das prachtvolle Kapitel: die Heimkehr. „Aber da unten, da redet alles, da wird alles überhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Krämer auf dem Markt werden sie mit Pfennigen überklingeln! Alles bei ihnen redet, niemand weiß mehr zu verstehen. Alles fällt ins Wasser, nichts fällt mehr in tiefe Brunnen . . . Alles bei ihnen redet, alles wird zerredet. Und was gestern noch zu hart war für die Zeit selber und ihren Zahn, heute hängt es zerschabt und zernagt aus den Mäulern der

Heutigen. Alles bei ihnen redet, alles wird verraten. Und was einst Geheimnis hieß und Heimlichkeit tiefer Seelen, heute gehört es den Gassentrompetern und andern Schmetterlingen . . .". Alles das sind oft wiederholte Lieblingsgedanken Burckhardts, und sogar die Prägung der Worte stimmt. Das „Zerschwatzen" des heimlich Gewachsenen durch Reflexion, Räsonnement, Ästhetik, durch Theorie und Kritik ist eine seiner starken Antipathien. Zumal von der griechischen Kunst hat er gern gesagt, es sei ihr Vorteil und eine der Ursachen ihrer Langlebigkeit gewesen, daß sie nicht wie die Literatur „zerschwatzt" worden sei.

Im zweiten Teil: von großen Ereignissen. „Freiheit brüllt ihr alle am liebsten: aber ich verlernte den Glauben an „große Ereignisse", sobald viel Gebrüll und Rauch um sie herum ist. Und glaube mir nur, Freund Höllenlärm! Die größten Ereignisse — das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden . . . Und gesteh es nur! Wenig war immer nur geschehn, wenn dein Lärm und Rauch sich verzog. Was liegt daran, daß eine Stadt zur Mumie wurde, und eine Bildsäule im Schlamme liegt! . . . Im Schlamme eurer Verachtung lag die Bildsäule: aber das ist gerade ihr Gesetz, daß ihr aus der Verachtung wieder Leben und lebende Schönheit wächst! sie wird euch noch Dank sagen, daß ihr sie umstürztet, ihr Umstürzler! Diesen Rat aber rate ich Königen und Kirchen und Allem, was alters- und tugendschwach ist — laßt euch nur umstürzen!"

Im ersten Teil die Kapitel: von neuen Götzen und von den Fliegen des Marktes. „Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer . . . viel zu viele werden geboren: für die Überflüssigen ward der Staat erfunden! . . . Seht mir doch diese Überflüssigen! Reichtümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld — diese Unvermögenden! Seht sie klettern, diese geschwinden Affen . . . Wahnsinnige sind sie mir alle und kletternde Affen . . . Wo der Markt beginnt, da beginnt auch der Lärm der großen Schauspieler und das Geschwirr der giftigen Fliegen usw." Hier klingt einfach alles an und tönt nach, was auch Burckhardt über das Verhältnis des Äußeren zum Inneren, was sein konservativer Sinn über Krisen und Revolutionen, was er über Staat und Erwerbsucht und Streberei, über Großstädte und Reklame gedacht hat. Und nun muß man sich etwa eine Stelle in Burckhardts Vorlesungen wie die über die Notwendigkeit des Bösen und der Bösen in der Welt vergegenwärtigen und sich vorstellen, wie Nietzsche dabei die Ohren gespitzt hat:

„Es wäre ein unerträglicher Anblick, wenn infolge konsequenter Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen hienieden die Bösen sich alle aus Zweckmäßigkeit anfingen, gut aufzuführen; denn unvermeidlich vorhanden und innerlich böse wären sie ja doch. Man könnte in die Stimmung kommen, den Himmel wieder um einige Straflosigkeit der Bösen auf Erden zu bitten, nur damit dieselben wenigstens ihre wahren Züge wieder an den Tag legten. Es ist schon so Verstellung genug in der Welt."

Nietzsche mochte denken, es sei lediglich Alter und Temperament, was Burckhardt zurückhielt, mehr zu sagen, und so „biege er ab, wo die Sache an das Bedenkliche streife". In der Tat war Burckhardt in dem Wunsch, seine

Kreise nicht gestört zu sehen, überängstlich. Er wollte nicht vorgenommen, nicht beim Wort genommen werden, und so war es eine Art Feigheit, die ihn in Fragen der Gegenwart, in sachlichen wie Personenfragen, zurückhielt, Partei zu ergreifen (Pusillanimität ist das Wort, das Overbeck gebraucht). Stellt man diese Faktoren in Rechnung, so hat man die Erklärung, was bei aller Zurückhaltung dem Verkehr der beiden Männer auf Jahre hinaus Wärme und gegenseitiges Wohlgefallen gab. Ein Boden gemeinsamer Gedanken und Wünsche war vorhanden. Und damit man nicht glaube, lediglich Burckhardt sei der Anregende und Gebende gewesen, so sei hier mit einer Vermutung nicht zurückgehalten, die ich bis zu besserer Belehrung hege. Ich glaube, daß Nietzsche es war, der Burckhardt dazu gebracht hat, sich mit Schopenhauer einzulassen. Von selbst hat Burckhardt sicher nicht zu den Werken des Philosophen gegriffen. Da wird es Nietzsche, der um 1870 noch ganz auf dem Boden Schopenhauers stand, gewesen sein, der Burckhardt in diesen Interessenkreis hineinzog. Eine Bekanntschaft, die für Burckhardt manches bedeutete. Irre ich nicht, so haben sich einige Grundgedanken der „Griechischen Kulturgeschichte", die in den siebenziger Jahren zusammenwuchs, an dem Verkehr mit Schopenhauerscher Philosophie orientiert und formuliert[1]).

Es ist, wie gesagt, nicht unwichtig, Aufklärung über diese Berührungen zu suchen, und man soll sich das Verhältnis Burckhardts zu Nietzsche unter dem Gesichtswinkel seines Ausgangs nicht allzu klar und einheitlich vorstellen. Aber soviel ist sicher: an einem gewissen Punkt, wann dies nun war, stießen sie an die Grenze der Gemeinsamkeit. Burckhardt stand anders zum Christentum; Burckhardt stand anders zur Moral[2]). Man kann es mit einem Wort zusammenschließen: Burckhardt stand anders als Nietzsche zur *Überlieferung*. Das Glücksgefühl des ganz freien Atemholens, wenn man Brücken hinter sich abgebrochen und Schiffe hinter sich verbrannt hat, war ihm fremd. Er liebte weder die Radikalen noch die radikalen Lösungen. Davon wird nachher zu sprechen sein.

[1]) Man sehe meinen Aufsatz über Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte". „Historische Zeitschrift". Neue Folge. Bd. 49, S. 425. 1900.

[2]) Hier wäre doch auf den Brief Burckhardts vom 26. September 1886 zu verweisen, worin er sich bei Nietzsche für die Zusendung von „Jenseits von Gut und Bös" bedankt (Nietzsche-Briefe, Bd. III, S. 188 ff.). In seinem Begleitbrief hatte Nietzsche B. als heimlichen und „schweigsamen" Gesinnungsgenossen in Anspruch genommen. Burckhardt zählt eine ganze Liste von Übereinstimmungen und ihm „Verständlichem" auf. Es sind just alle die Punkte über Demokratie, Sekurität usw., von denen die Sprache war. Über das *moralische* Hauptproblem, wo Nietzsche sich ein Echo erwartet, *schweigt* Burckhardt.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der antike Brief.

Von

Otto Seeck.

Wenn ich Freunden meine Arbeiten zuschickte, so hat mir mehr als einer geschrieben, beim Lesen habe er die Empfindung gehabt, als wenn er meine Stimme hörte; das bedeutet nichts andres, als daß ich ebenso schreibe, wie ich mich auch mündlich auszudrücken pflege. Dies Urteil habe ich immer als Lob betrachtet, freilich als ein solches, das keineswegs mir allein zukommt; denn den meisten meiner Bekannten, von denen ich Geschriebenes oder Gedrucktes kenne, darf ich es ganz ebenso erteilen. Gleichwohl ist die Fähigkeit, zu schreiben, wie man spricht, oder was dasselbe bedeutet, sich auch schriftlich ganz ungezwungen zu geben, eine hohe Kunst, die nur deshalb nicht als Kunst empfunden wird, weil sie unter den Gebildeten fast allgemein verbreitet ist. Doch daß sie sich nicht von selbst versteht, wird jeder bemerkt haben, der einmal Gelegenheit hatte, in die Briefe seines Dienstmädchens hineinzusehen. Auch wenn der Schreiberin die Worte mündlich strömen wie ein Wasserfall, ist doch ihr schriftlicher Ausdruck stockend, mühsam und unklar, und falls sie in ihren Freistunden zu lesen pflegt, wendet sie gern entlehnte Phrasen aus Romanen oder Zeitungen an, die meist recht spaßhaft wirken. Denn Armut der Sprache oder Phrasenmachen, mitunter auch beides vereinigt, sind die Kennzeichen des schlechten Stilisten, worauf wir noch wiederholt zurückkommen werden. Die Freiheit des Ausdrucks, die uns gestattet, auch schriftlich unsre Individualität voll zur Geltung zu bringen, ist das Ergebnis einer hohen Kulturentwicklung, und wie sie noch heute denjenigen fehlt, die an der Bildung unsrer Zeit nur einen beschränkten Anteil haben, so ist sie auch primitiven Zeitaltern fremd und geht überbildeten wieder verloren. Am deutlichsten zeigt sich dies im Brief, der ja Abwesenden gegenüber das Gespräch ersetzen soll und daher erfordert, daß wir ebenso schreiben, wie wir sprechen würden, wenn der Freund uns nah wäre. Die Frage, wie man im Altertum Briefe schrieb, soll uns daher hier beschäftigen. Da werden wir denn sehen, daß dieselben Fehler, die wir an den Geistesfrüchten unsrer

Dienstboten rügen mußten, sich dort bei Königen und Hofleuten wiederfinden. Armut der Sprache, die sich vergebens bemüht, den Gedanken vollständig zum Ausdruck zu bringen, steht am Anfange der Entwicklung. Die Briefe pflegen äußerst kurz zu sein und nur das Notwendigste zu enthalten, weil man noch nicht die Fähigkeit besitzt, klar zu motivieren oder die Tatsachen mit lebendigen Einzelheiten zu erzählen. Dann beginnt man Phrasen, die einmal gefallen haben, regelmäßig zu wiederholen; der Brief wird länger, aber nicht sehr viel inhaltreicher, weil ein großer Teil seines Raumes mit hergebrachten Formeln ausgefüllt wird. Erst auf der Höhe des geistigen Lebens, also etwa seit dem Zeitalter des Perikles, schreibt man leicht, klar und anschaulich, soweit es die Individualität des einzelnen gestattet. Denn diese kommt jetzt zum freien Ausdruck, wie in den Briefen unsrer Zeit. Doch mit dem Sinken des Altertums beginnt wieder jene ungeschickte Armut, und wieder versteckt sie sich hinter überkommenen Phrasen.

So lange die Schrift noch unbekannt oder doch sehr wenig verbreitet war, ließ man Mitteilungen an Abwesende mündlich bestellen. Von dieser Art des Fernverkehrs haben die ältesten Briefe, die uns in Keilschrift auf Tontafeln erhalten sind, noch die Spuren bewahrt. Sie gehören dem berühmten Gesetzgeber Hammurabi an, der gegen Ende des dritten Jahrtausends vor Christus in Babylon regierte. In den Befehlen, die er seinem Beamten Sinidinnam schickt, wird zu Anfang der Brief selbst angeredet, als wenn er ein menschlicher Bote wäre, und ihm die Bestellung der Königsworte aufgetragen. „Zu Sinidinnam sage: Also spricht Hammurabi." Dies ist die regelmäßige Eingangsformel. Später bleibt die Anrede an den Brief weg, doch die Empfindung, daß er der Vertreter einer mündlichen Mitteilung ist, bleibt bestehen und findet noch jahrtausendelang in den Anfangsworten ihren Ausdruck. So beginnen unter den Tontafeln von Tell-el-Amarna, die aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. herstammen, mehrere mit den Worten: „Rib-Addi spricht zu seinem Herrn, dem großen König," und noch ein persischer Brief des 5. Jahrhunderts, der uns in griechischer Übersetzung erhalten ist, fängt an: „Also spricht König Xerxes zu Pausanias." Auf diese Formeln folgt dann in den Briefen Hammurabis ein kurzer Befehl ohne ein Wort mehr, als unbedingt nötig ist, und ohne jede Motivierung. Im 15. Jahrhundert dagegen ergeht man sich in langen und inhaltleeren Phrasen, die mit geringen Veränderungen immer wiederkehren. Schreibt ein Vasall an den Großkönig, dem er untertan ist, so heißt es: „Rib-Addi spricht zu seinem Herrn, dem großen König, dem König der Länder, dem König der Schlacht: Bahalat und Gebal gebe Macht dem König, meinem Herrn! Zu Füßen des Königs, meines Herrn, meines Gottes, meiner Sonne, sieben mal siebenmal falle ich." Schreiben gleichberechtigte Herrscher an einander, so lautet der Eingang: „An Nimmuria, den großen König, König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwiegersohn, den ich liebe und der mich liebt, Duschratta, der große König, König von Mitani, Dein Bruder, Dein Schwiegervater und der Dich liebt. Mir geht es gut. Meinem Bruder und Schwiegersohn sei Heil! Deinem Hause, Deinen Frauen, Deinen Söhnen, Deinen Leuten, Deinen

Streitwagen, Deinen Rossen, Deinem Lande und allem, was Du hast, gar sehr sei Heil!" Auf diesen stereotypen Anfang folgt der eigentliche Inhalt, gleichfalls mit vielen hergebrachten Phrasen einer übertriebenen Höflichkeit durchsetzt, hinter denen die Individualität des Schreibers ganz verschwindet. Der Brief des Xerxes, obgleich er tausend Jahre jünger ist als die Urkunden von Tell-el-Amarna, steht dann wieder auf demselben Standpunkt primitiver Kürze, den wir schon bei Hammurabi beobachten konnten. Die Perser waren eben kaum hundert Jahre früher aus einem kleinen, wenig kultivierten Völkchen zu Beherrschern des Orients geworden. So zeigt denn auch die niedrige Entwicklungsstufe ihres Briefstils, daß ihre Bildung noch eine sehr junge war.

Der älteste griechische Brief, den wir kennen, ist aus der Zeit der Perserkriege. Ein Konzept desselben wurde im Nachlasse des Pausanias, des Siegers von Platää, gefunden, als man ihm wegen seiner hochverräterischen Verbindungen mit Xerxes den Prozeß gemacht hatte. Er ist an diesen gerichtet und wurde überbracht durch persische Kriegsgefangene, die Pausanias ohne Lösegeld freigelassen hatte. Sein Wortlaut ist kurz genug, um ihn vollständig mitzuteilen: „Pausanias, der Führer Spartas, schickt Dir diese zurück, um Dir einen Gefallen zu tun, sie mit dem Speer gefangen habend, und ich hege die Meinung, wenn es auch Dir scheint, Deine Tochter zu heiraten und Dir Sparta und das andre Griechenland untertänig zu machen. Dies auszuführen glaube ich die Macht zu haben, mit Dir Rat pflegend. Wenn Dir nun etwas hiervon gefällt, so schicke einen zuverlässigen Mann an das Meer, durch den wir weiter unsre Reden führen werden." Dies Schriftstück ist unglaublich plump stilisiert. Wenn von unsern heutigen Vätern und Müttern jemand einen Brief empfinge, in dem es kurz und rund hieße: „Ich hege die Meinung, wenn es auch Ihnen scheint, Ihre Tochter zu heiraten," er würde einem so lakonischen Freier gewiß kein freundliches Gesicht machen. Und das mit gutem Rechte. Denn wenn man einen Entschluß faßt, der für das ganze weitere Leben entscheidend ist, soll man sich die Gründe wohl überlegen, und die Nächstbeteiligten haben Anspruch darauf, daß sie auch ihnen klar auseinandergesetzt werden. Doch solche Motivierungen zu geben, war die ungeschickte Feder des Spartaners gar nicht imstande. Die genauere Darlegung dessen, was er meinte und wünschte, mußte den mündlichen Verhandlungen vorbehalten bleiben, die er mit den Abgesandten des Königs führen wollte. In der Bitte, ihm einen solchen zuzuschicken, die den Schlußsatz des Briefes bildet, liegt daher der eigentliche Schwerpunkt des Inhalts. Sparta, wo man den Wert des Mannes nur nach seiner kriegerischen Tüchtigkeit maß, hat eben an der griechischen Bildung nur sehr geringen Anteil gehabt. Noch siebzig Jahre später, als sie längst ihren Höhepunkt erreicht hatte, war in jener zurückgebliebenen Stadt der Briefstil nicht höher entwickelt. Dies beweist das offizielle Schreiben, das nach der Niederlage bei Kyzikos nach Sparta gerichtet, aber von den Athenern aufgefangen wurde. Zur Erklärung desselben sei bemerkt, daß Mindaros, der Feldherr der Spartaner, in der Schlacht gefallen war. Es lautete: „Weg ist das Glück. Mindaros ist hin. Es hungern die Männer. Wir wissen nicht, was

wir tun sollen." Man wird zugeben, daß dies kein durchaus erschöpfender Bericht über die militärische Lage ist. Und er ist nicht etwa von dem ersten Besten abgefaßt, sondern von Hippokrates, dem Unterfeldherrn, der nach dem Tode des Mindaros dessen geschlagene Flotte befehligte.

Wenige Jahre vorher, bei der Belagerung von Syrakus, hatte auch ein athenischer Feldherr sich in einer ebenso verzweifelten Lage befunden und darüber an das Volk seiner Heimatstadt berichtet. Dieser Brief des Nikias, der uns gleichfalls erhalten ist, lautet ganz anders. Ohne überflüssigen Wortschwall, aber auch ohne daß etwas Wesentliches übergangen wäre, sind hier die Not des Heeres und ihre Gründe klar und schlicht dargelegt. Man sieht, der Schreiber versteht mit der Feder umzugehen, und von einem Athener aus der Zeit des Perikles läßt sich etwas andres ja auch nicht erwarten. Denn eben damals hatte sich in der Hauptstadt des griechischen Geisteslebens eine literarische Bewegung vollzogen, die auch für den Briefstil entscheidend wurde.

In einem demokratischen Staatswesen, wie Athen es war, konnte man nur dadurch zu Macht und Ansehen gelangen, daß man die Anträge, die man in Rat und Volksversammlung unterstützte oder selber stellte, überzeugend zu begründen wußte. Rhetor war daher die technische Bezeichnung für den Staatsmann; denn ohne Redegabe konnte man nicht Staatsmann sein. Anfangs bediente man sich ihrer einfach und kunstlos, wie wir es noch heute in unsern Parlamenten und Volksversammlungen tun. Doch die Wichtigkeit des Gegenstandes bewirkte, daß man ihn um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in eine Theorie brachte und bald auch systematischen Unterricht darin zu erteilen begann. Die Rhetorik, die so entstand und dann die ganze Literatur des Altertums mehr oder weniger beherrscht hat, verkünstelte zwar den Stil und füllte ihn mit Phrasen, gewährte ihm aber zugleich auch größere Leichtigkeit. Denn wenn die Reden auch immer frei und ohne Konzept gehalten wurden, so bereitete man sie doch schriftlich vor und übte so auch die Feder in lebendiger Erzählung und klarer erschöpfender Motivierung. Der Brief des Nikias ist nichts weniger als rhetorisch im schlechten Sinne, läßt aber deutlich erkennen, daß sein Verfasser sich die guten Seiten der rhetorischen Schulung zunutze gemacht hat.

Er beginnt mit den Worten: „Was früher geschehen ist, o Athener, wißt Ihr aus andern Briefen." In dieser Weise die Anrede „o Athener" in den ersten Satz einzuschieben, war Sitte der Redner, wenn sie in öffentlicher Versammlung das Wort nahmen. Der Brief ist also der Volksrede nachgebildet und konnte es sein, weil er ja bestimmt war, dem Volke vorgelesen zu werden. Gleichwohl ist dies ein Zeichen dafür, daß sich am Ende des 5. Jahrhunderts in Athen noch keine festen Formen entwickelt hatten, die Brief und Rede klar voneinander schieden. Hier heißt es zwar nicht, wie jene babylonischen und persischen Urkunden sich auszudrücken pflegten: „Also spricht Nikias," aber der Schreiber tut doch, als wenn er spräche. Doch schon sehr wenig später hat sich bei den Griechen eine ganz bestimmte Eingangsformel für die Briefe ausgebildet, die dann auch von den Römern nachgeahmt ist und sich so das ganze Altertum hindurch behauptet hat.

Wenn wir einen Brief empfangen, dessen Handschrift uns unbekannt ist, so lesen wir vor allem andern die Unterschrift, und das aus guten Gründen. Denn der Inhalt gewinnt erst seine Bedeutung, ja wird in vielen Fällen erst verständlich, wenn man weiß, von wem er ausgeht. Vernünftigerweise gehört daher der Name des Absenders an den Anfang, nicht an das Ende, und demgemäß sind die Alten immer verfahren. Alle Briefe, die ich hier bisher besprochen habe, enthalten ihn gleich im ersten Satze; nur die beiden Kriegsberichte, sowohl der spartanische als auch der athenische, machen Ausnahmen. Doch diese sollten im Rat oder in der Volksversammlung verlesen werden, und dort verkündete schon der Vorsitzende, von wem sie ausgingen, so daß die Nennung des Verfassers im Text überflüssig war. Später wird es zur allgemeinen Übung, daß die Anfangsworte zuerst den Namen des Absenders, dann den des Empfängers nennen und beide durch eine Grußformel verbinden. Wäre z. B. der Brief des Nikias ein paar Jahrzehnte später geschrieben worden, so hätte sein Eingang jedenfalls gelautet: „Nikias dem Volke der Athener Gruß". Dieser Gruß besteht bei den praktischen Römern darin, daß sie Gesundheit oder Heil wünschen — denn beide Übersetzungen sind für das Wort salus möglich —; der lebenslustige Grieche dagegen wünscht Freude (*χαίρειν*). Nur Platon als prinzipientreuer Philosoph war pedantisch genug, an diesem Gruße Anstoß zu nehmen, weil Freude ebenso wenig wie Schmerz der unbewegten Ruhe des Weisen zieme. Er wünscht daher nur Wohlergehen (*εὖ πράττειν*), und sein Beispiel hat bei einzelnen Schulfüchsen Nachahmung gefunden. Doch wo wir diesen Briefeingang lesen, da riecht es nach dem Lampenöl der Studierstube; dem frischen Leben ist er fremd geblieben.

Daß bei uns Modernen der Anfang weder den Schreiber noch den Empfänger zu nennen braucht, widerspricht ohne Zweifel dem Zweck des Briefes. Doch vermögen wir Deutschen dafür, den ganzen Ton desselben schon gleich in der Anrede charakteristisch vorzubereiten. „Euer Hochwohlgeboren", „Mein Herr", „Geehrter Herr", „Sehr geehrter Herr", „Sehr geehrter Herr Professor", „Verehrter Herr Professor", „Lieber Herr Professor", „Verehrter Freund", „Lieber Freund", „Lieber Seeck", „Lieber Otto" oder gar „Geliebter Otto" — jeder wird empfinden, welche Stufenleiter von Fremdheit zu Vertraulichkeit und Liebe, von Verehrung zu kühler Höflichkeit oder auch zu unverkennbarer Grobheit in dieser langen Reihe von Überschriften liegt. Und liest man gar die Briefe Bismarcks an seine Braut und später an seine Frau, so findet man noch viel zahlreichere und sinnvollere Anreden, deren jede über den ganzen Inhalt ihre Stimmung verbreitet. Dies feine Ausdrucksmittel scheinen die Griechen gar nicht, die Römer nur in beschränktem Umfange besessen zu haben. Der Volkstribun Clodius Pulcher rühmte sich, daß er einen Brief mit der Überschrift: „Caesar dem Pulcher Gruß" empfangen habe. Er sah darin ein Zeichen der Vertraulichkeit, daß nicht alle drei Namen, die ein vornehmer Römer zu führen pflegte, genannt und die Amtstitel weggelassen waren. Die höfliche, aber fremde Form wäre also gewesen: „Gajus Julius Caesar der Prokonsul Publius Clodius Pulcher dem Volkstribunen Gruß". Noch

vertraulicher dagegen hätte geklungen: „Caesar seinem Pulcher Gruß“. Wenn man an die Geliebte oder Gattin oder an nahe Verwandte schrieb, fügte man dem Namen wohl auch ein Schmeichelwort hinzu: z. B. „Tullius der Terentia und der Vater der Tullia, seinen beiden Herzblättern, vielen Gruß“, oder „Cicero der besten Mutter und der süßesten Schwester vielen Gruß“. Doch solche Gefühlsäußerungen sind selten, und nie wird der Reichtum und die Ausdrucksfähigkeit unsrer Anreden erreicht.

Nur einer sucht diesen Reichtum noch zu überbieten; das ist der Apostel Paulus. Auch bei seinen Briefen besteht die Überschrift aus den bekannten drei Teilen, Name des Absenders, Name des Empfängers und Gruß. Doch wie man in förmlichen Schreiben sich den Amtstitel beizulegen pflegte, so nennt auch er sich Apostel, fügt aber dieser Bezeichnung noch so viele Erklärungen und nähere Bestimmungen hinzu, daß beinahe ein vollständiges Glaubensbekenntnis daraus wird. Auch den Empfängern werden oft noch einige Lobsprüche und Ruhmestitel zuerteilt, und die schlichte Grußformel wächst sich zu einem Segen aus. So lautet gleich der Anfang des Römerbriefes: „Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufen zum Apostel, ausgesondert zu predigen das Evangelium Gottes, welches er zuvor verheißen hat durch seine Propheten in der heiligen Schrift, von seinem Sohne, der geboren ist vom Samen Davids nach dem Fleische und kräftig erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiliget, seit der Zeit er auferstanden ist von den Toten, nämlich Jesus Christus unser Herr, durch welchen wir haben empfangen Gnade und Apostelamt, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter seinem Namen, welcher ihr zum Teil auch seid, die da berufen sind von Jesu Christo“. Alles das gehört zum Namen des Absenders; dann folgt die Bezeichnung des Empfängers: „Allen, die zu Rom sind, den Liebsten Gottes und berufenen Heiligen“; dann der Gruß: „Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo!“ Aus diesem Anfang und den vielen ähnlichen der andern Episteln spricht ein Feuergeist, der auch die leere Eingangsformel mit Sinn und Leben erfüllen will. Doch dem Teppichweber ist die Feder ein ungewohntes Gerät. Gedanken und Empfindungen drängen sich bei ihm, lassen sich aber nur mühsam und widerwillig in das geschriebene Wort hineinzwingen. Wenn ein Römer oder ein Grieche der höheren Stände diese Briefanfänge las, zuckte er wohl spöttisch die Achseln; er sah in dieser Ausdehnung der kurzen und einfachen Grußformel nur unklaren Wortreichtum, der ihm den Überschwang des Orientalen und die Unbildung des Handwerkers zu verraten schien. So haben denn selbst die Glaubensgenossen des Apostels seinen Briefstil nicht nachgeahmt, und auch als das Christentum schon Staatsreligion geworden war, blieb man in der vornehmen Welt darüber einig, daß die Bibel sehr schlecht geschrieben sei.

Die ältesten erhaltenen Briefe stehen auf Tontafeln. Solange diese noch feucht und weich waren, wurde die Schrift in sie eingedrückt und dann durch Brennen unzerstörbar gemacht. Auch der Umschlag bestand aus einer Tonhülle, auf die der Absender vor dem Brande sein Siegel drückte. Dadurch verhinderte man, daß Unbefugte den Brief lasen, ohne daß dies bemerkt

wurde. Denn um ihn herauszunehmen, mußte man die Hülle zerbrechen, und in ihrer alten Form konnte sie nur derjenige erneuern, der den Siegelring besaß. Der griechische und der römische Brief bestand anfangs aus zwei dünnen Brettchen, die durch eine Art Scharnier auf einer Seite miteinander verbunden waren, so daß man sie gleich einem Buche auseinander- oder zusammenklappen konnte. Auf den Flächen, die sie einander zukehrten, waren sie in der Mitte leicht vertieft und mit Wachs ausgegossen, das der stehen gebliebene Rand nach Art eines Rahmens umgab. In jenes weiche Material ritzte man mit einem scharfen Griffel die Buchstaben hinein, klappte dann die Täfelchen zusammen und band eine Schnur darum, auf der man in Wachs oder plastischem Ton sein Siegel abdrückte. Diese δέλτοι oder codicilli sind bis in späte Zeit für kurze oder eilige Mitteilungen verwendet worden; namentlich pflegten die Kaiser in dieser Form ihre Befehle zu erlassen. Sie empfahl sich schon dadurch, daß man das Notizbüchlein, das jeder vornehme Mann sich durch seinen Sklaven nachtragen ließ, schnell in einen Brief verwandeln konnte, da beide genau die gleiche Gestalt hatten. Aber weil diese Täfelchen nur sehr beschränkten Raum gewährten, lernte man daneben schon früh den Papyros verwenden, den man in beliebig langen Streifen zur Verfügung hatte. Briefe dieser Art schloß man, indem man sie zusammenrollte, mit einem Faden umschlang und den Knoten desselben durch ein Siegel sicherte.

Über den Inhalt der Briefe ist nicht viel zu sagen, was allgemeine Geltung hätte. Die Römer eröffneten sie häufig mit den Worten: „Wenn Du gesund bist, ist es gut; ich bin gesund", die an die Formeln der Tontafeln von Tell-el-Amarna erinnern oder auch an die heutigen Kinderbriefe, die ja meist beginnen: „Liebe Mama! Wie geht es Dir?" Ungebildete Leute füllten oft ganze Seiten damit, daß sie jeden einzelnen aus ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft namentlich grüßen ließen, was ja auch bei uns nicht beispiellos ist. Im übrigen gab es offizielle Briefe und nicht offizielle, formelle und vertrauliche, höfliche und grobe, Empfehlungsbriefe, Geschäftsbriefe, Liebesbriefe, Gratulationsbriefe und Trostbriefe, Lehrbriefe und versifizierte Episteln: tout comme chez nous! Ein wesentlicher Unterschied bestand nur darin, daß die Erzählung der neuesten Ereignisse, die bei uns ja den größten Teil des Inhalts zu bilden pflegt, in den antiken Briefen immer einen verhältnismäßig geringen Raum einnimmt, in den meisten Fällen sogar ganz fehlt. Man konnte sich eben meist darauf verlassen, daß die wichtigsten Neuigkeiten dem Adressaten mündlich erzählt werden würden, und dies hing mit der Art der Briefbeförderung eng zusammen.

Eine Post, die jedem Privatmann zur Verfügung gestanden hätte, hat es im Altertum nie gegeben. Hatte man einen wichtigen Brief geschrieben, dessen Bestellung keinen Aufschub duldete, so ließ man ihn durch einen seiner Sklaven überbringen, oder man dang auch einen Boten. In beiden Fällen mußte man die vollen Reisekosten tragen, im zweiten noch außerdem einen Botenlohn bezahlen. Dies konnte sich ein vornehmer Römer leisten, wenn der Korrespondent in seiner Nähe wohnte. So gingen zwischen Cicero und

Atticus, wenn der eine in Rom, der andre auf irgendeiner Villa der Umgegend verweilte, die Boten fast täglich hin und her. Galt es aber eine weite Reise, so schreckten die Kosten selbst die vielfachen Millionäre des römischen Senats. Man entschloß sich dazu nur in den allerdringendsten Fällen; für die gewöhnliche Korrespondenz, die keine Eile hatte, wartete man, bis sich eine zufällige Gelegenheit bot. Jeder Reisende, der in die Ferne zog, mußte in seinem Gepäck auch ein großes Bündel Briefe mitnehmen, die ihm von den verschiedensten Leuten anvertraut wurden. Dies hatte sein Unbequemes, brachte aber auch große Vorteile mit sich. Denn wem man einen Brief von Freundeshand überbrachte, von dem durfte man freie Gastlichkeit und willige Unterstützung jeder Art erwarten. Bei dieser Gelegenheit erzählte man natürlich, wie es in der Stadt herging, aus der man kam; so konnte vieles erklärt werden, was in den Briefen nur angedeutet war, vieles ergänzt, worüber sie schwiegen.

Welchen Wert man auf diese mündlichen Botenberichte legte, ergibt sich aus den folgenden Tatsachen. Als Augustus sich der Herrschaft bemächtigt hatte, mußte er dafür sorgen, durch schnellen Nachrichtendienst auch mit den entferntesten Teilen des weiten Reiches in steter Verbindung zu bleiben. Er errichtete daher an den großen Heerstraßen Stationen in kurzer Entfernung voneinander, an denen kräftige Läufer Tag und Nacht bereit standen. Wollte man nun einen Brief an den Kaiser befördern, so brachte man ihn an die nächste Poststation und übergab ihn dort einem jener Boten, der ihn schnell zu der folgenden trug und dort einem andern zum Weiterbringen übermittelte. So wanderte der Brief von Hand zu Hand, bis er endlich an den Herrscher gelangte. Sehr bald aber wurde diese Art der Beförderung abgeschafft und durch eine andre ersetzt. In den Posthäusern wurden nicht mehr menschliche Läufer, sondern Pferde und Maultiere zum Wechseln bereit gehalten und mit den Briefen auch deren Überbringer in leichten Karren nach Rom gefahren. Dies geschah nicht etwa, weil der frühere Postdienst dem Kaiser zu langsam erschienen wäre; bei den geringen Ansprüchen jener Zeit fand man ihn sogar ungewöhnlich schnell. Aber Augustus wollte nicht nur die Briefe lesen, sondern auch die Boten ausfragen, die unmittelbar vom Orte der Ereignisse herkamen, und entschloß sich nur aus diesem Grunde zu einer Reform, die jedenfalls ungeheure Kosten verursachte.

Diese Kombination von schriftlicher und mündlicher Berichterstattung machte es überflüssig, allgemein Bekanntes in die Briefe aufzunehmen. Aber auch mit vertrauten Mitteilungen war man sparsam, weil die meisten dem Briefgeheimnis gegenüber ein sehr weites Gewissen hatten. Kam es doch sogar vor, daß man aus rein literarischem Interesse Briefe berühmter Schriftsteller unterwegs erbrach und abschrieb. Antike Briefe pflegen daher minder inhaltreich zu sein, als moderne. Selbstverständlich gilt dies nicht ausnahmslos; ein Cicero, der mitten im Getriebe einer großen Weltpolitik steht, hat, auch wenn er vieles verschweigt, doch mehr zu erzählen, als heutzutage irgendein beliebiger Müller oder Meyer. Solche Vergleiche lassen sich nur zwischen Männern anstellen, die jeder in seiner Heimat eine ungefähr gleich hohe Stellung eingenommen haben, z. B. zwischen den beiden, die wir als die zugleich politisch

und literarisch bedeutendsten Briefschreiber des Altertums und der Neuzeit anerkennen müssen, Cicero und Bismarck. Bei dieser Gegenüberstellung wird man dem Altertum sicher nicht den Vorzug geben.

Als dann die römische Kaiserherrschaft begonnen hatte, wurde die Furcht vor der Tyrannei und ihren Spionen zum herrschenden Seelenzustande, der auch unter milden Regierungen nicht weichen wollte. Man wird daher in der Korrespondenz immer vorsichtiger; immer mehr überläßt man dem mündlichen Botenbericht, und endlich werden die Briefe fast nur noch mit leeren Höflichkeitsphrasen gefüllt. Ein Beispiel aus dem Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. mag dies illustrieren: „Ich hätte gern schon früher an Dich geschrieben, doch unter vielen Reisenden muß die Wahl des Schreibenden eine zuverlässige Gelegenheit auslesen. Du hast den Grund meiner verspäteten Höflichkeit erfahren: wenn er Deinem Herzen genug getan hat, wirst Du gnädigst dafür sorgen, daß Deine Antwort, geeigneten Boten anvertraut, auch an mich gelange". Das ist der ganze Brief. Man fragt sich erstaunt, warum es „zuverlässiger Gelegenheiten" bedurfte, um solche Nichtigkeiten zu befördern. Und Symmachus, der dies geschrieben hat, nahm seinerzeit kaum eine geringere Stellung ein, als vierhundert Jahre früher Cicero. Man meine nicht, daß ich aus seiner reichen Briefsammlung ein besonderes nichtssagendes Beispiel ausgewählt habe. Unter den vielen hundert Nummern, die sie enthält, sind zwar nicht wenige länger, aber nur eine ganz verschwindende Zahl inhaltreicher und auch diese nicht sehr viel. Und so sind weitaus die meisten Briefe jener Zeit, außer wenn sie von Geistlichen herrühren. Denn vor der Kirche und ihren Dienern beugte sich die Tyrannei der Herrscher in abergläubischer Scheu. Freies Wort und würdigen Inhalt findet man daher fast nur in den Briefen christlicher Kirchenhäupter. Trotzdem hat man nicht nur *ihre* Schriftstücke veröffentlicht, sondern dicke Bände mit den faden Redensarten angefüllt, in denen sich im lateinischen Sprachgebiet Symmachus, im griechischen Libanios und mit ihnen viele andre zu ergehen pflegten.

Dies führt uns auf die Frage, wie und aus welchen Gründen man im Altertum Briefe veröffentlicht hat. In der höchsten Blütezeit griechischen Geistes, dem 5. Jahrhundert v. Chr., tat man dies noch gar nicht. Sie dienten eben nur praktischen Zwecken, waren kunstlos geschrieben und hatten daher für keinen andern Interesse als für den Empfänger. Auch hätte man die Briefe desselben Verfassers schwer zusammenbringen können, weil sie ja über viele Städte zerstreut waren und man Konzepte nur ausnahmsweise zurückbehielt. So sind denn nur einzelne Stücke, die in den öffentlichen Archiven aufbewahrt wurden, wie die Briefe des Pausanias und Xerxes, des Nikias und Hippokrates, wegen ihrer historischen Wichtigkeit in Geschichtswerke aufgenommen und so erhalten geblieben. Der erste, dessen Briefe, wenn auch nur sehr unvollständig, gesammelt und durch den Buchhandel verbreitet wurden, scheint Platon gewesen zu sein, und diese Veröffentlichung hat ihre ganz eigentümliche Geschichte.

Mit der Politik hatte er sich theoretisch viel beschäftigt. Seine umfangreichsten Schriften entwerfen ideale Staatsverfassungen, und in einer derselben

erhebt er sich sogar zu dem Ausspruch, die Welt könne nur besser werden, wenn die Philosophen Herrscher oder die Herrscher Philosophen würden. Schon in seiner Jugendzeit schien für Athen dieser glückliche Zustand einzutreten. Denn unter den sogenannten dreißig Tyrannen, die nach der vernichtenden Niederlage des Peloponnesischen Krieges mit Hilfe des spartanischen Landesfeindes die Herrschaft an sich rissen, war die leitende Persönlichkeit Kritias, ein Schüler des Sokrates, wie Platon selbst. Dieser begrüßte daher die Machtstellung des Freundes und Gesinnungsgenossen mit hoffnungsvoller Freude, sah sich aber bald enttäuscht. Denn Kritias war einer jener erbarmungslosen Theoretiker, wie sie in der Neuzeit Robespierre so typisch repräsentierte. Er meinte, daß der Zweck *jedes* Mittel heilige, wollte das Volk auch wider seinen Willen glücklich machen und mordete jeden hin, der sich seinen Plänen widersetzte. Platons sittliches Gefühl, vielleicht nicht minder seine aristokratisch nervöse Abneigung gegen den Blutgeruch wurden abgestoßen. Und bald kehrte die Demokratie zurück, deren geräuschvolles Treiben dem zarten Denker innerlichst zuwider war. So lebte er dem Staat gegenüber, in den das Schicksal ihn hineingestellt hatte, in mißvergnügter Abgeschiedenheit. Da, als er schon in das Greisenalter eingetreten war, eröffnete sich ihm plötzlich die Aussicht, einen Teil seiner Ideale, wenn auch nicht in der Heimat, zu verwirklichen. Als er auf einer seiner vielen Reisen nach Syrakus gekommen war, hatte er dort den jungen Dion kennen gelernt, der zu dem Tyrannen Dionys in den engsten persönlichen Beziehungen stand. Der eindrucksfähige Jüngling nahm die Lehren Platons begeistert in sich auf und glaubte ihm sogar, daß die Philosophie zur Leitung der Staaten berufen sei. Als daher Dionys I. starb und sein gleichnamiger Sohn ihm in der Regierung folgte, war Dion eifrig bemüht, seinen weisheitskundigen Freund für den neuen Herrscher als Lehrer und Berater zu gewinnen. Dieser interessierte sich für Literatur und Philosophie und war jung genug, um sich vielleicht entscheidend beeinflussen zu lassen. So folgte Platon dem Rufe und fand sich natürlich auch diesmal enttäuscht. Bald mußte er es erleben, daß sein Freund Dion, wenn auch in ehrenvoller Form, als staatsgefährlich verbannt wurde. Ihn selbst hielt der Tyrann zurück, weil er stolz darauf war, mit einem so berühmten Manne seinen Hof zu schmücken; auch mochte ihn das Gespräch des geistvollen Atheners fesseln; doch für dessen Philosophie zeigte er ein recht mangelhaftes Verständnis, und politisch räumte er ihm gar keinen Einfluß ein. So war Platon froh, als er nach langem Zaudern gnädig entlassen wurde und nach Athen in den Kreis seiner Schüler zurückkehren durfte. Doch Dionys suchte ihm zum zweitenmal an seinen Hof zu ziehen und versprach ihm als Preis seines Kommens die Rückberufung Dions. Von diesem mit Bitten bestürmt, ließ sich der Philosoph noch einmal betören; doch weder wurde das Versprechen erfüllt noch war der sonstige Erfolg der Reise anders als das erstemal. Später wurde der Tyrann durch Dion gestürzt, und auch als dieser ermordet war, behaupteten seine Freunde und Gesinnungsgenossen die leitende Stellung in Syrakus. Doch so verführerisch diese Gelegenheit war, Platon versuchte es nicht zum drittenmal, in die Politik Siziliens persönlich einzugreifen. Er begnügte sich damit,

brieflich Ratschläge zu erteilen, die sehr ausführlich sind und sich recht hübsch anhören, aber leider den Fehler haben, daß sie zu philosophisch sind, um ausführbar zu sein.

Die Rolle, die Platon in den sizilischen Wirren gespielt hatte, war nichts weniger als ruhmvoll gewesen, aber sittlich blieb er unbefleckt. Doch auch in dieser Beziehung war sein Verhalten Mißdeutungen ausgesetzt. Der Philosoph am Tyrannenhofe war an sich eine wunderliche Erscheinung; und wenn er auch nach der Verbannung des Freundes dort geblieben, ja sogar noch einmal aus Athen dahin zurückgekehrt war, so konnte man dahinter leicht eigennützige Absichten vermuten. Hatten doch so und so viel andre den Dionys für Geld und Gunst umschmeichelt, warum sollte es nicht auch Platon getan haben? Vorwürfe dieser Art voraussehend, scheint er von allen Briefen, die er an den Tyrannen und die späteren Machthaber von Syrakus gerichtet hatte, gegen die Sitte der Zeit Konzepte zurückbehalten zu haben; denn diese Urkunden waren durchaus geeignet, ihn von jedem Verdacht zu reinigen. Namentlich der Brief, den er nach der Ermordung des Dion an dessen Nachfolger gerichtet hat, liest sich fast wie eine Verteidigungsrede, und in diesem Sinne wird er ihn wohl auch seinen athenischen Freunden mitgeteilt haben. So dürften manche dieser interessanten Schriftstücke schon vor seinem Tode bekannt geworden sein, und nach demselben fand man sie in seinem Nachlasse. Ein Brief des Dion lag ihnen bei, den er unmittelbar nach seiner Verbannung an Dionys geschrieben hatte. Er enthält viele Dichterzitate, wie sie ja auch Platon liebte, und ist infolgedessen nicht gerade geschmackvoll, sonst aber vornehm und würdig. Diese Masse genügte, um ein Buch, wenn auch nur ein sehr kleines, zu füllen, namentlich wenn man sie um einige minder bedeutende Briefe vermehrte, wie man sie bei Freunden des Verstorbenen finden konnte. So scheint die erste Briefsammlung, die wir kennen, entstanden zu sein. Ihre wichtigste Veranlassung war wohl das Bestreben der Schüler, ihren verehrten Meister von dem Vorwurf zu reinigen, daß er zu den Hofschranzen eines Tyrannen gehört habe.

Diese Publikation war durch ganz besondere Umstände bedingt und scheint längere Zeit die einzige geblieben zu sein. Doch war durch sie der Brief in die eigentliche Literatur eingeführt, und schon der große Reiz der Platonischen Sammlung mußte bewirken, daß sie über kurz oder lang Nachfolger fand. Der erste, den wir mit Sicherheit nachweisen können, war wieder ein Philosoph. Epikur verbreitete seine Lehre auch durch Briefe, die er wahrscheinlich selbst später gesammelt und herausgegeben hat. So wurde die Form des Lehrbriefes geschaffen, der von vornherein nicht nur für den Empfänger, sondern auch für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, also schon als literarisches Erzeugnis im engeren Sinne gelten muß. Zu dieser Gattung gehören namentlich die Briefe des Seneca und vor allen andern die Episteln des Paulus und seiner Genossen im Apostelamt.

Bei den Römern wird schon von dem alten Cato eine epistula ad filium zitiert. Doch scheint dies eine kleine Abhandlung gewesen zu sein, die nur nach dem Muster Epikurs in die Form der Epistel gekleidet war. Eine Samm-

lung wirklicher Briefe ist erst ganz am Ende des 2. Jahrhunderts veröffentlicht worden, und diese gehörten einer Frau, Cornelia, der Mutter der Gracchen. Wenn von ihren großen Söhnen nur Reden und Streitschriften, die sie selbst herausgegeben hatten, keine Briefe auf die Nachwelt kamen, so mag das zum Teil politische Gründe gehabt haben. Tiberius und Gajus waren eben als Revolutionäre gefallen, und was sich in ihrem Nachlaß fand, konnte für manchen vornehmen Herrn kompromittierend sein. Doch dürfte dabei noch eine zweite Ursache mitgewirkt haben. Im Altertum hat man Briefsammlungen nur aus literarischem Interesse, niemals aus historischem veranstaltet. Die Korrespondenz großer Staatsmänner ist daher nur in den Buchhandel gelangt, wenn sie, wie Cäsar, zugleich auch große Stilisten waren. Von Cicero hat man nach seinem Tode fast jeden Zettel gesammelt und früher oder später herausgegeben; die Briefe des Augustus dagegen ruhten unbeachtet in Archiven und Privatbibliotheken, wo selten nur ein fleißiger Geschichtsforscher in ihnen stöberte.

Bis auf diese Zeit hatte man nur Lehrbriefe und poetische Episteln gleich von vornherein mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben; alle andern Briefe waren nur für den Empfänger bestimmt und wurden in der Regel erst nach dem Tode ihres Verfassers herausgegeben. Cicero war zwar eitel genug auf seinen schönen Stil, um schon bei Lebzeiten eine Sammlung vorzubereiten; doch gelangte sie erst nach seiner Ermordung zum Abschluß, und beim Abfassen der Briefe hat keiner weniger als er an ein größeres Publikum gedacht. Weist er doch in manchen den Empfänger an, das Schreiben gleich zu verbrennen, was dann freilich zu unserm Glück nicht geschehen ist. In der Kaiserzeit ändern sich die Verhältnisse. Man wittert überall Spione und ist zu furchtsam, Briefe zu schreiben, bei denen es gefährlich sein könnte, wenn sie in unrechte Hände fielen. Die führenden Geister der Literatur gehören meist den höchsten Ständen an und spielen auch politisch eine Rolle; sie wissen also, daß sie beobachtet werden, und lassen daher bedenkliche Botschaften mündlich bestellen, damit wenigstens ihre Handschrift nicht gegen sie zeuge. Wenn aber die Briefe so fein mußten, daß jedermann sie lesen könne, so lag es nahe, sie auch gleich für jedermann zu schreiben, d. h. den Zweck der Veröffentlichung schon bei ihrer Abfassung ins Auge zu fassen. Der erste, bei dem wir das nachweisen können, ist der jüngere Plinius, der um die Wende des ersten und zweiten Jahrhunderts lebte. Er hat seine Briefe nicht nur selbst herausgegeben, sondern jeden einzelnen so geschrieben, daß er ein wohlabgerundetes, sorgsam gefeiltes kleines Kunstwerk darstellt. Dies zeigt sich schon im Inhalt. Während wir in unsern Briefen frei von dem einen zum andern schweifen und Cicero es nicht anders macht, behandelt Plinius innerhalb desselben Stückes nie mehr als einen Gegenstand, damit die Einheit des Kunstwerks gewahrt bleibe. Das Thema ist bald eine kleine Erzählung, bald die Charakteristik eines Freundes, bald eine Frage der Literatur, der Wissenschaft oder auch des praktischen Lebens, oft auch nur ein freundlicher Gruß. Doch wenn, wie in dem letztgenannten Falle, kein sachliches Interesse den unbeteiligten Leser fesseln kann, muß irgendeine hübsche Sentenz, eine feine Pointe des Ausdrucks ihn entschädigen. Als Beispiel dieser Art sei hier ein Brief mit-

geteilt, den Plinius an seine dritte Frau geschrieben hat: „Gajus Plinius seiner Calpurnia Gruß. Es ist unglaublich, von welcher Sehnsucht nach Dir ich besessen bin. Die Ursache ist zuerst Liebe, dann auch daß wir getrennt zu sein nicht gewohnt sind. Daher kommt es, daß ich einen großen Teil der Nächte wachend in Deinem Bilde verbringe, daher, daß am Tage zu den Stunden, wo ich Dich zu besuchen pflegte, die Füße von selbst, um ganz wahr zu sprechen, mich zu Deinem Gemache hinführen, daß ich endlich krank und traurig, als wenn Du mir den Eintritt verwehrtest, von der leeren Schwelle zurückweiche. Allein die Zeit ist von diesen Qualen frei, in der ich mich vor Gericht mit den Prozessen der Freunde mühe. Urteile selbst, wie mein Leben ist, dem Arbeit Ruhe, Elend und Sorgen Trost gewähren. Lebe wohl!" Dieser Ausdruck glühender Gattenliebe wäre sehr hübsch, wenn er nicht so wohl geordnet, so fein rhetorisch zugespitzt wäre. Und erinnern wir uns gar, daß der feurige Liebhaber ihn nicht nur selbst veröffentlicht, sondern schon für die Veröffentlichung geschrieben hat, so wird uns vollends frostig zumute. Und wie er hier mit Sehnsuchtsgefühlen renommiert, so in andern Briefen mit seinen Tugenden, vor allem der Freigebigkeit. Einer ist an einen Freund gerichtet, dem er 300000 Sesterzen schenkt, damit er die Ritterwürde erwerben könne, ein andrer an eine junge Frau, der er die Schulden ihres kürzlich verstorbenen Vaters erläßt, wiederholt ist von großen Stiftungen die Rede, die er seiner Heimatstadt gewidmet hatte. In allen diesen Fällen wird jedes renommistische Wort mit großer Kunst vermieden; Plinius spricht von seinen fürstlichen Spenden mit vornehmer Nachlässigkeit, als wenn sie gar nichts besonderes wären; aber er veröffentlicht die betreffenden Briefe und sorgt so dafür, daß seine Großmut der Welt nicht unbekannt bleibe. Die Bescheidenheit, mit der er von seinen Leistungen redet, ist also nur wohlberechnete Pose. Und dieselbe widrige Heuchelei beherrscht den Briefstil der ganzen Folgezeit. Die eitelsten Pfauen versichern immer wieder mit niedergeschlagenen Augen, daß ihre ganze Schriftstellerei nur Possen und Nichtigkeiten sei und gar nicht die Beachtung verdiene, die man ihr so freundlich schenke. Damit haben sie zwar recht, aber ihre wirkliche Meinung war das keineswegs und auch nicht die ihrer Zeitgenossen, sondern derartiges Zeug, wie der kurze Zettel des Symmachus, dessen Übersetzung ich weiter oben mitgeteilt habe, fand ganz ehrliche Bewunderung. Die Briefe des Plinius, die der Vorläufer dieser ganzen Richtung sind, entbehren niemals einer gewissen Anmut, und viele darunter fesseln auch durch ihren Inhalt; in einer späteren und ärmeren Zeit begnügt man sich mit der reinen Phrase und ist schon entzückt, wenn sie nur zierlich gedrechselt oder aus einem nicht gar zu bekannten Schriftsteller abgeschrieben ist. Denn literarischer Diebstahl dieser Art ist nicht nur erlaubt, sondern gilt sogar als Zeichen feiner Bildung.

Wir schreiben, wie wir sprechen; dies Epigonengeschlecht dagegen sieht darin das höchste Ziel seines Ehrgeizes, es den großen Alten gleichzutun. Der lateinische Brief borgt daher Worte und Phrasen teils bei Plautus und Cato, teils bei Vergil und Cicero; das ist ungefähr, als wenn wir halb im Stile Luthers, halb im Stile Goethes schreiben und dazwischen Floskeln aus

Klopstocks Messiade einstreuen wollten. So bilden poetische und prosaische, veraltete und ganz moderne Worte ein buntes Harlekinskleid, das doch nicht lustig anzusehen ist, sondern nur die trockene Pedanterie des Halbgelehrten verrät. Die Griechen sind etwas einheitlicher im Stil, weil sie vor allem „attisch" schreiben wollen, das heißt in einem Dialekt, der schon seit mehr als einem halben Jahrtausend tot und begraben war. Es ist charakteristisch dafür, daß bei Libanios, das heißt im vierten Jahrhundert n. Chr., wieder der Dual auftaucht, eine grammatische Form, die schon im vierten Jahrhundert v. Chr. in der Sprache des Lebens abgestorben war. Man ging so weit, seltene und verschollene Worte aus dem Lexikon zusammenzusuchen, und der Empfänger bewunderte das Schriftstück erst recht, wenn es so „gebildet" war, daß er es nicht ganz verstehen konnte.

Dies wäre eine lächerliche, aber harmlose Spielerei gewesen, wenn sie nicht auch sehr ernste praktische Folgen gehabt hätte. Denn der Briefstil wirkte auf die Gesetzgebung ein und machte auch sie wortreich, schwülstig und unklar. Die Volksbeschlüsse der römischen Republik waren in einer altertümlich formelhaften Sprache abgefaßt gewesen, die sich in tausend Wiederholungen bewegte und nichts weniger als schön zu lesen war, aber die Absicht immer deutlich zum Ausdruck brachte. Doch diese Form der Gesetzgebung verschwand im Anfange der Kaiserzeit, und die ihr folgende war weit davon entfernt, sie nachzuahmen. Augustus und seine Nachfolger verbargen ihre Monarchie unter einer republikanischen Maske; sie suchten also den Schein zu vermeiden, als wenn sie das vornehmste Recht des Volkes an sich gerissen hätten, und gaben daher überhaupt keine Gesetze, sondern erließen nur Verfügungen. In ihren Wirkungen waren diese freilich den Volksbeschlüssen gleich; desto sorgsamer achtete man darauf, sie formell von ihnen zu unterscheiden. Augustus gab vor, keine größeren Rechte in Anspruch zu nehmen, als sie auch den republikanischen Beamten zugestanden hätten, und kleidete daher auch seine Gesetzgebung in Formen, die dieser Behauptung entsprachen. Sie sollte möglichst unscheinbar aussehen; eine feierlich sanktionierte, ein für allemal festgesetzte Gestalt wurde ihr daher nicht gegeben, sondern je nach der Gelegenheit bewegte sie sich bald in dieser, bald in jener Form. So lassen sich vier Arten von Kaisergesetzen unterscheiden, die alle tatsächlich dasselbe bedeuten, aber äußerlich ganz verschieden sind:

1. Jeder Beamte war befugt, durch Edikt, d. h. durch öffentlichen Anschlag, dem Volke seine Willensmeinung kundzutun, und solange er im Amte blieb, mußte ihr gehorcht werden. Von diesem Rechte machte auch der Kaiser Gebrauch; doch seine Macht endete nicht im Laufe eines Jahres, sondern blieb ihm lebenslänglich. Und starb er, so pflegte auch der Nachfolger seine Verfügungen zu beobachten, und aus dem zeitweiligen Beamtenedikt wurde so ein dauerndes Gesetz.

2. Im Senat konnte jedes Mitglied desselben Anträge stellen, und folglich auch der Kaiser; aber was er verlangte, wurde ausnahmslos zum Beschluß erhoben. So wurde auch die Rede, die er in der hohen Körperschaft vortrug oder verlesen ließ, zur gültigen Rechtsquelle; denn das Senatskonsult,

das sie staatsrechtlich erst dazu machte, galt als selbstverständlich und daher als unwesentlich.

3. Der Kaiser war neben dem Senat höchste Appellationsinstanz des Reiches, sowohl in Kriminal- wie in Zivilsachen. Daß seine Entscheidungen als Präjudikate dienten, ist hiernach selbstverständlich, und soweit sie streitige Rechtsfragen beantworteten, wurden sie bald den Gesetzen gleichgeachtet.

4. In zweifelhaften Fällen der Justiz und Verwaltung pflegten die Beamten bei dem Kaiser anzufragen und erhielten dann Bescheide von ihm, die technisch Reskripte, d. h. Antwortschreiben, genannt wurden. Sie hatten dieselbe Kraft und Wirkung wie die eben genannten Richtersprüche.

Daß die Reskripte die Form von Briefen hatten, liegt in der Natur der Sache, und diese Form eroberte dann allmählich auch fast alle andern Arten der kaiserlichen Gesetzgebung. Da der Herrscher selten Zeit hatte, persönlich im Senat zu erscheinen, hielt er jene rechtschaffenden Reden meist nicht selbst, sondern ließ sie durch seinen Quästor vorlesen. Dadurch wurden sie zu Briefen und erhielten eine entsprechende Überschrift, wie sie schon die republikanischen Beamten ihren Depeschen an den Senat vorgesetzt hatten: „Imperator Caesar Augustus den Konsuln, den Prätoren, den Volkstribunen, dem Senate Gruß.“ Vor dem Senat werden hier diejenigen Beamten genannt, die das Recht haben, ihn zu berufen und ihm den Brief mitzuteilen oder mitteilen zu lassen. — Die Form des Edikts hatte sich in einer Zeit gebildet, in der noch die wenigsten zu lesen verstanden, und daher Verkündigungen der Beamten entweder durch sie selbst oder durch ihre Herolde öffentlich ausgerufen wurden. Obgleich seitdem an Stelle der mündlichen Erklärung längst der schriftliche Anschlag getreten war, erinnerte an jene doch die Eingangsformel, die noch im Anfang des vierten Jahrhunderts lautete: „Die Kaiser Diocletian und Maximian und die Cäsaren Constantius und Galerius sagen.“ Doch schon wenige Jahre später erscheint auch bei Edikten die Überschrift: „Die Kaiser Galerius, Maximinus, Constantinus und Licinius ihren Untertanen Gruß.“ Auch hier ist also die Briefform eingedrungen. So entzogen sich ihr nur noch die Entscheidungen in der Appellationsinstanz, und auch diese nicht ganz. Denn mußten sie entfernt wohnenden Richtern oder Parteien mitgeteilt werden, so geschah auch dieses durch kaiserlichen Brief. Natürlich verfaßte der Herrscher diese zahllosen Schriftstücke nicht alle selbst, sondern ließ die Mehrzahl durch seine Kanzlei aufsetzen; doch trugen sie darum nicht weniger in der Überschrift seinen Namen und galten als seine persönlichen Willensäußerungen.

Uns ist so gut wie vollständig die Korrespondenz erhalten, die Plinius als Statthalter von Bithynien mit dem Kaiser Trajan geführt hat. Sie ist ein Muster zweckmäßigen Geschäftsstils: kurz, sachlich und ohne jedes Streben nach einer andern Schönheit, als die im klaren Ausdruck des Gedankens liegt. Doch derselbe Plinius leitete die Zeit ein, in der man den Brief als reines Kunstprodukt betrachten lernte, und bald begann auch die kaiserliche Kanzlei in „schönem“ Stil zu machen. Schon Hadrian berief den Historiker Suetonius Tranquillus an ihre Spitze, damit die Kundgebungen, die er im Namen des

Herrschers zu verfassen hatte, in ein Gewand gekleidet würden, das den künstlerischen Forderungen der Zeit entsprach, und später wird es zur Regel, daß nur die ersten literarischen Berühmtheiten „aus dem Munde des Kaisers reden" dürfen. Damit wird die gezierte Künstelei, die den Privatbriefen dieser Spätzeit eigen ist, auch auf die kaiserliche Gesetzgebung übertragen, und an die Stelle jener schlichten Klarheit, die wir an den Reskripten Trajans bewundern, tritt das Geklingel prächtiger Sentenzen und ein halb unverständlicher Phrasenschwall.

Ich bin zu Ende. Denn die einzelnen Ausläufer dieser traurigen Literaturgattung zu verfolgen, dazu bin ich selbst durch meine Studien leider verpflichtet, meinen Lesern aber kann ich es ersparen. Es gibt noch heute so manche, die das Altertum als eine Zeit hoher Schönheit und Mannesgröße feiern und sich danach zurücksehnen; ich meinerseits denke, daß das Studium desselben uns keine bessere Frucht gewähren kann, als daß wir in frohem Glauben an den Fortschritt der Menschheit auf unsre eigene Zeit stolz sind und uns ihrer freuen.

Ludovico Ariosto.

Von

Alfons Kißner.

„. . . Wenn tief in der Nacht durch dämmernde
Wipfel der Mond scheint
Und, vom Zuge berührt, zittert die Flamme
des Herds,
Sei Arioſt mir gegrüßt, der Poet buntfarbiger
Märchen! . . .“

Geibel.

Jacob Burckhardt feiert im ersten Bande seiner „Kultur der Renaissance“ mit ganz besonderer Wärme unter den edlen Frauen jener großen Zeit Isabella von Este, Gemahlin des Marchese von Mantua Gian Francesco Gonzaga, und bemerkt dort: „Unser Urteil über sie braucht sich nicht auf die Künstler und Schriftsteller zu stützen, welche der schönen Fürstin ihr Mäcenat reichlich vergalten; ihre eigenen Briefe schildern uns die unerschütterlich ruhige, im Beobachten schalkhafte und liebenswürdige, zur Unterstützung jeder künstlerischen Bestrebung bereite und das Große wahrhaft bewundernde Frau hinlänglich.“ Einer dieser Briefe Isabellas aus dem Jahre 1507 ist für die Literaturgeschichte von Bedeutung geworden; die Marchesana dankt darin ihrem Bruder, dem Herzog Alfons I. von Ferrara, für sein Glückwunschschreiben zu ihrer Entbindung von einem Sohne (Ferrante Gonzaga, der später als kaiserlicher Feldherr und Diplomat berühmt werden sollte).

„Durch den Brief Eurer Herrlichkeit“ — so diktierte sie ihrem Sekretär Benedetto Capilupo in die Feder — „und durch Worte aus dem Munde des Messer Lodovico Arioſto habe ich vernommen, wie sehr Ihr Euch über meine glückliche Entbindung freut. Das ist mir höchst angenehm gewesen, und so danke ich Euch dafür und ganz besonders, daß Ihr mir besagten Messer Lodovico gesandt habt. Denn abgesehen davon, daß er als Vertreter der Person Eurer Herrlichkeit mir willkommen ist, hat er auch durch sich selbst mir große Befriedigung gebracht und durch Bericht von dem Werke, an dem er schafft, mich diese zwei Tage nicht nur ohne Müdigkeit, sondern mit sehr großem Vergnügen verbringen lassen.“

Diese beiläufige Äußerung Isabellas von Este ist das erste Zeugnis, das wir besitzen, vom Vorhandensein einiger Gesänge — wie vieler, hat sich nicht feststellen lassen — des glänzendsten Dichtwerkes jener ganzen Kulturepoche,

des „Orlando Furioso.“ Der „Rasende Roland“ begeht also jetzt das vierhundertjährige Jubiläum[1]) seines Daseinsbeginnes: Grund genug, daß sich unsre Blicke auf ihn und seinen Schöpfer richten. Noch ein andrer Anlaß kommt hinzu: gerade in der jüngsten Zeit ist das Arioststudium in Italien und England durch Arbeiten gefördert worden, die unsre Aufmerksamkeit verdienen. Voran steht das interessante Werk des Verfassers von „Herzöge und Dichter in Ferrara,“ Edmund G. Gardner: „Der König der Hofdichter“ (The king of Court Poets. A Study of the Work, Life and Times of Lodovico Ariosto. London, Constable 1906) und Pio Rajnas meisterhafte „Forschungen und Studien über die Quellen des Orlando“ (Zweite Auflage. Florenz 1900). Solerti ließ auf sein „Ferrara und der Hof von Este“ (1900) „Das Archiv der Familie Ariost“ (Prato 1904) folgen. Bertoni, Agnelli, Tambara, Valeri, Cesareo, Pardi haben sich an der Ariost-Forschung beteiligt. Der ehrwürdige Giosuè Carducci schenkte uns kurz vor seinem Lebensende „Studien“ (Su L. Ariosto e T. Tasso, Bologna 1905), die auch eine klassische Abhandlung über die Jugend Ariosts und die lateinische Poesie in Ferrara enthalten. Es ist gelungen, manches Dunkel aufzuhellen, und nach verschiedenen Seiten hin, in bezug auf des Dichters Familie, Schicksale und innere Entwicklung, sehen wir jetzt klarer als früher.

I.

Riosto, ein kleiner Ort im Bolognesischen (dessen Name sich als Bezeichnung eines Teils der Gemeinde Pianoro erhalten hat), scheint die Heimat von Ludovicos Voreltern, die eigentlich da Riosto hießen, gewesen zu sein. Der älteste, von dem man weiß, war ein Alberto da Riosto. Einer seiner Söhne, Ugo, lebte 1156 in Bologna[2]); ein zweiter, Gherardo, Bischof dieser Stadt, mußte 1213, von Innocenz III. gezwungen, seine Würde niederlegen. Ugos Nachkommen waren hartnäckige Guelfen: einer seiner Enkel, Antonio di Obizzo, zählte zu den Heerführern, die 1249 König Enzio gefangen nahmen. In dem blutigen Zusammenstoß der ghibellinischen Lambertazzi mit den Geremei in Bolognas Straßen, 1274, standen die Ariosti zu den letzteren und verloren zwei der ihrigen. Als Führer der Geremei finden wir 1280 zwei Vettern dieser Erschlagenen, Tommaso und Bonifazio di Principalle. Tommaso wurde Begründer der Bologneser Linie der Ariosti; Bonifazio hatte zur Enkelin jene bella Lippa di Bologna, deren Ariost unter den Fürstinnen des Hauses Este gedenkt (Orl. Ges. 13., St. 73). Sie war zuerst die Geliebte und dann (auf ihrem Todbette 1347) die rechtmäßige Gemahlin des Marchese Obizzo II. Durch ihre Söhne Aldobrandino III., Niccolò II. und Alberto wurde Lippa

[1]) Als eine Jubiläumsgabe, die unsern Literaturfreunden das geniale Werk des Ferraresen näher bringen möchte, kann eine neue, gegenwärtig bei Georg Müller in München erscheinende Übertragung des „Orlando“ gelten: Ariosts „Rasender Roland“. Deutsch von Alfons Kißner. Mit Einleitung, Anmerkungen und Register. Zwei Bände. Der Übersetzer hofft, in der neuen Fassung den deutschen Roland zu geben, dessen wir bedürfen. Die nachfolgenden Zitate sind dieser Übersetzung entnommen.

[2]) Bologna, dem ich bin entsprungen“ (Ond'hai l'antiqua origine) heißt es Sat. VII, 227.

die Ahnin sämtlicher Herzöge von Ferrara und Modena, und ihr Einfluß ließ das Haus der Arioſti von Ferrara emporblühen. So konnte unſer Dichter, wie er es in der Tat zuweilen ſcherzend getan hat, ſich als Mitglied des Herrſcherhauſes bezeichnen. Lippas Brüder, Bonifacio und Francesco, wurden geadelt und mit Gütern belehnt; einer ihrer Vettern, Niccolò († vor 1411 als Bürger von Ferrara), hatte zum Sohn Folco, deſſen Kinder Aldobrandino, Rinaldo und Niccolò am Hofe des Marcheſe Niccolò III. eine hohe Stellung einnahmen. Rinaldo, von 1432 bis 1440 Kommandant von Reggio, heiratete eine Bologneſerin aus gutem Hauſe und hatte von ihr fünf Söhne. Der jüngſte, Niccolò, wurde, wie zwei ſeiner Brüder, von Kaiſer Friedrich III. bei deſſen Anweſenheit in Ferrara 1469 zum Grafen des Laterans und des heiligen römiſchen Reiches gemacht und am erſten Tage des Jahres 1472 vom Herzog Ercole zum Befehlshaber der Zitadelle von Reggio, zur Belohnung, wie es ſcheint, für einen wenig rühmlichen Dienſt, die Beteiligung am Mordverſuche gegen des Herzogs Neffen Niccolò von Eſte am Hof zu Mantua. Auch was wir ſonſt über des Dichters Vater hören, iſt abgeſehen von ſeiner Treue gegen das Haus Eſte unerfreulich: Niccolò war offenbar ein harter, habſüchtiger und gewiſſenloſer Mann, wenn auch ſeine Söhne Ludovico und Gabriele nach ſeinem Tode liebevoll ſeiner gedachten. Gleich nach ſeiner Anſtellung kaufte er in und um Reggio Land; 1473 heiratete er die Tochter Daria eines begüterten Arztes und Lokalpoeten Gabriele Malaguzzi. Von Daria weiß man nur, daß ſie eine zärtliche Mutter war und bei Niederſchrift der erſten Satire ihres Sohnes noch lebte. Dieſer, Ludovico[1]) Giovanni wurde als der älteſte von fünf Söhnen — fünf Töchter folgten nach — auf der Zitadelle von Reggio geboren (nicht im Hauſe der Malaguzzi, wie eine ſpätere Inſchrift meldet). 1481 erhielt Graf Niccolò einen andern Poſten als Kapitän des Kaſtells von Rovigo. Dorthin nahm er ſeine Frau und drei Söhnchen mit, darunter Ludovico. In dem gleich darauf beginnenden „Krieg von Ferrara“ wurde er nach dreimonatlicher Belagerung durch Reggios Bürger gezwungen, die Feſtung den Venetianern zu übergeben und nach Verluſt ſeines ganzen Beſitztums ſich auf ein Landhaus der Umgebung zurückzuziehen. Später ſehen wir ihn in Bedrängnis in Reggio und ſchließlich nach dem Frieden von Bagnolo in der Hauptſtadt. Vermutlich ſiedelte er Ende 1485 dahin über, ſo daß der junge Ludovico in ſeinem zwölften Jahre zum erſten Mal Ferrara, die Stätte ſeines künftigen Ruhmes, erblickt haben wird. Vor dem Abſchied von Reggio mag der Knabe wohl öfter, wie Gardner wahrſcheinlich macht, „den edlen Dichter und ritterlichen Herrn, mit deſſen Schöpfung ſein eigenes Meiſterwerk ſpäter verknüpft bleiben ſollte,“ den Grafen Matteo Maria Bojardo, zu Geſicht bekommen haben. Der Statthalterſchaft in Modena enthoben, hatte ſich dieſer damals auf ſein Schloß Scandiano zurückgezogen.

In dem „glänzendſten Jahrzehnt der italieniſchen Renaiſſance,“ wie man die Zeit von 1484 bis zum Einfall der Franzoſen genannt hat, ſtand Ferrara

[1]) Arioſt ſchreibt ſeinen Vornamen immer Ludovico.

an Prachtentfaltung obenan. Zu der empfänglichen Seele des Knaben mag die damals beginnende Reihe festlicher Theatervorstellungen, deren Zeuge er war, mächtig gesprochen haben: die erste dramatische Vorstellung in italienischer Sprache fand im Januar 1486 im Palasthof des Herzogs Ercole statt. Man gab die „Menächmen" des Plautus, ein Jahr später den „Amphitruo." Vom jungen Ludovico erzählt einer seiner frühesten Biographen, Garofalo, aus dieser Zeit: „Wenn Vater und Mutter ausgegangen waren, kleidete er seine Geschwister in Gewänder, deren er habhaft werden konnte und ließ sie aus den Zimmern auf den Vorplatz kommen und wie Schauspieler hersagen, was er für sie erdacht hatte." Unsicher sind die Nachrichten von den Beweisen außerordentlicher Anlagen, die der Knabe auf der Schule zu Ferrara gegeben haben soll. Früh schon soll er die Fabel von Pyramus und Thisbe dramatisiert und seinen Geschwistern einstudiert haben; auch hier lassen uns zuverlässige Quellen im Stich. Des Dichters eigene Äußerung in seiner Epistel von 1531 an Pietro Bembo, er habe mit zwanzig Jahren kaum den Übersetzer des Äsop verstanden (a fatica Inteso havrei quel che tradusse Esopo), geht ihrerseits wohl nach der entgegengesetzten Seite zu weit und mag auf dem Wunsch beruhen, die Dankesschuld an seinen geliebten Lehrer Gregorio recht lebhaft zu bezeichnen.

Als Niccolò Ariosto 1489 nach Modena versetzt wurde, scheint Ludovico zu Ferrara im Hause eines Oheims geblieben zu sein. Nach dem väterlichen Willen sollte er die Rechte studieren und Notar werden, „aber im geheimen" — sagt der älteste Biograph — „verbrachte er all seine Zeit mit dem Verschlingen von Ritterbüchern, wie sie in seine Hände kamen." Indessen scheint er dem verhaßten Studium doch nicht ganz sich entzogen zu haben:

Ach, als ich just zum Ritt des Musenrosses
Im rechten Alter stand, als noch kein Haar
Zu sehen auf den frischen Wangen war,
Hat Vaters Schwert und Spieß mich angetrieben,
Nicht nur sein Sporn, zu Gloss' und Text; geblieben
Bin ich fünf Jahr bei solchen Kinderei'n.

So seufzt er später in der Satire an Bembo. Der Vater kam 1492 von Modena zurück und hielt seinem Sprößling eine gewaltige Strafpredigt. Der junge Gabriele war zugegen und wunderte sich über das demütige Schweigen, mit dem sein Bruder alles hinnahm. Nachher gestand ihm Ludovico, er habe für seine im Werden begriffene Komödie gerade solch einer Strafrede bedurft und stillgeschwiegen, weil er während des väterlichen Donnerns die Einreihung der gehörten Worte in seinen Plan überdachte; er selbst fühlte sich als den Erofilo in seiner „Cassaria" und den Vater als Crisobolo von Mitylene.

Als Student der Rechte schrieb Ludovico im Oktober 1493 sein erstes uns erhaltenes Gedicht, eine Elegie auf den Tod der edlen Leonora von Aragon, Herzogin von Ferrara, in Terzinen, an Petrarcas „Triumph des Todes" sich anlehnend. Bei aller Nachahmung läßt aufrichtige Verehrung den Jüngling Schwung finden und Herzenstöne, die uns überraschen.

II.

Die Stunde der Erlösung aus den Banden der Themis schlug dem zwanzigjährigen Jüngling. Graf Niccolò sah ein, daß aus dem Sohn kein Jurist zu machen sei und ließ ihn seinen Weg gehen. Mit aller Macht warf Ludovico von Ende 1494 an sich auf lateinische Studien, unter Anleitung eines aus dem Kloster getretenen Augustinermönches, Gregorio von Spoleto. In der Epistel an Bembo heißt es von jener Zeit:

Als Freundin war mir damals hold Fortuna:
Sie bot mir durch Gregorio ihren Gruß,
Den ich für alle Zeiten segnen muß.
Die beiden Sprachen lagen ihm erschlossen,
Und ob der Venus, ob der Thetis Sprossen
Das höh're Lied erklang, das wußt er gut.
Doch kümmerte mich damals nicht die Wut
Der Hekuba, noch wie zugleich entrissen
Dem Rhesus Pferd und Seel ward durch Ulyssen.

Zuvor wollte der Jüngling in die Sprache seiner Lateiner eindringen. Er machte in dieser so reißende Fortschritte, daß er im Herbst 1495 bei Neueröffnung der Vorlesungen im Dom in Gegenwart des Erbprinzen Alfons ein lateinisches Gedicht zum Preise der Philosophie vorgetragen haben soll. „Ariosts Jugend," so lautet ein Wort Carducci's, „war ganz lateinisch." Im Sommer 1496, als drei französische Heere den Einfall in Italien drohten, schrieb Ariost das erste uns erhaltene lateinische Gedicht, die Ode ad Philiroem. Horaz, Tibull, Catull waren seine nächsten Muster (sie empfiehlt er auch später seinem Sohne Virginio; weniger den Properz); die Nachahmung Vergils folgte mit der Epik.

Was diese Beschäftigungen für des Dichters Entwicklung bedeuten, hat vortrefflich Carducci dargelegt:

„Studium und Übung in lateinischer Poesie," schreibt er, „bildeten und erzogen Ariost (der in seinen ersten Versuchen mit italienischem Vers noch recht prosaisch und ungelenk erscheint) zu jener in ihrem leichten Fluß so anmutigen Harmonie, jener in ihrer Fülle so vollendeten Eleganz, die andern selbst großen italienischen Dichtern abgeht und seine allerpersönlichste Eigenschaft darstellt. Terenz und die Bekanntschaft mit dem lateinischen Drama kamen Ariost sehr zustatten an den Stellen, wo sein großes Poem vertrauten Plauderton annimmt; Catull und Horaz haben die musikalischsten seiner Oktaven geglättet und sie von jenen Überflüssigkeiten und Auswüchsen freigehalten, wie sie z. B. Bojardos Poesie behindern und zuweilen ersticken; Bojardos, der doch so viel Einbildungskraft und so große Macht der Darstellung besaß." (Studi, p. 216—218.)

In der Ode ad Philiroem erscheint der jugendliche Dichter, unbekümmert darum, „daß Karl, Rosse und Schiffe rüstend, Ausoniens Türme mit fürchterlicher Kriegswut bedroht," an murmelndem Bach weichlichem Genuß hingegeben. Philiroe soll das feuchte Haupt ihres Geliebten mit Purpurblumen kränzen und, neben ihm auf dem Rasen ruhend, sanft zur Laute singen. — Man hat diese Gleichgültigkeit gegen die Not des Vaterlandes getadelt; aber das noch vorhandene, von Ariost geschriebene Manuskript weist noch andre, von ihm

verworfene Strophen auf; aus ihnen ergibt sich, daß diese Unbekümmertheit einen andern Grund hat; er will nicht kämpfen, um nicht dem undankbaren Tyrannen zu dienen, will nicht sein Blut verkaufen, und Carducci erkennt hier schon den kommenden Dichter der Satiren: „er versteht noch nicht, sieht noch nicht Italien; wohl aber sieht und kennt er Italiens Herrscher und versichert, er werde ihnen keine Lohndienste leisten."

Da uns Ariosts lateinische Dichtungen nicht weiter beschäftigen werden, sei hier noch bemerkt, daß er außer Epitaphien (darunter Distichen auf den Kardinal Ippolito und auf Raffaels Tod) später wohl nur ein wichtigeres lateinisches Poem geschrieben hat, die Elegie de diversis amoribus, die von Gardner mit Recht „ein Meisterstück in ihrer Art" genannt wird. Des Dichters ganzes früheres Leben zieht vorüber: die kleinen Liebeshändel seiner Jugend, sein Rechtsstudium, sein Übergang zur Poesie und der Beginn seiner heroischen Epik; alles dies wird seiner Wandelbarkeit, mens impar, zugeschrieben.

Im Jahre 1498 kam Pietro Bembo nach Ferrara und blieb dort zwei Jahre. Mit ihm, dem fünf Jahre älteren, schloß Ariost einen Freundschaftsbund, der sein mildes Licht auf das ganze fürdere Leben unsres Dichters werfen sollte. In seinem großen Gedicht hat er dem Freund ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Bembo genoß mit seinen achtundzwanzig Jahren einen hohen Ruf als lateinischer Dichter und gründlicher Kenner des Griechischen, auch als Lyriker in der Muttersprache. Sein Einfluß auf Ferraras literarisches Leben wurde beträchtlich. Er soll damals Ariost abgeraten haben, sich als Epiker in italienischer Sprache zu versuchen. Dann geschah es gewiß nicht aus pedantischer Vorliebe für die klassischen Idiome — denn die einheimischen großen Dichter wußte Bembo durchaus zu würdigen — sondern wohl in der Erkenntnis, daß Ariosts lateinische Lyrik alles das weit überragte, was von seinen italienischen Versuchen damals vorlag.

Neben Bembo hatte Ludovico zu gleichstrebenden Freunden den hochbegabten Fürsten von Carpi Alberto Pio und Ercole Strozza. Besonders nah stand seinem Herzen ein Vetter, Pandolfo Arioſti. Jedem dieser drei hat er Dichtergrüße gesandt. Den Fürsten Alberto kennt die Geschichte als freigebigen Gönner Baldassare Peruzzis und Aldo Manuzios sowie als verschlagenen Berater der Päpste Julius und Leo, die er als geschworener Feind der Este gegen Ferrara aufstachelte. Seine politischen Intrigen trennten ihn bald von dem einstigen Mitschüler bei Gregorio. Ercole, eine schönheitsdurstige Seele, huldigte mit Erfolg der lateinischen Muse wie der einheimischen in freundschaftlichem Wettstreit mit Ludovico. In jungen Jahren starb er gewaltsamen Todes; über den Umständen, die seine Ermordung herbeiführten, liegt ein Schleier. Noch früher sollte Arioſt den geliebten Vetter Pandolfo verlieren. Ihm, dem auf dem Lande weilenden, gilt eine reizvolle Elegie: Die Dryade lauscht dem Gesange des Jünglings; um besser zu hören, streicht sie das Haar zurück; dann, als er geendet hat und müde die Augen schließt, hüpft sie herbei, fächelt ihm mit einem Zweige Kühlung zu und raubt ihm, auf den Arm gestützt sich überbeugend, leise Küsse.

Die Eroberung Mailands 1499 durch die Franzosen hatte für Ariost den Verlust des geliebten Lehrers zur Folge und brachte ihn um die Möglichkeit, Griechisch zu lernen. Isabella von Aragon gewann für ihren Sohn Francesco Sforza, der als Gefangener nach Frankreich wandern mußte, Gregorio da Spoleto als Erzieher. Im Februar 1500 starb in mißlichen Vermögensumständen des Dichters Vater, und Ludovico, mit der Sorge um neun Geschwister beladen, mußte „seine Gedanken von Maria fort zu Martha wenden und aus einem Leser Homers ein Haushalter werden."

„Zwei Schwestern" — heißt es in derselben Satire aus späterer Zeit — „muß ich zu Männern verhelfen, den jüngeren Brüdern die Schuldigkeiten erweisen, die Mitleiden und Pflicht mir auferlegen; zur Universität den einen, an den Hof den andern schicken, in ein Gewerbe jenen, und auch darüber walten, daß Laster nicht die weichen Gemüter der Tugend entfremden. Doch nicht nur das hinderte meine Studien am Vorrücken — zufrieden mußte ich sein, mein Fahrzeug am Ufer festzubinden, um nicht rückwärts zu treiben — nun, so beschwert von Kummer, fand sich mein Herz, daß ich gerne die Parze meinen Faden hätte durchschneiden sehen: er, dessen süße Gesellschaft meinen Studien Nahrung gab und durch holden Wetteifer mich vorwärts trieb, mein Vater, Freund, Bruder, nicht nur meine halbe Seele, nein, die ganze . . . mein Pandolfo starb damals!"

Zum ersten Male als Hofdichter erscheint er im Epithalamium (1502) zur Vermählung des Prinzen Alfonso mit Lucrezia Borgia: Ferrara von einst und jetzt — ist das Thema seiner schwungvollen Hexameter:

„Wo sie," so lautet der Schluß, „über fischreiche Gewässer ihre Boote trieben oder auf sonnigen Gefilden Netze trockneten, da leuchten schöne Tempel, Häuser, Plätze, Straßen, Paläste, Türme und Mauern eines Herkules . . . Kaum reicht die Stadt aus für ihr Volk; mit Rom darf sie sich messen an edlen Sitten und Studien. Aber nichts erhebt Ferrara so sehr, als daß es Herrin dich nennt, du schönste, du herrlichste Jungfrau!"

Dies an die Adresse der Vielverwitweten will uns freilich kühn erscheinen.

Daß Ariost um diese Zeit als Dichter bereits anerkannt war, zeigt seines Freundes Ercole Strozza Venatio ad divam Lucreziam. Darin wird uns das Bild einer von Karl VIII. von Frankreich veranstalteten (imaginären) Jagd entrollt: italienische Fürsten geleiten den König; die hervorragenden Dichter des Tages folgen, Marullo, Bembo, Pontanus usw.; zuletzt, in Gedanken verloren, der Falschheit der Schönen nachsinnend, läßt der jugendliche Ariost zwei Hunde auf einen Elch los.

Bald nach der herzoglichen Hochzeit erhielt Ariost sein erstes Amt. Herzog Ercole ernannte ihn zum Kapitän der Burg von Canossa, unfern Reggio, und ein erfreulicher — nur zu kurzer — Abschnitt seines Lebens begann. Von seiner Bergeshöhe besuchte er oft „sein heimatliches Nest", wie er Reggio nennt, und das unweit der Stadt gelegene Landhaus seines Vetters Sigismondo Malaguzzi. In einer poetischen Epistel an diesen singt er von der Schönheit des nahen Dorfes San Maurizio (wo die Villa heute noch zu sehen ist, ein Wanderziel der Ariost-Verehrer) und wie er „in mehr als einer Sprache und einem Stil" den Musen huldigte.

Schon Ende 1503 sehen wir ihn wieder in Ferrara. Im Oktober hatte er an den Kardinal Ippolito von Este, dritten Sohn des Herzogs Ercole und

der Leonora von Aragon, bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Erzbischof von Ferrara ein lateinisches Epigramm gerichtet (dessen allzustarke Schmeicheleien wir mit Carducci als scherzhaft und leise ironisch werden auffassen müssen). Vielleicht hatte dies Ippolitos Augen auf den jungen Poeten gerichtet. Er nahm ihn als famigliare, als Kavalier seines Haushaltes in seinen Dienst.

Wiewohl von Castiglione im „Cortegiano" gepriesen, war dieser damals vierundzwanzigjährige Kardinal keine anmutende Persönlichkeit. Sittenlos, weltlich und hochmütig, ein echter Mensch der Renaissancezeit, kannte er nicht Rücksicht noch Pietät; nichts war ihm heilig. Nur die unverrückte Anhänglichkeit an Alfons, seinen herzoglichen Bruder und Herrn, bleibt anzuerkennen. Auch persönlicher Mut kann ihm so wenig abgesprochen werden, wie Klugheit und Umsicht in diplomatischen Dingen und militärischen Angelegenheiten. Für Dichtkunst dagegen hatte er kein Verständnis und verachtete sie. Ariost klagt über den Rückgang seiner Studien, der im Dienste eines solchen Herrn unvermeidlich war:

„Er (der Kardinal) machte aus einem Poeten mich zum Postknecht: konnte ich auf Felsen und in Gräben Griechisch oder Chaldäisch lernen? Ein Wunder, daß es mir nicht wie jenem Philosophen erging, dessen Kopf durch den Stein alles entrissen wurde, was er vorher wußte." (Sat. 7.)

In dieser Stellung war Ariost Zeuge der fürchterlichen Ereignisse nach dem Tode Ercoles und der Thronbesteigung Alfonsos I., 1505 und 1506. Die Erinnerung an diese Familientragödie hat K. F. Meyer in seiner Novelle „Angela Borgia" aufgefrischt. Ippolito ließ aus Eifersucht gegen seinen Halbbruder Giulio, der mehr als er Angela Borgias Herz zu gewinnen verstanden hatte, diesen in seiner Gegenwart nahezu völlig blenden. Giulio verband sich darauf mit Ferrante, Ercoles zweitem legitimen Sohn, gegen Alfons und Ippolito; aber der Anschlag schlug fehl. Beide wurden zum Tode verurteilt, dann zu ewigem Kerker begnadigt. Giulio starb 1540; Ferrante, auf Ippolitos Betreiben geblendet, erhielt später als Blinder die Freiheit.

Ariost gedenkt dieser Vorgänge in einer dramatischen „Ekloge", einer literarischen Form, die namentlich von Bojardo gebraucht worden war. In etwa dreihundert Terzinen erzählt Melibeo, der mit Mopso die dem verräterischen Fereo abgenommenen Herden des Alfenio (Alfons) dahintreibt, dem Schäfer Tirsi die Verschwörung von Fereo (Ferrante) und Jiola (Julius). Die pastorale Einkleidung und Allegorisierung hilft uns nicht über den peinlichen Eindruck hinweg, daß Unrecht und Grausamkeit beschönigt werden. Weit männlicher und hochherziger erscheint uns Ariost im dritten Gesange des Orlando, wo jener grausigen Vorfälle auch Erwähnung geschieht. Die Magierin Melissa hat der Jungfrau Bradamant, die vom Schicksal zur Stammesmutter des Hauses Este bestimmt ist, ihre zukünftigen Abkömmlinge (Geister) gezeigt. Sie schließt:

Doch schweigen möcht ich jetzt, will dir's gefallen;
's ist Zeit nun, daß zurück die Schatten wallen.

Als Bradamant damit war einverstanden,
Die weise Frau ihr Zauberbuch verschloß

Und all die Geister nach dem Raum entschwanden
In Eile, der Merlins Gebein umschloß.
Weil ihr zu sprechen jetzt war zugestanden,
Die Dame so den holden Mund erschloß:
„Wer sind die Traurigen, möcht ich erfahren,
Die zwischen Hippolyt und Alfons waren?

„Gesenkt die Augen, seufzend kamen beide,
Als sei geschwunden Mut und kühner Sinn.
Als ob sie von den Brüdern etwas scheide,
Für sich sie schritten, fern den andern, hin."
Bei dieser Frage wurde blaß vor Leide
Und weinend sprach die gute Zauberin:
„Unselige, zum Weh euch muß sich's wenden,
Daß ihr euch ließt durch böses Volk verblenden!

„O Sproß des Herkules! Laß nicht bezwingen
Durch beider Schuld den edlen, güt'gen Mut!
Mitleid statt Rechts mag ihnen Gnade bringen:
Die armen sind ja doch von eurem Blut!"
Sie fügt hinzu — ganz leis die Worte klingen —:
„Davon noch mehr zu sagen ist nicht gut.
Du solltest Süßigkeit im Munde schmecken;
Ich will sie nicht durch Bitternis verdecken." (Orl. 3, 60—62.)

Von den Botschaftsreisen, die Ariost im Auftrag, sei es des Kardinals, sei es des Herzogs, unternahm, fällt in dieses Jahr 1506 eine Sendung an Lucrezia von Este Bentivoglio, Ippolitos Halbschwester. Im Orlando hat sie ihren Platz unter den acht edlen Frauen, die als die Glorie der Renaissance gefeiert werden (42, 87). Sodann erfolgte 1507 im Namen des Herzogs Alfons jener bereits erwähnte Wochenbesuch bei Isabella Gonzaga in Mantua. Im Mai begleitete er mit seinem Bruder Alessandro, der jetzt auch zu des Kardinals Gefolge gehörte, letzteren nach Mailand zur Begrüßung des Königs Ludwig XII. von Frankreich. Das Jahr 1509 beschenkte Ariost mit einem Sohn, seinem Virginio, den er immer zärtlich geliebt und in späteren Jahren nicht mehr von sich gelassen hat. Die Mutter stammte aus Modena und hieß Orsolina Catinelli. Daß Ariost „den Schönen hold", dabei eifersüchtig und leidenschaftlich war, berichtet sein Biograph Garofalo; etwas ähnliches gestand, wie wir lesen, der Dichter selbst ein im Gedicht vom wankelmütigen Sinne. Vom Jahre 1509 an sollte ihm der Dienst der Musen sehr erschwert werden; wir sehen ihn in den Strudel der Weltereignisse gerissen. Vorher konnte er noch von seinen Komödien die Cassaria (die Kastenkomödie), 1508, sodann die Suppositi (die Untergeschobenen), 1509, auf den Brettern erblicken.

III.

Herzog Alfons erfreute sich anfangs der Huld des grimmen Papstes Julius II. Als er aber auf eigene Faust den Franzosen — die Julius eigentlich gerufen hatte, jedoch mit Mißtrauen betrachtete — sich anschloß und zur Begrüßung des Königs Ludwig mit glänzendem Gefolge nach Mailand ging, sah der Papst, wahrscheinlich aufgestachelt von Alberto Pio, darin die

Eigenmächtigkeit eines „Vasallen“: „er wurde des Herzogs Todfeind“, schreibt dessen Sekretär Bonaventura Pistofilo und blieb dies sein Leben lang“. Zur Besänftigung des Papstes wurde Ariost nach Rom entsandt. Von dort aus meldete er nach Ferrara, der Zorn des heiligen Vaters sei zu groß; der Herzog möge selbst nach Rom kommen. Doch Alfons blieb in Ferrara. Nach der Rückkehr hatte Ludovico für den im Felde stehenden Kardinal mancherlei Geschäfte zu besorgen: zwei Briefe aus dieser Zeit an Ippolito sind uns erhalten. Als Ferrara durch den Venezianer Trevisano bedroht wurde, befand sich der Dichter in der Kriegsschar seines Herrn, der gegen die venezianische Flotte und gegen eine starke Bastion am Ufer des Po zugleich zu kämpfen hatte. Am 1. November gebot Ippolito einen Sturm, seine Leute in der Front. Dabei geriet Ercole Cantelmo, Sohn des Herzogs von Sora, wie Luigi da Porto schreibt, „ein herrlicher, überaus anmutiger und schöner Jüngling“, der mit Alessandro Ferrusino vorausgesprengt war, durch slawonische Söldner in Gefangenschaft und wurde vor Augen seines Vaters und aller Ferraresen auf einem Schiff enthauptet. Daran erinnert Ariost den Kardinal im Orlando (36. Ges., Str. 1—7):

. . . Im Kriege, Hippolyt, als ihr die Tempel
Mit Feindesfahnen schmücktet weit und breit
Und die genomm'nen Schiffe, reich beladen
Mit Beute, zogt nach heimischen Gestaden,

Da ward viel Schlimm'res, als was durch Tartaren
Geschah und Türken je und Mohrenmacht,
Nicht durch die Venezianer — diese waren
Auf Recht stets und Gerechtigkeit bedacht —,
Nein, durch verbrecherische Mietlingsscharen
Mit frevlerischen Händen ward's vollbracht.
Ich sag's nicht um der vielen Brände willen,
Einäschernd unsre Gärten, unsre Villen —

Nicht diese Untat will ich hier berühren
Und auch so manchen andern Frevel nicht;
Nur was zu Tränen Steine könnte rühren,
Sobald man von dem Ungeheuren spricht:
Am Tag, Herr, als ihr gingt die euern führen
Hin, wo nach festem Ort in Massen dicht,
Den Schiffen fern, zurückgegangen waren —
Bei üblen Zeichen, traun! — die Feindesscharen,

Wie Hektor und Aeneas, um zu schwingen
Die Fackeln auf die Griechenschiff' am Meer,
Ein Herkules, ein Alexander gingen,
Von kühnem Mut befeuert allzusehr
(Voraus den andern allen), einzudringen
Bis zu den Schanzen in der Feinde Heer,
So weit, daß kaum der eine sich befreite
Und in Gefangenschaft verblieb der zweite.

Davon kam Ferrusin: — was hast empfunden,
Du, Fürst von Sora, als den Sohn Cantelm,
Dem unter tausend Schwertern ward entwunden,

Dem edelen, vor Augen dir, der Helm,
Du sahst aufs Schiff geführt und festgebunden,
Um dort geköpft zu werden wie ein Schelm?
Mußte das Schauspiel nicht von solchen Nöten,
So wie das Eisen deinen Sohn, dich töten?

Die Kriegsereignisse machten Verstärkungen der Truppen Ferraras notwendig. Um solche vom Papst zu erwirken, wurde Ariost aufs neue nach Rom geschickt. Am 16. Dezember brach er nach Bologna auf. Unterwegs wäre er fast in den übergetretenen Fluten des Po umgekommen. Am Tiber blieb er zwei Monate. Dort traf ihn die Nachricht von der Vernichtung der venezianischen Flotte bei La Polesella durch Alfons und Ippolito, nach der „weder Pferde noch Fußvolk mehr nötig waren", wie er sich ausdrückt. Im Orlando findet der Schlachtendonner von La Polesella seinen Widerhall bei Schilderung des Sieges, den Dudo über die Flotte König Agramants errungen (Ges. 40, St. 15):

Es würde lange währen noch, zu sagen,
Was weiter in der Seeschlacht ist geschehn;
Und wollt ich euch das zu erzählen wagen,
Hochherz'ger Hippolyt, mir würd' es stehn,
Wie Krokodile nach Ägypten tragen,
Krüge nach Samos, Eulen nach Athen.
Was ich zu melden könnte mir getrauen,
Das tatet ihr und ließt es andre schauen.

Lang sahn, als ob sie im Theater seien,
Eure Getreuen ja bei Tag und Nacht
Dort auf dem Po der Feindesschiffe Reihen
Zwischen das Erz und Feuersglut gebracht.
Was man vernehmen kann an Heulen, Schreien,
Sehn, welcher Art der Tod kommt in der Schlacht
Und wie vom Blute rot die Wogen gehen,
Ihr saht's — und ließt es viele andre sehen.

Ich sah es nicht: ich war in Hast gegangen,
Die Pferde wechselnd stets, sechs Tag' vorher,
Vorm großen Hirten kniend zu erlangen,
Daß er zur Hilfe rasch entsend' ein Heer.
Doch nicht um Beistand braucht ich mehr zu bangen:
Des Leuen Klauen und Gebisses Wehr
Bracht ihr schon so, daß Unbill oder Plage
Er unterlassen hat seit jenem Tage.

Herr Alfons Trott, der beigewohnt den Schlachten,
Pier Moro, Albert, Hannibal, Afran,
Bagno und Zerbinatt mir Nachricht brachten
Und drei Arioste haben's kund getan.
Am klarsten aber mir's die Banner machten,
Die dort im Tempel meine Augen sahn,
Und fünfzehn Kriegsgaleeren, die in Banden,
Mit tausend andern Schiffen noch, sich fanden.

Wer all die Brände sah, die mannigfalten
Tötungen, Schiffbruch, — all die Metzelei'n,

Die für erlitt'nen Brand als Rache galten,
Bis unser jedes Boot war groß und klein,
Der wird sich deutlich auch vor Augen halten,
Was jener Mohren Leiden mochten sein,
Was sie erduldeten in Meeres Mitten,
Als Dudo nachts zum Angriff war geschritten.

Das Schreiben ist noch erhalten, worin Ariost von Rom aus den Kardinal zu dem Sieg beglückwünscht. Es ist datiert vom 25. Dezember 1509; am Ende heißt es: „Ich freue mich, daß, vom öffentlichen Nutzen abgesehen, meines Roger Zelt zu neuem Preis Eurer Herrlichkeit eine Geschichte zu malen haben wird". Es ist in Wirklichkeit geschehen, im letzten Gesang des Orlando: Gemälde in dem Prachtzelt für die Vermählung von Roger und Bradamant stellen Taten ihrer Nachkommen dar und auch diese Waffentat Ippolitos. Der Schluß, den Gardner hieraus zieht, daß der Orlando um diese Zeit schon seiner Vollendung nahe gewesen sei, ist unwahrscheinlich. Vielmehr genügt es anzunehmen — eine Möglichkeit, der auch er gedenkt —, daß der Dichter den Plan seines Werkes im Kopfe hatte.

Am 16. Februar 1510 war Ariost wieder in Ferrara.

IV.

Ferrara ging einer schweren Zeit entgegen. Acht Tage nach des Dichters Rückkehr machte die Republik Venedig ihren Frieden mit dem Papst, und immer offenkundiger zeigte Julius II. seine Gelüste nach Alfonsos Herzogtum. Ippolito seinerseits erregte den Grimm des geistlichen Oberhirten durch erfolgreichen Druck auf die Mönche der begüterten Abtei Nonantola, die ihn nach dem Tode des bisherigen Inhabers zum Abt wählen sollten. Eine abermalige Entsendung Ariosts nach Rom (im Mai 1510), um Gefahren, die den beiden Fürsten drohten, abzuwenden, blieb wirkungslos; ebenso zwei im August. In andrer politischer Angelegenheit ging er in diesem Jahr zum Fürsten von Carpi, Alberto Pio. In alter Herzlichkeit konnten sie einander nicht begegnen. Durch Albertos fortgesetzte Ränke gegen das Haus Este löste sich ihr Verhältnis, vermutlich um diese Zeit, wie Ariosts Sohn Virginio es ausgesprochen hat.

Mit zahlreichen hochstehenden Herren unterhielt Ariost, zumeist infolge seiner Missionen, Verbindungen. Aus dem Jahr 1511 besitzen wir ein Glückwunschschreiben von ihm an den Kardinal Giovanni de' Medici, der damals zum Legaten von Bologna ernannt worden war. Er hatte sich dem Dichter immer äußerst wohlgeneigt bewiesen, und dieser glaubte, einen zuverlässigen Gönner in ihm gefunden zu haben.

Als Ende 1511 die Spanier unter Cardona in der Romagna einrückten, ergaben sich die dem Herzog Alfons gehörigen Städte mit Ausnahme der Badia del Zaniolo, die den Flußübergang beherrschte. Nach heldenmütigem Widerstand wurde die kleine Garnison überwältigt und mit ihrem Befehlshaber Vestidello niedergemacht. Bald darauf erschien Alfons mit französischen Truppen. Infolge seines Artilleriefeuers löste sich ein Stein des Walls, traf ihn an die Stirn und streckte ihn besinnungslos zu Boden. Wütend darüber stürmten seine Leute vorwärts, nahmen die Bastei und ließen sämtliche Spanier darin

über die Klinge springen. Als es nun im Orlando gilt, darzustellen, wie beim Kampf Roland durch den Tod seines Freundes Brandimart zur Wut gereizt wird, dient jener Vorfall dem Dichter zu einem seiner anziehenden Exkurse, wie sie namentlich gern den Eingang seiner Gesänge schmücken:

Läßt sich ein Eisenband, ein Zaum wohl finden,
Ja, mögen es demantne Ketten sein,
Den Zorn zu Maß und Ordnung festzubinden,
Daß er sich füg' in eine Regel ein,
Wenn du mit Trug siehst, mit Gewalt umwinden
Einen, den Amor in dein Herz hinein
Mit einem starken Schlüssel hat geschlossen,
Und siehst ihn leiden, siehst sein Blut vergossen?

Führt dann der Drang zu grausigem Beginnen,
Daß er entmenschte Rache sich verschafft,
Entschuldigung verdient's: im Busen drinnen
Hat die Vernunft nicht Szepter mehr noch Kraft.
Als des Patroklus Blut Achill sah rinnen
Vom falschen Helm, — ihn, der ihn hingerafft,
Zu töten, wollte seine Wut nicht enden:
Er mußt' ihn schleifen auch, er mußt' ihn schänden.

Siegreicher Fürst! Solch einen Zorn entfachte
Damals in eurer Schar der schwere Stein,
Der an die Stirn euch traf, daß jeder dachte,
Die Seele müsse schon entflohen sein;
Entfacht' ihn so, daß keine Rettung brachte
Dem Feind der Wall mit Gräben und Bastei'n.
Sie fielen allesamt bei unsern Hieben,
Daß für die Nachricht keine Boten blieben.

Der Schmerz, den sie um euren Fall empfanden,
Trieb euer Volk zu blut'ger Raserei.
Wär't aufrecht ihr dabei gewesen, fanden
Vielleicht sich ihre Schwerter minder frei.
Euch war's genug, daß sie nicht widerstanden
So viele Stunden dort in der Bastei,
Als Tage nötig für Granadas Scharen
Und Cordovas, sie wegzunehmen, waren. (Ges. 42, 1—4.)

Das nächste große Ereignis im Kriege war die fürchterliche Schlacht bei Ravenna am Ostersonntag 1512. Alle päpstlichen und spanischen Feldherren wurden gefangen, mit ihnen der Kardinal Giovanni von Medici. Der verwundete Fabrizio Colonna ergab sich nach verzweifelter Gegenwehr dem Herzog von Ferrara persönlich. Die Artillerie Alfonsos entschied den Tag; gegen sie konnten die Sensenwagen der Spanier nichts ausrichten. Jedoch verloren die Franzosen in der Stunde des Sieges ihren Feldherrn Gaston de Foix. Den gefangenen Fabrizio Colonna lieferte Alfons trotz allen Drängens des französischen Königs nicht aus, sondern behandelte ihn wie einen geehrten Gast.

Auch dieses Ereignis verwertet Ariost im Orlando: um den schwererkauften Sieg der Sarazenen über das Christenheer zu illustrieren, zieht er zum Vergleich die Schlacht von Ravenna heran und erinnert Alfons an seinen „glanz- und ehrenreichen Triumph":

Triumph, auf den mit schmerzgesenkten Brauen
Ravenna tränenschweren Blicks muß schauen!

Als schon der Tag Picarden und Morinen,
Normannen, Aquitanier weichen fand
Und dort die span'schen Feinde Sieger schienen,
Drangst du zur Mitte, wo das Banner stand;
Dir nach die Heldenjugend, zu verdienen
An diesem Tag von dir mit tapfrer Hand
Die hohen Ehrenzeichen auserkoren:
Den gold'nen Degenknauf und gold'ne Sporen.

Furchtlos — man zählte fast euch zu den Toten,
Dem Ende wart ihr nah bis auf ein Haar —
Bracht ihr den Feldherrnstab, den gelb und roten[1]),
Zertrümmertet die Eicheln[2]) ganz und gar.
Der Lorbeer des Triumphs ward dir geboten,
Daß nicht gepflückt und welk die Lilie war.
Mit neuem Zweig die Stirne du dir schmücktest,
Als du Fabricius nach Rom entrücktest.

Des röm'schen Namens Säule[3]) groß vor allen,
Die du ergriffen hast und heil bewahrt,
Sie ehrt dich mehr, als wär' durch dich gefallen
Die Zahl der stolzen Krieger dichtgeschart,
Die auf Ravennas Feld als Dung sich ballen
Und sie, die flohn von Fahn' und von Standart
Von Aragon, Navarra und Castilien;
Denn Spieß' und Karren taten nichts den Lilien.

Wohl unser Heil verdankten wir dem Siege,
Begannen unser Leben wie von vorn,
Als so verhindert ward, daß niederstiege
Auf uns ergrimmten Jovis Rachezorn.
Doch Freude ward nicht laut nach diesem Kriege:
Zu reich an Schmerzen rann der Tränenborn
Der Witwen, die im dunklen Trauerkleide
Erfüllten Frankreich rings mit ihrem Leide.

Bald nach der Schlacht scheint Ariost — vermutlich als Träger einer Botschaft von Ippolito an den Herzog — persönlich in Ravenna gewesen zu sein. Darauf deutet die zehnte Elegie, wo er sagt: „Ich kam dahin, wo rot noch die Gefilde waren von unserm und Barbarenblut . . . Und sah so eng gereiht der Toten Schar, daß meilenweit kein Fleckchen Erde war, den Fuß zu setzen, ohne sie zu treten."

Im August 1512 gelang es dem Dichter, im Auftrag Ippolitos sich durch die päpstlichen Staaten zu dem geächteten Herzog Alfons, der in Verkleidung bei den Colonna weilte, zu schleichen und ihn auf der Flucht nach Florenz zu begleiten. Von dort begab er sich nach Ferrara zurück. Als im März 1513 nach dem Tode Julius' II. der allgemein beliebte Giovanni de' Medici, als

[1]) Die spanischen Farben.
[2]) Julius II. stammte aus der Familie della Rovere, die im Wappen Eicheln führen.
[3]) Säule = Colonna.

Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, eilte Ariost nach Rom, dem heiligen Vater des Herzogs Glückwunsch zu bringen, froher Hoffnung voll; denn wiederholt hatte er vom Kardinal Giovanni die Versicherung erhalten, wenn er einen Wunsch habe, werde sein Gönner ihn wie den eignen Bruder Giuliano behandeln. Ein liebreicher Empfang in Rom versprach viel und hielt nichts. „Die Hoffnung", schrieb Ariost später in einer Satire, „floh von mir in des Himmels unbekannte Regionen an dem Tage fort, da der heilige Vater mir die Hand drückte und die Wangen küßte." In Rom blieb er noch einige Wochen, verdrießlich und enttäuscht; sodann, im Frühsommer, finden wir ihn in Florenz, als Teilnehmer an den Freudenfesten, die dem Papst gegeben wurden. Dort sah er die schöne junge Florentinerin Alessandra Benucci, Gattin des Tito Strozzi, wieder, die er früher schon kennen gelernt hatte, und verlor jetzt ganz sein Herz an sie. Und diese Leidenschaft blieb lebendig durch sein ganzes Leben; der „flatterhafte Sinn" kam zur Ruhe. Alessandra soll den Dichter zur Vollendung seines Orlando angetrieben haben, indem sie ihm die Verpflichtung auferlegte, ihr jeden Monat einen durchgesehenen Gesang zu schicken. Bald hier, bald da blickt aus dem Dichterwerk ihr Antlitz uns entgegen. Man könnte meinen, schon beim ersten Anfang habe Ariost in Alessandras Banden gelegen; denn von ihr macht er die Vollendung des Ganzen abhängig, gleich in der zweiten Stanze des ersten Gesanges:

Von Roland gilt es, Unerhörtes sagen,
Wie's niemals Reim noch Prosa hat gekannt:
Wie er — so weise sonst in allen Tagen —
Durch Liebe ward vom Wahnsinn übermannt;
Wenn sie, die fast wie ihn mich hat geschlagen,
So daß mir schier mein bißchen Witz entschwand,
Von diesem Rest so viel mir will vergönnen,
Daß ich Versprochnes werde schaffen können.

Aber die Fassung mag jünger sein, die Anspielung eingeschaltet wie so viele. Noch einmal bezeichnet der Sänger sich als Leidensgenossen Rolands. Nach der köstlichen Schilderung der Fahrt Astolfs zum Monde, von wo der in einem Kruge verwahrte Verstand des verrückten Helden zurückgeholt werden soll (denn alles, was hier auf Erden verloren ging, findet sich dort auf dem Monde aufgespeichert), beginnt er einen neuen Gesang mit der Anrede an Alessandra (ohne Namensnennung):

Wer wird für mich herab vom Himmel bringen,
Was ich verlor, o Herrin, an Verstand,
Der — seit aus eurem Aug' ins Herz mir dringen
Die scharfen Pfeile — mehr und mehr verschwand?
Doch will ich drob nicht Klagelieder singen,
Wenn keine neuen werden ausgesandt.
Denn muß ich ihn noch mehr geschmälert sehen,
So wird mir's, fürcht ich, bald wie Roland gehen.

Ich brauch in solche Höhen nicht zu steigen,
Um einzuholen meines Geists Verlust,
In Mondeskreis und Paradieses Reigen: —
Daß er so hoch nicht weilt, ist mir bewußt.

Als Wohnsitz ward ihm euer Antlitz eigen;
Die Alabasterhügel eurer Brust
Durchschweift er, und ich kann mit diesen Lippen,
Glaub ich, wenn ihr's vergönnt, herab ihn nippen. (35, 1—2.)

Wie hoch er Alessandra stellt, zeigt ihre Einreihung unter die acht edelsten und schönsten Damen des zeitgenössischen Italien, deren Marmorstatuen Rinald auf dem Brunnen eines wundervollen Schlosses am Po findet. Sieben von ihnen werden von je zwei Sängern, auf deren Schultern sie stehen, getragen: Lucrezia Borgia von Tebaldeo und Strozza; Isabella Gonzaga von Calandra und Bardelone; Elisabetta Gonzaga da Montefeltro von Sadoleto und Bembo; Leonora Gonzaga (gleichwie Elisabetta eine Herzogin von Urbino) von Castiglione und Arelio; Lucrezia Bentivoglio von Paleotto und Silvestri; Diana de' Contrari von Calcagnini und Cavallo; Beatrice Sforza von Niccolò da Correggio und Bendabei. Zwischen der Borgia und Beatrice

In Alabaster schön ist ausgehauen
Ein Frauenbild: gar herrlich scheint es dir.
Im Schleier und im schwarzen Kleid zu schauen,
Ohne Juwelen, ohne goldne Zier,
Strahlt unter den geschmückten diese eine,
Wie Venus strahlt bei andrer Sterne Scheine.

Wer sie betrachtet recht, der muß sich fragen,
Ob Anmut oder Schönheit größer ist;
Ob mächt'ger Geist und Seelenadel ragen,
Ob vor der Hoheit alles man vergißt.
„Wer" — heißt's am Stein — „von dieser Frau zu sagen
Das, was ihr wohl gebührte, sich vermißt,
Der hat das Höchste, traun, sich vorgenommen,
Doch wird er nie damit zu Ende kommen."

Wie sehr auch immer Huld und Anmut eigen
Ist diesem schönen, wohlgeformten Stein,
Scheint er doch Unmut ob des Sangs zu zeigen,
Des einer sich erkühnt mit Stümperei'n
(Warum kein zweiter führt mit ihm den Reigen,
Nicht weiß ich's), der die Dame trägt allein.
Der Name war bei allen sonst geschrieben
Und ungenannt nur diese beiden blieben.

Daß der Dichter Alessandra und sich selbst gemeint hat, steht außer Zweifel.

Sechs Monate verbrachte er zum Studium des feinen toskanischen Idioms, so wird überliefert, in Florenz — der Stadt, die von da an ihm über alles teuer wurde —, „den Orlando beendend", schreibt Gardner, doch so weit war der wohl noch nicht vorgerückt. Die Notiz Fornaris, Ariost habe damals am Kampf des Prinzen Zerbin mit Mandrikard (im 24. Gesang) gearbeitet, spricht auch dagegen. Die ungewohnte Weichheit und Zartheit, die jener Gesang atmet, mag aus dem von Liebe bewegten Dichtergemüt geflossen sein.

Ob Alessandra ihren Sänger, der gegen Ende des Jahres nach Ferrara zurückkehrte, dorthin begleitet hat, steht nicht ganz fest, doch ist es wahr-

scheinlich. Sie war inzwischen Witwe geworden und scheint sich in bedrängten Verhältnissen befunden zu haben. Auch Ariosts Lage wurde immer schwieriger. Die Freiheit der jüngsten Jahre entsprang dem Umstand, daß der Kardinal Ippolito ihm sein Gehalt nicht mehr auszahlte. Schulden bedrückten den Dichter. Da kam es ihm sehr zustatten, daß ihm durch eine Bulle Leos X. im Juni 1514 die Pfründe von Santa Agata bei Faenza verliehen wurde. Das verhalf ihm zu einem Einkommen von dreihundert Golddukaten. Von der damit verbundenen Verpflichtung, innerhalb Jahresfrist Priester zu werden, scheint er sich haben dispensieren zu lassen. — Im Herbst darauf war er mit dem Kardinal auf dem Wege nach Rom, erkrankte aber in den Apenninen (ein dort verfaßtes capitolo an seinen Herrn beklagt, daß ihn das Fieber nicht schon in Ferrara gepackt habe; dort wäre es ihm willkommener gewesen als dem fern von der Heimat schweifenden Pilger die Gesundheit ist) und kehrte dann wieder zu seiner Alessandra zurück. Zu Ferrara führte er sein großes Werk im Herbst 1515 zu Ende. Schon im Juli hatte er von Leo X. für die Ausgabe ein Privilegium erhalten; ein andres vom Senat von Venedig folgte im Oktober. Der Druck wurde im April 1516 beendet. Irrtümlicherweise hat man zwei Ausgaben, von 1515 und von 1516, angenommen. Die von 1516 ist die erste[1]). Der Kardinal empfing sein Exemplar nach der Rückkehr von Rom im Juni und soll bekanntlich mit der Frage quittiert haben: Messer Lodovico, dove mai trovaste tante fanfaluche? „Wo habt Ihr all die Hirngespinste gefunden?" Darin eine Verlegenheitsäußerung über die in dem Werk ihm gespendeten Lobsprüche zu sehen, wie Gardner es tut (der die Worte für authentisch nimmt), will doch, zumal bei Ippolitos Selbstbewußtsein, nicht einleuchten.

Ariost war mit seinem Herrn längst wenig zufrieden gewesen. Er hatte durch seine Dichtungen Ruhm und Ehre erworben, aber bei der Kargheit des Kardinals nicht so viel erübrigt, „daß er sich einen neuen Mantel hätte anschaffen können" (Sat. I). Der Dienst war beschwerlich; namentlich die zahlreichen Entfernungen von Alessandra durch die Reisen behagten ihm nicht. Als Ippolito im Herbst nach seinem Bischofssitz Agram übersiedeln und den Dichter mitnehmen wollte, weigerte sich dieser zu gehen. Er wurde in kränkender Weise entlassen und gezwungen, auf seine zwei einträglichsten Benefizien zu verzichten. Sein jüngster Bruder Alessandro ging mit nach Ungarn. An ihn schreibt er über den Kardinal in der zweiten Satire:

„Daß er, weil ich nicht willig war, zu gehen, Um Buda mir und Agram anzusehen, Das Seine nimmt, kränkt nicht so überaus (Riß er mir gleich die besten Federn aus, Womit die letzte Mauserung mich schmückte), Als daß er mich der Lieb' und Huld entrückte, Mich ohne Treu' und Glauben nennt" usw.

So war, anderthalb Jahre nach Erscheinen des Orlando, „das Joch des Kardinals" abgeschüttelt und Ludovico Ariosto der Freiheit zurückgegeben.

---

[1]) Sie enthält nur 40 Gesänge. Auf 46 wurde erst die Ausgabe von 1532 gebracht.

V.

Die goldnen Tage der Unabhängigkeit gingen rasch vorüber. Ariost vermochte von zwei Benefizien, die ihm geblieben waren, seine bescheidenen Lebensbedürfnisse nicht zu befriedigen. Er trat (April 1518) als Mitglied des herzoglichen Haushaltes in den Dienst Alfonsos, der freigebiger und weniger anspruchsvoll war als sein Bruder Ippolito. Dennoch sollte Ludovico auch über den Herzog zu klagen haben. Als sein Vetter Rinaldo Ariosto, das eigentliche Haupt der Familie (er führte auch den Grafentitel, von dem der Dichter keinen Gebrauch machte), im Juli 1519 starb, hätte ein reiches, von Ercole I. an Rinalds Vater verliehenes Besitztum bei Bagnolo an Ludovico und seine Brüder fallen sollen. Aber die herzogliche Kammer nahm es für sich in Anspruch, und Alfonso zeigte für die Bitten des Dichters ein taubes Ohr. Ein Prozeß, den dieser anstrengte, führte zu nichts und verbitterte, wie die alten Biographen melden, den Rest von Ludovicos Leben.

Weiteres Ungemach brachten ihm die Kriegsereignisse. Der Herzog, zur Sparsamkeit gezwungen, ließ ihm sein Gehalt sehr unregelmäßig auszahlen und deutete an, er werde es ganz aufheben müssen. Da zu gleicher Zeit noch eine andre, aus dem Erzbistum Mailand fließende Einnahmequelle versiegte, blieb der Dichter fast mittellos. Offenherzig bekannte er dem Herzog, er werde einen andern Dienst suchen. Das half. Ariost wurde (Februar 1522) zum herzoglichen Kommissar in der Garfagnana ernannt, einer ursprünglich ferraresischen, zwischen Modena, Lucca und Massa gelegenen, von Gebirgen umschlossenen Provinz, deren Bewohner gerade nach Leos X. Tod (Dezember 1521) der päpstlichen Herrschaft sich entzogen und die Wiederaufnahme unter Alfonsos Schutz nachgesucht hatten. Am 12. Februar machte der neue Statthalter sein Testament, worin er, abgesehen von frommen Spenden, alles seinem inzwischen legitimierten Virginio vermachte, und ging — einen Tag nach Veröffentlichung der zweiten Ausgabe seines Furioso — nach dem neuen Wirkungskreis ab, von Virginio und einigen Bewaffneten begleitet. Am 20. Februar traf er in Castelnovo ein.

Das stille Bergörtchen gefällt dem Städter gar nicht!

„Wo wäre wohl zu finden eine Stätte," — schreibt er nach einem Jahre an Vetter Sigismondo — „die minder Raum für heil'ge Studien hätte, An Liebreiz weniger, an Schrecken mehr? Südost zeigt mir die Pania[1]) kahl und leer: An andrer Seite sich das Bergjoch ründet, Das eines Pilgers[2]) Tugendruhm verkündet: — Das ist 'ne Grube hier; die ist mein Haus, Und niemals setz ich meinen Fuß hinaus, Daß mich nicht gleich emporzuklimmen zwänge Der Wald des Apennin, die wilden Hänge. Bleib ich zu Hause, schöpf ich Luft im Frei'n, Vernehm ich Klagen nur und Streit und Schrei'n, Von Diebstahl, Morden, Rach' und Freveltaten. Da muß ich schlichten, bitten, drohn und raten, Bald freundlich blicken Und bald finster stehn, Lossprechen diesen und verdammen den; Muß täglich Blätter füllen und versenden, Um Hilf und Rat mich an den Herzog wenden, Ringsum das Räubervolk zu jagen fort. Mußt wissen: zügellos ward Land und Ort, Erst in des Panthers[3]), dann des Leuen[4]) Klauen. Die Räuber

[1]) Ein hoher Berg der Apenninen.

[2]) San Pellegrino gab einer Bergspitze den Namen.

[3]) Wappen von Lucca.

[4]) Wappen Leos X.

sind in solcher Schar zu schauen: Ein' andre, die zu greifen sie bestimmt, Vor Furcht nicht aus dem Sack das Banner nimmt. Weise, wer bleibt verborgen im Kastell! Wohl schreib ich oftmals an die rechte Stell' —: Ach, kein Bescheid kommt, wie er not mir tut. Jed' Örtchen hebt für sich das Horn voll Mut — und dreiundachtzig sind's, geteilt, zerrissen Vom Aufruhr, der da herrscht. Nun wirst du wissen, Ob wohl Apoll, lad' ich zu mir ihn ein, Delphi und Cynthus läßt, mein Gast zu sein, In dieser Höhle das Gezänk zu hören!" (Sat. 5, 145—168.)

Die ihm gestellte Aufgabe ging in der Tat über seine Kraft, zumal da er von oben her im Stich gelassen wurde. Oft sollte er es erleben, daß bei Vorstellungen, die er nach Ferrara machte, gegen ihn entschieden wurde, weil der Einfluß örtlicher Persönlichkeiten größer war als der seine. Das mußte ihn um so mehr kränken, als er sein Amt durchaus ernst nahm und mit ganzer Kraft für das Wohl seiner Bergbewohner zu wirken strebte. „So lange ich in dieser Stellung bin", schrieb er an den Herzog (am 23. Juli 1524), „werde ich keinen andern Freund kennen als die Gerechtigkeit." Die Bevölkerung zollte ihm Dank dafür. „Er wurde", sagt der älteste Biograph, „in jener Gegend nicht nur geliebt, sondern verehrt, sogar von den Straßenräubern, nahezu tierischen Gesellen". Einer der gefürchtetsten Wegelagerer, Filippo Pacchioni, war ihm begegnet, ohne ihn zu kennen. Als er von einem Diener erfuhr, Ariost sei vorübergeritten, eilte er ihm nach und bat demütig grüßend um Verzeihung für die unterlassene Achtungsbezeugung.

Ein eindringlicher Brief an Herzog Alfons um Abberufung aus seiner Einöde (vom 30. Januar 1524) blieb ohne Erfolg. Indessen hätte er — wenn der Sekretär Pistofilo seinen Einfluß nicht zu hoch einschätzte — bald darauf „für ein oder zwei Jahre" Gesandter in Rom bei Papst Clemens werden können. Der Dichter wies das Angebot zurück. Glänzende Ehren locken ihn nicht mehr. Sein Sinn steht nach Ferrara.

„Fragst du, warum das Nest so sehr ich liebe," heißt es in der Epistel an Pistofilo (Sat. 7), „würd' ich so gerne dir die Wahrheit sagen, Wie man dem Beichtiger gesteht die Sünden. Du würdest sprechen: sind das wohl Gedanken Für einen Mann, der neunundvierzig Jahre Ließ voll und ausgereift vor wenig Tagen? . . . . Wär' ich bei dir, du nähmst den Stock am Ende, Wenn du den tollen Grund mich nennen hörtest, Der fern von euch mich nicht will leben lassen."

Pistofilo wird vermutlich Alessandra gekannt und den Grund erraten haben. Endlich, im Juni 1525, durfte er Castelnovo Valet sagen; sein geliebtes Ferrara hat er fortan, abgesehen von kürzeren Ausflügen, nicht mehr verlassen.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Japan und die Vereinigten Staaten.

Von

M. von Brandt.

Die Ansicht, daß Meere statt zu trennen, verbinden, ist längst allgemein als richtig anerkannt. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürft hätte, würde die Erregung ihn geliefert haben, die sich nicht nur der amerikanischen Presse, sondern der der ganzen Welt bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines Konflikts zwischen Japan und den Vereinigten Staaten bemächtigte. Diese Erregung ist aber zugleich ein Beweis für die andre Tatsache, daß sich der Schwerpunkt der Weltpolitik von Westen nach Osten verrückt hat. Schon 1901 schrieb Major a. D. O. Wachs in seiner vortrefflichen Arbeit „Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific“: „Während einst das Mittelmeer das Meer der Meere war, dann mit der Entdeckung Amerikas der Atlantische Ozean es in den Hintergrund drängte, bis ihm die Eröffnung des Suez-Kanals einen Teil seiner früheren Bedeutung zurückgab, ist heute der ein Drittel der Oberfläche unsres Planeten deckende Pacific oder das Stille Meer für die geschichtliche Entwicklung fast in den Vordergrund getreten und beansprucht eine früher nicht geahnte Bedeutung.“ Diese Bedeutung, die eine doppelte ist, eine wirtschaftliche und eine politische, wird durch die wohl in absehbarer Zeit bevorstehende Fertigstellung des Panamakanals fast ins Unabzumessende erhöht und damit die Möglichkeit eines Interessenkonflikts der Völker auf dem neuen pacifischen Mittelmeer immer näher gerückt. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es in unsrer Zeit wesentlich wirtschaftliche Interessenfragen sind, die die Zusammenstöße zwischen Völkern hervorzurufen bestimmt sein werden. Der Kampf ums Dasein zieht heute weitere, größere Kreise. Wenn früher Individuen um das Recht zur Existenz kämpften und der Stärkere auf den Leib des niedergestreckten Schwächeren trat und seit mehr als hundert Jahren der seit der ersten Entstehung eines Gemeinwesens immer latent vorhanden gewesene Streit zwischen einzelnen Parteien und Ständen dauernd in die Öffentlichkeit getreten ist und bei der Roheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er durchgekämpft wird, immer entsetzlichere Formen angenommen hat, steht

jetzt drohend am Horizont der wirtschaftliche Wettstreit der Völker, der mit um so größerer Energie durchgekämpft werden wird, als das soeben abgelaufene Jahrhundert durch seine Erfindungen den Kämpfern der Zukunft die furchtbarsten Mittel der Zerstörung in die Hand gegeben hat.

An den Küsten des Stillen Meers oder richtiger seiner nördlichen Hälfte — denn es ist nur sie, die für unser Thema in Betracht kommt — wohnen Völker sehr verschiedener Rasse, Farbe, Religion und Zahl. An der westlichen Küste finden wir von 68 bis 32° n. B. mit einziger Ausnahme der kurzen Strecke von der Dixon-Straße an der Nordspitze der Königin Charlotten-Insel bis zur Juan de Fuca-Straße, an der Südspitze der Vancouver-Insel, wo Kanada an den Stillen Ozean reicht, in einer fortlaufenden Linie das Gebiet der Vereinigten Staaten. Erst seit 1846, für Alaska sogar erst 1867, an das westliche Meer gelangt, haben amerikanischer Fleiß und Energie besonders aus dem südlicheren Teil dieser Küsten einen wertvollen Besitz zu machen gewußt, der, wenn auch vielleicht nicht in den Augen der ganzen Bevölkerung der Union, so doch jedenfalls in der ihres westlichen Teils, den Vereinigten Staaten, den Anspruch und das Recht auf die Vorherrschaft im Stillen Ozean gegeben hat. Die Einverleibung der Sandwich-Inseln (Hawaii), die sich seit 1893 tatsächlich im Besitz der Vereinigten Staaten befinden, wenn der Besitztitel auch erst eine Reihe von Jahren später legalisiert worden ist, und die Erwerbung der spanischen Besitzungen im Stillen Ozean, die der siegreiche Krieg gegen Spanien 1898 als leichte Beute brachte, haben diesen Glauben genährt und befestigt. Auch die Übernahme des Baues des Panamakanals durch die Regierung der Vereinigten Staaten hat nach dieser Richtung hin entscheidend gewirkt. Die diplomatische Geschichte des Kanals, von dem ersten Vertrage mit England 1850 an, ist einer der interessantesten Beweise für die Ausdauer und Zähigkeit, mit der die amerikanischen Staatsmänner eine einmal gefaßte Idee zu verfolgen und zu einem ihren Wünschen und Interessen entsprechenden Abschluß zu bringen wissen. Schon im Jahre 1849 erhielt eine amerikanische Gesellschaft vom Staate Nicaragua eine Konzession für den Bau eines Kanals, und in demselben Jahre schloß der dortige amerikanische Geschäftsträger eine Konvention ab, durch welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern das ausschließliche Recht erteilt wurde, einen Kanal oder andern Verbindungsweg von einem Meere zum andern zu bauen, zu befestigen und zu besetzen. England, durch diese Vorgänge aufmerksam und besorgt gemacht, schloß im folgenden Jahre mit den Vereinigten Staaten den nach seinen Unterhändlern Clayton-Bulwer genannten Vertrag, durch den beide sich verpflichteten, niemals eine ausschließliche Kontrolle weder über den projektierten Nicaraguakanal noch über eine andre Verbindung zwischen den beiden Meeren zu beanspruchen oder sie zu befestigen. Alle Verbindungswege sollten unter dem gemeinsamen Schutz der beiden Mächte stehen und alle andern befreundeten Mächte aufgefordert werden, dieser Vereinbarung beizutreten. Dies Abkommen konnte indessen die Vereinigten Staaten um so weniger befriedigen, als seit 1878 Franzosen die Konzession zum Bau des Panamakanals von Kolumbien erhalten hatten und bald darauf die Panamagesellschaft

unter de Lesseps zustande kam. Es ist bekannt, wie schmählich diese letztere Gesellschaft 1888 zusammenbrach. Es war während der englischen Kämpfe in Südafrika, daß für die Vereinigten Staaten die Gelegenheit kam, sich von dem englischen Kondominium frei zu machen. Der in diesem Sinne abgeschlossene erste Hay-Pauncefootsche Vertrag wurde allerdings 1899 vom Senat der Vereinigten Staaten verworfen, weil er in den englischen Zugeständnissen nicht weit genug ging, aber ein zweiter vom November 1901 im folgenden Jahre ratifiziert. Dieser gibt den Vereinigten Staaten das Recht, ohne Englands Beteiligung, den Kanal zu bauen und zu verwalten, die Gebühren für seine Benutzung festzusetzen und längs desselben die Polizeigewalt auszuüben. Von der 1894 neugebildeten Panamagesellschaft kauften die Vereinigten Staaten 1902 ihr Eigentumsrecht an den fertigen Arbeiten für 40 Millionen Dollars, und im Januar 1903 wurde mit Kolumbien ein Vertrag, der Hay-Herrera-Vertrag abgeschlossen, der den Kanal und das anliegende Gebiet den Vereinigten Staaten für hundert Jahre pachtweise überließ, sie der amerikanischen Verwaltung und Gerichtsbarkeit unterstellte und für neutral erklärte. In der Nähe des Kanals durfte Kolumbien, das die Oberhoheit über das ganze Gebiet behielt, keine Kohlenstationen an fremde Mächte abtreten. Die Vereinigten Staaten verpflichteten sich dagegen zu einer einmaligen Zahlung von zehn Millionen Golddollars sowie zu einer jährlichen von einer Viertelmillion Dollars. Im August 1903 versagte der Senat von Kolumbien diesem bereits von amerikanischer Seite genehmigten Vertrag seine Zustimmung, und im November desselben Jahres brach wohl nicht ohne Vorwissen der amerikanischen Regierung im Gebiete von Panama der Aufstand aus, der die Trennung von Kolumbien und die sofortige Anerkennung des neuen Staatswesens durch die Vereinigten Staaten zur Folge hatte, die nun den von Kolumbien zurückgewiesenen Vertrag mit Panama abschlossen und die Arbeiten an dem Kanal sofort aufnahmen. Für 1915 glauben die Amerikaner auf die Fertigstellung des Kanals rechnen zu dürfen, der unzweifelhaft ihre wirtschaftliche, maritime und damit politische Machtstellung im Stillen Ozean sehr erheblich stärken wird. Sie haben vorausschauend die Konsequenzen dieser Lage schon durch die Einverleibung von Hawaii und die Erwerbung der Samoainsel Tutuilla mit dem vortrefflichen Hafen Pago-Pago gezogen, von denen das erstere den Weg vom Panamakanal nach Ostasien, beide den von der pacifischen Küste Kanadas nach Australien beherrschen. Man kann diese Voraussicht der Amerikaner und ihre praktische Ausnutzung nur bewundern; in Deutschland kommt man über nationale Erwägungen selten hinaus; darum mußten wir die unbrauchbaren Samoainseln behalten und unsern Anteil an den brauchbaren Fidschiinseln an England abtreten. Ein andrer wichtiger Punkt sind in der Nähe der Mündung des Kanals im Stillen Meer die Galapagosinseln, von denen man in Washington (nach O. Wachs) offen erklärte, daß sie nie einer europäischen Macht überlassen werden dürften, während englische See- und Landstrategen sich nachzuweisen bemühen, daß diese Inselgruppe, die einen notwendigen Stützpunkt im Stillen Meere bilde, niemals in amerikanische Hände fallen dürfe.

Den Vereinigten Staaten gegenüber liegt auf der asiatischen Seite des Stillen Meers China, dessen Küstenlinie ununterbrochen vom 41 bis 18° n. B. reicht. Aber das gewaltige Reich, dessen Areal und Bevölkerung gegenüber selbst die der Vereinigten Staaten vollständig verschwinden, hat nur eine aggressive Politik geführt, wenn fremde Dynastien und fremde Stämme es über seine natürlichen Grenzen hinausrissen. Es waren mongolische Herrscher, die ihre Horden gegen Europa und Asien losließen und auch Japan bedrohten, und mandschurische Kaiser, die gegen die Eleuthen, Tibet und Nepal kämpften und Korea in der alten Tributpflicht erhielten. Heute ist sein ungeheurer Leib solcher Anstrengungen nicht mehr fähig, und es spielt in der Politik nur noch eine passive Rolle, von der niemand vorauszusagen wagen dürfte, ob sie in absehbarer Zeit eine aktive zu werden imstande sein könnte. Aber an der asiatischen Küste ist ein andrer Staat entstanden, der, wenn auch klein im Vergleich zu seinem kolossalen Nachbarn, berufen scheint, in der Geschichte Ostasiens, vielleicht der Welt, eine bedeutende Rolle zu spielen: Japan. In einem flachen Halbbogen dem Festlande vorgelagert, erstrecken sich die das Reich bildenden Inseln vom 50° n. B. bis zum 29° n. B., und wenn man die neueren Erwerbungen, die Liukiuinseln und Formosa, einrechnet, bis zum 18° n. B. 1852 durch die Amerikaner nach mehr als zweihundertjähriger Abgeschlossenheit gewissermaßen wieder entdeckt und durch den Vertrag von 1854, mehr noch durch den von 1858 in das Getriebe der Welt hineingezogen, hat sich Japan nach der Wiedereinsetzung des Mikados in seine historische Machtstellung 1868 und der dadurch erfolgten Auslösung der in der Bevölkerung schlummernden latenten Kräfte mit einer Schnelligkeit zu einer Achtung gebietenden Macht entwickelt, die weit über das hinausgeht, was die auf allen Seiten eingeengten europäischen Mächte je haben leisten können und der nur in Amerika in der Entwicklung der Vereinigten Staaten etwas Ähnliches gegenübersteht. Ohne eigene Kultur — denn vom 6. Jahrhundert n. Chr. bis zur Mitte des 19. hat die ganze geistige Entwicklung des Landes auf dem Nährboden der chinesischen und seit 1854 auf dem der westlichen Kultur stattgefunden — ist die der Masse der Bevölkerung seit Jahrhunderten, man könnte sagen seit Jahrtausenden, anerzogene Disziplin und Unterwerfung unter den Willen des von der Sonnengöttin abstammenden Herrscherhauses stark genug gewesen, um dem Lande, ohne zu große Erschütterungen über eine ungeheuere soziale Umwälzung hinwegzuhelfen und ihm in zwei binnen kurzer Zeit hintereinander unternommenen Kriegen, gegen China 1894—95, gegen Rußland 1904—05, den Sieg über seine ihm numerisch weit überlegenen Gegner zu geben. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß Japan diese Erfolge durch die Unentschlossenheit und Zurückhaltung der Ausländer bei seinem Konflikt mit China und durch die moralische Unterstützung Englands bei dem mit Rußland ermöglicht worden sind. Ohne die Rückendeckung, die England Japan durch den Vertrag von 1902 gewährte, hätte das letztere den Krieg nicht beginnen können, und ohne daß ihm England durch den Vertrag von 1905 Korea auslieferte, hätte die japanische Regierung es dem eignen Lande gegenüber nicht wagen dürfen, den Frieden von Portsmouth abzuschließen.

Englands frühere Stellungnahme für Japan und noch mehr sein Bündnis mit diesem ist von manchen, auch Engländern, als ein Skandal bezeichnet worden, ganz wie der Vertrag, den Franz I. von Frankreich 1536 mit dem Großherrn abschloß, der große diplomatische und religiöse Skandal des 16. Jahrhunderts gewesen ist. Das hat aber Ihre sehr christlichen Majestäten, die Herrscher Frankreichs von Franz I. bis Ludwig XIV. und auch deren Nachfolger nie verhindert, in den Großherren ihre lieben und nützlichen Verbündeten zu sehen und, in der ersten Zeit wenigstens, zu versuchen, sie anzuborgen. England konnte sich einen solchen Bundesgenossen nicht entgehen lassen, und seine Bemühungen setzten bald ebenfalls scharf in Konstantinopel ein, vielleicht auch mit aus dem Grunde, um der unwürdigen Behandlung seiner Schiffe eine Ende zu machen, die bis 1583 nur unter französischer Flagge, mit französischen Papieren und unter der Gerichtsbarkeit der französischen Konsuln im Orient verkehren durften. Es ist wohl kaum allgemein bekannt, daß Königin Elisabeth sich in ihren Briefen an den Großherrn „des wahren Glaubens Vorkämpferin gegen die Götzendiener" (verae fidei contra idolatros propugnatrix) nannte; die Götzendiener waren aber in diesem Falle die Katholiken. In einer 1587 von dem englischen Botschafter an den Großherrn gerichteten Denkschrift wird dieser aufgefordert, die Gelegenheit (zum Kriege gegen Spanien und den Papst), die ihm als dem Tapfersten und Mächtigsten der Fürsten zur Ausrottung der Götzendiener geboten wurde, sich nicht entgehen zu lassen, damit Gott seinen feurigen Zorn nicht auf ihn ausschütte, wenn er dessen Gebot verachte, das seine, des Botschafters, Herrin mit Mut zu erfüllen trachte, obgleich sie nur eine schwache Frau sei. In modernen Zeiten ist England dann „die große mohammedanische Macht" Lord Beaconsfields geworden. — Diesmal hat sich die Sache in umgekehrter Reihenfolge abgespielt. England ist die erste Macht gewesen, die mit Japan ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen hat, und Frankreich hat sich beeilt, ihm, wenn nicht in ganz derselben, so doch in ähnlicher Weise zu folgen. Daß solche militärischen und politischen Erfolge und mehr noch die übertriebene Anerkennung, die sie von fast allen Seiten, auf politischem wie auf ethischem und literarischem Gebiet, gefunden haben, einem so ehr- und ruhmsüchtigen, um nicht zu sagen eitlem Volke, wie den Japanern, sehr zu Kopf steigen mußte, ist verständlich und erklärbar; eine andre Frage aber ist, ob dieselben sie nicht ganz oder in einzelnen wesentlichen Teilen zu einer Politik des Übermuts und der Abenteuer verleiten werden. Eine solche Befürchtung ist nicht ohne Grund. Während vieler hundert Jahre haben die Japaner als kühne Seeräuber die koreanischen und chinesischen Küsten geplündert und verwüstet, später, nach der ersten Berührung mit Europäern im 16. Jahrhundert, ihre Raubzüge bis nach den Philippinen, Hinterindien und den holländischen Besitzungen, nach einigen Berichten sogar bis Mexiko ausgedehnt. Überall haben sie, nach eigenem Zugeständnis, in den inneren und äußeren Beziehungen der Länder, mit denen sie in Berührung kamen, das unruhige, ruhestörende Element gebildet. In der neuesten Zeit, besonders seit 1868, ist es nicht anders gewesen; die Expedition nach Formosa, die Absetzung des Königs von Liukiu und die

Einverleibung dieser Inseln, die fortdauernden Unruhen in Korea, der Krieg mit China, die Ermordung der Königin von Korea, der Krieg mit Rußland, die tatsächliche Einverleibung Koreas bilden für vierzig Jahre keinen schlechten Rekord und lassen die Zukunft Ostasiens, soweit sie von japanischen Gelüsten und Entschließungen abhängt, in keinem besonders hellen Lichte erscheinen. Wenn man die langsame, sorgfältige Vorbereitung für die Ausführung lang gehegter Pläne, den schnellen Entschluß bei der Benutzung des günstigen Augenblicks und die rücksichtslose Einsetzung aller Kräfte für die Erreichung der vorgesteckten Ziele ins Auge faßt, kann man den Japanern nur aufrichtige Bewunderung zollen; aber die rücksichtslose Außerachtlassung aller Rechte andrer, die ein bedeutendes Element in ihren Erfolgen bildet, muß bei jedem Unparteiischen, weder durch Bewunderung oder Furcht Beeinflußten, ein Gefühl ethischen Unbehagens wecken, das sich nicht wegdisputieren läßt.

Am klarsten tritt die Methode der Japaner in ihren Beziehungen zu Korea zutage. Sie haben von diesem Lande alle Elemente ihrer Kultur empfangen: die Schrift, den Konfuzianismus und den Buddhismus; aber seit den ältesten Zeiten spielt die Sucht, sich in die Angelegenheiten Koreas zu mischen, in ihm einen maßgebenden Einfluß auszuüben und es zu unterwerfen, die Hauptrolle in den äußeren Aspirationen Japans. Die Eroberung Koreas durch die Kaiserin Jingo im 2. Jahrhundert n. Chr. ist zwar von der neueren fremden Geschichtsforschung in das Gebiet der Fabel verwiesen worden; aber diese Fabel besteht in der offiziellen japanischen Geschichtschreibung weiter fort, und auch der japanische Gelehrte, der von ihrer Unwahrheit überzeugt ist, beugt sich vor dieser patriotischen Fiktion. Einige Jahrhunderte später mehren sich allerdings die Einfälle der Japaner in Korea, Seeräuber plündern die Küsten des Nachbarlandes, und die Anhänger besiegter politischer Faktionen in den kleinen koreanischen Fürstentümern flüchten nach Japan und bitten um Unterstützung, die ihnen von der Regierung oder einzelnen Fürsten gern gewährt wurde. Im allgemeinen kann man aber trotzdem behaupten, daß Japan nie einen dauernden Einfluß in oder gar die Herrschaft über Korea besessen hat; es spielte in der Beziehung dort eine viel geringere Rolle als China, das freilich auch nie in Korea geherrscht hat, aber dessen Herrscher vielfach, unter der mongolischen, Ming- und mandschurischen Dynastie dauernd die Oberherrschaft über Korea besessen haben. Dieses Tributverhältnis zu China brachte Korea mehr als einmal in Feindseligkeiten mit Japan, so als die Mongolenherrscher Chinas 1274 und 1281 Korea zur Basis ihres mißglückten Versuches machten, Japan zu erobern. Schwerer wurde Korea betroffen, als Hideyoshi, der große Taicosamma der japanischen Geschichte, 1592 Korea mit Krieg überzog, um von dort aus China und die Welt zu erobern. Nach mehrjährigen blutigen Kämpfen wurden die Japaner trotz vieler Siege von den Koreanern, denen die Chinesen zu Hilfe gekommen waren, an die Küste zurückgedrängt und von dem sterbenden Hideyoshi zurückgerufen. Aber wie der Orient stets das Land der Kompromisse gewesen ist, erklärte sich Korea auch nach diesem Erfolge bereit, Gesandtschaften mit sogenanntem Tribut an den Hof des Siogune zu entsenden. Dort empfand man, daß die Kosten

des Empfanges dieser Gesandtschaften zu weit über die Bedeutung, die sie hatten, hinausgingen und lehnte nach einiger Zeit weitere Empfänge ab. So blieben nur ein durch die Koreaner sehr eingeschränkter Handelsverkehr in Fusan und gewisse Missionen an den Fürsten von Tsusima übrig, der von dem Siogun mit der Aufrechterhaltung der Beziehungen mit dem Nachbarlande betraut worden war, wohl ebensosehr wegen der Lage seines Fürstentums in der Nähe von Korea als weil er aus einer koreanischen Familie stammen sollte. Auch in Kagosima, der Hauptstadt von Satzuma, wohin koreanische Töpfer als Kriegsgefangene gebracht worden waren, die ihre Landestracht beibehalten hatten und dort das berühmte Satzumaporzellan, eigentlich Erdenware, anfertigten, pflegten alle zwei Jahre ein paar koreanische Dschunken einzulaufen. Mit der Wiedereinsetzung des Mikados in seine alte Machtstellung änderte sich die Sachlage vollständig. Die Samurai-Partei, der der Sturz der Siogunats ausschließlich zu verdanken war, verlangte die Wiederherstellung der angeblich früheren Oberhoheit Japans, genau wie Hideyoshi das 250 Jahre früher getan hatte, und die Regierung des Mikados beeilte sich, eine dahingehende Forderung an die koreanische Regierung zu richten, die von dieser freilich mit Verachtung zurückgewiesen wurde. Die darüber unter den Samurai und im ganzen Lande bestehende Aufregung war so groß, daß die japanische Regierung sich gezwungen sah, ein Truppenkorps in Nagasaki zusammenzuziehen und eine Expedition nach Korea vorzubereiten. Nur den dringenden Vorstellungen des fremden diplomatischen Korps gelang es, diese letztere zu verhindern; aber die Aufregung darüber wurde unter den Truppen in Nagasaki eine so große, daß ihr Führer sich entschloß, um einen Aufstand zu vermeiden, sie nach Formosa zu führen (1874), wo Schwierigkeiten mit den Eingeborenen und China vorlagen. Im folgenden Jahre wurde die Bemannung eines japanischen Kriegsschiffes, die an der koreanischen Küste mit Vermessungsarbeiten beschäftigt war, von Koreanern angegriffen, was, obgleich sie sofort das Fort, von dem der Angriff ausgegangen war, genommen und zerstört hatte, in Japan zu einem neuen Ausbruch patriotischer Erregung Veranlassung gab. Eine Expedition wurde ausgerüstet und fuhr im Januar 1876 nach Korea ab; aber statt zu Kämpfen kam es zu einem Vertrage, von dem eine neue Ära der japanischen Politik gegen Korea datiert, die sich von der alten allerdings nicht in dem zu erreichenden Ziel, sondern nur in der Wahl der Mittel unterscheidet. In dem ersten Artikel des am 27. Februar 1876 zwischen Japan und Korea abgeschlossenen Vertrages erkannte das erstere Korea als eine unabhängige und selbständige Macht an. Es war dies ein Keil, den Japan in die tributären Verhältnisse zwischen China und Korea trieb. Das Auftreten der Japaner in Söul und die von ihnen selbst wie von ihren eingeborenen Anhängern gemachten Versuche, sich der Person des Königs und damit der Regierung zu bemächtigen, führten zu wiederholten Volksaufständen gegen sie, die dann ihrerseits wieder Einmischungen und militärische Expeditionen sowohl Japans als Chinas hervorriefen. Die japanische Regierung ergriff darnach die Initiative, um diesem Zustande ein Ende zu machen, und entsandte 1885 den früheren Premierminister Ito nach

China, der am 18. August in Tientsin mit Li Hungchang einen Vertrag abschloß, in dem die Frage der Stellung Chinas zu Korea gar nicht berührt, sondern nur die der Zurückziehung der augenblicklich in Korea befindlichen Truppen der beiden Mächte und einer eventuellen späteren Entsendung solcher nach Korea geregelt wurde. Als dann 1894 infolge der Entsendung chinesischer Truppen nach Korea zur Unterdrückung der durch die religiöse Sekte der Tonghaks verursachten Unruhen die Spannung wegen Koreas zwischen China und Japan akut wurde, benutzte Japan die erste Gelegenheit, um am 8. Juli dieses Jahres zu erklären, daß es niemals Korea als tributären Staat Chinas anerkannt habe und bald darauf am 25. Juli zur See, am 28. zu Lande vor der Kriegserklärung, die von beiden Seiten erst am 1. August erfolgte, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Der Grund für den Bruch war, wie Japan erklärte, „daß seine Interessen in Korea, wie sie sowohl den nachbarlichen als den Handelsbeziehungen entsprächen, zu wichtige und weitläufige seien, um ihm zu gestatten, die bedauernswerte Lage der Zustände in dem Reiche ohne Besorgnisse zu sehen, und daß China es abgelehnt habe, sich an dem Versuche zu beteiligen, diese Zustände zu verbessern". Bereits am 12. Juni waren japanische Truppen in Chemulpo gelandet und am 13. in Söul eingerückt; am 20. Juli richtete der dortige japanische Gesandte ein Ultimatum an die koreanische Regierung, in dem er die Zurückziehung der chinesischen Truppen aus Korea verlangte. Da er keine ihn befriedigende Antwort erhielt, drangen japanische Truppen am 23. in den königlichen Palast und bemächtigten sich nach einem unbedeutenden Gefecht der Person des Königs. Eine neue aus Kreaturen und Anhängern der Japaner bestehende Regierung wurde eingesetzt, und diese schloß am 24. Juli einen Vertrag mit dem japanischen Gesandten, durch den sie diesen aufforderte, die Chinesen aus Korea zu vertreiben. Der Verlauf des Krieges ist bekannt. In dem am 17. April 1895 zu Simonoseki abgeschlossenen Friedensvertrage zwischen China und Japan mußte China im ersten Artikel „endgültig die volle und vollständige Unabhängigkeit Koreas anerkennen". — Während und nach dem Kriege machte Japan allerhand zum Teil lächerliche Versuche, in Korea Reformen einzuführen — so wenn den Koreanern der Gebrauch ihrer Hüte, der weißen Kleider und der langen Pfeifen verboten wurde — und den japanischen Einfluß zu befestigen. Schließlich wurde die Königin, in der man nicht mit Unrecht die Seele des Widerstandes gegen Japan sah, am 8. Oktober 1895 ermordet, und es setzte eine Ära der Herrschaft von Anhängern Japans ein, die erst mit der Flucht des Königs in die russische Gesandtschaft am 11. Februar 1896 und einem gleichzeitigen, gegen die Japaner und ihre Anhänger gerichteten Volksaufstande ein Ende nahm. Die nachfolgende Zeit war die eines gewissermaßen diplomatischen Kondominium Rußlands und Japans, dessen Signatur die beiden russisch-japanischen Abkommen vom 14. Mai und 9. Juli 1896 bildeten. Der Boxeraufstand in China 1900 gab Rußland den Vorwand und das Recht zur tatsächlichen Besetzung der Mandschurei, an das sich ein schärferes Vorgehen in Korea schloß, das seinen Ausdruck in der Erwerbung einer größeren Konzession am Yalu sowie in den vergeblichen Versuchen fand, den

Hafen von Masampho oder wenigstens eine Konzession für eine Kohlenniederlage in ihm zu erwerben. Dieses Vorgehen Rußlands beunruhigte England, das nun im Januar 1904 ein Abkommen mit Japan abschloß, durch das die beiden Staaten erklärten, daß, da sie gegenseitig die Unabhängigkeit Chinas und Koreas anerkannt hätten, sie ganz unbeeinflußt von aggressiven Plänen gegen dieselben seien. Indessen erkennen sie beide an, mit Rücksicht auf die besonderen Interessen, die England hauptsächlich in China und Japan außerdem noch ganz besonders politisch, kommerziell und industriell in Korea habe, daß es jedem von ihnen freistehen solle, solche Maßregeln zu ergreifen, wie er für unumgänglich notwendig halte, um diese Interessen zu schützen, falls sie entweder durch das aggressive Vorgehen einer andern Macht oder durch Unruhen, die in China oder Korea ausbrächen und die Intervention eines der vertragschließenden Staaten für den Schutz des Lebens und Eigentums seiner Untertanen erforderlich machten, unvermeidlich würden. Man wird sich des Lärms erinnern, der sich wegen der sogenannten Alvenslebenschen Konvention 1863 in der englischen Presse erhob; es handelte sich dabei bekanntlich um ein politisch-militärisches Abkommen zwischen Preußen und Rußland, d. h. zwei Nachbarländern, das sich auf die Eventualitäten bezog, die sich aus dem Übergreifen revolutionärer Bewegungen in dem Gebiete des einen auf die Grenzgebiete des andern ergeben konnten. Man mochte über den politischen Wert und die Opportunität des Abkommens denken wie man wollte, aber jedenfalls hatte sich die preußische Diplomatie innerhalb der engsten Grenzen des Völkerrechts gehalten und im Einverständnis mit dem andern an der Frage Beteiligten nur die eigenen Interessen gewahrt. In dem englisch-japanischen Abkommen dagegen gestehen sich die vertragschließenden Parteien gegenseitig das Recht zu, in andern Ländern zu intervenieren, ohne die Zustimmung und eventuell entgegen dem Willen der Meistbeteiligten. In der Kriegserklärung Japans vom 10. Februar 1904, die wieder erst zwei Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten durch Japan erfolgte, sagt der Mikado: „Die Erhaltung Koreas ist von der größten Wichtigkeit für unser Reich, nicht nur wegen unsrer traditionellen Beziehungen zu diesem Lande, sondern weil die gesonderte Existenz Koreas unerläßlich für die Sicherheit Unsres Reiches ist," und an einer andern Stelle heißt es: „Die Sicherheit Koreas ist in Gefahr. Die Interessen Unsres Reiches sind bedroht. Die Sicherheit für die Zukunft, die Uns durch friedliche Unterhandlungen zu wahren nicht gelungen, kann jetzt nur durch die Berufung auf die Waffen erhalten werden."

Sofort nach dem Ausbruch des Krieges schloß Japan einen neuen Vertrag mit Korea, dessen II. und III. Artikel also lauteten: „Die Kaiserlich Japanische Regierung wird im Geiste beständiger Freundschaft für die Sicherheit und die Ruhe des Kaiserlichen Hauses von Korea Sorge tragen" und „Die Kaiserlich Japanische Regierung garantiert endgültig die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Reiches". Aber noch während der Dauer der Friedensverhandlungen zu Portsmouth und ehe dieselben zu einem Ergebnis geführt hatten, wurde am 12. August 1905 in London ein Vertrag zwischen England und Japan unterzeichnet, der dem englischen Botschafter in St. Petersburg am 6. September durch Lord Landsdowne übermittelt und am 27. September

in London veröffentlicht wurde. Auf den allgemeinen Charakter und die Tragweite dieser Schriftstücke einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur sein auf Korea bezüglicher Artikel III muß erwähnt werden. Er lautet: „Da Japan überwiegende Interessen in Korea besitzt, erkennt Großbritannien das Recht Japans an, solche Maßregeln der Leitung der Kontrolle und des Schutzes in Korea zu ergreifen, wie es für angemessen und notwendig halten mag, um diese Interessen zu schützen und zu fördern, immer vorausgesetzt, daß solche Maßregeln nicht dem Prinzip der gleichen Gelegenheiten für den Handel und die Industrie aller Nationen widersprechen." Von diesem Artikel sagte Lord Landsdowne in seiner Begleitdepesche, „daß er sich zweifelsohne augenfällig von den Bestimmungen des Vertrages von 1902 unterscheide. Es sei indessen klar geworden, daß Korea infolge seiner nahen Nachbarschaft zum japanischen Reiche und seiner Unfähigkeit alleinzustehen, unter die Kontrolle und die Vormundschaft Japans fallen müsse." Dieser Vertrag war der Preis, den England dafür zahlte, daß Japan ihm seinen gefährlichsten Gegner in Asien für absehbare Zeit vom Halse geschafft hatte, wie er ebenfalls die Entschädigung dafür war, daß Japan am Ende zum mindesten seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen, sich zum Frieden entschließen mußte, ohne von Rußland eine Kriegsentschädigung erlangen zu können. Korea wurde von England preisgegeben, damit die japanische Regierung ihrem Volke einen Gewinn aufweisen konnte, der die Opfer an Geld und Blut aufwog, die es zu bringen gehabt hatte. Der am 29. August 1905 zu Portsmouth abgeschlossene Friedensvertrag wiederholte fast wörtlich die auf Korea bezügliche Bestimmung des englisch-japanischen Vertrages. Damit war das Schicksal Koreas entschieden. Für Japan kam es jetzt darauf an, die Form zu finden, in der die tatsächliche Einverleibung des Nachbarreiches erfolgen könne, nach dem seine Gelüste seit zweitausend Jahren bestanden hatten. Bereits am 17. November 1905 wurde Korea trotz des Widerstandes des Königs und der Mehrzahl der koreanischen Staatsmänner, die sich vergeblich auf die früheren Zusicherungen Japans beriefen, ein Vertrag aufgezwungen, durch den theoretisch freilich nur die auswärtige Vertretung Koreas in die Hände eines japanischen General-Residenten in Söul und japanischen Residenten in den geöffneten Häfen gelegt wurde, tatsächlich aber die Aufsicht über die ganze Verwaltung in japanische Hände überging. Wie der Kaiser von Korea selbst darüber dachte, geht aus einem Protest hervor, den er am 29. Januar 1906 in die Hände eines englischen Journalisten, Mr. Douglas Story, niedergelegt hat, der ihn dann in seinem kürzlich erschienenen Buche: „To morrow in the East" veröffentlichte. In diesem Schriftstück erklärt der Kaiser u. a., daß er durch keine Handlung die Souveränität über Korea irgend einer fremden Macht ausgehändigt habe, daß der Vertrag sich nur auf die auswärtigen Angelegenheiten Koreas beziehe, daß er aber die Übernahme der inneren Angelegenheiten durch Japan nie genehmigt, daß er niemals der Ernennung eines japanischen General-Residenten in Korea zugestimmt, noch an die Möglichkeit der Ernennung eines Japaners gedacht habe, der die kaiserliche Gewalt in Korea ausüben würde. Er fordere die fremden Mächte auf, für die Dauer von fünf Jahren das Protektorat über Korea zu

übernehmen, soweit die auswärtigen Angelegenheiten in Frage kämen. Die Erklärungen der koreanischen Deputation im Haag bestätigen die in Mr. Storys Buch enthaltenen Angaben. Seitdem ist der Kaiser zur Abdankung gezwungen worden und sein ältester, im günstigsten Falle als schwachsinnig zu bezeichnender Sohn an seine Stelle getreten; die wirkliche Gewalt ruht nun bei den Japanern, die ihre Kreaturen unter den Koreanern vorschieben, um behaupten zu können, daß sie allen innern Vorgängen ganz fern ständen und alles nur durch die Koreaner selbst geschehe.

Die koreanische Frage hat so eingehend geschildert werden müssen, weil sie nicht allein typisch für die japanische Methode in der Behandlung ihrer asiatischen Nachbarn ist, sondern ganz besonders auch, weil das Vorgehen der Japaner in dieser Beziehung Schule gemacht zu haben scheint. Das japanisch-französische Abkommen vom 10. Juni 1907, das von der öffentlichen Meinung als eine weitere Garantie des Friedens in Ostasien angesehen wird, kann leider in ganz andrer Weise wirken. Daß Japan und Frankreich in ihm die Selbständigkeit und territoriale Integrität des chinesischen Reiches anerkennen, war zwar kaum notwendig, da dies bereits früher von allen Mächten geschehen, kann aber nichts schaden; bedenklicher dagegen ist, daß in diesem Abkommen Frankreich und Japan sich gegenseitig das Recht in China zu intervenieren, zugestanden und garantiert haben. Der zweite Teil des Abkommens, der „Arrangement" betitelt ist, lautet: „Die Regierung der französischen Republik und die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Japan, beseelt von dem Wunsch, die freundlichen Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, zu befestigen und für die Zukunft alle Ursachen von Mißverständnissen zu vermeiden, haben beschlossen, das nachstehende Arrangement abzuschließen: — Die Regierungen von Frankreich und Japan sind übereingekommen, die Unabhängigkeit und Integrität Chinas zu achten, ebenso wie das Prinzip der Gleichheit der Behandlung in dem Lande für den Handel und die Angehörigen aller Länder; und, da sie ein besonderes Interesse haben zu sehen, daß Ordnung und ein friedlicher Zustand der Dinge gesichert seien, besonders in den Teilen Chinas, in der Nachbarschaft der Gebiete, in denen sie Rechte der Souveränität, des Schutzes und der Besetzung haben, unternehmen sie es, einen den andern zu unterstützen, um den Frieden und die Sicherheit in diesen Gebieten zu erhalten mit der Absicht, die respektive Stellung und die territorialen Rechte der beiden kontrahierenden Teile auf dem asiatischen Kontinent zu wahren." Wenn man dieses Abkommen mit dem früheren, zwischen England und Japan in betreff Koreas abgeschlossenen, vergleicht, so findet man zwischen beiden eine verzweifelte, für China und die Aufrechterhaltung der Ruhe in Ostasien, nicht gerade sehr erfreuliche Ähnlichkeit. Die chinesische Regierung hat dann auch in der schärfsten Weise Protest dagegen eingelegt. Die Besorgnis vor dem, was kommen könnte, wird noch durch eine Äußerung des japanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Hayashi, gesteigert, der bei seiner Anwesenheit in Söul nach den letzten Vorgängen dort am 25. Juli erklärte, China möge in dem, was in Korea vorgegangen, eine Warnung erblicken und sein Haus in Ordnung bringen, ehe irgendeine starke Macht sich veranlaßt sähe, dies an seiner Stelle zu tun und nachzuahmen, was in Söul vorgegangen sei. Die „Times" versucht (29. Juli)

dieser bedrohlichen Äußerung die Spitze dadurch abzubrechen, daß sie erklärt, dies seien vielleicht die Gedanken des Ministers gewesen, aber demungeachtet würde er sie wohl in eine andre Form gekleidet haben, wenn er sie selbst in seinen eigenen Worten der Öffentlichkeit übergeben hätte. Bis jetzt sind indessen die ursprünglichen Meldungen unwidersprochen geblieben. In einem erfreulichen Gegensatz zu diesen, mit Elektrizität geladenen Vereinbarungen und Kundgebungen steht das russisch-japanische Abkommen vom 30. Juli 1907, das einfach die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas anerkennt und die beiden Mächte verpflichtet, mit allen friedlichen Mitteln für die Aufrechterhaltung des Status quo und des Prinzips der gleichen Behandlung aller Mächte zu wirken. Es hält sich damit ganz innerhalb der allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes.

Wenn so in den Beziehungen Japans zum übrigen Ostasien und damit zum Auslande überhaupt mancher Punkt vorhanden ist, der zum Nachdenken und zu Besorgnissen Veranlassung geben könnte, haben die Vereinigten Staaten wenigstens einen Punkt dort, der ihnen selbst schwere Sorgen und Kopfzerbrechen verursachen dürfte. Auf den ihnen durch den Sieg über Spanien zugefallenen Philippinen haben die Amerikaner mit einem Optimismus, der ihrem Herzen alle Ehre macht, und mit einer ebenso bemerkenswerten Unkenntnis des Charakters der tagalischen und sonstigen Bevölkerung der Inseln den Versuch unternommen, sie zur Freiheit und damit zur Selbständigkeit zu erziehen. Dieser Versuch, zu dessen erfolgreicher Durchführung es nicht zehn, sondern hundert und vielleicht hunderte von Jahren bedurft hätte, kann heute schon als mißlungen bezeichnet werden. Die Wahlen zu der ersten gesetzgebenden Versammlung auf den Philippinen haben am 30. Juli d. J. stattgefunden und zwei Ergebnisse gebracht; sie haben bewiesen, daß der bei weitem größte Teil der Bevölkerung der Frage mit ungefähr so viel Interesse gegenübersteht wie einem mittelmäßigen Hahnenkampf, und daß diejenigen, die sich an den Wahlen beteiligt haben, fast ausschließlich der nationalistischen, d. h. turbulenten Partei angehörten. Das letztere geht auch aus dem Programm hervor, das diese Partei aufgestellt hat und in dem sich, neben der Forderung der Unabhängigkeit, auch die des Rechts Waffen zu tragen und der Einführung der Geschworenengerichte befinden. Während an Ort und Stelle der Versuch der Erziehung der Eingeborenen somit als mißglückt anzusehen ist, haben auch die auf der Cornell Universität im Staat New York befindlichen philippinischen Studenten sich in einer Kundgebung gegen die amerikanischen Methoden und für Japan ausgesprochen. Die Ursachen für diese Erscheinungen sind nicht schwer zu finden.

Der turbulenten Bevölkerung sagt die von den Amerikanern eingeführte und aufrechterhaltene Ordnung nicht zu; sie zieht die alten Zustände vor, die mit ihren Verschwörungen und Bandenwesen und Unwesen den unruhigen Individualitäten viel weiteren Spielraum geboten haben, als die neue Gesetzmäßigkeit dies tut. Die große Masse der Bevölkerung hat kaum Zeit gehabt, die Vorteile des neuen Zustandes schätzen zu lernen; außerdem hat sie einen legitimen Grund zur Klage. Der Übergang unter die amerikanische Herrschaft hat ihnen die Bevorzugung für den Handel mit Spanien genommen, ohne

ihnen dagegen die für den mit den Vereinigten Staaten zu bringen, eine Folge der eigentümlichen fiskalischen Politik der letzteren. Wenn so die „Filippinos" mit ihrer Lage nicht zufrieden sind, hat sich auch in den Vereinigten Staaten die Begeisterung für die neue Besitzung sehr abgekühlt. Die Frage der Oberhoheit über die Inseln spielte sich früher besonders zwischen den beiden großen politischen Parteien, den Republikanern und den Demokraten ab; heute hat sich die Philippinenmüdigkeit eines großen Teils des Volkes und der Presse bemächtigt. Die „Evening Post", eins der gelesensten Blätter, konnte vor wenigen Wochen zu schreiben wagen, daß das amerikanische Volk den Krieg gegen Spanien aufrichtig bedauere, und es fand sich keine Stimme, die sich dagegen erhoben hätte, ebenso wie die Erklärung des Schwiegersohns des Präsidenten Roosevelt, des Mitglieds des Repräsentantenhauses, Mr. Nicolas Longworth, in einer am 7. August zu Honolulu gehaltenen Rede, daß die Philippinen nicht lange mehr bei den Vereinigten Staaten sein würden, keinen Widerspruch gefunden hat. Ähnlich hat auch Kriegsminister Mr. Taft sich am 19. August in Kolumbus (Ohio) ausgesprochen. Die Sache ist aber nicht so einfach wie sie aussieht. Selbst abgesehen davon, daß die Vereinigten Staaten die Philippinen kaum aufgeben dürften, ohne sich eine oder die andre Flottenstation auf ihnen zu sichern, würden sie in jedem Falle dafür Sorge zu tragen haben, daß die Inseln nicht in die Hände einer andern Macht fallen. Unabhängig, sind die Philippinen nur eine Gefahr für die eigenen Bewohner; in den Händen einer andern Macht können sie gegebenen Falls eine Gefahr für andre Mächte sein; in den Händen Japans sichern sie demselben die Vorherrschaft über Ostasien, denn sie würden das im Besitz dieses Reiches befindliche Inselgebiet bis zum 5° n. B. verlängern.

Diesen Erwägungen gegenüber verschwinden die kleinen Schwierigkeiten vollständig, die sich aus der Abneigung der kalifornischen Bevölkerung gegen die Einwanderung und den Aufenthalt von Japanern in dem Staate ergeben haben. Die Frage ist überhaupt mehr eine wirtschaftliche als eine Rassenfrage. Wie die Chinesen, die ursprünglich nach Amerika gerufen worden waren, als es sich darum handelte, Arbeitskräfte für den Bau der ersten pacifischen Eisenbahn zu finden, und die ausgeschlossen wurden, sobald die Arbeiterpartei und ihre politischen Führer sich der Frage bemächtigten, sind es dieselben Faktoren, die heute gegen die Japaner hetzen. Die Frage sollte, soweit es sich um die Einwanderung von japanischen Arbeitern handelte, durch das sogenannte Rootsche Amendement zum japanisch-amerikanischen Vertrage, das diese Einwanderung verbietet, erledigt werden; es scheint aber zweifelhaft, ob man dem Vorschlage in Tokio zustimmen wird. Die Frage bleibt daher vorläufig eine offene und um so schwierigere, als die Haltung der Vereinigten Staaten einerseits einen unzweifelhaften Einfluß auf die andern pacifischen wie auf die australischen Staaten, die alle, besonders die letzteren, der asiatischen Einwanderung mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen, ausüben wird, und anderseits ihre Beziehungen zu China wesentlich beeinflussen muß. Die Ausschließung der chinesischen Arbeiter aus den Vereinigten Staaten und die schlechte, oft geradezu empörende Behandlung der, andern Klassen angehörigen, Chinesen bei ihrer Ankunft in San Francisco ist der hauptsächlichste

Grund für den von Canton ausgegangenen Boykott amerikanischer Waren in China gewesen. Wenn nun die Vereinigten Staaten sich aus politischen Beweggründen veranlaßt sehen sollten, den Japanern Begünstigungen zu verleihen, die sie den Chinesen verweigern, so würde die antiamerikanische Bewegung in China sofort mit neuer Kraft einsetzen und, nicht unwahrscheinlich, außer wirtschaftlichen Folgen auch solche politischen Charakters nach sich ziehen. Zu glauben, daß sich aus den Vorgängen in Kalifornien ein ernster Konflikt entwickeln könne, war ein Irrtum der Presse, die sich durch sensationelle Berichte verführen ließ, den tatsächlichen Stand der Dinge außer Augen zu verlieren. Die Schulfrage besitzt gar keine praktische Bedeutung; unter 28736 Schülern in den öffentlichen Schulen San Franciscos befanden sich nur 93 Japaner, darunter 28 Mädchen. Auch die sonstigen Ausschreitungen dort gegen Japaner waren nicht bedeutend. Die Vereinigten Staaten sind schlecht vorbereitet für einen Krieg im Stillen Meere; sie haben keine Flottenbasis in demselben und keine genügende Anzahl Schiffe, selbst wenn sie ihre atlantischen Küsten ganz entblößen wollten; sie haben daher alles Interesse daran, einen Zusammenstoß im Stillen Meere, selbst wenn sie ihn für unvermeidlich halten sollten, so lange hinauszuschieben, bis der Panamakanal vollendet ist. Bis dahin werden sie auch Zeit und Gelegenheit gehabt haben, die erforderlichen Dock-, Werft- und Arsenalanlagen an den Stellen an und im Stillen Meere zu vervollständigen oder zu errichten, an denen eine aktive Seepolitik oder auch nur das Bedürfnis der Verteidigung sie notwendig erscheinen lassen. Was Japan anbetrifft, so ist es viel besser vorbereitet; es fehlt ihm aber an der Hauptsache, am Gelde. Es hat den Krieg gegen Rußland zum größten Teil mit fremdem Gelde geführt; die Hoffnung auf eine reiche Kriegsentschädigung seitens Rußlands, wie es eine solche 1895 von China erhielt, ist infolge der entschiedenen Weigerung der russischen Regierung, sich zu einem solchen Zugeständnis zu verstehen, zu Wasser geworden, und es ist kaum wahrscheinlich, daß es selbst von seinen englischen Freunden Geld zu einem Kriege gegen die Vereinigten Staaten erhalten würde. Außerdem ist seine innere finanzielle Lage durch Überspekulation vollständig zerrüttet, und der Zusammenbruch, der vor wenigen Wochen an der Börse von Tokio stattgefunden hat, steht in unsrer, an solchen Katastrophen so reichen Zeit fast unerreicht da. Nach den Berichten des gewiß japanischen „Times"-Korrespondenten vom 4. Juli sind die besten Papiere, so die der Tokio-Gas-Gesellschaft, von 191 Yen im Januar auf 90 im Juni gefallen, die der Fuji und Tokio Baumwollen-Spinnerei-Gesellschaften von 244 und 188 auf 88 und 68 resp. Und die Aktien der Fondsbörse gingen von 780 auf 123 herunter. Der Korrespondent schätzt den Verlust, den dieser Fall der Papiere in Japan hervorgerufen, auf 50 Millionen Pfund, d. h. auf über 1 Milliarde Mark; er ist ferner der Ansicht, daß das, was Japan vor allen Dingen brauche, auch nur die guten Unternehmungen erfolgreich zu entwickeln, billiges fremdes Kapital sei. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß solches sich leicht für Japan finden lassen dürfte; die Erinnerung an die großen finanziellen Katastrophen von 1896 und 1907 ist noch zu frisch, um fremde Kapitalisten zu veranlassen, ihr Geld in japanische Unternehmungen zu stecken, es sei denn, daß deren Leitung

ganz in fremde Hände gelegt werde, wozu seitens der Japaner wenig oder gar keine Lust besteht. Vielleicht erinnert sich auch mancher der fremden Kapitalisten daran, daß zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Tokio Börsen für den Handel in Blumenzwiebeln und Kaninchen bestanden, an denen die Preise für diese Dinge durch die aberwitzigste Spekulation auf geradezu unglaubliche Weise in die Höhe getrieben wurden, bis die Regierung eingriff und die Börsen schloß. Solche Erinnerungen ermutigen nicht zur Anlage von Geld in Japan. Auch die finanzielle Lage der Regierung dürfte trotz der günstigen Abschlüsse des Budgets keine übermäßig glänzende sein. Daß das die Auffassung der europäischen Börsen ist, dafür spricht u. a. der vollständige Mißerfolg der japanisch-mandschurischen Eisenbahnanleihe in London, die von der japanischen Regierung garantiert war, und der niedrige Stand der japanischen 4½ % Staatsanleihen, die Ende August 5—6 % niedriger ist als der der gleichen chinesischen. Alles das muß abkühlend auf die japanischen Heißsporne und beruhigend auf die fremde öffentliche Meinung, besonders die Presse wirken. Trotzdem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß am pacifischen Himmel manche Wolken stehen, die gewitterschwanger zu sein scheinen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen läßt sich allerdings aus den oben angeführten Gründen auf eine Reihe von ruhigen Jahren rechnen; es ist aber immerhin möglich, daß antijapanische Ausschreitungen im größeren Stil in Kalifornien eine Krisis früher zum Ausbruch bringen. Dabei muß man immer mit dem Temperament der Japaner rechnen, das an Erregbarkeit dem der Amerikaner nichts nachgibt, und sie in Eitelkeit und Größenwahn sehr übertrifft. Japanische Geschichtschreiber lassen es sich nie entgehen, diesen Charakterzügen ihrer Landsleute zu huldigen; der eine läßt den berühmten Seeräuber Coxeinga, der die Holländer aus Formosa vertrieb und sich dort festsetzte, von einer japanischen Mutter abstammen, der andre, kein geringerer als Herr Suyematzu, identifiziert Genghis Khan mit dem japanischen Helden Yoshitsune. Daß der letztere 1189 in Japan ermordet wurde oder wenn man will, verschwand, und der erstere, Temudjin, seinem Vater Yesukai bereits 1175 nachfolgte, wenn er auch erst 1206 den Titel Djengis Chan, d. h. der vollkommene Held, annahm, stört den Verfasser nicht. Griffis läßt in seinem „The Mikados Empire“ einen seiner japanischen Schüler sagen, daß nichts als die außerordentliche Eitelkeit des japanischen Volkes ein solches Gerücht entstehen lassen könne. Hideyoshi schrieb, ehe er die japanischen Armeen nach Korea sandte, an den König des Landes: „Ich will ein mächtiges Heer versammeln, und indem ich in das Land des großen Ming (China) einfalle, will ich mit dem Reif meines Schwertes den ganzen Himmel seiner vierhundert Provinzen erfüllen“, und Graf Okuma, vielmaliger Minister und langjähriger Führer der radikalen Partei, sagte mehr als dreihundert Jahre später während des Krieges gegen Rußland: „Machen wir es wie die Vereinigten Staaten, sie haben zuerst Amerika okkupiert, ehe sie daran gingen, die Welt zu okkupieren. Okkupieren wir Ostasien.“ Es ist der Gedanke an den Versuch der Verwirklichung solcher Pläne, der seine Schatten auf das Stille Meer wirft und die Freunde Japans und des Friedens mit Besorgnis erfüllt.

Adolf Hildebrand.

Zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Von

Isolde Kurz.

Zur Zeit, wo die Flut des Naturalismus sich wie durch einen Dammbruch über die Länder ergoß und alle tiefere künstlerische Kultur zu verwischen drohte, saß in Florenz im ehemaligen Kloster San Francesco a Paola ein Mann, der in der Stille und Verborgenheit schaffend allen denen, die sich weder vom Strome mitreißen lassen noch resigniert zur Seite treten wollten, einen Halt und Anker gab, und ihnen durch sein Dasein die Gewißheit verbürgte, daß diese Fluten sich endlich verlaufen mußten und einmal wieder ein grünes Eiland der Kunst und Poesie aus den Wassern steigen.

Dieser Mann war Adolf Hildebrand, der Bildhauer, der am 6. Oktober dieses Jahrs auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhmes ins sechzigste Lebensjahr tritt.

Als ich im Spätjahr 1877, kurz nachdem mein ältester Bruder sich als Arzt in Florenz niedergelassen hatte, mit ihm und meiner Mutter zum erstenmal das Hildebrandsche Haus betrat, war Adolf Hildebrand der Welt kein Unbekannter, aber ein Halbverschollener. Von seinen Erstlingswerken hatte ich in Deutschland mit Bewunderung sprechen hören; da aber die Öffentlichkeit seit lange nichts mehr von ihm erfuhr, glaubte man im Vaterland, auch ihm sei, wie so manchem jungen Künstler zuvor, Italien zum Capua geworden.

In Florenz dagegen wurde gemunkelt, daß er wie ein Oger in seinem Atelier hause und niemand den Einblick gestatte; nur ein kleines Häuflein naher Freunde hatte Zutritt und wußte, daß dort in der Stille ein großer Sieg sich vorbereitete.

Das alte Kloster San Francesco mit seiner schmucklosen, aber mächtigen Außenseite neben dem gleichnamigen Kirchlein am Fuße von Bellosguardo, auf der ersten leichten Erhebung des Hügels gelagert, mit dem Blick auf die nahen Berge und von reichster Vegetation umgeben, hauchte eine ruhige, heitere Größe aus. Der heil. Franciscus im rissigen Steingewand, der damals

noch nicht Hildebrandscher Familienheiliger geworden war, stand auf der zu jener Zeit noch offenen Piazetta und erhob seine Hand segnend über Gerechte und Ungerechte. Als wir uns der offenen Haustür näherten, durch die man die Zypressen des alten Klostergartens erblickte, kam uns ein blonder junger Mann, der für einen Bediensteten zu fein und für den Künstler selber zu jung erschien, mit einer Haltung von bescheidener Sicherheit entgegen; wir fragten ihn auf italienisch nach dem Hausherrn: er war es selbst. Niemand hätte ihm die dreißig Jahre, die er damals schon zählte, angesehen; die Gestalt war mittelgroß und schlank, das Gesicht bartlos mit rötlich heller Haut, an der ganzen Erscheinung nichts Auffallendes als das dunkelblaue Auge, das mit ungewöhnlicher Energie, aber nicht in den Alltag, blickte. Er führte uns ins Haus, das noch ganz den klösterlichen Charakter trug, und stellte uns seiner Gattin vor, in der wir eine engere Landsmännin begrüßten. Es war, als hätte man sich von je gekannt, und eigentlich datiert von jener Stunde die lebenslange Freundschaft der beiden Familien. Mein Bruder Edgar wurde gleich trotz seiner großen Jugend Hausarzt, und wir beiden Geschwister verbrachten durch eine Reihe von Jahren unsre Sonntagabende auf San Francesco, wo die anmutstrahlende Hausfrau durch ihr gastliches Naturell und durch die Grazie ihres Geistes jedes Zusammensein zum Fest zu machen wußte. Als dann mein jüngerer Bruder Erwin von der Münchner Akademie nach Italien kam, trat er in Hildebrands Atelier als Schüler ein und wohnte längere Zeit wie ein Familienglied in seinem Hause.

Wenn man nach San Francesco kam, so war es immer, als würfe man einen Blick in das Goldene Zeitalter, denn neben der hohen Kultur hatte dort alles ein primitives Gepräge. Ein von der Natur bevorzugtes Menschenpaar noch in der Blüte des Lebens, von einer jährlich wachsenden Puttenschar umgeben, ein herrliches, durch Federvieh und Vierfüßler belebtes Landgut, das der einfachen, aber erlesenen Tafel seine Früchte und Blumen lieferte, und ein außerweltlicher, außerzeitlicher Geist, der in diesem Asyl des Glücks und Friedens wehte. Die monumentalen, fast leeren Räume, die des Künstlers eigene Hand im Lauf der Jahre so reich geschmückt hat, enthielten damals nur wenige, gleichfalls mächtige und monumentale Möbel, wie aus dem Raume gewachsen; da und dort stand eine Donatellobüste auf einem Sockel und der naive Putte des Verrocchio; den größten Eindruck aber hinterließ ein von Hildebrand kopiertes Marées'bild von ergreifender Macht: ein nacktes jugendliches Menschenpaar, inmitten einer südlichen Landschaft, der Mann von dunkler Schönheit, das schlanke Weib leuchtend hell und neben ihnen ein Alter, der eine rollende Orange hascht. Nie fand ein Zeitungsblatt den Weg nach San Francesco; die jetzt so mächtige Bibliothek existierte nur in den schüchternsten Anfängen, denn es wurde an Büchern neben Shakespeare und Goethe, die das tägliche Brot waren, damals nur etwa der „Tom Jones" und Rousseaus „Confessions", mit denen sich der Künstler eben beschäftigte, geduldet. Aber alle die toten Dinge pflegten an unsern häufigen Debatten teilzunehmen und da sie sich wie billig auf die Seite ihres Besitzers stellten, so hatte man einen schweren Stand, wenn er, wie leicht geschah, mit seinen

Behauptungen über alle Grenzen ging. Denn man atmete bei Hildebrand eine scharfbewegte geistige Luft und mußte sich oft gegen sie wehren; die Wohltat, die von ihr ausging, hat wohl ein jedes nachträglich in der eigenen Entwicklung verspürt.

Frage ich mich nun, welches der erste, stärkste und dauerndste Eindruck war, den ich von Hildebrands Wesen empfing, so muß ich sagen: er erschien mir als der glücklichste aller Menschen und fähig, dieses Glück, wenigstens vorübergehend, auf andre zu übertragen. Die Luft wurde leicht und frei, wo er hereintrat, und einem jeden war es wohl in seiner Nähe. Man meinte den ersten Menschen vor sich zu sehen in einer noch unbewußten Welt. Mit keinerlei Traditionen hatte er das geringste zu schaffen, er fing das Denken und das Leben ganz von vorn an. Oft konnte er mit einem einzigen Wort ein ganzes Gewebe konventioneller Vorstellungen zerreißen, daß die Dinge wie neugeboren daraus hervortraten. Diese Ursprünglichkeit und Einfachheit setzten ihn aber merkwürdigerweise in gar keinen Zwiespalt mit der Welt, vielmehr machte er alles, womit er in Berührung kam, einfach; es strömte eine solche frohe Sicherheit und Überzeugungskraft aus seinem ganzen Wesen, daß sich selbst die Philister, solange sie ihm zuhörten, willig nach ihm umarteten.

Schwerlich wird man wieder einen schaffenden Geist von solcher Stärke finden, der in so verschwenderischer Weise den Personen seines Umgangs sich selber gibt — das heißt seine innere Stellung zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren —, wie es Hildebrand in seiner Jugend tat. Unablässig schüttelte er sein Gold von sich, wie die Irrlichter in Goethes Märchen, aber ohne davon jemals dünner zu werden. Nie hatte er einen Gedanken auf Lager, alles war Erzeugnis des Augenblicks: man *sah* ihn denken, ein Phänomen, das ich an niemand sonst beobachtet habe. Sobald ein neuer Gedanke sich in ihm durchrang, verlangsamte sich sein Sprechen, die Zunge suchte tastend und strauchelnd nach dem allerprägnantesten Wort, und gleichzeitig heftete sich der Blick, der zuvor etwas Weites und Allgemeines hatte, immer bestimmter und konzentrierter auf den Hörer, bis der innerste Punkt der Sache gefunden ist und zugleich das rechte Wort sich eingestellt hat. Dieses Schauspiel ist mir in den ersten Zeiten unsrer Bekanntschaft so merkwürdig gewesen, daß ich öfter darüber vergaß, seinen Ausführungen zu folgen. Dabei ist dieser reiche Geist das gerade Gegenteil von dem, was man gemeinhin „geistreich" nennt. Ein Wortgeplänkel, einen Witz, irgendein Geistesspiel zu persönlicher Wirkung hat niemand je aus seinem Munde gehört: gänzlich ohne Ichgefühl geht er vollkommen in der Sache auf und läßt auch die persönlichen Gefühle des Hörers, die etwa mitsprechen könnten, in aller Unschuld außer acht, in jedem die gleiche ichlose Sachlichkeit voraussetzend. Das Merkwürdigste aber war, daß man mit ihm über ihn selber sprechen konnte, gerade so wie man über einen abwesenden Dritten spricht: er, der in Unbewußtheit vor sich hinlebte und niemals sein Ich bespiegelte, blieb dann plötzlich wie überrascht stehen, betrachtete dieses Bild, das man ihm vorhielt, als etwas Objektives, billigte, ergänzte oder korrigierte es stellenweise, indem er hier wie überall gleich an die Wurzeln der Dinge ging.

Wenn sonst bei den reichbegabten Naturen im gleichen Verhältnis zur Genußfähigkeit auch die Leidensfähigkeit gesteigert und verhundertfacht ist, so hat Hildebrand im Gegenteil unendlich mehr Abwehrorgane zur Welt gebracht als andre Menschen. Dem Unerfreulichen weiß er immer noch eine heitere Seite abzugewinnen, und das schlechtweg Unverträgliche entfernt er aus seinem Vorstellungskreis. Ebenso hält er es mit den Menschen auch. Nie sah man ihn persönlich etwas übelnehmen. Die Häkeligen, die Verstimmten und Verstimmenden oder solche, in deren Natur es liegt, poetische Illusionen zu zerstören, Blütenstaub abzustreifen, schob er sich einfach in eine größere Entfernung, ohne ihnen zu grollen oder sie zu mißkennen; vielmehr schätzte oder genoß er aus dem ferneren Standpunkt ihre guten Eigenschaften unvermindert. Dagegen kam es ihm gar nicht darauf an, wenn er gerade einen Abnehmer für seine ringenden Ideen brauchte, sich neben den ersten besten Biedermann zu setzen, der nur in den ausgetretenen Gleisen denken konnte, und ihm die subtilsten Aperçus über die feinsten, geistigsten Dinge zu entwickeln in einer Sprache voll kühner Paradoxen, zu der nur die Eingeweihten den Schlüssel hatten, ohne zu sehen, daß seinem Gegenüber bei diesen Reden ein Mühlrad im Kopfe herumging. Ja, er hielt sich dann in der Freude über den glücklich gehobenen Schatz wohl selber für den Empfangenden und rühmte die anregende Bekanntschaft, die er gemacht hatte. Im Freundeskreise wurde ihm nachgesagt, daß er gelegentlich seine eigenen Gedanken und Einfälle im Mund eines andern, der sie ihm wieder zu hören gab, höchlich bewunderte, ohne sein Eigentum wiederzuerkennen.

Kein Werdender hat Hildebrands Weg gekreuzt, der nicht von ihm einen Lebensgewinn empfangen hätte. Für die Reifen, Fertigen war seine Nähe ein Labsal und eine Verjüngung. Man weiß, wie Karl Hillebrand, der feinsinnige Gelehrte, immerzu nach ihm wie nach einem kühlen Waldquell dürstete. Er pflegte zu sagen: „Was die andern mir geben können, finde ich alles auch in Büchern; das seinige kommt direkt aus der Natur.“ Wenn Hildebrand redete, so war es, als ob der heilige Hain zu Dodona gerauscht hätte. Alles Schiefe, Halbe, Halbwahre, alles Konventionelle oder Sentimentale war mit einem Ruck vom Tische gefegt, wobei es freilich vorkam, daß auch wahre Werte, zu denen er kein Verhältnis hatte, mit hinunterfielen. Das machte seinen Umgang für schwächere Naturen, die ihm unbedingt erlagen, etwas gefährlich. Worte von ihm wurden herumgetragen und mit Ehrfurcht wiederholt, auch wenn sie unterwegs ihren Sinn verändert oder ganz verloren hatten; wofür ihm Neigung und Verständnis fehlten, das schien vielen nicht existenzberechtigt. Natürlich hätte er diese Diktatur, von der er selbst nichts wußte, durch die bloße geistige Kraft und die des Naturells nicht ausüben können: es war die ununterbrochene Reihe schöpferischer Taten, die hinter seinen Gedanken stand und ihnen den Nachdruck gab. Sah man ihn im Atelier an der Arbeit, so hatte man sein andres, sein unbewußtes Ich vor Augen. Da hörte man keinen Tiefsinn mehr aus seinem Mund, er redete mit sich selber oder mit der Figur, sang und lachte vor sich hin, daß ein Fremder geglaubt hätte, er sei voll süßen Weines. Störungen gab es für diesen Glücklichsten aller Sterblichen nicht; kein stimmungsraubendes Element drang in seine Werkstatt, jede Stunde war gleich-

wertig und voll Eingebung. Und immer spiegelte sich das Naturell des Künstlers in seinem Werke, irgendwie schimmerte etwas vom ersten Menschen durch: das Triebmäßige, Ursprüngliche in der menschlichen Natur, noch von Paradiesesunschuld umflossen und streng vom Stilgefühl begrenzt, machte er am liebsten zum Inhalt seiner Darstellung. Es gab aber auch Stunden, wo dieses dionysische Element alle Schranken durchbrach; das geschah gern des Abends in angeregter Gesellschaft, besonders wenn jemand so geschickt war, einen Bleistift unauffällig in die Nähe des Künstlers zu bringen. Alsdann interessierte ihn kein Gespräch mehr, er nahm das erste beste Stück Papier zur Hand — wenn keines da war, so genügte das Tischtuch oder eine marmorne Tischplatte —, und alsbald bedeckte sich der weiße Grund mit den abenteuerlichsten Geburten der Phantasie. Man sah eine Walpurgisnacht dämonisch toller Naturwesen entstehen, die unmöglichsten Gebilde, absurd und der Vernunft unerträglich, aber von so mächtigem Lebenswillen und Lebensrausch durchströmt, daß mich oft der unheimliche Gedanke peinigte, es könnte doch am Ende irgendwo solche Geschöpfe geben.

Unverwüstliche Heiterkeit ist das Element, in dem Hildebrands Leben und Schaffen sich bewegt. Auch die Regel, daß nichts schwerer zu ertragen ist als dauernder Sonnenschein, findet an ihm eine Ausnahme. Jeden andern hätte eine so lange Reihe von guten Tagen, wie das Glück sie ihm beschert hat, schlaff oder stumpf gemacht: ihn fand sie in immer gleicher Arbeitsfrische.

Das dem Sterblichen so natürliche Bedürfnis, den Blick von der Helle weg zuweilen ins Dunkel zu richten, in jenes Dunkel, das keines Menschen Freund ist, und aus dem doch die wunderbarsten Geburten steigen, scheint er nicht zu kennen. Er hat in der Tat kein Organ für das Tragische im Leben, es muß zur Kunst geworden sein, um ihn tief zu berühren — sein Lieblingsdichter ist Shakespeare. Vor dem Anblick unvermeidlicher Übel, schwerer, unheilbarer Kümmernisse pflegte er sich stets in seine Arbeit zu verschließen, und man konnte mitunter glauben, daß er gar kein Herz hätte. Doch sobald es etwas zu tun, zu helfen gab, war Hildebrand als erster zur Stelle und setzte sich auf das allerpersönlichste ein, wie er es für den unglücklichen Karl Stauffer tat. Von klein auf konnte er kein Unrecht verüben sehen, ohne dagegen einzuschreiten. Als er einmal in Rom als blutjunger Mensch erfuhr, daß in einer Gesellschaft ein alter Mann von einem jungen bei einer politischen Debatte geohrfeigt worden war, und daß keiner der Anwesenden reagiert hatte, schoß Hildebrand weg und suchte in den Straßen Roms viele Stunden lang — leider vergeblich — nach dem brutalen Täter, um ihn unter die Fäuste zu nehmen. Alles, was Handlung fordert, fand ihn bereit; für das bloße Mitleid dagegen, das Miterleiden, gibt es in seiner Welt keinen Raum. Niemals ließ er sich durch Teilnahme an fremdem Schicksal durchschüttern und zerreißen — diesen Vorteil hat ja der bildende Künstler vor den Poetennaturen voraus, die beim Anblick eines Äußersten sich selbst von dem Betroffenen nicht mehr zu scheiden wissen. Zu den großen Operationen meines Bruders pflegte, wenn es an Händen fehlte, Hildebrand sich als williger Helfer einzustellen. Es interessierte ihn da der Vorgang an sich, die Menschenliebe kam

ihm erst in zweiter Linie, und davon machte er auch keine Ausnahme, wenn es seinem eigenen Leibe galt. In seiner Knabenzeit hatte er das Aufsuchen und Aushalten von körperlichen Schmerzen als Indianersport getrieben, und er blieb als Mann gegen sich und andre auf diesem Punkte mitleidslos.

Unverkennbar weht in Hildebrands Welt eine besondere, eine undefinierbar andre Luft als in der Welt der heutigen Menschheit; sie erinnert mich an die Luft Mozarts, dem er sich nicht umsonst so nahe fühlt. Mozart kann so gewaltig sein als einer, aber auch wenn er die Hölle aufruft, immer macht er uns die Luft frei und die Füße leicht und läßt uns nicht vergessen, daß die Kunst im letzten Grunde ein Spiel ist. Derselbe blaue Himmel wölbt sich auch über Hildebrands Werken und Wesen, denn bei ihm sind Künstler und Mensch nirgends zu trennen. Ist dieses Abgewendetsein vom Schmerz, dieses Hinlächeln über die Abgründe ein Mangel oder eine Stärke? Mir scheint, solche Naturen fühlen tiefer die innere Ordnung der Dinge und bleiben im Einklang mit allem Naturgeschehen, weil sie über Tod und Vergänglichkeit hinweg das ewige Leben weitergehen sehen wie die Alten, die auf Gräbern das Symbol der Fruchtbarkeit verehrten.

Auf eine ganz merkwürdige Weise haben sich in diesem Künstler die entgegengesetzten Elemente von Vater- und Mutterseite zu einem bruchlosen Ganzen vereinigt. Der Vater scheint eine reine Triebnatur gewesen zu sein, während die ethische Seite von der seelen- und charakterstarken Mutter gepflegt wurde. Von ihr stammt beim Sohne auch das starke Abstraktionsbedürfnis, das mit der großen sinnlichen Kraft des geborenen Künstlers im Widerspruch zu stehen scheint, in Wahrheit aber ihre Ergänzung, den andern Pol seines geistigen Wesens bedeutet. Von dem Vater, der ein hervorragender Nationalökonom und alter Achtundvierziger war, wurde mir erzählt, daß er bei einer schweren Krankheit des Sohnes, als dieser monatelang mit dem Tode rang, sich niemals entschließen konnte, das Krankenzimmer zu betreten; so oft er bis zur Schwelle gekommen war, ergriff er entsetzt die Flucht. Dasselbe Naturgrauen spiegelte sich im Sohne wider, der eine kränklich aussehende Schwester gar nicht in sein Zimmer ließ, weil er nur ganz gesunde Menschen an seinem Bette sehen wollte. Daß er aus jener Krankheit genas, war ein physisches Wunder, das niemand außer ihm selbst für möglich hielt; von den Ärzten aufgegeben und zum Gerippe abgezehrt, unter fürchterlichen Schmerzen in einem Bette liegend, das durch Monate nicht gemacht werden konnte, während ihm das Hemd auf dem Leib verfaulte, hatte er noch immer ein so starkes Lebensgefühl, daß er während der größten Gefahr seine Mutter, die ihn pflegte und ihre Seelenangst verbarg, an seinem Bette im Nachtkleid zu tanzen zwang. Auch durch die Absicht der Ärzte, ihm ein Bein abzunehmen, ließ er sich nicht in seinem Glücksgefühl stören; vielmehr begann er gleich sich für das zu konstruierende Holzbein zu interessieren, und als ihm dieser Verlust zwar glücklich erspart blieb, er aber aus der Krankheit ein steifes Knie mitbrachte, trug er leichten Herzens den Verzicht auf jede Art von Sport, denn schon hielt die Natur dem Glücklichen in der immer stärker vortretenden Produktionskraft den Ersatz bereit.

Man muß einen bedeutenden Menschen von seiner Kindheit erzählen hören, wenn man den Schlüssel seines Wesens finden will. Unter den mancherlei Jugendgeschichten, die ich aus Hildebrands Mund hörte, ist mir eine kleine Anekdote aus seinen frühesten Jahren unvergeßlich. Er hatte als fünfjähriger Junge in Zürich zum erstenmal eine Menagerie gesehen und war über die Sprünge und Späße der kleinen Äffchen in das helle Entzücken geraten. Auf dem Heimweg kam ihm der Einfall, es gleichfalls als Äffchen zu probieren. Flugs zog er die Kleider vom Leib und kletterte auf einen der großen Bäume, die der Straße Schatten gaben. Dort oben sprang und turnte er nach Herzenslust, schnitt alle Grimassen, die er die Affen hatte schneiden sehen, und freute sich königlich, seinen älteren Bruder, der auf diesem Weg aus der Schule kommen mußte, als Äffchen zum besten zu haben, als plötzlich ein biederer Bürgersmann, durch sein Piepsen aufmerksam gemacht, den Blick erhob, des nackten Knaben ansichtig wurde und ihm mit Entrüstung zurief: Du Schw...! Dieses erschütternde Erlebnis blieb dem Knaben völlig unbegreiflich; er konnte es nicht fassen, daß er nun mit einem Male ein Borstentier sein sollte, da er doch weder gegrunzt noch sich sonst ein Attribut vom Schweine angemaßt, sondern ganz getreu das Äffchen gespielt hatte. Solche unerhört naive Stellung zur Außenwelt, die durch das besondere Hildebrandsche Familienleben noch gefördert und unterhalten wurde — die sieben Geschwister verkehrten ausschließlich untereinander und liefen, wenn Besuch kam, einfach davon — nahm er auch in die reifen Jahre mit hinüber. Immer wiederholte sich von Zeit zu Zeit bei ihm das Erstaunen des Kanadiers vor der Tünche der Zivilisation. In der Schule hatte er nichts, rein gar nichts zu lernen vermocht. Alle Zeit, die er dort versitzen mußte, war für ihn bloß eine Pein. Das Lesen- und Schreibenlernen kostete ihn eine unsägliche Mühe, er brauchte drei Jahre dazu. Der mit so starkem Formgefühl begabte, immer mit den Augen lebende Knabe wollte z. B. nicht glauben, daß das A wirklich ein A sei, weil die Form nichts hatte, das ihm den Laut versinnlichte. Wenn es ihm gelang, eine Seite fließend herunterzulesen, so erforderte das eine solche Aufmerksamkeit, daß ihm für den Sinn des Gelesenen kein Raum blieb. Achtjährig machte er bei der Prüfung für den Übergang ins Gymnasium sechzig Fehler im Diktat. Alle Lehrer erkannten die ungewöhnliche Intelligenz des Knaben und zugleich seine vollkommene Unfähigkeit, auf dem herkömmlichen Gleise des Unterrichts mitzugehen. Geschichte, Geographie bedeuteten ihm die tödlichste Langeweile, und das Latein blieb für ihn mit einer unübersteiglichen Mauer umgeben. Dagegen zeigte er ein natürliches Organ für Mathematik und Geometrie, und er machte viel ältereren Kameraden heimlich ihre arithmetischen Aufgaben. In späteren Jahren bedauerte er sehr, daß ihm nicht damals schon die Analogie der Dinge aufgegangen war. „Hätten mir meine Lehrer gesagt, daß das ut mit dem Konjunktiv auch nur ein Winkel ist, so hätte ich mich auch mit dem verhaßten ut befreunden können," sagte er, als er gelegentlich von seinen Schülerleiden erzählte.

Ein Wunder möchte es scheinen, daß gerade dieser Feind des Lernens sich eine Allseitigkeit und Tiefe der Kultur erworben hat, wie sie gewiß unter

bildenden Künstlern eine Seltenheit ist. Das Leben gab sie ihm, der Verkehr mit den hervorragenden Geistern seiner Zeit, die ihm in langer Reihe ihr Bestes schenkten, bei Kuno Fischer angefangen, der mit dem Vater Hildebrand auf dem Kriegsfuß stand, aber den Knaben Adolf in Jena auf lange Spaziergänge mitnahm, um sich mit ihm zu unterhalten. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste." Mächtig wirkte auch die Ehe mit einer geistig schon hoch entwickelten Frau ein, die ihren eigenen Kulturbesitz hinzubrachte und durch ihre vielseitigen, nie rastenden Interessen immer neue geistige Nahrung ins Haus zog. Sie war es, die Buch um Buch in San Francesco einschwärzte und zu der bewegten geistigen Atmosphäre des Hauses das Meiste beitrug.

Des Knaben stärkster Trieb von klein auf war das Interesse für die sichtbare Form, besonders für den nackten menschlichen Körper. Äußere Einflüsse hatten dabei nicht mitgewirkt; in seinem Elternhause gab es keine Gemälde noch Gipsgüsse; nur ein einziges Mal als kleiner Junge war er in Jena in den Antikensaal der Universität gekommen, wo er vor Entzücken ganz außer sich geriet und auch in dieser Welt gleich so völlig zu Hause war, daß ihm die einzelnen Figuren und ihre Stellungen aufs deutlichste im Gedächtnis haften blieben. Schon als Kind zeichnete er unablässig nackte Menschenleiber aus der Vorstellung, wozu er an sich selbst die Studien machte. Nie war dieser Zug zuvor in der Familie gewesen, nur die Produktionskraft an sich glaubt Hildebrand vom Vater zu haben, bei dem sie sich jedoch nur als großer Tätigkeits- und Organisationstrieb ohne künstlerische Anlage äußerte. Der alte Hildebrand konnte nicht sein ohne etwas Fruchtbares ins Leben zu rufen, Anstalten zu gründen, Eisenbahnen zu legen. Im Sohn kam dieser Trieb mit der Richtung auf große künstlerische Ideen breitesten Stiles wieder heraus. Es scheint, daß das schöpferische Vermögen sich zunächst nur als Potenz vererbt, und daß es meist von geheimnisvollen Einflüssen abhängt, in welcher Form es in die Erscheinung treten wird.

Zunächst wußte man aber nicht, was mit dem kleinen Knownothing beginnen. In Jena, am Stoyischen Institut, das er nach seines Vaters Versetzung an die dortige Universität besuchte, kam er auch nicht weiter, soll aber durch seine Puck-Natur Schüler und Lehrer immerzu in Atem gehalten haben, wovon manch heitere Geschichte noch erhalten ist. Einen Kameraden, der zu den Internen gehörte, und der mit Schimpf und Schande ausgestoßen werden sollte, weil er sich gegen eine Züchtigung gewehrt und dem Lehrer beide Hände festgehalten hatte, wußte der kleine Hildebrand am Vorabend der schimpflichen Prozedur mit Indianerkühnheit und Indianerfindigkeit nächtlicherweile aus der Anstalt zu entführen. Nachdem er ihn noch in der Nacht zwei und eine halbe Stunde weit zur nächsten Bahnstation begleitet hatte, schlich er sich in aller Gottesfrühe in das Schlafzimmer zurück, das er mit seinem Vater teilte, und das er in der Nacht ebenso unbemerkt verlassen hatte, worauf er sich morgens unschuldig wie immer in der Schule einfand, wo natürlich über das Verschwinden des Delinquenten alles in Aufruhr war.

Im Stoyischen Institut gab es Werkstätten zur Erlernung verschiedener Hantierungen, wie Schreinern, Schlossern usw. In der Töpferwerkstatt fiel

dem Knaben zum ersten Male Ton in die Hand, und alsbald modellierte er eine menschliche Figur, zu der ihm sein Freund und Lehrer, der nur um fünf Jahre ältere Engländer Grant, Modell saß. Die Figur enthüllte unwidersprechlich seine Naturbestimmung. Der Vater war entzückt und entschied augenblicks, der Sohn müsse Bildhauer werden. Allein dieser wollte nicht. Er wollte wohl die Bildhauerei treiben, aber für sich, als Privatsache, die man nicht zum Lebensberuf macht. Auch hier spielte bei dem empfänglichen Knaben ein Augeneindruck mit: er hatte junge Künstler mit Samtröcken und besonderer Haartracht gesehen, und weil er das für ein unumgängliches Attribut des Künstlertums hielt, so weigerte er sich mitzutun. Ohnehin glaubte er an seiner künstlerischen Begabung nichts vor andern voraus zu haben; denn, von sich ausgehend, nahm er an, daß diese jedem normalen Menschen gleichmäßig angeboren sein müsse. Nun wußte man keinen Rat mehr, als er plötzlich erklärte, er wolle Kaufmann werden. Natürlich hatte er vom Handelswesen nicht den blassesten Begriff, es lockten ihn nur die fernen Länder durch die Vorstellung wundersamer Abenteuer. Der Vater, der für das Wesen dieses Sohnes ein seltenes Einsehen gehabt zu haben scheint, gab nach. So wurde er denn in eine Handelsschule gebracht und erlernte neuere Sprachen, das Englische und Spanische, woran er Freude hatte; als es aber an die doppelte Buchführung gehen sollte, wurde ihm der Spaß zu trocken. Jetzt schlug sich Grant ins Mittel, und ihm gelang es, den jungen Freund von dem absurden Bedenken gegen sein Lebenselement, die Bildhauerei, zu heilen.

Seinen Weg als Künstler machte er ganz auf eigene Hand. Aus den gebahnten Gleisen, in denen nichts für ihn zu gewinnen war, trug ihn eine rasche Glückswelle nach Italien, und in Rom begegnete er gleich dem Großen, der als einziger richtunggebend auf ihn eingewirkt hat: Hans von Marées.

Marées, der als Maler dieselben Pfade mit Bewußtsein suchte, nach denen in der Plastik der um zehn Jahre jüngere Hildebrand zunächst noch unbewußt tastete, hatte schon schwere Jahre des künstlerischen Ringens und materieller Entbehrungen hinter sich, als er mit dem Neunzehnjährigen zusammentraf. Jetzt war er mit Aufträgen des Herrn v. Schack nach Rom gekommen, allein seinem Mäcenas fehlte für die Kunst Marées' jedes Organ; er fand die Bilder schlecht, und der gekränkte Künstler wollte nun auch keine Bezahlung dafür annehmen. Außerdem hinderte ein dämonischer Zug seiner im Grunde zwar heiteren, mit dem feinsten Humor begabten, aber sehr verstimmbaren Natur ihn vielfach im Schaffen wie im Leben. Er trug das Höchste in sich, er wußte so genau, was er wollte, daß er in Stunden der Erhebung seine noch im Werdeprozeß begriffenen Bilder dem Beschauer als fertige, vollendete erscheinen lassen konnte; aber unaufhörlich zerrann ihm das Werk unter den Händen, und nur selten wollte es ihm gelingen, seine Gesichte rein und vollkommen zur Darstellung zu bringen. Er aber achtete das Geschaffene nicht; so gleichgültig war er gegen seine Bilder, daß er sie im Schmutz und Staub des Ateliers am Boden liegen ließ, wohl auch mit den Füßen darauf herumtrat, nur ganz erfüllt von der neuen, größeren Aufgabe, die er sich stellte. So erreichte er es nicht, die Welt zur Anerkennung zu zwingen, und von denen, die mit ihm verkehrten, ahnten

die wenigsten in ihm den großen Pfadsucher und Bahnbrecher. Es muß für Marées wie ein Göttergeschenk gewesen sein, daß der junge Hildebrand in sein Atelier trat und augenblicklich in seinen Bildern erkannte, was ihren Ewigkeitswert ausmacht. Für den Jüngeren war es eine Offenbarung, dasjenige hier mit Augen zu sehen, was ihm selber auf seinem eignen Gebiet mehr ahnungsweise vorschwebte. Marées befand sich im stärksten Widerspruch gegen seine Zeit, Hildebrand wußte überhaupt nichts von ihr. So merkwürdig direkt führte das Glück diesen seinen Lieblingssohn, daß er gar keine schlechten, keine durch das Hineintragen von Nebenabsichten verwirrten Kunstwerke kannte, als er mit Marées zusammentraf. Er hatte in Deutschland keine Ateliers besucht, und die Zeitströmungen hatten ihm auch nicht die Schuhsohlen benetzt. So stand er jetzt in aller Unschuld des Genius Aug in Auge mit der großen Kunst. Doch ist von einem direkten Schülerverhältnis nicht die Rede gewesen, da vielmehr Marées erst durch Hildebrands Schaffen in das Wesen der Bildhauerei nähere Einsicht gewann. „Du hast eigentlich alles von Natur," sagte damals Marées zu dem jüngeren Freund, „du brauchst nur zu lernen, nur immer feiner zu werden."

Marées war keine naive Natur wie Hildebrand, und das Leben war schon zu unsanft mit ihm gefahren. Er litt an seinem Verkanntsein. Sich selber aufs stärkste empfindend, aber bei dem ewigen Ringen und Kreißen unvollendeter Werke gewissermaßen ein König ohne Land, mußte er äußerlich vor solchen zurückstehen, die er unter sich sah, die aber Geltung und Namen erworben hatten. Er litt auch unter dem Gefühl seiner Armut. In abgeschabten Kleidern, in denen doch jedes feinere Auge sofort den vornehmen Mann erkannte, trat er oft ohne Not hochfahrend auf, nur um das Mißverhältnis auszugleichen. Viele hielten ihn für adelsstolz, denn es konnte vorkommen, daß er von Bekannten, die ihn schlechtweg Marées anredeten, erzürnt die Titulatur Herr von Marées verlangte. Es war das nur eine der vielen oft recht wunderlichen Formen, unter denen er, wenn Entmutigung ihn beschleichen wollte, sich selbst in die Höhe riß; besonders in späteren Jahren, als der Abstand zwischen seinen Entwürfen und dem augenfälligen Vollbringen immer größer wurde, trat dieser für die Freundschaft so erschwerende Zug immer stärker hervor. Von Hause aus scheint er eher eine weiche Natur gewesen zu sein, die den Verkehr mit Menschen brauchte; auch während des Schaffens wollte er Anteil und Verständnis um sich fühlen. Es war eine seiner schönsten Zeiten, als er die berühmten Fresken in Neapel schuf und sich dabei der Gegenwart Hildebrands, der mitarbeitete, erfreuen konnte. Ein größerer, sich glücklicher ausgleichender Gegensatz läßt sich kaum denken als dieses Freundespaar: Marées stolz, streng, aus preußischer Soldatenfamilie — eine tragische Kleistnatur, wie ihn die überlebenden Freunde schildern —, vom Schicksal hart geprüft, aus tausend großen und kleinen Wunden des Lebens blutend und dazu im ewigen Konflikte mit sich selbst; Hildebrand von der glücklichsten Blutmischung, immer sachlich und harmlos, ein Kind der Natur, das den hochgestimmten Freund wohltätig am Erdboden festhielt. Er kam sich damals neben Marées bisweilen vor wie Sancho

Panſa neben dem Don Quixote. Wenn jener ihm ſeine Schmerzen klagte, ſo hörte er mit Erſtaunen zu und konnte ſich gar nicht denken, wovon eigentlich die Rede war. Und ſein Leichtnehmen machte, daß der andre gleichfalls leichter mit ſich fertig ward.

Seine römiſche Zeit war für Hildebrand die Zeit des Austobens. Das Leben hatte für den Jüngling etwas ſo Berauſchendes, daß er gar nicht aus der Feſtſtimmung kam. Bei Nacht in den ſchlecht beleuchteten Straßen ſpielte er den römiſchen Wegelagerer, ſtellte und erſchreckte die Vorübergehenden; auf dem Korſo fiel er den heranfahrenden Equipagen in die Zügel, und die ſchnaubenden Pferde mußten ſtehen, bis er durch ein Zeichen dem Kutſcher das Weiterfahren erlaubte. Seine zwei älteren und beſonneneren Freunde, Marées und Conrad Fiedler, pflegten ſich bei ſolchen Studentenſtreichen etwas verlegen abſeits zu halten, aber der Übermut des Wildlings und ſeine außerweltliche Naivität übten den tiefſten Zauber auf ſie, und beide konnten ihn gar nicht mehr entbehren. In Damengeſellſchaft nahmen ſie ihn niemals mit, ſei es, daß ſie ihn an eine ſtärkere Macht zu verlieren fürchteten, ſei es, daß ihnen ſeine unberechenbaren Einfälle nicht geheuer waren, aber ſie floſſen über von beredten Schilderungen des originellen Menſchenexemplars, das ihnen in den Weg gekommen war. Auch ſeiner ſpäteren Gattin wurde er damals nur aus ſcheuer Entfernung als ein Meerwunder gezeigt. In der Tat waren ſeine geſellſchaftlichen Begriffe ſehr eigentümlich. Eines Abends geſchah es am Wirtstiſch, daß einer der Anweſenden, ein ſchon älterer und geſchätzter Künſtler, der mit einem körperlichen Gebrechen behaftet war, von einem andern gehänſelt wurde, und darüber in ſo maßloſe Wut geriet, daß er ſich nicht anders zu helfen wußte, als indem er über den Tiſch hinüber ſeinem Widerſacher ins Geſicht ſpie. Alle ſaßen ſtarr, als man plötzlich den jungen Hildebrand mit dem Ausdruck höchſter ſachlicher Verwunderung rufen hörte: „So wird das gemacht?!“ Der junge Hurone, der dem älteren, ihm als gebildet bekannten Manne keine grobe Unſchicklichkeit zutraute, hielt dieſe Art, ſich Satisfaktion zu nehmen, für eine der vielen durch das Herkommen ſanktionierten, ihm aber unverſtändlichen Formen, in denen die Kulturmenſchheit ſich bewegt.

Bezeichnend war es für die Geiſtesrichtung des ganz mit den Augen lebenden jungen Künſtlers, daß er damals die Einnahme Roms aus der Nähe miterlebte, ohne von dem Herzklopfen Europas bei dem weltgeſchichtlichen Augenblick das geringſte zu verſpüren. Er ſah den Auszug der Franzoſen und den Einmarſch der italieniſchen Truppen, ergötzte ſich an den grotesken unmilitäriſchen Geſtalten des päpſtlichen Militärs und fragte niemals, was alle die Bewegungen zu bedeuten hätten. Dieſe Gleichgültigkeit gegen das Zeitgeſchehen, gegen die Erregungen und Begeiſterungen der Maſſe wurzelt tief in der Natur des Künſtlers, dem das Pathos verhaßt iſt; ſie hinderte ihn auch in der Jugend, Schillers Größe zu empfinden, wenn er ſich gleich ſpäterhin der Macht eines Werkes wie des „Wallenſtein“ nicht verſchließen konnte. Es mag dieſe Eigenheit mit des Vaters Flüchtlingsleben zuſammenhängen, die dem Sohn das Wurzelſchlagen im Volksboden verwehrte; auch iſt ja die Plaſtik eine iſolierende Kunſt. Doch ſcheitert an ſolchen Zügen im

letzten Grunde jedes Erklärenwollen: Michelangelo war ein leidenschaftlicher Politiker.

Als Hildebrand nach Berlin übersiedelte, duldete es auch Marées nicht mehr in Rom; mit Porträtaufträgen, die er unterdessen erhalten hatte, folgte er dem jungen Freunde nach Deutschland. Aber mit Marées reiste sein Dämon. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, daß er nichts auf Bestellung malen konnte; er, der so herrliche Porträts hinterlassen hat, wurde durch das Bewußtsein, sich verpflichtet zu haben, jedesmal nervös und unsicher. Davon gab er sich jedoch keine Rechenschaft, sondern suchte die Gründe des Mißerfolges in äußeren Umständen. In den Häusern, wo er malte, verlangte er die unmöglichsten Rücksichten: die realen Bedürfnisse der Bewohner, ihre Hausordnung, alles sollte dem zu schaffenden Bilde geopfert werden; alte Bäume mußten fallen, weil sie ihm zu viel Schatten gaben. Er malte und änderte und fing wieder von vorn an; oft glaubte er in jauchzender Siegesstimmung nur noch einen Schritt zur Vollendung zu haben, er sah das Bild schon in einer Galerie der Zukunft hängen, den Leonardos gleich geschätzt, und, was merkwürdiger war, die andern sahen es ebenso, — am nächsten Tage war alles wieder verdorben. Das Ende vom Liede war jedesmal, daß das Porträt mißlang, und daß der Künstler dem unglücklichen Original oder dessen Umgebung die Schuld beimaß.

Während Marées so mit seinem Dämon kämpfte, saß Adolf Hildebrand friedlich in einem Hinterhaus der Friedrichstraße in Berlin, wo er sich aus Latten und alten Türen selber ein Atelier zurechtgezimmert hatte, und arbeitete in der Stille weiter. Jeden Abend um fünf Uhr kamen aus dem ganzen Bezirk die Kinder groß und klein bei ihm im Hofraum zusammengeströmt, wo er eine Stunde lang mit ihnen spielte, tollte und Geschichten erzählte. Später zogen die beiden Freunde wieder zusammen nach Italien. In Florenz hatte Marées schon früher außerhalb der Porta Romana das schöne alte Kloster entdeckt und sogar eine Zeitlang bewohnt. Dort ließen sie sich zusammen nieder, und auch Fiedler nahm an dem gemeinsamen Haushalt teil. Da der schöne Sitz samt einem herrlichen podere gerade um lächerlich geringen Preis zu kaufen war, bat Hildebrand seinen Vater um die Summe und erhielt in dem Kaufschilling sein künftiges Erbteil vorausbezahlt. Fiedler, der über große Mittel verfügte und damals schon begonnen hatte, seine schützenden Hände über Marées zu halten, baute diesem ein Atelier im obersten Stockwerk, wo nun der Maler bei dem Bildhauer zur Miete wohnte. Marées aber, der sich als der Entdecker und geistige Besitzer des schönen Heimwesens fühlte, trat dort, die materiellen Verhältnisse nach seiner Art ignorierend, als der wirkliche Eigentümer auf. Der jüngere Freund mit seinem glücklichen Humor und dem freien, immer auf das Ganze eines Menschen gerichteten Blick ertrug gelassen diese Eigenheit und die wechselnden Stimmungen des Reizbaren. Erst als er sich um das Jahr 1875 zur Heirat anschickte, löste er das Zusammenleben mit Marées, das jetzt unhaltbar wurde, auf. Es war der schmerzlichste Strich durch Marées' Lebensrechnung. Auch Männerfreundschaften sind exklusiv; man weiß, welchen Riß die Heirat Rohdes in

Nietzsches Leben brachte. Marées zog nach Rom und umgab sich dort später mit einem Kreis verehrender jüngerer Freunde und Schüler, unter denen er wie ein König einhertrat. Aber ein Stachel blieb in seiner einsam gewordenen Seele zurück, den Hildebrand als der Glücklichere und nun doppelt glücklich Gewordene nicht mitempfand. Doch hatte zum Glück die Welt kein Interesse daran, sich verbitternd zwischen die beiden zu drängen; die bloße eingetretene Entfremdung ließ ihnen immer noch den Rückweg offen, und Hildebrand war stets der Meinung, daß sie sich noch einmal ganz zusammengefunden hätten, wäre nicht der Tod dazwischengetreten.

Ich kam zu spät, um Marées' Stern noch in Hildebrands Leben scheinen zu sehen, aber Marées selber habe ich 1885 in Rom bei einem Ausflug nach Frascati zwei Jahre vor seinem Tode noch kennen gelernt. Sein Äußeres dämmert mir nur in ganz vagen Umrissen: eine mittelgroße Gestalt mit sehr geraden Schultern, die Züge hart, die Augen aber weich. Im Benehmen hatte er bei aller Einfachheit etwas von der Ritterlichkeit der alten Schule, das er offenbar dem andren Geschlechte gegenüber zu betonen liebte. Sein Gespräch war mir wie ein Teil der Campagna, wie der weite Himmel und das ferne Meer, es blieb mir nur die Tonart haften, ohne daß ich etwas einzelnes davon nach Hause nahm. Bei einer späteren Begegnung aber hörte ich aus seinem Munde Bemerkungen über Shakespeare, wie sie nur ein Mensch mit tiefer schöpferischer Erfahrung machen kann. — Eigen berührte es mich damals, wie er sich leise tastend mit scheinbarer Gleichgültigkeit von mir über Hildebrands Gewohnheiten in Florenz berichten ließ, so wie ein Liebender nach der einst über alles Geliebten fragt und es doch nicht Wort haben will! Die beiden Freunde haben sich auch wirklich vor Marées' Tode in Rom noch einmal wiedergefunden und sich des Glückes ihrer Ebenbürtigkeit erfreut, die ein noch schönerer Lohn der Taten ist als selbst der Ruhm, wie es Goethe, der dabei seines Schiller gedacht haben mag, dem Achill so schön in den Mund legt:

> — mir ward auf Erden nichts Köstlichers jemals gegeben,
> Als wenn Ajax mir, der Telamonier, die Hand drückt,
> Abends nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe.

Nach Marées' Tod, als Hildebrand sich mit dem Entwurf zu seinem Denkstein auf dem Friedhof bei der Cestiuspyramide trug, sah er im Traum ein herrliches, ihm bis in alle Einzelheiten klares Brunnenbecken, mit dem er das Grab schmücken wollte. Wie schön hätte der Traumgedanke, der natürlich wegen des mangelnden Wassers nicht durchführbar war, den spendenden Urborn in Marées' Wesen ausgedrückt, der die nachlebenden Geschlechter tränkt. Um jene Zeit waren im Hildebrandschen Atelier und den anstoßenden Räumen die Bilder aus Marées' Nachlaß aufgehängt, die einen unvergeßlich tragischen Eindruck hinterließen: eine hohe, höchste Welt, die ein böser Dämon durcheinandergerüttelt hat; von der formensicheren Meisterhand Verzeichnungen, wie sie einem Kinde zustoßen würden, und die Oberfläche der Bilder meist uneben, hügelig, an geographische Reliefkarten erinnernd, lauter Folgen der Übermalungen, mit denen er jeden Tag aufs neue über ein angefangenes Bild

ging. Marées war wie ein Dichter, der während des Schaffens den Plan immer wieder umwirft, um stets mehr und Größeres von der Menge des innerlich Erlebten und Gesehenen hineinzubringen, bis der Faden, der alles zusammenhält, zerreißt. Technische Mißgriffe kamen hinzu. Er hatte sich bei den Fresken in Neapel so sehr an das flüssige Malen gewöhnt, daß er auch beim Atelierbild nicht darauf verzichten mochte. Wie er dort den Pinsel in Wasser getaucht hatte, das gleich von der Mauer verschluckt wird, tauchte er ihn jetzt in Firnis, der breit an der Leinwand niedertroff und zu dickem glänzendem Gewürm erstarrte: daher unvorbereitete Laienaugen an diesen Werken zunächst nur das Befremdliche wahrnahmen Wieviel wurde zu Anfang über die Maréesschen Bilder gelächelt oder die Nase gerümpft. Heute fällt das niemand mehr ein. In Schleißheim sieht man nur Andächtige, die sich traumumfangen dem Zauber hingeben. Die Mängel dieser Bilder sind längst als bekannt vorausgesetzt; nur noch ihr stiller Adel, ihr lächelnder, gehaltener Ernst spricht zu dem Beschauer, und als leise Tragik geht das Nichterreichte nebenher. Es ist die Welt des Schönen, die sich in unvergleichlicher Größe und Hoheit vor uns auftut. So einfach sie aus der uns täglich umgebenden Natur herausgeholt ist, scheint sie doch irgendwo über der Erde zu sein.

Heute ist Marées kein Verkannter mehr; der Triumph, den er oft in seinen hohen Glücksstunden vorausgenoß, den er aber später nach so viel Enttäuschung und Verbitterung nur noch theoretisch glaubte, weil nach seiner Überzeugung keine Kraft verloren gehen kann, dieser Triumph ist zur Wahrheit geworden. Die Jugend vor allem hat das Ewige in ihm erkannt, und täglich wächst die erst so kleine Schar derer, die in ihm den Wegweiser zu einer neu aufzufindenden großen Kunst erblicken. Nach der Jahrhundertausstellung in Berlin sagte Hildebrand: „Daß man ihn herbeschwören könnte, um mit Geisteraugen seinen Sieg zu sehen!“

Man kann nicht von Hans von Marées und Adolf Hildebrand sprechen, ohne dabei ihres Freundes und Förderers Conrad Fiedler zu gedenken, der neben den zwei Schaffenden wie die Verkörperung ihres künstlerischen Bewußtseins stand. Gemeinsame Freunde pflegten zu sagen, in der Trinität Marées-Hildebrand-Fiedler spiele der letztere die Rolle des heiligen Geistes. Fiedler besaß die merkwürdige und sehr seltene Eigenschaft, daß er, ohne selber schöpferisch angelegt zu sein, den schöpferischen Naturen auf dem Schaffensweg nachgehen konnte. Er hatte ein tiefes, rein natürliches Verhältnis zur bildenden Kunst, das ihm angeboren war, wie es sonst nur die Talente zu sein pflegen; er lebte wie die Künstler mit dem Auge. Schon Ende der sechziger Jahre hatte er in Rom den noch ganz unbekannten Marées entdeckt, das Außerordentliche seines Naturells und seiner Begabung erkannt. Nach Marées' Bruch mit Schack, an dem seine Existenz zu scheitern drohte, sprang Fiedler ein, nicht um ihn bloß der Not zu entreißen, sondern um ihm jene breite Grundlage des Daseins zu gewähren, die jenem zum Schaffenkönnen ein Bedürfnis war. Den Stachel der Armut sollte Marées fortan nicht mehr empfinden, und den der Abhängigkeit hat er nicht dafür eingetauscht. Die Hilfe wurde in gleich großem Sinne

gegeben und genommen. Keine triviale Dankbarkeit schlich sich in das Verhältnis ein, es zu beengen und unfruchtbar zu machen. Wie kein zweiter verstand es Fiedler, sich seiner Freunde „schonend zu erfreun". Indem er gab, schien er selbst der Empfangende zu sein, was er ja in höherem Sinne auch war, nur daß die Seelen, die in einem geistigen Gewinne dauernd das Äquivalent für materielle Leistungen sehen, unendlich seltener sind, als man denkt. In der Tugend der großen Mediceer, die schaffenden Künstler auch in ihren Wunderlichkeiten zu verstehen und ihren Launen mit Nachsicht zu begegnen, hat Conrad Fiedler das Höchste geleistet. Er teilte und trug Marées' hohen Glauben an sich selbst, richtete sich auf seine Ecken und Kanten ein, wie sehr seine eigene, fein organisierte Natur bisweilen darunter litt, und ertrug mit äußerster Selbstüberwindung des Freundes unberechenbare, herrische Stimmungen, um jede Möglichkeit eines Bruches zu vermeiden, durch den Marées' Lebensschiff zum zweiten Mal und hoffnungslos auf die Klippe geschleudert worden wäre. Die unbedenkliche Rücksichtslosigkeit des Künstlers gegen den hilfreichen Freund, so wenig erfreulich sie oft in ihren Äußerungen sein mochte, ehrt im Grund beide Teile. Denn nur dadurch, daß er nach seiner Art die materiellen Dinge als nicht-existent behandelte, und daß Fiedler ihn auf diesem Standpunkt bestärkte, blieb die innere Noblesse ihres Verhältnisses gewahrt. Fiedler tat aber mehr. Als er zuerst von allen das tragische Verhängnis erkannte, daß Marées' Ziel jenseits der ihm gesteckten Grenze lag, zeigte er ihm doch nie einen Schatten von Entmutigung und erhielt dem Leichtverletzlichen den Traum der nahen Vollendung.

Weit länger als Fiedler hielt der optimistische Hildebrand den Glauben fest, daß Marées das Land der Verheißung, das er mit Augen vor sich sah, auch wirklich betreten werde. Er trug sich noch mit der Absicht, ihm eine gemeinsame Arbeit vorzuschlagen, wobei Marées die malerische Ausgestaltung des Raumes, er selber die architektonische Umrahmung übernehmen sollte. Erst als er bei ihrem letzten Wiedersehen in Marées' Atelier dem Chaos gegenüberstand, sanken auch seiner Hoffnung die Flügel. In dieser letzten Lebenszeit, wo Marées sich immer tiefer ins Gestrüpp ohne Ausweg verstrickte und nur noch durch schroffe Selbstbekräftigung seine Illusionen gewaltsam festhielt, mußte Fiedler ihn mit immer größerer Vorsicht behandeln, und am Ende verzichtete er lieber ganz auf des Freundes Umgang, damit kein verstimmender Hauch jenem die fernere Annahme der materiellen Sicherung erschwere. Nach Marées' unerwartetem Tode sammelte er, was von seinen Werken zu retten war, und machte es durch die Stiftung nach Schleißheim der Öffentlichkeit zugänglich. Und schließlich setzte er dem Werk der Freundschaft die Krone auf, indem er durch Herausgabe der Marées-Mappe und durch eine schöne, weihevolle Monographie den Fernerstehenden dieses in seiner Trümmerhaftigkeit so große Leben vermittelte. Durch die Diskretion, mit der er in dieser Schrift sein eigenes Ich völlig auslöschte, die nahen Beziehungen und sein warmes Gefühl hinter einer reservierten unpersönlichen, nur von der tiefsten Überzeugung getragenen Ausdrucksweise verschleiernd, hat er dem eingeweihten Auge das edle Bild seines eigenen Wesens mitgezeichnet.

Hatte die Freundschaft Marées' für Fiedler ihre Dornen, so genoß er um so ungetrübter Hildebrands Glücksnatur. Als sie sich zu Ende der sechziger Jahre in Rom kennen lernten, soll das Wesen des Jünglings, der wie aus einem andern glücklicheren Gestirn heruntergefallen war, der Glanz, den seine hellen Augen auf alle Dinge warfen, für den gereiften, ruhigen Mann geradezu berauschend gewesen sein. Wenn sie zusammen auf Reisen gingen, wie nach Dalmatien und später nach Griechenland, war es Fiedlers schönstes Erlebnis, den jungen Freund erleben zu sehen, er gewann durch ihn neue stärkere Organe, die Welt aufzunehmen, denn Hildebrand hat die Gabe, daß er, wie der Pater Seraphicus die seligen Knaben, andre in sich nehmen und sie durch seine Augen die Gegend betrachten lassen kann.

Auch an dieses Künstlers Entwicklung hatte Fiedler seinen Teil, denn er war es, der ihm rechtzeitig unter die Arme griff, als Hildebrand nach seinem ersten jugendlichen Erfolge in Wien sich in die Einsamkeit zurückzog und alle Bestellungen abwies, die ihn in seinem ernsten Streben nicht fördern konnten. Damals trat Fiedler ein und sicherte ihm für einige Jahre die Existenz, wofür dann des Künstlers erste fertige Werke ihm gehörten. Seine Verehrung für Marées und Hildebrand, die zwei großen Alleinstehenden, hinderte ihn aber nicht, sich auch für Künstler zu interessieren, die auf völlig andern Bahnen gingen. Neben Feuerbach, Böcklin, Thoma förderte er durch Bilderkauf auch solche Talente, die mit dem Strome der Zeit schwammen, wenn er sie nur für wirkliche Talente erkannte. Dabei hatte er durchaus nicht das Sammlerinteresse, das nur Kunstwerke zusammentragen will, ihm kam es einzig darauf an, Leben zu wecken. Als Träger der höchsten Kultur besaß er natürlich einen ebenso feinen und vielseitigen literarischen Geschmack, aber sein eigenstes unmittelbarstes Verhältnis hatte er doch zur bildenden Kunst. Hier stieg er bis zu den Wurzeln nieder. Durch seine Nähe zu Marées und Hildebrand war es ihm möglich, den Werdeprozeß des Kunstwerkes gleichsam in sich selber mitzuerleben, und in seinen Schriften suchte er sich von diesem Vorgang Rechenschaft zu geben. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens trug er sich noch mit einem neuen Projekt: er wollte eine Geschichte der Laienirrtümer in der Auffassung der Kunst von Aristoteles (den er für den Urheber des Übels ansah) bis auf Winckelmann und unsre Tage schreiben. Es wäre eine sehr dankenswerte Arbeit gewesen, die früher oder später gemacht werden wird, und für die Fiedler mit seinem natürlichen Kunstorgan und seinem reichen Wissen gerade der rechte Mann war, aber sie kam nicht über wenige Aufzeichnungen hinaus. Es scheint, daß er die Lust verlor, als Hildebrand seine vielbesprochene Schrift über das Problem der Form veröffentlicht hatte und er an diesem Beispiel sah, wie glücklich der Autor ist, wenn er mit jedem Wort den festen sicheren Boden der eigenen Erfahrung tritt, statt mit lauter unrealen Größen hantieren zu müssen.

Wie Hildebrand für Fiedler ein immer sprudelnder Quell der Anregung und Verjüngung war, so fand jener in ihm seine Ergänzung nach der Seite des praktischen Lebens. Sie waren so verwachsen, daß der Künstler ihn als sein zweites Ich betrachtete, ihm ruhig die Erledigung von geschäftlichen Dingen

und allem andern, wofür er selber das Organ nicht hatte, überließ und gar keinen Wert darauf legte, sich solche für das Leben brauchbare Kenntnisse zu verschaffen, die Fiedler schon für ihn besaß. Die Büste, die er von ihm gemacht hat, gibt das ganze Wesen Fiedlers wieder. Ernst und gütig, aber zurückhaltend, mit einem Schleier von Resignation über Gesicht und Augen und mit dem Ausdruck seinen Lauschens; es ist ganz der Mann mit der vornehmen Gesinnung und dem gedämpften Wesen, der lieber andern zuhört, als selber laut wird und dennoch in jedem Augenblicke ganz genau weiß, wie er zu den Dingen steht. Obgleich er sehr heiter sein konnte und für jede Art von Witz und Humor Sinn hatte, blieb immer etwas Gehaltenes über ihm; es schien ihm versagt, aus sich selber herauszutreten; daher schätzte er ein impulsives, sinnenfrohes Temperament an andern doppelt hoch. Marées pflegte von ihm zu sagen, sein Talent sei der Charakter.

Als ich im Januar 1895 vor der Rückkehr nach Italien mit Fiedler, der auch mir ein treuer Freund geworden war, zum letztenmal im Englischen Garten in München spazieren ging, fiel mir eine Veränderung in seinem Äußeren auf, und beim Abschied hatte ich die plötzliche Gewißheit, daß dieser Mann am Ziel seines Lebens stehe. Ich teilte andern meinen Eindruck mit, ohne Glauben zu finden. Leider war er nur zu sehr begründet; denn Fiedler war leidend und verheimlichte es den Freunden, um sie nicht zu betrüben; dennoch schlich sich auch in Hildebrands immer heitere Seele eine dunkle Ahnung ein, doch ohne sein Bewußtsein zu erreichen. Kurz vor Fiedlers jähem Tode träumte er, daß ein fürchterlicher Kerl mit geschwungener Axt ins Zimmer stürze, um dem Freunde den Kopf zu spalten; er konnte im Traum noch dazwischen springen und ihn retten. Vierzehn Tage später tat Fiedler, wahrscheinlich infolge eines Schwindels oder plötzlichen Ausgleitens, jenen verhängnisvollen Sturz aus dem Fenster, und Hildebrand, der ihn soeben noch gesund verlassen hatte, fand ihn beim Zurückkommen tot, mit zerschmettertem Haupt, auf dem Pflaster, wie es der Traum, nur in einer Verkleidung, gedroht hatte. — Es ist ein dunkler Punkt in Hildebrands sonnigem Leben, daß er alle seine Jugendfreunde, einen nach dem andern, unzeitig sterben sehen mußte; in ihnen hat er dem Glück seine Schuld bezahlt. Doch die Anforderungen der Welt und ein reiches, alle Lücken ausfüllendes Familienleben bewahrten seinen Genius vor der Vereinsamung.

Welch eine Reihe vertrauter Schatten schwebt heran, wenn ich der Sonntagabende auf San Francesco gedenke. Da ist eine kurze, beleibte, aber immer von innerer Leidenschaft bewegte Gestalt, Hildebrands Jugendfreund und Lehrer, der feine englische Poet Charles Grant. Sein Gesicht ist kupferbraunrot, als ob Ätnafeuer durchschiene, Bart und Haare sind tiefschwarz, die dunklen Augen rollen und flammen. Ein Maréesches Doppelporträt, das durch die Jahrhundert-Ausstellung bekannt geworden ist, hat diese dunklen Züge neben dem hellen Gesichte Hildebrands festgehalten. Grants Vater hatte lange als Missionar in Afrika gelebt, und es sah aus, als ob etwas von der Glut der Sahara am Sohne hängen geblieben wäre, obwohl er in England zur Welt kam. Manche glaubten, er habe Negerblut in den

Adern. Der Leidenschaftlichkeit seines Naturells hielt das allerempfindsamste Zartgefühl die Wage, und ein Element von Humor, der sein ganzes Wesen umflutete, vermittelte die Widersprüche. Dabei war er ein glänzender Gesellschafter, bei dem Witz und Phantasie immerzu in hundert farbigen Lichtern spielten. Es wurde mir einmal erzählt, sein Vater habe seine Mutter zum ersten Male gesehen, als sie scheintot im Sarge lag, habe sich in sie verliebt und sie von der Bahre weg geheiratet — eine Geschichte, der man gerne Glauben schenkte, weil sie dem romantischen, glühenden und doch so zarten Gefühlsleben des Sohnes entsprach. Grant brachte das Unmögliche fertig, als protestantischer Predigersohn eine brünstige Hinneigung zum Katholizismus mit philosophischem Unglauben zu vereinigen. Er war ein feiner Kenner Shakespeares und Goethes, wie er überhaupt in der deutschen Literatur von ihren Anfängen an bis auf unsre Tage wie in der eigenen zu Hause war, und auch das Deutsche fließend und mit voller persönlicher Beherrschung sprach, nur daß unsre Artikel, die er als nebensächlich verachtete, ihm gerne ein Bein stellten. Seine tiefsten Instinkte aber zogen ihn zu Dante. Er sagte mir einmal, mit Shakespeare möchte er zusammensitzen und kneipen, Goethe aber würde er die Stiefel wichsen; in den großen Florentiner hätte er sich am liebsten hineingestürzt wie Empedokles in den Feuerberg, um darin zu vergehen. Seine eigene poetische Begabung war fein und originell, aber er konnte sich in einer höchst ungünstigen literarischen Epoche nicht völlig zu sich selber durchringen und noch weniger sich vor der Welt behaupten. Sein Trauerspiel aus der Brunhild-Sage (The Charm and the Curse) fand nur unter Freunden, deren er vor allem in der geistigen und gesellschaftlichen Elite Englands sehr überzeugte besaß, Beachtung, ebenso ein schlankes Bändchen Gedichte, in dem manch ergreifender Naturlaut überrascht. Er korrespondierte für deutsche und englische Zeitschriften, aber das Artikelschreiben war ihm eine Qual. Romantiker durch und durch, auch dem katholischen Zuge nach, und ganz in Sage und Volkslied heimisch, suchte er sich später in den Realismus hineinzuarbeiten und schrieb sehr gut beobachtete Geschichten aus Neapel und der Camorra, die ihm große Mühe machten, denn solche minutiöse Beobachtung lag von Hause aus gar nicht in ihm. Aber sein Inneres konnte sich in diesen Versuchen nicht lösen, wenn er sie noch so liebevoll wie ein kunstreiches Geschmeide ziselierte. Es sind feine Stücke darunter, wie das von dem Gassenjungen Pepiniello — allein in dieser Gattung übertrafen ihn andre, die dafür geboren waren. Hier lag der Angelpunkt seiner Lebenstragödie. Er drang mit dieser Konzession an den Zeitgeschmack erst recht nicht durch. Die Erzählungen wurden nur zum kleineren Teil in Zeitschriften gedruckt, der Rest vergilbte ihm in der Mappe, und erst Jahre nach seinem Tode konnte die unermüdliche Pietät einer edlen Freundin die Sammlung in London als Buch herausgeben. Hätte Grant jene Zeiten überdauert und seine Kraft sich erhalten, heute würde er in der Welt um vieles besser am Platze sein. Aber das Leben wurde zu schwer über ihm oder zu reizlos, er wendete sich am Ende ganz davon ab, und es war ein langsamer Selbstmord, von dem keine Freundeshand

ihn zurückhalten konnte, daß er im Glase Vergessenheit für ein verfehltes Schicksal suchte.

Merkwürdig war es, wie dieses liebeglühende Gemüt hassen konnte, und häufig ohne alle Not. Gewisse Antipathien, die ihn plötzlich befielen, übertrieb er sich alsdann so, daß er am Ende selber darüber lachen mußte. Überhaupt sah man ihn niemals schlechter Laune, wie sehr auch die Berührungen mit der Welt ihn reizten und quälten; immer behielt der Humor das letzte Wort. Eine Aversion, die bis zur Idiosynkrasie ging, hatte er gegen seine reisenden Landsmänninnen. Als ich einmal in großer Hitze mit ihm und Hildebrand von Florenz nach Seravezza fuhr, warfen an einer Zwischenstation zwei Engländerinnen begehrliche Blicke in unser fast leeres Coupé. Alsbald legte Grant sich breit ins Fenster, sein Gesicht glühte kupfern, seine Augen rollten und drohten. Da die zwei Unerschrockenen dennoch einstiegen, grollte er vor sich hin: „Oh, but I shall smoke all the time!“ — zündete auch wirklich Zigarre um Zigarre an und schnob Rauch und Feuer, bis er sie glücklich hinausgeärgert hatte. Als ich ihm seine Grausamkeit vorhielt, antwortete er, man müsse selber Engländer sein, um sich die harte, dürre, männische Seele vorzustellen, die in solch harten, dürren, männischen Leibern wohne. Überhaupt war er nach seinen Instinkten kein Engländer und freute sich, wenn diese gelegentlich eins ans Bein bekamen, wie ihn z. B. Heines Ausfälle gegen seine Landsleute höchlich belustigten.

Sehr ergötzlich war es, wenn zwischen den beiden Jugendfreunden der Born der Erinnerungen floß oder wenn einer auf Kosten des andern eine humoristische Geschichte zum besten gab. Eine der lustigsten fällt in ihre gemeinsame Berliner Zeit, wo Grant für eine englische Zeitung tätig war und häufig die Abende mit Hildebrand auf dessen Atelier verbrachte. Einstmals kam zwischen ihnen die Rede auf Spiritismus, der gerade die Öffentlichkeit beschäftigte; da knarrten bei einer zufälligen Bewegung Hildebrands Schuhe. — „Hörst du das?“ fragte Grant aufgeregt. Der andre wollte nichts gehört haben, brachte aber nach einer Weile das gleiche Geräusch absichtlich hervor. — „Hörst du wieder nichts?“ fragte Grant noch aufgeregter. — „Ja, jetzt hab ich's auch gehört,“ antwortete Hildebrand gelassen. Da begann Grant mit feierlicher Stimme zu beschwören:

„Bist du ein guter Geist, der aus diesem Tische zu uns spricht, so gib ein Zeichen, ob du in der üblichen Weise dich mit uns unterreden willst?“

Der Tisch klopfte nach Geisterbrauch und -herkommen sein Ja. Jetzt fragte Grant, der die Sache immer pathetischer nahm, den ungerufenen Gast um seinen Namen. „B—e—e—l—z—e—b—u—b!“ kam es langsam aus dem Tische. Das ging über Grants Erwarten, seine rasche Phantasie lief mit ihm davon, es wurde ihm höllenbrenzlich zumute, seine Augen starrten. Um keinen Preis wollte er in der Sitzung fortfahren. Aber Hildebrand, der bisher die größte Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hatte, erklärte, jetzt fange die Sache i h n zu interessieren an, und er bestand auf dem Fortgang der Unterredung. Es wurde beschlossen, daß e r die Rolle des Fragers übernehme, und nun stellte Hildebrand den unterbrochenen Zusammenhang mit

der Geisterwelt wieder her. Sogleich ließ Beelzebub sich vernehmen: „Du — wirst — ein — Verbrecher — werden.“ Dem armen Grant begannen sich die Haare zu sträuben, daher der Tisch, um den Schrecken zu dämpfen, hinzusetzte: „an — der — Kunst.“ Es half aber nichts; Grant war fassungslos über den furchtbaren Spruch, und auch als der Tisch noch weitere Schnörkel anhängte und mit einem langgezogenen „Pfui!“ schloß, brachte ihn das nicht zur Besinnung. — „Frage ihn, wen er meint, mich oder dich,“ flüsterte er außer sich. — „G — r — a — n — t!“ buchstabierte der höllische Gast. Entsetzt wollte der arme Poet davon stürzen, als ob ihn schon das böse Gewissen am Schopf hätte; der Freund hielt ihn fest, und damit kein Unheil entstehe, begann er die Mystifikation zu erklären. Aber Grant behauptete, ein solches Spiel sei materiell unmöglich; und Hildebrand mußte ihm endlich ganz genau vormachen, wie er zuerst aus dem Schuh, dann aus dem Tisch gesprochen hatte, bevor er Glauben fand. Es wurde Morgen, bis die Geisterkomödie zu Ende war, und man sich satt gelacht hatte. Charakteristisch war es für Grants goldenen Humor, daß er am Ende sagte: „Es ist mir lieb, das erlebt zu haben, jetzt weiß ich doch, wie es denen zumute ist, die wirklich glauben.“

Die zwei Freunde hatten ein breites, geistiges Grenzland, wo sie sich in gemeinsamen Instinkten begegneten, ihre eigentlichen inneren Welten aber waren grundverschieden. In Grants Dichternatur schlug das überfeurige Lebensgefühl, das nicht den Abfluß in die Produktion finden konnte, zuweilen in Selbstzerfleischung um, er dürstete nach Schmerzen, und in katholischen Kirchen riß es den Ungläubigen in spiritualistische Ekstasen. Solche Zustände hielt er vor dem sonnenhellen Auge seines Freundes geheim, er wußte, daß der Künstler, dessen Kraft sich in einen ununterbrochenen Strom des Schaffens ergoß, ihn nicht verstanden hätte. Mitunter nahm er ihm auch das resolute Ausschließen alles dessen, was außer seiner eigenen Natur liegt, ein wenig übel, und lebhaft erinnere ich mich, wie er einmal auf dem Heimweg von San Francesco, wo wir uns in ein gemeinsames Gefecht mit Hildebrand verwickelt hatten, diesem Gefühle Ausdruck gab, sich aber plötzlich mit den Worten unterbrach: „But he is the only man of genius I know.“ — Sehr schön definierte er mir auch einmal den Unterschied zwischen Hildebrands Wesen und dem Marées', den ich damals noch nicht kannte, indem er sagte: Hildebrand gebe ein immer gleich starkes, fast blendendes Licht von sich, Marées aber gehe in einem Halbdunkel und werfe nur dann und wann einen raschen Blitzschein über die Dinge, der wie eine Offenbarung wirke.

Von Grant führt eine natürliche Gedankenbrücke in das Hillebrandsche Haus hinüber, wo er wie auf San Francesco öfter als Logiergast weilte. Nach Karl Hillebrands frühem Hingang half er der Witwe beim Ordnen des Nachlasses und sah ihre englische Übersetzung von Schopenhauers „Vierfacher Wurzel“ mit ihr durch, eine Arbeit, die viel Mühe und Hingebung erforderte. Oft erzählte er von der fast unübersteiglichen Schwierigkeit, die rechten Worte zu finden, weil der englische Geist philosophischer Begriffsbildung widerstrebe, und daher die Sprache auch nicht auf solche eingerichtet sei. Die geistesstarke

Frau mit dem großen Herzen erfüllte die ersten Jahre ihrer Witwenschaft ganz mit dieser schweren Aufgabe, wie sie überhaupt eine Meisterin des Lebens war, die jede Stunde wertvoll und fruchtbringend zu erhalten wußte. Frau Jessy war Engländerin durch und durch, aber alles Deutsche am Herzen hegend, eine Frau von männlicher Sehweite und großem Weltblick und Weltverstand, der sich auf Männerart mehr mit den Dingen als mit den Menschen beschäftigte. Wunderbar war ihre Selbstbeherrschung. An der Leiche des über alles geliebten Gatten ließ sie sich keinen Augenblick gehen, sie reichte noch den erschütterten Freunden die gewohnte Tasse Tee, damit auch diese sich faßten. Und sie setzte es durch, keinen Riß in ihr Leben kommen zu lassen. Ihr Mann war ihr nicht tot, er durfte nicht tot sein. In dem Saale, wo er sonst neben ihr die Freunde empfangen hatte, stand jetzt das schöne von Hildebrand gefertigte Kästchen mit seiner Asche; von der Wand blickte sein ernstes Ölbild den Besucher an, und die Witwe sprach von ihm noch in der Präsenzform, als ob er jeden Augenblick hereintreten könnte. Das Verhältnis der kinderlosen Gatten, die erst in späten Jahren eine lange Lebensgemeinschaft durch die Ehe besiegeln konnten, war ein besonders schönes und edles gewesen. Auch wer mit Hillebrand keine tieferen Berührungspunkte hatte, mußte sich an der ritterlichen Aufmerksamkeit erfreuen, mit der er die ältere, frühe schon harthörige und schwer bewegliche, aber immer liebenswürdige und kindlich heitere Frau umgab.

Sie war ein übersichtlicher Geist wie ihr Gatte und lebte ganz in seinen Ideen weiter. Unter englischen, französischen, deutschen, italienischen Zeitungen und wertvollen literarischen Veröffentlichungen fand man sie beim five o'clock, die immer gesellige Frau mit dem unverwüstlichen Kindergesicht, das im Alter noch Perlenzähne besaß, umgeben von einem Kreis ansässiger oder durchreisender Freunde, mit denen sie sich durch das Hörrohr und in den letzten Jahren bei zunehmender Taubheit mit dem Bleistift unterhielt. Die Freundin Liszts und Bülows mit der eminenten musikalischen Begabung und Bildung, die so viel für das Musikleben in Florenz getan hatte, war gleichwohl keine künstlerische Natur, sondern gehörte eher zum Schlage der politischen Frauen, wenn sie das auch nicht auf größerem Felde betätigen konnte. Ihr Drang war ins Breite zu wirken, vielen viel zu sein. Immer hatte sie etwas zu schlichten, zu ordnen, zu vermitteln. Ihr war es selbstverständlich, daß ihr Leben nicht ihr allein noch ihrem nächsten Kreis gehören durfte, jeder in Not Befindliche oder der Förderung Bedürftige, jeder Betrübte, Einsame oder Freudlose hatte ein natürliches Anrecht an sie. Selbst ihre Musik sah sie nicht als Privateigentum an, sondern fühlte sich noch in ihren hohen Jahren verpflichtet, sich der Prüfung und Ausbildung unbemittelter Talente zu widmen. Das geschah aber alles so still und scheinlos, daß zu ihren Lebzeiten kaum jemals über diese Eigenschaften, die doch so einzig seltene sind, gesprochen wurde.

Dieser ernste Geist hatte besonders mit zunehmenden Jahren zuweilen das Bedürfnis im Spiele auszuruhen, und da sie nicht mit der Phantasie lebte, brauchte sie in solchen Stunden ein sichtbares Spielzeug. Die unzähligen Katzenbilder, mit denen sie sich umgab, sind allen Besuchern ihres Hauses in

Erinnerung. Bei einem Sommeraufenthalt in Meiningen erblickte sie einmal im Schaufenster eines großen Spielwarengeschäftes einen als Gigerl gekleideten Hasen, in den sie sich alsbald verliebte. Leider mußte sie hören, daß der Hase ein Modell und somit nicht verkäuflich sei. Ihre Gesellschafterin redete ihr vergeblich zu, sich nach einem Ersatze umzusehen, sie konnte vom Hasengigerl nicht lassen und ging täglich an dem Laden vorüber, ihn zu sehen. Vor ihrer Abreise schrieb sie einen scherzhaften Brief an den Inhaber des Geschäfts, der auf Ferien auswärts war, und schilderte ihm ihre unglückliche Leidenschaft, worauf dieser sofort Auftrag gab, der geistreichen Briefschreiberin den Gegenstand ihrer Gefühle zu überlassen. Voll Glück nahm sie das Spielzeug, in Seidenpapier gehüllt, mit sich ins Coupé, und als zu ihrer Durchfahrt in München Hildebrand am Bahnhof erschien, legte sie ihm als ersten Gruß den Hasengigerl in die Arme. Daß auch der Freund ihrem Liebling Anerkennung zollte, machte ihr den Besitz doppelt teuer, und mit strahlendem Gesicht erzählte sie mir in Florenz, wo alles dem Hasengigerl huldigen mußte: „Hildebrand allein hat mich ganz verstanden."

Frau Hillebrand war die letzte, die aus diesem glänzenden Kreise hinwegschied; sie starb im Frühjahr 1905. In ihren letzten Lebenstagen verlangte sie immer nach Hildebrand, dessen Ruhmesweg sie mit so großer Liebe durch dreißig und mehr Jahre begleitet hatte, aber wenn er erschien, so konnte sie bei ihrer Taubheit, und da zuletzt auch die andern Sinne gelitten hatten, seine Gegenwart nicht mehr deutlich wahrnehmen, und während er an ihrem Bette saß, verdämmerte sie leise.

Zwischen den zwei ruhmreichsten deutschen Künstlern in Florenz, Arnold Böcklin und Adolf Hildebrand, wollte sich nie ein näheres Verhältnis entwickeln. Immer blieb eine gewisse Fremdheit zwischen ihnen, die nicht gewollt, aber in beider Naturen begründet war. Keiner fand sich in der Welt des andern zurecht. Hildebrand hatte wohl an der prachtvollen Persönlichkeit des Schweizers seine helle Freude, aber er sagte mir einmal, er könne „nicht mit ihm denken". Böcklin seinerseits bedurfte, wie mir scheint, eines inneren Dämmerlichts, um darin zu weben; wußten ja doch häufig sogar seine nächsten Angehörigen nicht, wie er innerlich zu einer Sache stand. Hildebrands immerwährender strahlend heller Tag mochte ihm störend sein, und er mußte ihn abwehren. Auch war die Frische und Urwüchsigkeit seines eigenen Naturells kein Grund, daß er auf jedem Gebiete das frischeste und ursprünglichste geliebt und verstanden hätte; in der Poesie z. B. schätzte Böcklin den künstlichen Platen über alles, worüber mein Bruder Edgar, der ihm als Arzt und Freund so nahe stand, aber seinen literarischen Geschmack nicht teilte, manchen Strauß mit ihm ausfocht.

In der Kunst bewohnte jeder der beiden Künstler seine eigene abgeschlossene Insel. Hildebrand wußte mit der Böcklinschen Romantik nicht viel anzufangen, und Böcklin seinerseits scheint zu Hildebrands strenger monumentaler Kunst auch keinen rechten Zugang gehabt zu haben. Als bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstags der Maler dem Bildhauer zu seiner Büste saß, wurde unter den Bekannten eine bezeichnende kleine Anekdote kolportiert.

Hildebrand sollte während einer Sitzung dem Alten erzählt haben, daß es unter den jungen Münchner Künstlern, wenn sie sich gegenseitig in ihren Ateliers besuchten, Sitte sei, sich jeder Kritik zu enthalten, und vor einem neuen Bilde nur im Ton der Hochachtung „Donnerwetter!" zu sagen, zu welcher Mitteilung der schweigsame Böcklin gelächelt und selber am Schluß der Sitzung, als er die Büste betrachtete, nichts geäußert haben soll als „Donnerwetter!" Immerhin beweist dieses Geschichtchen, wenn es wahr ist, daß beide sich doch hinlänglich kannten und schätzten, um Spaß zu verstehen.

Seit den verklungenen Tagen von San Francesco ist Hildebrand ein Kulturfaktor ersten Ranges für Deutschland geworden. Er hat durch seine persönliche Macht und durch das Beispiel seiner Werke in München eine ganz neue Atmosphäre geschaffen; auch auf Gebieten, wo er nicht selber tätig sein kann, fühlt man die Wellen seiner Wirkung sich verbreiten, und es wäre wünschenswert, daß er seiner Nation im höchsten geistigsten Sinn ein „Erzieher" würde, der sie lehrte, wie er so oft seine Freunde gelehrt hat, daß nur das Einfache groß und nur das Naturgewachsene schön ist, und daß nicht vom schrankenlosen Ausleben des Individualismus, sondern vom Erstehen geschlossener künstlerischer Persönlichkeiten das Heil zu kommen hat. Aber seltsamerweise wird diese Macht, die so Großes zu wirken vermag, in ihrem Ursprung vielfach nicht mehr verstanden. Hildebrand heißt jetzt Professor, „Doktor gar", ja Doktor mehrerer Fakultäten, und was noch mehr ist, er hat ein Buch geschrieben, ein kleines Buch, worin er sich von dem Zustandekommen der Bildwirkung in der Plastik auf Grund seiner schöpferischen Erfahrung Rechnung gibt. Dieses zu Anfang vielumstrittene, halb-, miß- oder unverstandene Buch brachte mit der Zeit eine leise, aber stetig wachsende Revolution in der Anschauung der Kunst bei Künstlern und Laien hervor, wie es seine schönsten Werke allein nicht vermocht hätten; denn diesen Vorteil hat nun einmal das Wort vor allen andern Äußerungen des Geistes voraus, daß es am weitesten dringt und die kräftigste Wirkung übt. Zugleich aber gab es seinem Autor auf einmal für die Öffentlichkeit einen andern Stempel, ja, es brachte mit der Zeit in das Bild seiner Persönlichkeit für die Fernerstehenden eine Verzeichnung. Die theoretische Seite prägte sich dem Publikum als sein wesentlichstes, als die Hauptsache ein, sein Name verschmolz nicht sowohl mit dem Wittelsbacher Brunnen, der ungefähr gleichzeitig fertig wurde, als mit dem „Problem der Form". In der Phantasie der Vielen stand dieser Schöpfergenius nunmehr als der „Professor" da, der Prinzipien ausheckt, ein halb spaßhafter, halb ärgerlicher Anblick für die alten Freunde, die sich eher seine Verwandlung in einen Fluß- oder Flurgott hätten träumen lassen als diese.

„Wo eine Erkenntnis formuliert wird, ist immer ein Kampf vorangegangen, denn das, was einem leicht und selbstverständlich erscheint, spricht man nicht aus," sagte er mir einmal in bezug auf sein Buch, und nichts ist einleuchtender als das. Hildebrands angeborener stärkster Zug ist auf die

Wiedergabe des stummen Naturlauts in der Erscheinung gerichtet. Aus einer solchen Vorstellung, deren er innerlich zum Überfließen voll ist, entspringt jede seiner Figuren. — Wer dürstet nicht mit und fühlt sich zugleich mit gelabt, der seinen bronzenen Knaben so gierig trinken sieht! — Das Prinzipielle kommt erst später hinzu und zuweilen unter großen Wehen, denn es ist nicht das angeborene, sondern das erworbene. Er hat, wie er selber gesteht, lange gebraucht und manchen Fehler gemacht, bis ihm die Gesetze der Plastik aufgingen, wie er sie in dem „Problem der Form" niedergelegt hat. Anfangs nahm auch er die Figur als runden Gegenstand, bis er aus der Erfahrung die Erkenntnis der Reliefvorstellung gewann. Die Leser seines Büchleins aber hielten das Prinzipielle für das Primäre, für den Ausgangspunkt seines Schaffens. Ein wenig mag ja die Schreibart des Buches zu dem Mißverständnis beigetragen haben. Es war merkwürdig genug, wie die Schrift zustande kam. Mit der geringen literarischen Vorbereitung, die er von der Schule mitgebracht hatte, ohne zu fragen, ob ihm vielleicht schon von andern vorgearbeitet sei oder nicht, stürzte er sich in das Unternehmen, auf neuen Denkwegen, für die die Worte erst geschaffen werden mußten, sich einem gleichfalls unvorbereiteten Leser mitzuteilen. Dabei geschah es dann des öfteren, daß die Worte, die seine Begriffe am besten ausgedrückt hätten, schon von der Sprache zu anderm Gebrauch gestempelt waren und darum den Sinn trübten. So abstrakt das Buch sich liest, es ist eine erstaunliche Leidenschaft hineingegossen, und die Arbeit war wie das Ringen Jakobs mit dem Engel. Unter der allerkonzentriertesten Denktätigkeit schrieb der Autor oft zehn Stunden ununterbrochen fort, ohne Hunger und Durst zu fühlen, Worte schmiedend, verwerfend, seine Fülle immer straffer und straffer zusammenfassend. Er selber verglich es später einem haarscharfen Gehen auf steilstem Grat, wo jeder Schritt nach rechts oder links zum Sturze führe. Von Hauptsatz zu Hauptsatz, von Beweis zu Beweis eilt er unaufhaltsam fort, kaum jemals beim freundlichen Grün eines Beispiels Atem schöpfend, daß dem Leser Hören und Sehen vergeht und dem Autor selbst wohl später beim Wiederlesen etwas schwindlig werden mochte in der dünnen Ätherluft seiner Abstraktionen. Denn er, der als Künstler so viel für das Auge getan hat und auch beim Schreiben inwendig ganz voll von gesehenen Dingen ist, gibt nur den Niederschlag seiner Erfahrungen in der abstraktesten Form wieder, rasch, knapp, gedrängt, ohne dem Leser das erläuternde Konkrete zu gönnen, weil es ihm eilt, vom Schreibtisch wieder weg in seine Werkstatt zu kommen. Ihm freilich sind seine Abstraktionen nur die bequeme Abkürzung für unendliche Reihen sichtbarer Vorstellung. Der Leser aber, der die grünen Pfade seiner schöpferischen Erfahrung nicht mit ihm gewandelt ist, sondern sich die fertigen Resultate durch eine angestrengte Denktätigkeit aneignen muß, kommt leicht zu dem Schluß, daß sie auch durch pure Denktätigkeit gewonnen seien, und verwechselt sie gar mit der Theorie, die grau geboren ist! Der Künstler hatte vergessen, daß neben dem Kultus der Sache doch auch der Leser einige Rücksicht verlangt.

Wer in die geistigen Tiefen eines Menschen zu blicken wünscht, der versäume nicht, ihn nach seinen Träumen zu fragen. Hildebrand, der Plastiker, träumt als Poet. In Freundeskreisen ist sein Traum von den drei Schlüsseln berühmt geworden, der sich anhört wie die liebliche, symbolische-märchenhafte Erfindung eines Dichters. Ich habe kein Recht, ihn zu erzählen, er wäre auch zu lang zur Mitteilung. Ein andrer, kürzerer hat gleichfalls symbolischen Gehalt. Ihm träumte, er befand sich mit Albrecht Dürer und Gottvater zusammen, wobei er selber halb in Dürer, halb in eigener Person zugegen war. Dürer wies Gottvater, den ein langer Bart und wallende Gewänder umhüllten, sein jüngstes Werk, und der kleine Schöpfer sagte zu dem großen:

Ich mochte schier verzagen,
Vor großer Angst vergehn,
Als ich mit deinen Augen,
Herrgott, die Welt tat sehn.

Das innere Kleinwerden des Großen vor einem geahnten unendlich Größeren, aus dessen Augen ihm doch einmal zu blicken vergönnt ist, und die Einfalt der Sprache, die wirklich an die dem Träumer, wie er mir sagte, gar nicht erinnerlichen Dürerschen Knittelverse mahnt, das ist einer jener Einfälle des Traumgottes, die das Medium zum Dichter stempeln.

Seit der Künstler wieder dauernd in Deutschland lebt, tritt das poetische Element in seinen Werken erst mit seiner ganzen unwiderstehlichen Kraft und Freiheit hervor. In seinen neuen Brunnenschöpfungen verbinden sich Züge des deutschen Märchens mit der klassischen Formenklarheit zu einem Stimmungszauber, wie er sonst der Plastik nicht erreichbar schien. Wenn seine Jugendgebilde, als Individuen genommen, zuweilen in ihrer Naivität beinahe etwas tapsig erscheinen wollten, wie Adam im Paradiese, wenn man dann späterhin vielleicht ab und zu das Ringen mit dem Prinzip spürte, so gilt von jedem seiner neueren Werke das Dichterwort:

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

So von Werk zu Werk fortschreitend, sich immer erneuend und wachsend wie ein breiter Strom, der weithin Fülle spendet, gibt Adolf Hildebrand der Welt den seltenen, kaum je gesehenen Anblick des Genius, der glücklich ist. Möge er es lange bleiben!

Der König von Öland und die Kleine Königin.

Novellistische Skizze

von

August Strindberg[1]).

I.

Das eintönige dunkle Grün des Nachsommers hatte sich in die lebhaften Farben Rot und Gelb des Herbstes verwandelt, und man vermißte den vergangenen Sommer eigentlich nicht; und als sich die glühende Hochebene abkühlte, erwachten Menschen und Tiere zu neuem Leben auf dem einsamen stillen Öland.

Der Herr der Insel, Herzog Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, der schwedische Thronfolger, hatte zu Ehren seines Gastes, des Feldmarschalls Arvid Wittenberg, mit dem er zusammen im Felde gestanden, eine Jagd auf Hirsche und Wildschweine veranstaltet, und zwar im großen Stil, fast einer Schlacht gleich. Da die Äcker abgeerntet waren, konnten Treiber und Lanzenträger sich frei über die ganze Insel bewegen. Die Kanäle, die der Prinz hatte graben lassen, um das Moor zu entwässern, waren das einzige Hindernis; aber diese Schwierigkeit erhöhte nur die Spannung in dem sonst ungefährlichen Unternehmen.

Es war am Nachmittag, und die Jagd hatte seit Sonnenaufgang gedauert, als der Propst des östlich von Borgholm gelegenen Dorfes Köping im Vorbau seines Häuschens stand und seinen besten Rock bürstete.

Auf der Landstraße hinter dem Zaun hatte ein Fremdling sein Pferd angehalten und betrachtete die Aussicht mit einem Fernglas; aber wie er sich auch drehte, immer blieben seine Blicke auf dem unfertigen Schloßgebäude von Borgholm im Westen haften. Nord- und Westfront bildeten einen Winkelhaken, der nicht schön war, sondern eher einer Ruine als einem bewohnten Gebäude glich.

---

[1]) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Propst Jon, der den neugierigen Reisenden bemerkt hatte und sich gekränkt fühlte, daß er nicht grüßte, entschloß sich, das Gespräch zu eröffnen.

„Sucht Ihr den Pfarrer, Herr, so bin ich das, wenn ich auch hier in Hemdsärmeln stehe; aber die Zeiten sind schlecht, und ein Diener des Herrn muß seine Kleider selber bürsten, selber aufs Feld und in den Stall gehen; kaum am siebenten Tag, der ein Ruhetag ist, kommt er ins Haus des Herrn. Als noch der selige Bischof Johannes Rudbeckius lebte, da hatte man noch Aussichten; das war ein Mann, ein Prophet Elias, der das Beste der schwedischen Kirche wollte, und ich vergesse niemals, wie er sich weigerte, die Lebensmittelsteuer oder Accise zu bezahlen . . ."

Da nun die erste Frage in dem Wortschwall des redseligen Priesters ertrunken war, so konnte der Fremdling sie nicht beantworten, sondern fand sich statt dessen veranlaßt, zu fragen, ob die königliche Jagd weit entfernt sei.

„So weit entfernt ist sie nicht. Ich hörte eben die Jagdhörner auf dem Moor und die Knalle im Niederwald. Vielleicht ist der Herr eingeladen, aber zu spät gekommen? Die Sache ist die: Ich bin aufs Schloß befohlen zum Gastmahl, das bei Sonnenuntergang anfängt; darum putzte ich meinen Rock. Jetzt bin ich aber fertig, wenn der Herr eintreten und Platz nehmen wollen. Warum ich aufs Schloß befohlen bin, weiß ich nicht; wohl weil der Prinz und ich eine kleine Sache mit den Bauern hier haben. Karl Gustav ist ja ein überaus guter Herr, der allen wohl will; darum bebaut er, entwässert er und läßt eine steinerne Mauer bauen, damit die königlichen Hirsche nicht die Saat verderben. Das haben nicht alle Jagdherren hier auf der Insel getan, vielmehr war es den Bauern verboten, sich Hunde zu halten, und mit Todesstrafe mußten sie den Abschuß eines Stückes Hochwild bezahlen. Ich bin kein Adelhasser, im Gegenteil, aber Volk ist Volk, Vieh ist Vieh, und ein Unterschied muß sein . . ."

Der Fremdling war ein guter Zuhörer, und es schien ihm nichts daran gelegen zu sein, das Wort zu nehmen; der Priester dagegen genoß in vollen Zügen, seine Stimme zu hören, tadeln und klagen zu dürfen. Und als er sein Opfer innerhalb des Zaunes und im Vorbau hatte, ließ er seine Suada noch rückhaltloser ausströmen.

„Vielleicht ist der Herr ein Architekt, der am Schloß bauen soll, vielleicht der Baumeister Nikodemus Tessin selbst, der jetzt alles geraubte Geld in Schlösser verwandeln soll; hat der Herr gehört von all den Schlössern, die man im Reich errichten will? Das war ein Wikingerzug, dieser Dreißigjährige Krieg, und hatte nicht die Spur mit der Religion zu tun! Wallenstein hatte von Anfang an sowohl Katholiken wie Protestanten zu Obersten, und Gustav Adolf bildete sofort ein Regiment von den kaiserlichen Gefangenen nach der Eroberung von Frankfurt an der Oder, nicht zu sprechen von dem, was er nach Breitenfeld tat. Darüber sind wir klar geworden, und jetzt soll Tessin die Schlösser Drottningholm, Skokloster, Näsby, Sjö, Erichsberg bauen, außer den Palästen für den Reichskanzler Oxenstjerna in Stockholm und auf Tidö. Aber von der Religion wollte ich sprechen! Der Lehrer unsrer gnädigen Königin (haha!), der herrliche Johannes Mathiae, wurde angeklagt und ver-

folgt, wie Ihr Euch vielleicht erinnert, weil er alle christlichen Bekenntnisse zu versöhnen suchte; was ja der selige König Johann schon wollte, aber ohne damit Erfolg zu haben. Wir huldigen der heiligen Lehre der Versöhnung und sind die Unversöhnlichsten von allen! Und sobald einer auftritt mit einem Vorschlag, sich zu vereinigen, sofort wird er verfolgt! Ich hatte einen Studiengenossen, der hieß Arnold Messenius; sein Vater war Katholik und ..."

Der Fremdling war dem Wortschwall mit größter Spannung gefolgt, als er aber keinen Versuch machte, zu Worte zu kommen, wurde der Priester unruhig; und als beim Namen Messenius der Schweiger auf der Bank zusammenfuhr, erwachte Meister Jon zur Besinnung.

„Vielleicht sitze ich hier und spreche mich um meinen Kopf?" unterbrach er sich und machte eine Pause, so daß der andre sprechen mußte.

„Ich bin nur ein Bürger aus Kalmar und habe eine kleine Rechnung für den Prinzen; mir gegenüber könnt Ihr frei sprechen! Übrigens weiß ich wohl, wer die Messenius sind, Großvater, Vater und Sohn!"

„Scharfe Köpfe, was! Scharf wie Sensen, sitzen aber etwas unsicher auf den Schultern ... Wie gesagt, ich kannte Arnold; er wird vom Prinzen protegiert, war früher sein Kammerjunker oder Page ..."

„Wird er noch vom Prinzen protegiert?" fragte der Fremdling neugieriger, als er wollte.

„Das weiß ich nicht, aber Oberst Würtz, der beste Freund des Prinzen hier, steht im Briefwechsel mit dem alten Messenius ..."

„Nein, was Ihr sagt!""

Pastor Jon wurde bange und wollte sich zurückziehen, aber es war zu spät, denn jetzt fing der Fremdling zu fragen an.

„Habt Ihr gehört, daß die Königin die Regierung niederlegt?"

„Allerdings! Um so mehr als der Prinz heute so etwas wie einen Abschiedsschmaus gibt und damit seinen Regierungsantritt feiert ... Gott segne ihn, und alles Volk danke und lobe den Herrn, der dieser elenden Regierung ein Ende macht."

„Das ist wohl die allgemeine Meinung, Pastor Jon!"

„Ist sie das? Und ich glaubte hier wie ein Verräter zu sitzen ..."

„Herr Pastor, nachdem ich nun gehört, wer Ihr seid, und daß Ihr auf Seite des Prinzen steht, möchte ich Euch um einen großen Dienst bitten, der an sich sehr unbedeutend ist. Würdet Ihr in einem günstigen Augenblick, jedoch in tiefstem Geheimnis, dem Prinzen persönlich diesen Brief überreichen? Am besten noch heute abend!"

Pastor Jon empfing einen sehr großen Brief, wog ihn in der Hand, betrachtete die fünf roten Siegel und antwortete:

„Es kann ja nicht gefährlich sein, einen Brief zu überreichen, den man nicht geschrieben hat."

„Wie sollte das gefährlich sein? Damit ist mein Geschäft ausgerichtet, und ich kehre zur Fährstadt zurück. Ich danke Euch, Herr Pastor, daß Ihr mir ein unerträgliches Warten erspart habt ... Aber jetzt ist die Jagd aus. Lebt wohl!"

Es sah beinahe so aus, als ob der Fremdling fliehe, und das erregte Pastor Jons Mißtrauen; er eilte an die Gartenpforte, um den Unbekannten nach seinem Namen zu fragen. Der aber hatte sich schon aufs Pferd geschwungen und war nach Süden, der Fährstadt zu, gesprengt.

„Das war kein Bürger aus Kalmar," sagte sich Pastor Jon, als er durch die Pforte zurück ging. „Aber was geht's mich an?"

II.

Der Reichsrat, Kriegsrat und Belustigungsrat Lorenz von der Linde nahm nicht an der Jagd teil, sondern war auf dem Schloß geblieben, um das Fest anzuordnen, das besonders glänzend sein sollte, weil man's für das letzte hielt; denn das Gerücht von der Abdankung der Königin Christine hatte sich gehalten.

Der größte Saal im Erdgeschoß der westlichen Front war zum Gastmahl eingerichtet. Das Dach war mit Fichtenzweigen und herabhängenden Efeuranken umflochten, und in diesem Laubwerk waren Orangen, Granatäpfel, französische Birnen, Melonen und Weintrauben so befestigt, daß sie vom Tisch gepflückt werden konnten. Mitten auf dem Tisch lag ein ganzes Wildschwein, mit Blumen geschmückt und einen roten Apfel im Maul; auf den Tischenden zwei Pfauen mit ausgebreiteten Federn. Das Tafelgeschirr aus vergoldetem und versilbertem Kupfer war von dem reichen Bürgermeister in Kalmar geliehen, denn der Prinz war arm. Bei jedem Gedeck lag eine geladene Reiterpistole, die man zum Salut bei den Toasten auf den Thronfolger benutzen wollte. Übrigens war der ganze Saal in einen Wald von Buchen und Fichten verwandelt, und die Reihe von Zimmern, die sich in langer Flucht öffneten, glich einem einzigen Laubengang, in dem jede Tür eine Ehrenpforte bildete. Im Hintergrunde des Speisesaals war eine Grotte für die Musik und eine Estrade für Aufführungen und Gaukelspiel; außerdem verbarg das Laubwerk gewisse Zurüstungen, die für Überraschungen von mehr oder weniger grobkörniger Art bestimmt waren. Um die Glasscheiben zu schonen, waren alle Fenster herausgenommen, und gegen Feuersgefahr waren Spritzen und Eimer hier und dort aufgestellt.

Von der Linde, oder Lasse Lind, wie er genannt wurde, überschaute sein Werk, ordnete sein Heer von Dienern, prüfte die Maschinerien und ging auf den Burghof hinaus, als er die Jäger ankommen hörte.

Die Zugbrücke wurde herabgelassen und Salutschüsse von den Wällen gelöst.

Auf seinem schwarzen spanischen Hengst erschien Karl Gustav an der Spitze des glänzenden Zuges. Der kleine dunkle Mann mit dem dicken Körper hätte grotesk gewirkt, wenn er nicht so gut im Sattel gesessen und seinen Kopf so aufrecht getragen hätte.

Als zehn Schüsse gedonnert hatten, erhob der Prinz den Hut, um für die Honneurs zu danken; aber ein neues Zehnt Schüsse begann zu knallen und darauf noch einer. Es waren einundzwanzig Schüsse, die königliche Losung. Der Prinz lächelte und wandte sich an Arvid Wittenberg:

„Ich danke! Wenn's nur nicht falscher Alarm ist!"

Das Gefolge beantwortete den Salut mit Hoch-, Hurra- und Vivatrufen. Dann zog man über die Brücke.

Nach einer Weile saß die ganze Gesellschaft zu Tisch, nach Rang wohl geordnet; das hatte man im Westfälischen Frieden gelernt, dessen Verhandlungen sich das ganze erste Jahr um derartige Dinge drehten. Der Anblick war blendend, zumal die sinkende Sonne durch den Laubschmuck des Saales hereinbrach.

Karl Gustav war heiter, huldvoll, würdig und hielt sich schon für den König; all das Bekümmerte, Gedrückte, das eine lange Wartezeit in Ungewißheit auf sein häßliches Gesicht gelegt hatte, war wie fortgeblasen; seine Gestalt richtete sich auf und schien höher als gewöhnlich zu sein, vielleicht auch weil er auf einem Lederkissen saß. Seine Tischnachbarn Arvid Wittenberg und Christoph Horn empfingen dann und wann kleine vertrauliche Mitteilungen, hörten einen Zukunftsplan, eine Ernennung, während die ersten Gerichte serviert wurden.

Noch war es andachtsvoll und halblaut. Dann aber sollte der erste Becher auf den Thronfolger geleert werden. Wittenberg brachte ihn aus; er schloß mit einem „Es lebe der Regent!" worauf alle Pistolen unter Paukenschlag abgeschossen wurden. Der Saal füllte sich mit Rauch, was aber nur ein süßer Geruch für die Krieger war. Auf einmal wurde hinter dem Laubwerk ein Kanonenschuß abgebrannt, daß das Laubwerk vom Rückstoß raschelte. Das war die erste Überraschung, und sie wurde mit wilden Hurrarufen beantwortet.

Jetzt begann das eigentliche Gastmahl; kurze Toaste wurden ausgebracht mit einzelnen Ausrufen:

„Wittstock!"

Und geantwortet wurde:

„Jüterbogk! Jankowitz! Leipzig! Wolfenbüttel!"

Es war nur ein Name dieser Art nötig, um die Erinnerungen der Krieger zu wecken, und man genoß vergangene Siege aufs neue.

Man hatte eine Stunde gegessen und getrunken, als sich die Flügeltüren öffneten: in den Saal ritt ein Trupp Indianer vom Delawarestamm aus Neu-Schweden. Der Häuptling sprach dem Regenten seine Huldigung aus, verteilte darauf an alle Anwesenden Friedenspfeifen und erlegte Tribut in dem schwärzesten Kentuckytabak. Und von neuem füllte sich der Saal mit Rauch.

Jetzt spielte die unsichtbare Musik, die etwas rohe Stimmung legte sich, und die Menschen wurden milder gesinnt.

Ganz unten am Tisch saß Pastor Jon; etwas gedrückt, übersehen. Lärm und Rauch hatten ihn betäubt, und obwohl er vorsichtig trank, konnte er sich dem Einfluß des Rausches der andern nicht entziehen. Tischmanieren hatte er auch nicht, die Ehre stieg ihm zu Kopf, und er glaubte zu platzen, wenn er seinen Gefühlen nicht Luft machte. Als daher die Musik aufhörte und ein Schweigen folgte, erhob er sich erst und schwang sein Glas; dann stieg er auf den Stuhl und sprach:

„Gnädige, geehrte Herren, verzeihet dem Geringsten an diesem glänzenden Tisch, wenn er auf seinen Knien (dabei fiel er auf die Knie) ein einfältiges, aber aufrichtiges Gott segne den König! auszubringen wagt."

Damit war aller Geheimnis verraten; die einfachen Worte wirkten wie ein neuer Kanonenschuß, und die Jubelrufe wollten kein Ende nehmen.

Karl Gustav aber, der die Unbeständigkeit aller Dinge und besonders der Königin Christine kannte, wurde etwas verzagt bei der vorzeitigen Huldigung, ließ durch eine Trompete ums Wort bitten und erwiderte dem kühnen Priester:

„Meister Jon, ich danke für deine wohlgemeinte Suada! Wir haben zusammen Gräben gezogen und Kies gefahren, aber sicher ist's jedenfalls nicht, daß wir unsre Moorkulturen beendigt haben. Sehen wir darum, was der morgende Tag uns beschert, und während wir darauf warten, darfst du her zu mir kommen und mit mir trinken. Aber zeig, daß du nüchtern bist und auf den Beinen stehen kannst; den Kniefall kannst du lassen, bis ich einen Thron habe."

Meister Jon trat an den Prinzen heran und tat ihm ehrerbietigst Bescheid. Die Gelegenheit für günstig haltend, entledigte er sich seines Auftrags, so plump wie er nur konnte. Sich vorneigend, flüsterte er:

„Ich habe einen Brief!"

„Hast du einen Brief? Ich habe viele uneröffnet liegen für morgen, denn heute will ich mit meinen Freunden der Ruhe und Freude genießen."

Aber der Priester holte doch seinen Brief hervor.

„Ich sollte ihn persönlich überreichen."

„Gib her und geh wieder an deinen Platz!"

Der Prinz nahm den großen Brief, warf einen Blick darauf und übergab ihn seinem Vertrauten, dem Oberst Würtz.

„Verwahr den bis morgen!"

Das Schmausen begann von neuem. Und dann tanzte eine Gruppe schwarzer Menschen aus Cabo Corso herein, der neuen Besitzung Schwedens auf der afrikanischen Küste. Gleichzeitig war hinter dem Laubwerk ein Chor singender Kanarienvögel zu hören, die das Geplätscher von Springbrunnen begleitete. Das Laubwerk des Daches beugte sich hernieder, und die Früchte fielen von ihren Zweigen. Das war eine große Überraschung von höchster Wirkung.

Die Mohren tanzten und verschwanden schließlich durch eine Luke im Boden, aus der dann Feuer in die Höhe schlug. Im Nu stand der ganze Saal in Brand; der rötete Feuerschein durchbrach den Wald, und die Unerfahrenen riefen „Feuer!"

Mit solchem Scherz und Ulk verging der Abend, gegen Nacht aber wurde das Trinkgelage in den Garten verlegt. Dann kam das Feuerwerk, Überfall von Feinden, Seeschlacht in den Wallgräben und noch mehr dergleichen, bis die Sonne aufging.

Paul Würtz hatte dem Prinzen mehrere Male ins Ohr geflüstert: „Denkt an den morgenden Tag!" Aber vergebens. Jetzt, als man neue Tollheiten

plante, langte ein Kurier von Stockholm an, und damit war das Signal zum Aufbruch gegeben. Das Fest wurde abgeblasen, die Gäste nahmen Abschied und zogen in die Stadt, wo sie beherbergt wurden, denn auf dem Schlosse war kein Platz.

Der Prinz faßte Würtz unter den Arm und ging mit ihm in den Garten hinunter, wo er an einem Teich ein mit einem Lusthaus vereinigtes Badehaus besaß.

„Jetzt, Paul, schlafe ich drei Stunden. Du sorgst, daß man leise im Schloß ist. Wenn ich erwache, nehme ich ein kaltes Bad. Und dann öffnen wir die Brieftaschen. Den Kurier traktierst du, und dann wird er ausgefragt."

Das Lusthaus war kühl und mit einem Bett versehen, auf das sich der Prinz warf, nachdem er den Rock an Hals und Brust aufgeknöpft hatte.

Würtz ließ die Gardinen herab, schloß die Tür und entfernte sich, als er den Prinzen schnarchen hörte; er kehrte zum Schloß zurück, wo er Ruhe gebot.

III.

Der Prinz war erwacht und hatte gebadet; saß jetzt oben in der Laterne des Lusthauses, einem offenen Turm, wo er vor Lauschern sicher war. Dort war Tinte und Feder, und jetzt wurden in Anwesenheit des Freundes Würtz die Taschen geöffnet. Lorenz von der Linde wurde in diesen Dingen nicht mit ins Vertrauen gezogen, wohl aber in andern, besonders in Frauenzimmergeschichten.

Der Prinz las eine Weile leise mit großer Beherrschung, denn drei Stunden Schlaf und ein kaltes Bad hatten jede Spur von den Strapazen der Nacht getilgt.

Dann warf er den ersten Brief auf den Tisch.

„Die Königin hat die Regierung wieder übernommen! Also muß ich wieder Gräben ziehen!"

„Habt Ihr etwas andres erwartet?"

„Eigentlich nicht von einer solchen Närrin."

Der zweite Brief wurde geöffnet, gelesen und auf den Boden geworfen.

„Pfui Teufel!"

„Was ist das?"

„Ein spanischer Jesuit Pimentelli haust unter der Wohnung der Königin, besucht sie zur Nachtzeit; Klaus Tott soll Herzog werden und Thronfolger, falls ich ohne männliche Nachkommen sterbe; Steinberg ist noch immer Günstling und Bourdelot auch. Das sind vier auf einmal, nachdem Magnus de la Gardie in Ungnade geraten ist. Und dieses Weib habe ich geliebt!"

„Das hat Eure Freunde auch in Erstaunen versetzt; aber ein Fürst kann ja niemals die Wahrheit erfahren, wenn man unter Wahrheit das wirkliche Verhältnis versteht . . ."

„Du hast recht! Aber jetzt frage ich dich auf Ehre und Gewissen, Paul Würtz, was glaubst du von Christines achtjährigem Verhältnis zu de la Gardie?"

„Das ist ja eine Frage, auf die man nie antwortet."

„Das weiß ich, aber du mußt einmal eine Ausnahme machen."

Würtz antwortete nicht.

„Dann frage ich weiter. Ist dir das Gerücht bekannt, daß Christine mit Magnus zwei Kinder gehabt hat, zwei Töchter: Maria und Christine? — Ich sehe dir an, daß du's gehört hast; ob du's glaubst, ist eine andre Frage. Indessen stimmt dies Gerücht sowohl zu den zwei Krankheiten der Königin wie den beiden ausländischen Reisen de la Gardies. — Nun, ich beglückwünsche mich zu dem Korb, den ich bekommen habe: es lag eine Krone darin! — Gehen wir weiter!"

Der dritte Brief wurde gelesen, aber nicht auf die Erde geworfen, denn der Prinz sprang vom Stuhl auf.

„Jetzt ist das Reich verloren! Sie treibt Privatpolitik, ohne den Rat zu hören! Sucht Krieg mit Dänemark und Polen, läßt sich von spanischen Jesuiten zum Bündnis gegen Frankreich locken! Schlafkammerpolitik, Kinderstubenpolitik! Wir sind verloren, wenn wir ruhig zusehen, wie das Reich untergeht! Und dieser Haushalt! Sieh diese Liste, wie sie die Güter der Krone fortschenkt, das eine nach dem andern! Und sie leiht Geld von allen Menschen, sogar von Gesandten. Aber hier folgt ein Kodizill: die Königin verlangt von mir, daß ich Ekolsund für Klaus Tott kaufe! Welch grenzenloser Zynismus, Braut meiner Jugend! Und ich habe es vor nicht lange für de la Gardie gekauft. Und zwar als eine Abzahlung auf die Krone von Schweden! — Was steht noch hier? Schneider Holm, der Günstling, soll zu Lejoncrona geadelt werden, weil die Königin ihm viel Geld schuldig ist. Das ist ja ein schmutziges Weib! Bald bezahlt sie ihre Liebhaber, bald nimmt sie bezahlt! Der Schneider Holm Nebenbuhler, Gläubiger! Weißt du was? Wenn's einen Mann gäbe und zehntausend Schwerter . . . So geht's nicht weiter! Wie kann sie noch auf dem Thron sitzen?"

„Weil sie eine Wasa ist und Ihr Pfalz seid. Weil die Herren regieren können unter einem sorglosen Weib, aber nicht unter einem kraftvollen Mann!"

„Wenn sie sich mit Tott, den sie liebt, verheiratet! Dann töten sie mich natürlich. Es gibt auch solche Gerüchte, aber ich glaube nicht daran. Hast du die Giftgeschichten gehört?"

„Ja, ich habe sie gehört. — Ist die Tasche jetzt leer?"

„Jetzt ist sie leer! War es nicht genug?"

„Dann haben wir Meister Jons Brief noch."

Würtz holte das ihm anvertraute Paket mit den fünf Siegeln hervor; aber er überreichte es auf eine Art, als ahne oder wisse er den Inhalt. Karl Gustav fixierte ihn, da seine Gebärde eine gewisse Furcht verriet, ganz als habe er Rattenkuchen serviert. Der Oberst stand auch auf und stellte sich an ein Fenster, als wolle er den erwarteten Schauer auf den Rücken nehmen.

Der Prinz las; das Papier raschelte und knisterte; bei einem Schlag auf den Tisch drehte sich Würtz um und sah, daß der Prinz weiß im Gesicht war und blutrote Augen hatte.

„Jetzt ist's reif! Und schlage ich nicht den ersten Schlag, so schlagen sie ihn! Lies diese anonyme Schrift, Würtz; lies sie!"

Der Oberst las lange und genau; darauf gab er das Papier zurück. Der Prinz hatte ihn beobachtet und legte nun los:

„Du hast den Inhalt gekannt?"

„Ja und nein! Der Inhalt ist ja ungefähr unser Gespräch."

„Ja! Aber hier steht eine direkte Aufforderung an mich, das Vaterland zu retten. Wer hat das geschrieben?"

„Messenius, der Vater! Das ist seine Art, auszusprechen, was alle murmeln."

„Wenn aber der Sohn dabei ist, so bin ich bereits verurteilt, denn Arnold ist mein Schützling. Will man mich an den Abgrund zwingen? Ich dulde keinen Zwang! Aber was tun wir jetzt?"

„Wir schlafen, bis die Sonne morgen aufgeht; kommt Tag, kommt Rat!"

„Oxenstjerna, Gustav Horn, Magnus de la Gardie sind schuld, daß ich, der Thronfolger, nicht an der Regierung teilnehmen darf, sondern hier wie ein Bauer hausen muß! Und der Messenius deutet auf Cromwell und fordert mich auf, die Königin und ihre Räte zu töten ... Nein, Paul, schlafen kann ich nicht, aber ich will in den Wald gehen und Meister Jon aufsuchen; der weiß mehr, als er sagen will ... Also wir trennen uns und treffen uns beim Abendbrot. Kein Pferd! Ich gehe zu Fuß. Die Briefe verbrennst du, alle, außer dem letzten; man kann nie wissen! — Leb wohl so lange!"

Bei Anbruch des Abends wartete Oberst Würtz auf die Rückkehr des Prinzen, indem er durch die große Pforte ein- und ausging. Der Burghof sah wie ein Warenmagazin aus, da man den Eßsaal aufgeräumt und alles Gerümpel hinausgetragen hatte. Halbbekleidete Rothäute und geschwärzte Burschen trugen Dekorationen und Transparente hinaus, die bei Tageslicht erbärmlich aussahen. Ein großer Triangel aus Holz mit einem Heer von Flaschen, an denen die Korke hingen, zog sich durch sein seltsames Aussehen des Obersten Aufmerksamkeit zu.

„Was ist das?" fragte er.

„Das sind die Kanarienvögel."

Er mußte lächeln.

„Gloria mundi! Eine Flasche und ein Kork machen einen Kanarienvogel!"

Lorenz von der Linde zeigte sich jetzt, verschlafen und rotäugig.

„Auf wen wartet Ihr, Würtz?"

„Auf den Prinzen."

„Er ist oben in seiner Turmkammer, eingeschlossen."

„Wann ist er nach Haus gekommen?"

„Vor einer Stunde."

Der Oberst war bestürzt, eilte aber sofort den nordwestlichen Gang hinauf und klopfte an die Tür des Prinzen. Da keine Antwort erfolgte, öffnete er die Tür, die nicht verschlossen war.

Auf einem Feldbett lag der Prinz, mit einem feuchten Handtuch um die Stirn.

„Es ist aus!“ seufzte der Prinz.

„Was?“

„Alles!“

Der Prinz erhob sich, stand auf und fiel wieder am Schreibtisch nieder.

„Ich habe die Schrift an die Königin geschickt mit einem Brief, in dem ich meinem Abscheu gegen den Verfasser Ausdruck gebe und der Regentin meine unerschütterliche Treue versichere. Einen andern Ausweg gab's nicht, denn Meister Jon vermutete, daß Abschriften vorhanden seien.“

„Das war wohl das Klügste.“

„Das Einzige! Jetzt muß ich mich mit Brita Allers verheiraten und das Feld bebauen. Sag Lasse, daß er für heute abend ein Trinkgelage anordnet; laß die Musik bleiben, dann trinken wir Begräbnisbier auf die Krone!“

„Und das alles wegen eines närrischen Weibes!“

„Hüte deinen Kopf!“

Der Oberst ging. Unten schrieb er zwei Reihen und sandte einen Kurier an Messenius, den Vater. Es war eine Warnung.

IV.

Der Prozeß gegen Messenius Vater und Messenius Sohn war zu Ende. Der Sohn hatte geschrieben, was er den Vater und andre schwatzen hörte. Vater und Sohn wurden hingerichtet. Danach trat eine gewisse Ruhe ein. Christine saß auf dem Thron und Karl Gustav auf Öland.

Einige Jahre waren vergangen, als Christine eines Nachmittags im Schloß Ulrichstal bei Stockholm, das sie von Magnus de la Gardie geliehen, Gesellschaft hatte.

Unten auf der Terrasse am See saß sie in Amazonentracht, jedoch mit einem Fächer spielend. Neben ihr stand der Reichsarchivar Stiernhjelm, der Bergmannssohn, der sich jetzt als Hofmann versuchte und Schauspiele zu den Festen der Königin dichtete. Er hatte eben „Parnassus triumphans“ aufgeführt, der aber durchgefallen war, da niemand die mythologischen Allegorien verstand. Man beriet nun über ein neues Stück, und die Königin dachte an eine griechische Tragödie.

Stiernhjelm war stolz, unzugänglich und abweisend gegen die Königin, denn er war ein verheirateter Mann, Familienvater, der für die Seinen zu sorgen hatte, und er liebte die königliche Beschützerin nicht, die alle hervorragenden Männer zu ihren Füßen sehen wollte. Das reizte die Königin, und da sie gewohnt war, selber zuerst entgegenzukommen, versuchte sie alles, um den gelehrtesten Mann und größten lebenden Dichter Schwedens in Flammen zu setzen. Der Bergmannssohn aber wandte sich ab und blickte nach den Hofleuten unten auf der Landungsbrücke.

„Wenn wir bei Hippolytos stehen bleiben, Stiernhjelm“, fuhr die Königin fort, „so spiele ich Artemis.“

Es war eine bekannte Koketterie von Christine, die Herren durch Euripides, den Frauenhasser, zu gewinnen. Sie erklärte selber, sie verachte die Frauen, liebe aber die Männer, am meisten, weil sie keine Frauen seien. Stiernhjelm kannte diese Koketterie, war schnell mit der Antwort fertig, fürchtete jedoch seine ungeschliffene Zunge; hielt im letzten Augenblick die Antwort zurück und stand da, stumm und sich auf die Lippen beißend, aber den Schelm im Auge. Auch erschien er langweilig und dumm in Gegenwart des Hofes, während er in seinen Kreisen blitzte und sprühte.

Aber geantwortet mußte werden, und der Archivar änderte eine spitze Antwort, die ihm auf der Zunge lag, in eine mehr höfische:

„Glauben Majestät, daß die Herren hier am Hof misogyn genug sind, daß wir einen Euripides wagen können?"

„Wenn Ihr ihn übersetzt, wagen wir alles."

„Das ist ja artig gesagt, wer aber soll Hippolytos spielen?"

„Graf Tott."

„Ich frage mich, ob der Graf mit vollem Herzen eine Antwort wie diese aussprechen kann: ‚Ein Gott, der nachts gefeiert wird, gefällt mir nicht!'"

„Warum nicht? Venus charakterisiert ja im Stück den Hippolytos so: ‚Hippolytos behauptet, ich, Venus, sei die schlimmste unter allen Gottheiten; deshalb geht er keine Ehe ein.'"

Stiernhjelm faßte sich in den Kinnbart, lächelte und wollte eine köstliche Antwort abbrennen, die leicht zu erraten war; besann sich aber, so daß das Lächeln, das die Antwort begleiten sollte, allein in seinem Gesicht hing, wie ein dummes unverständiges Grinsen. Und das reizte mehr, als eine naive Grobheit getan hätte. Die Königin zeigte Müdigkeit und warf ihre Blicke nach der Brücke hinunter. Dort standen in einzelnen Gruppen Tott, Steinberg, Pimentelli, dieser allein, und ganz hinten der Hofintendant Lejoncrona, früher Schneider Holm.

Stiernhjelm merkte, daß die Sonnenfinsternis in Anzug sei, und da er nicht bereit war, ihr zu begegnen, beschloß er sie aufzuschieben.

„Was meinen Majestät, wenn wir selber ein Schauspiel machten, mit Königin Elisabeth als Heldin?"

An einem schnellen Blick Christines war zu merken, daß er einen Bock geschossen. Sie liebte es nämlich nicht, daß man andre Frauen lobte, weil sie die größte sein wollte, die gelebt. Darum antwortete sie:

„Elisabeth von England war keine Regentin! Ihre ganze Geschichte besteht nur aus Liebeshändeln; und ich habe eben von Whitelock die wirkliche Ursache ihres Hasses gegen Maria Stuart gehört. Ihr seid Historiker und sollt sie erfahren, wenn Ihr sie noch nicht kennt."

„Nein, Majestät, ich weiß wohl, daß Elisabeth nicht die englische Flotte gegen die Armada befehligte; aber von ihren Liebesgeschichten weiß ich nichts."

„Maria Stuart schrieb einen Brief an Elisabeth und erzählte alles, was Gräfin Shrewsbury ihr geklatscht hatte. So soll Elisabeth, die jungfräuliche Königin, zuerst einem gewissen Earl das Eheversprechen gegeben, sich aber mit seiner Liebe begnügt haben. Und sie soll ebenso entgegenkommend gegen

den französischen Gesandten Simier wie den Herzog von Anjou gewesen sein. Ferner soll Hatton seinen Ekel über ihre maßlosen Forderungen gezeigt haben! Und dieses geizige Weib war verschwenderisch, wenn's sich darum handelte, Liebe zu bezahlen, denn . . . sie war nicht geschaffen wie andre Frauen . . . Maria war unvorsichtig genug, das alles zu erwähnen. Wir Frauen sind sehr verschwiegen über die Liebeshändel andrer Frauen, bis der Haß oder die Eifersucht mitspricht. Aber ich habe keine Veranlassung, die Angaben der Gräfin zu bezweifeln."

Stiernhjelm sah noch dümmer aus, denn er war sprachlos über die Offenherzigkeit der Königin. Er wußte nicht, ob er recht gehört habe, als sie ein für sie so gefährliches Thema anschlug. Aber er mußte sie und sich vor dem unheimlichen Schweigen retten, das folgte, als die Königin errötend erwachte und sich von sich selber bloßgestellt sah.

„Dann lassen wir Elisabeth, da sie so ist. Die Ehe ist vielleicht nicht so lieblich, daß sie für eine poetische Behandlung taugt . . ."

„Ihr schreibt ja grade etwas Lustiges über den heiligen Ehestand; vielleicht kann ich einige Verse hören?"

„Das geht kaum, Majestät, denn ich schreibe meine Erinnerung an die Hochzeitsplage für meine männlichen Freunde . . ."

„Was sagt Ihr, Mann! Haltet Ihr mich für ein gewöhnliches Weib?"

„Nicht für ein gewöhnliches, aber doch ein Weib!"

Das Spiel war verloren; die Königin rief Lejoncrona. Sie hatte ihn geadelt, teils weil sie ihm Geld schuldig war, teils um den Adel zu demütigen. Und sie erlaubte ihm eine Intimität, die der andern Eifersucht erregen konnte; denn Christine wollte immer einen Schweif eifersüchtiger Männer haben, die sich dann und wann schlugen, weshalb der Hof einem Hundestall glich.

Lejoncrona-Holm kam sofort auf den Ruf.

„Setzt Euch, Lejoncrona", befahl die Königin; „Ihr müßt müde sein."

Stiernhjelm verstand die Beschimpfung.

„Wir wollen von den Kostümen zu Euripides sprechen", sagte die Königin, „denn der soll in drei Wochen gespielt werden, Lejoncrona; mein Freund Rosenhane soll ihn übersetzen! Setzt Euch doch! Ich gebrauche eine Artemis, die kennt Ihr wohl?"

Lejoncrona überlegte:

„Artemis? Das ist doch . . ."

„Diana", fügte die Königin hinzu, um seine Ehre zu retten; aber Stiernhjelm hatte schon gelächelt.

„Hört mal, Archivar", begann Christine wieder, „Ihr seid müde — ich meine Eures Amtes als Archivar; ich habe einen Präsidentenstuhl in Dorpat frei."

„In Dorpat?" antwortete Stiernhjelm bedächtig. „Das ist so weit entfernt von Heimat und Freunden!"

„Wenn ich's aber gebiete! Und der Stuhl ist mein!"

Jetzt war nichts mehr zu verlieren, und darum entgegnete der Bergmannssohn:

„Das ist wahr, der Stuhl gehört Eurer Majestät, aber! . . ."

Was er hinzufügte, machte Christinen lachen; denn sie liebte gerade solche Unterhaltung; im nächsten Augenblick aber stand sie auf, ging direkt auf Pimentelli zu und spazierte mit ihm auf und ab.

„Das ist die dümmste Nation von der Welt", sagte sie, „ich habe versucht, mich mit dem Genie Stiernhjelm zu unterhalten, aber er kann nicht antworten, sondern grinst wie ein Bauer. Nein, ich will fort von hier, und um jeden Preis!"

Als sie eine Weile gegangen und den schönen Spanier angefeuert hatte, ließ sie ihn und nahm Klaus Tott, der auf die Gelegenheit gewartet hatte. Pimentelli ging mißmutig in seine Wohnung hinauf, die unter der der Königin lag.

Tott, der unter der langen Audienz Stiernhjelms gelitten und sich über Lejoncronas Auszeichnung gegrämt hatte, konnte seinen Verdruß nicht verbergen, und brauchte es auch nicht, da er der Begünstigtste war.

„Ist Stiernhjelm gegangen?" fragte er.

„Ich hoffe für immer", antwortete Christine.

„Da ich nur schlecht von Abwesenden spreche (das ist mein Prinzip), so lest dieses Epigramm und seht, ob er seine Ungnade nicht verdient."

Die Königin las auf einem Papierstreifen dieses Epigramm Stiernhjelms auf den Schneider Holm:

Qui modo Sartor erat, nunc Consiliarius audit:
In promptu res est; nam bene rem tetigit.

„Er ist nicht so dumm", sagte sie; „aber bezahlen soll er's!"

Und sie riß das Papier in kleine Stücke. Dann wurde sie böse auf Tott, daß er als Zwischenträger auftrat, und ging zu Steinberg über.

„Folgt Ihr mir, wenn ich eine Reise ins Ausland mache?" fragte sie vertraulich.

„Um die ganze Erde!"

„Ihr habt mein Leben einmal gerettet; tut es zum zweiten Mal!"

Steinberg schwur.

„Ich sterbe hier im Lande", schloß Christine. „Ich sterbe langsam, aber sicher!"

Und dann ging sie zu Pimentelli hinauf, der am Fenster stand und wartete.

V.

Eines Frühlings im Jahre 1654 wanderte Karl Gustav auf den Feldern bei Borgholm umher. Er betrachtete die gepflügten Äcker, zerklopfte eine Erdscholle, grub eine Distel oder einen Pferdehuf aus.

Der jetzt dreißigjährige Thronfolger glich einem alten dicken Bauern, war unrasiert, trug wollene Strümpfe und grobe Nägelschuhe, einen großen Schlapphut und einen Regenmantel. Langsam waren seine Schritte, gleichgültig sein Blick, wie eines Mannes, der den Ehrgeiz und die Hoffnung, Großes zu wirken, fallen gelassen hat. Verdächtig, von den Umtrieben der Messenier gewußt zu haben, war er noch mehr von Hof und Regierung entfernt worden;

er, der Thronfolger, der das Erbrecht hatte, durfte an der Regierung nicht teilnehmen, sich nicht in die vielen Abteilungen der Verwaltung einweihen; was doch für den künftigen Regenten wichtig gewesen wäre. Darum glaubte er nicht mehr an die Thronfolge. Daß das Land von einem närrischen Kind gelenkt wurde, das mit dem Reichsapfel spielte, das konnte man nur durch den Neid der Junker und die Interessen der Günstlinge erklären.

Der Prinz hatte sich auf den Rain gesetzt, den Hut abgenommen und sich den Schweiß aus seinem dünner werdenden Haar gewischt. Da kam Paul Würtz, der Freund, der nicht müde geworden war, zu warten, vom Schlosse her, einen Brief lesend. Der Prinz sah ihn wohl, verriet aber keine Neugier, denn er war jetzt gewohnt, daß alle Neuigkeiten und Gerüchte aus Stockholm am nächsten Tage widerlegt wurden.

Der Oberst kam näher, immer lesend, schließlich blieb er stehen. „Jetzt ist er reif!" sagte er.

„Wer ist reif?"

„Der Apfel, der Reichsapfel."

„Das glaube ich nicht! Ein fauler Apfel reift nie."

„Diesmal fällt er aber! Wollt Ihr hören, Prinz?"

„Was hat es für einen Zweck?"

„Nehmt es als Zeitungslektüre, als Zeitvertreib! Und besser, bereit sein, als unvorbereitet, wenn's einmal eintritt! Hier wird z. B. geschrieben, die Königin habe, ohne den Rat zu fragen, dem Königsmarck befohlen, Bremen wegen einiger Schanzen anzugreifen, und durch diesen Angriff Holland und den Kaiser auf den Hals bekommen."

Jetzt erwachte der Prinz. „Den Kaiser! Dann endet es mit dem Verlust der Ostseeprovinzen . . . Erklärt sie jetzt auch Krieg?" Er kratzte sich das Haar. „Krieg, ohne den Rat zu hören? Das ist ja der Anfang zur Alleinherrschaft."

„Und der Spanier Antonio Pimentilli de Parada ersetzt den Rat! Dieser Abenteurer hat auch die Königin verlockt, den portugiesischen Gesandten zu beschimpfen; dafür sind schwedische Fahrzeuge in den Häfen Portugals mit Beschlag belegt worden."

„Dann ist's aus mit dem Reich! Was würde ich erben, wenn ich zur Regierung käme!"

„Dann heißt es, die Königin sei zur katholischen Lehre übergetreten."

„Gustav Adolfs Tochter. Gibt es einen Gott im Himmel?"

„Aber dadurch muß sie fallen!"

„Ja, sie muß! Wie Karl I. von England!"

„Eine Frau tötet man nicht!"

„Maria Stuart war eine Frau!"

„O Messenius, wie recht du hattest!"

Die Mittagsglocke läutete; der Prinz stand auf, schüttelte sich und nahm eine heitere Miene an.

„Essen und trinken wir, sagt der Prediger, alles andre ist eitel."

Die beiden Freunde lenkten ihre Schritte nach dem Schloß, dessen Weiterbau aus Mangel an Geld aufgehört hatte, wie auch die ganze Hofhaltung

dürftiger geworden war, seit der Prinz gezwungen worden, Schloß Ekolsund noch einmal für Klaus Tott zu kaufen.

Nach einer einfachen Mahlzeit ging der Prinz in seine Turmkammer hinauf und steckte eine Pfeife an. Vom Fenster sah er über den Sund von Kalmar, auf dem die Fahrzeuge kamen und gingen; denen, die nach Norden segelten, folgten seine Blicke am liebsten. „Dort liegt Stockholm!“ pflegte er zu sagen, und zeigte nach der kleinen Insel „Jungfrau“ im Norden.

Das Zimmer war dürftig, aber auf dem großen Schreibtisch lagen Papiere und Karten in Haufen. Hier saß er und phantasierte seine Pläne; große Pläne zu Kriegszügen und Eroberungen, zur Lenkung und Wirtschaft des Reiches, halb glaubend an ihre Ausführbarkeit, halb sie bezweifelnd.

Als er seine Pfeife ausgeraucht hatte, legte er sich aufs Ledersofa; es war beinahe das Beste, zu schlafen.

Nach einigen Stunden saß er wieder am Schreibtisch und hatte einen Kriegsplan in Arbeit. Aus Lackstücken hatte er sich Truppenabteilungen gemacht und führte diese auf Höhen hinauf, die er einnahm, folgte Flußtälern, kam nach Städten, die er eroberte.

Dazwischen rechnete er lange Zahlenreihen, welche die Kriegskosten vorstellten; las Regentenfamilien nach und rechnete fürstliche Verwandtschaftsbeziehungen aus; schätzte ab, wann der und der sterben würde, wie alt der Thronfolger sei, mit wem er verheiratet, wieviel Kinder. Karl Gustav war nämlich in der europäischen Politik sehr bewandert, seit er in Nürnberg den westfälischen Frieden mit vorbereitet hatte.

Einige Stunden vergingen mit dieser Beschäftigung, da trat Lorenz von Linde ein.

„Majestät,“ grüßte er, „der Tisch ist gedeckt, der Wein ist gezapft, die Musik wartet!“

Der Prinz legte seine Kriegskarte zusammen, als wolle er sie verbergen, aber Linde hatte schon gesehen daß es die von Polen war.

„Ist es wieder Polen?“

„Ja, ich habe Polen geteilt!“

Jetzt folgte das Abendbrot und Trinkgelage, des Prinzen beste Stunde an dem langen Tag.

Eine einfache Kriegsmusik, dessen Hauptstimmen Trompete und Pauke bildeten, bliesen die Mahlzeit ein. Darauf wurden einige kräftige Gerichte gegessen, meistens Wildbret. Und dann begann das Trinkgelage. Aber nur Würtz und Linde durften teilnehmen; die Musik saß im Zimmer nebenan und wurde gegen Mitternacht verabschiedet.

Nun, hinter geschlossenen Türen, wurde der Prinz gesprächig; und unter dem Einfluß des Weins nahm er die Dimensionen eines Riesen an, bildete sich ein, König zu sein, entwarf Pläne und regierte. Er hatte dann „das Stadium erreicht“, und das war immer nach Mitternacht.

„Zuerst halte ich, wie Karl Knutsson, eine Abrechnung und nehme alle verschenkten Güter der Krone zurück; ich weiß genau Bescheid, und die Rechnungen liegen oben auf meinem Schreibtisch; es ist besser, den Adel zu ruinieren, als ihn zu enthaupten; und ich werde wahrhaftig nicht gelinde verfahren!“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. Linde lächelte, aber Würtz freute sich.

„Was ich mit dem Geld tun werde? Ich werde ganz Polen einnehmen — lächele nicht, Lasse — ich weiß, wie's genommen wird! Stück für Stück! Praeterea censeo: Polen muß von der Erde ausgerodet werden, denn dort sitzen falsche Wasas und Katholiken, die ihre Wurzeln unten in Wien und Rom haben. Sigismund war ein Rindvieh, aber es war nicht mit ihm zu spaßen; sein Junge Wladislaw war bereits zum Thronfolger von Rußland ernannt: da gab's Sigismund wieder auf! — Schenk ein, Lasse! Ich will heute einen ordentlichen Rausch haben! — Ich weiß wohl, das ist alles nur Kannengießerei und Prahlerei, aber es ist ebenso nett, König zu spielen, wie König zu sein; kostet auch weniger Mühe. Aber bei diesem Becher gelobe ich, Lasse Lind und Paul Würtz, daß ich Warschau einnehmen und König von Polen werde — unter Voraussetzungen natürlich — und warum nicht? Ich bin Karls IX. Tochtersohn, wie Sigismund sein Sohnessohn war; ich bin also dem Thron näher als Johann Kasimir!"

Der Prinz mußte etwas von der verhängnisvollen Macht des Übermuts gefühlt haben, die ihren Erzeuger niederschlägt, denn er beugte den Kopf und begann auf dem Tischtuch zu zeichnen; es sah aus, als schäme er sich oder sei gerührt.

„Nun, und dann?" höhnte Linde.

„Dann?" wiederholte der Prinz und wurde zornig, als er Lindes ironisches Lächeln sah. „Dann? Ihr glaubt wohl, es sei genug, Schonen, Halland und Blekinge zu nehmen? Nein, Freunde, solange man nicht den ganzen Kuchen hat, wird es nichts Rechtes. Ihr lacht, aber ich werde . . . ich werde ganz Dänemark nehmen, und dann verheirate ich mich mit einer Holsteinschen. Holstein ist immer Schweden lieb gewesen, am meisten weil es südlich von Dänemark liegt! — Jetzt ist die Sache zu Ende gespielt, glaube ich, denn ich bin betrunken!"

Die Höhe des Rausches war erreicht; Mitternacht war vorbei, und die nüchterne Wirklichkeit grinste in der Dämmerung des Zimmers. Der Prinz schneuzte ein Talglicht mit den Fingern, warf einen Blick im Zimmer umher und erblickte ein Transparent, das noch von dem großen Abschiedsfest vor drei Jahren herrührte.

„Erinnert ihr euch an Meister Jon, als er hier im Saal sein Lebehoch auf den König ausbrachte? Und an die Huldigung der Rothäute und der Schwarzen! Sic transit! Ich hoffe, ihr habt morgen vergessen, was ich heute abend geschwatzt habe! Wer trinkt, schwatzt ja; und mit etwas muß man sich doch amüsieren. — Noch einen Nachttrunk, und dann bringt ihr mich zu Bett! -- Gib mir Branntwein mit Kaneel, Lasse! . . . Aber vergeßt, was ich heute abend gesagt habe! Tut das! Die Götter lieben große Worte nicht, und mir ist etwas bange, daß ich zuviel gesagt habe! — Morgen wollen wir Hafer säen, das paßt wohl am besten für mich! Und dann verheirate ich mich mit meiner Brita, erziehe unsern Sohn zum Bauer, und lasse die Holsteinsche in Frieden! Auf euer Wohl, gute Freunde! Habt Dank für heute

abend, jetzt habe ich meine Ladung, das Bett wird nicht schaukeln! Bettschwere, sagt der Deutsche!"

Der Prinz fiel zusammen, wurde klein und schien beschämt zu sein. Die Freunde waren schläfrig, die Lichter rauchten.

„Nimm fürs nächste Mal das Transparent fort, Lasse!" schloß der Prinz und stand taumelnd vom Tisch auf.

Darauf folgte „das Zubettbringen", eine etwas umständliche Zeremonie, nach der der Prinz in einen tiefen, aber geräuschvollen Schlaf fiel.

Der Prinz erwachte am folgenden Morgen früh, sehr früh; und der ganze vorhergehende Abend furrte durch seinen schmerzenden Kopf. Scham, Reue, Vorwürfe geißelten ihn; er mußte aus dem Bett. Er öffnete das Fenster; sah Fahrzeuge im Sund, trank Wasser und badete die Stirn; darauf schlief er wieder ein.

Nach einigen Stunden wurde er von Kanonenschüssen geweckt; blieb aber liegen und zählte: „eins, zwei" . . . bis einundzwanzig. Ach, das kannte er, und das war nur Schwindel, oder war heute der Namenstag der Königin vielleicht?

Er drehte sich nach der Wand, als draußen im Korridor eine Fanfare von Trompeten und Pauken schmetterte. Die Tür öffnete sich, und alle Hofleute in Galaanzug zeigten sich, von Würtz und Linde angeführt. Würtz trug ein rotes Samtkissen, auf dem etwas lag, trat ans Bett heran und fiel auf die Knie.

„Ist mein Namenstag heute oder . . .?" fragte der verschlafene Prinz.

Ein großer Brief mit dem Reichssiegel fiel in seine Hand; und am ganzen Körper zitternd, öffnete er ihn und las.

Es war der Ruf vom Rat, der Thronfolger möge sich in Stockholm einfinden, da die Königin schriftlich und unwiderruflich die Regierung niedergelegt habe. Axel Oxenstjernas Name stand dort, alle Unterschriften waren gesiegelt . . . es war kein Zweifel mehr!

„Es lebe der König!" riefen die Leute im Korridor. „Es lebe Karl der Zehnte!" riefen die Trabanten vom Burghof herauf.

Die Kanonen begannen wieder, und die Trompeten verkündeten es.

VI.

Christine war nicht mehr Königin, denn Karl X. war in Upsala gekrönt worden, auf dessen Schloß er nicht mehr als ein Bett fand. Er eilte darum nach Stockholm, um seinen Platz in der Königsburg einzunehmen.

Es war im Monat Juni, als Karl Gustav seinen Einzug in Stockholm hielt. Als er die vielen und großen Räume des Schlosses durchwanderte und sie leer fand, mußte er Linde fragen, wo er wohnen solle. Es war nämlich kein Möbelstück vorhanden; und alles Hausgerät, Silber, Bücher, Gemälde waren verschwunden.

„Kann man die Freiheit teuer genug bezahlen?" tröstete Linde.

Der König mußte einstimmen, und nach langem Suchen fand man einige bewohnbare Zimmer.

Aber unten bei den Magazinen, neben dem Löwenzwinger, stand Christine in männlicher Tracht und musterte die Kisten, die mit „Graf Dohna" gezeichnet waren, unter welchem Pseudonym sie eine angebliche Badereise nach Spa antreten wollte. In ihrer Begleitung hatte sie nur Steinberg und Lejoncrona. Pimentelli war voraus gereist, und Tott hatte sich zurückgezogen. Holm-Lejoncrona sah bedächtig aus, als er die unerhörte Bagage erblickte, die doch nur den Rest der ganzen bildete.

„Wohin wollen Majestät reisen?" fragte er etwas mißtrauisch.

„Nach Spa, wie du gehört hast."

„Mit so viel Sachen?"

„Das geht dich nichts an!"

„Vielleicht doch."

„Du meinst deine Forderung? Die kannst du in der Rentenkammer anmelden."

„Die Rentenkammer ist leer."

„Ich will jetzt reisen, störe mich nicht."

„Wenn Majestät reisen, muß ich um etwas Geschriebenes bitten."

„Schäme dich! Du hast ja mein Wort."

„Das ist ein Wort, aber Geschriebenes ist Geld."

„Er spricht jetzt von Geld, in dieser Abschiedsstunde!"

„Majestät haben nie von etwas anderm gesprochen!"

„Mit dir allerdings nicht! Dich habe ich aus dem Staub erhoben und ins Ritterhaus gebracht! Geh, Knecht! — Steinberg, entferne diese Fliege, die mir vor den Ohren surrt."

Steinberg, der immer an die Ehre der Königin dachte und sie uneigennützig liebte, trat auf Lejoncrona zu und ersuchte ihn drohend, sich zu entfernen; das tat dieser auch, aber in einer bestimmten Absicht.

Die Königin und Steinberg hatten noch nicht lange mit dem Reisegepäck zu tun gehabt, als der König kam.

Das war nicht mehr der Bauer von Öland, sondern der Monarch, der Selbstherrscher; nicht mehr der verschmähte Liebhaber, der von einer zweideutigen Hoffnung genährt und geleitet wurde, denn er hatte vollständig verzichtet, nachdem er die Braut seiner Jugend erniedrigt, roh, ohne eine Spur von der früheren Schönheit wiedergesehen hatte.

Die beiden maßen einander mit Blicken; dann winkte der König den überflüssigen Zeugen fort und sprach:

„Christine!"

„Karl Gustav!"

„Karl der Zehnte!"

„Bist du sicher?"

„Gekrönt und sicher."

„Es gibt Prätendenten!"

„So?"

„Die polnischen Wasas!"

„Die werde ich in einem Monat oder in zweien gefangen nehmen; aber davon wollte ich jetzt nicht sprechen!"

„Was willst du denn!"

„Ich will die Rechnungen mit dir durchgehen, ehe ich anfange . . ."

„Die Pacht? Sprich mit dem Inspektor."

„Das ist de la Gardie, der Reichsschatzmeister. Ihr habt schön Haus gehalten!"

„Welchen Ton nimmst du dir heraus?"

„Des Königs!"

„Vergiß nicht, daß ich dich zum König gemacht habe."

„Nein, das haben die Stände getan."

„Ist Schweden denn Wahlreich?"

„Manchmal! Da Gustav Adolf an Stelle Herzog Johanns gewählt wurde."

„Wer spricht von dem?"

„Karl IX. spricht besonders von ihm in seinem Testament. Ja, du hättest deine schwedische Geschichte erst lernen sollen, ehe du selbst schwedische Geschichte machtest."

„Schämst du dich nicht?"

„Und die Blätter, die du geschrieben hast, müssen herausgerissen werden, denn sie handeln nur von Ungesetzlichkeiten, Betrügereien, Unterschlagungen, Schauspielen und Liebeshändeln."

„Das wagst du mir jetzt zu sagen?"

„Als Feindesland hast du Schweden behandelt, hast es geplündert, gemordet!"

„Nemesis!"

„Was? Nemesis?"

„Ja, denn ihr habt mein Land geplündert! Torstensson, Banér, Königsmarck."

„Dein Land?"

„Ja, meins! Denn ich bin eine Deutsche wie meine Mutter, ich bin Brandenburgerin, wie du Pfälzer bist! Pfälzer warst, als du gegen dein eigenes Land Waffen trugst. Ich habe Schweden gehaßt, wie meine Mutter es gehaßt hat. Ich wollte dem Dreißigjährigen Krieg ein Ende machen, denn ich sah ein, daß Schweden da draußen nichts zu schaffen hatte! Und in fünfzig Jahren, glaub mir, werdet Ihr nicht einen Stein mehr in Deutschland besitzen! — Du sagst, ich habe geplündert! Nein, ich stelle zurück! Als ich diese Ladungen aus Deutschland nach Schweden schleppen sah, wurde ich von einem grenzenlosen Verlangen ergriffen . . . Einmal dachte ich mich mit dem Großen Kurfürsten von Brandenburg zu verheiraten, um das sein zu können, was ich bin . . . denn an der Spree liegt die Zukunft, nicht am Strom von Stockholm!"

„Dies Land war vielleicht zu eng für dich?"

„Wer weiß!"

„Und was willst du jetzt anfangen?"

„Das kümmert dich nicht . . . Hast du noch etwas?"

„Ich habe noch sehr viel, mit dem ich mich schleppen muß."

„Das kommt mit der Krone! Jetzt wirst du's fühlen."

„Nicht davon wollte ich sprechen."

„Nein, aber von dem andern will ich nicht sprechen, und davon darfst du nicht sprechen!"

Steinberg kam eilig und meldete den Reichskanzler an.

„Da kommt er doch einmal gelegen!"

Axel Oxenstjerna trat ein; von Jahren, Kummer und vernichteten Hoffnungen niedergebeugt; hatte er doch sehen müssen, wie die Krone von den Wasas auf ein andres Geschlecht überging. Er schien zu zögern vor der Erklärung, die er Christinen abfordern mußte, der Tochter Gustav Adolfs; am liebsten hätte er sie nie gehört. Er versuchte, in den Gesichtern der beiden zu lesen, was sie eben besprochen, aber die waren schon wieder anders maskiert, um die Geheimnisse des Reichskanzlers entgegenzunehmen.

Christine brach das Schweigen mit einer brutalen Frage:

„Womit kann ich dienen?"

„Nur mit einer offenen Antwort auf eine gerade Frage."

„Laßt hören!"

„Ich bin von Rat und Ständen gesandt . . . Es handelt sich um die Apanage der Königin nach der Abdankung . . . Es ist auch die Rede von gewissen Bedingungen . . ."

„Fahrt fort!"

„Eure Majestät, es ist mir so unsagbar peinlich, eine Frage zu stellen, deren Beantwortung in einem Augenblick meine und des Reiches Hoffnungen vernichten kann . . ."

„Fahrt fort!"

„Nun denn: es läuft das Gerücht, Eure Majestät hätten . . . die römische Lehre angenommen. Ist das wahr?"

„Das ist nicht wahr."

„Gott im Himmel sei gelobt!"

„Wartet! Es ist nicht wahr, aber es kann wahr werden. Man weiß nie, wo man endet."

„Sollte es möglich sein, daß Gustav Adolfs Tochter . . ."

„Warum nicht? Er war kein Glaubensheld, weil er in den habsburgischen Krieg ging, um Länder zu gewinnen. Aber wenn Eleonores von Brandenburg Tochter zum Glauben ihrer Väter zurückkehrte, zum Glauben Erichs des Heiligen, Engelbrechts, der Stures und der ersten Wasas — was würde das machen?"

„Das muß ich hören, ehe ich meine müden Augen schließe! . . . Aber da es noch nicht geschehen ist, bitte ich — auf meinen Knien, wenn Ihr's verlangt . . ."

„Bittet nicht! Mein Glaube läßt sich nicht bestechen, und verkaufen tut er sich auch nicht!"

„Dann muß ich einen andern Ton anschlagen!"

„Droht Ihr? Dann appelliere ich an den Geist meines großen Vaters, ich auch, denn er kämpfte wenigstens auf der Seite der Toleranz!"

Die kleine Frau in männlicher Tracht sah noch kleiner aus als sie war, und das Schreiende ihrer Figur wirkte so verabscheuenswert, daß Oxenstjerna nicht in einem Raum mit ihr bleiben konnte.

„Dann sagen wir nur lebwohl," grüßte Oxenstjerna und ging.

„Lebt wohl!" schleuderte Christine diesem Manne nach, dem sie immer gedroht, vor dem sie aber manchmal gekrochen.

Der König war dem Reichskanzler zur Tür gefolgt und wollte von dort der Jugendfreundin und Spielkameradin seine letzte Reverenz erweisen; aber sie hatte ihm schon den Rücken gedreht und war in die Magazine gegangen.

Karl Gustav und Oxenstjerna gingen zusammen ins Schloß hinauf und betrachteten die Verödung. Sie kamen in ein Gemach, wo selbst die Ornamente losgebrochen und die Tapeten heruntergeschnitten waren. In einer Ecke stand ein wandfester Schrank aus Ebenholz und Elfenbein, den man vergebens von der Wand zu lösen versucht hatte. Die Schranktüren waren offen, und dort lagen zerrissene Papiere.

Karl Gustav nahm aufs Geratewohl einige Stücke und begann zu lesen, während Oxenstjerna am Fenster stand und die Aussicht betrachtete. Es waren von Christinens Hand hingeworfene lose Gedanken, augenscheinlich aber in einer Abschrift.

„Die Frauen verheiraten sich nur, um die Freiheit zu erlangen, und sie nehmen darum lieber einen alten Mann als keinen."

„Ich schätze die Frauen hoch, die sich aus Tugend keusch halten; aber die, welche es nur aus kaltem Temperament tun, sind nichts wert."

„Das Salische Gesetz, das die Frauen vom Thron ausschließt, hat ganz recht."

„Lest das, Graf Oxenstjerna," sagte Karl Gustav. „Es ist ein Bekenntnis der Königin Christine, der nordischen Semiramis."

Oxenstjerna las den letzten Satz.

„Seltsam! — Daß eine Frau zu solcher Einsicht kommen kann, ist jedenfalls ungewöhnlich."

„Das hat sie nicht gemeint; nur eine neue Art, zu kokettieren."

„Vielleicht! — Indessen, Majestät, Ihr werdet viel Mühe haben, nach diesem Umzug im Reich aufzuräumen!"

„Mit Eurer Hilfe, Graf, wird's wohl gehen?"

„Nein, ich bin müde. Und wie Ihr wißt, ich diene nicht mehr als einem Herrn. Jetzt trennen sich unsre Wege. Lebt wohl, Karl Gustav, wenigstens vorläufig. Was Ihr von Euch selbst erwartet" (der Alte lächelte schelmisch), „das wissen wir: narrt uns nicht!"

Karl Gustav narrte nicht; die großen Worte beim Becher auf Öland löste er ein. Die Abrechnung hielt er. Sowohl Warschau wie Krakau nahm er ein und wurde zum König von Polen gekrönt. Schonen, Halland und Blekinge eroberte er. Und die Holsteinsche kriegte er.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Was vorauszusehen war, ist eingetroffen. Die Beschießung Casablancas und die Landung eines kleinen französischen Truppenkorps hat die Verwirrung in Marokko zum Chaos gesteigert. Jeder Einfluß der Regierung des Sultans Abdul Asis auf die Häupter der Bergstämme und die Bevölkerung der Städte hat aufgehört, seine Truppen können sich mit Mühe in Fez, Tanger und Rabat halten. In Marrakesch ist sein Bruder, Muley Hafid, der für einen energischen und klugen Mann gilt, zum Sultan gegen ihn ausgerufen worden, und alle Stämme des Südens sollen ihm schon gehuldigt haben. Sie bestimmen ihn zum Führer im heiligen Kriege gegen die Franzosen. Die wachsende Gefahr für die Fremdenkolonien hat eine allgemeine Auswanderung der Europäer nach der Küste herbeigeführt, aus Marrakesch sind sie nach Mogador, aus Fez nach Tanger, zum Teil unter dem Schutz der sultanischen Soldaten, gezogen. Zuletzt sind auch die Engländer und die Deutschen in Fez dem Beispiel der andern gefolgt. Sehr bald werden die europäischen Kaufleute, Reisenden und Unternehmer in Marokko zu zählen sein, und das Land, das die Akte von Algesiras dem Handel aller Völker öffnen sollte, wird wieder den Mauren allein gehören. In dem Kampf der Prätendenten sind bis jetzt alle Vorteile auf seiten Muley Hafids. Abdul Asis besitzt weder die Persönlichkeit noch die Fähigkeiten und die Kraft eines Herrschers. Mit seinem Volke hat er es schon lange durch seine europäischen Liebhabereien und Vergnügungen verdorben. Sie kosteten große Summen und brachten ihn in den Verdacht, daß er das Reich den Christen ausliefern wolle. Die günstige Lage, die der Abschluß der Algesiras-Konferenz für ihn schuf, hat er nicht zu benutzen verstanden. Statt die Einrichtung der Polizei unter französischen und spanischen Offizieren und Unteroffizieren aus allen Kräften zu betreiben, schob er ihr überall heimlich Hindernisse in den Weg und übersah ganz, daß die Franzosen nach der Ermordung Mauchamps und der Besetzung Udjidas nur noch ein geringes Interesse für die Einrichtung der internationalen Polizei zeigten, da sie das Reich unter dem Damoklesschwert ihrer Sühneforderungen zu halten glaubten. Die Erkenntnis, daß die französisch-spanische Polizei in den Hafenstädten doch nicht nur den Fremden die Sicherheit des Lebens und Eigentums verbürgen, sondern auch einen starken Rückhalt für seine eigene Autorität abgeben würde, scheint Abdul Asis und seinen Ratgebern nie gekommen zu sein. Die nächsten Wochen müssen die Entscheidung in dem Kampf zwischen den beiden Brüdern bringen. Zunächst soll Muley Hafid den Bruder aufgefordert haben, der Sultanswürde freiwillig zu entsagen. Bei der Schwäche, der Zuchtlosigkeit und der schlechten Führung seines Heeres, das jetzt nicht einmal mehr den Banden Raisulis standhalten kann, scheint allerdings für Abdul Asis kluge Unterwerfung oder rasche Flucht nach Tanger das Geratenste zu sein: zunächst hat er freilich den Bruder in den Moscheen von Fez feierlich zum Aufrührer erklären lassen.

Diese Wendung der marokkanischen Angelegenheiten, die merkwürdigerweise von den Diplomaten nicht erwartet wurde, hat die gesamte europäische Politik in Unruhe und Spannung versetzt. Sie bildete bei den Monarchenbegegnungen in Swinemünde, Wilhelmshöhe und Ischl, wohin sich König Eduard VII. zum Besuche des Kaisers Franz Josef am 15. August begab, einen wichtigen Gegenstand der Erörterung.

Nach Marienbad lud der König den französischen Ministerpräsidenten Clemenceau, der in Karlsbad der Kur oblag, am 21. August zum Frühstück ein, um sich auch mit ihm über Marokko zu besprechen. Unmittelbar an diese Zusammenkünfte schlossen sich die Begegnungen des französischen Botschafters in Berlin, Jules Cambon, mit dem deutschen Reichskanzler in Norderney am 24. August und die des italienischen Ministers Tittoni auf dem Semmering am 22. August mit dem Freiherrn von Aehrenthal, der dort seine Sommerfrische genießt. Allseitig wurden die friedlichen Absichten der Mächte anerkannt und die Aufrechterhaltung des Friedens als gesichert betrachtet. Frankreich denkt nicht an einen Eroberungskrieg und wird bei seiner Aktion die Grenzen der Konferenzakte nicht überschreiten. Es handelt bisher im engen Einverständnis mit Spanien. Die öffentliche Meinung in Spanien ist dem marokkanischen Problem gegenüber zwiespältig. Die liberalen Zeitungen warnen die Regierung unablässig, sich nicht in diese Wirren fortreißen zu lassen. Ein Krieg Spaniens gegen Marokko ist selbstverständlich ausgeschlossen, solange die Mauren nicht ihrerseits die spanischen Besitzungen Ceuta und Melilla angreifen. Aber ganz auf die Zuschauerrolle kann sich Spanien doch auch nicht zurückziehen. In der Akte von Algesiras hat es gewisse internationale Verpflichtungen übernommen, und zwingender noch sind die Notwendigkeiten seiner geographischen Lage und die Bedürfnisse seiner Zukunft. Durch völlige Untätigkeit würde es aus der weiteren Entwicklung Marokkos in politischer und wirtschaftlicher Beziehung ausscheiden und das Feld den Franzosen allein überlassen. Eine solche Abdankung kann weder das Interesse noch der spanische Ehrgeiz und Stolz zugeben. Auf die Entschließungen Frankreichs wird die spanische Zurückhaltung kaum einen mäßigenden Einfluß ausüben, aber man darf erwarten, daß sich die Regierung der Republik in Rücksicht auf die andern Mächte, ihre eigenen Friedensversicherungen und die schwere Verantwortlichkeit gegen ihr Volk nicht in Abenteuer verlocken lassen wird. Wenn das Schicksal sie nicht zieht. In dem französischen Ministerrat wird der Plan erwogen, die marokkanische Polizei unter französischen und spanischen Offizieren durch eine ausschließlich spanisch-französische Polizei in den acht Hafenstädten zu ersetzen. Eine solche Änderung der Konferenzakte setzte freilich die Zustimmung aller Mächte voraus, welche die Beschlüsse von Algesiras gefaßt haben. In einer Erörterung zwischen der französischen und der deutschen Regierung darüber hat die deutsche Regierung der französischen ihre Bedenken gegen den Vorschlag nicht verhehlt.

Um Casablanca gibt es beinahe täglich Scharmützel zwischen Mauren und Franzosen. Die weittragenden Schiffsgeschütze treiben schließlich die Reiter in respektvolle Entfernung zurück. Ihrerseits sind die Franzosen zu schwach, um über die Hügelkette vorzudringen, hinter der die Marokkaner ihre Lager haben. Von Muley Hafid soll ihnen der Befehl zugegangen sein, keinen größeren Angriff zu unternehmen, ehe er selbst bei ihnen eingetroffen sei. In seinen Proklamationen verspricht er jedem Reiter einen Sold von einem halben, jedem Fußgänger einen Sold von einem viertel Duro. Unter diesen Umständen hat General Drude, der ursprünglich hoffte, mit seinem kleinen Landungsheer allen Möglichkeiten gewachsen zu sein, wiederholt Verstärkungen erbeten und erhalten. Aus seinen dreitausend Mann sind allmählich fast achttausend geworden, algerische Truppen und Freiwillige. Ein beständiger Schiffsverkehr besteht zwischen den Häfen Toulon, Marseille, Oran und der atlantischen Küste Marokkos, da nicht nur Soldaten und Munition, sondern auch Lebensmittel versandt werden müssen. Auf den Reeden von Mogador, Saffi und Mazagan ankern französische Kriegsschiffe. Aber schon wird die Frage aufgeworfen, was geschehen wird, wenn die Herbststürme die Schiffe nötigen, ihren ungeschützten und unsicheren Ankergrund zu verlassen. Alle diese Städte sind mit Flüchtigen überfüllt, Europäern und Juden, besonders Tanger. Hier ist an manchen Tagen der panische Schrecken in Permanenz. Nicht wenige haben sich schon nach Gibraltar und Algesiras begeben. Die Zurückgebliebenen ergreifen Verteidigungsmaßregeln, bewaffnen sich und planen die Einrichtung einer Bürgerwehr. Überall

hat man den Eindruck des einbrechenden Chaos. Casablanca wollen die Franzosen befestigen, um es während des Winters halten zu können, auch wenn die Verbindung über See ins Stocken geraten sollte. In einem hitzigen Gefecht haben sie am 11. September die Mauren aus der Stellung bei Taddert vertrieben und sind jetzt auch im Weichbild der Stadt die Herren.

In England ist das Parlament am 28. August durch eine Thronrede bis zum Ausgang des Novembers vertagt worden. Noch kurz vor Toresschluß hat das Oberhaus in dritter Lesung mit 78 gegen 54 Stimmen die „ewige" Bill angenommen, die dem Witwer gestattet, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu heiraten. Siebzig Jahre lang haben kirchliche Vorurteile und tief im Volksleben eingewurzelte Lebensgewohnheiten ihre Annahme verhindert, obgleich die Königin Viktoria dieselbe wünschte und ihren persönlichen Einfluß dafür einsetzte. Auch jetzt noch, wo die Bill die Sanktion des Königs erhalten hat, tobt der Kampf der Parteien darüber fort. Die Geistlichen der Hochkirche eifern weiter in Artikeln und Reden, und eine Petition, die mehr als siebentausend Unterschriften zählen soll, wird an das Parlament gegen die Bill vorbereitet. Von dem Kampf der liberalen Regierung gegen das Oberhaus ist alles wieder still geworden, und es scheint, daß der Anlauf in der hochtönigen Resolution stecken bleiben wird, die im Ausgang Juni von dem Unterhause angenommen wurde. Der Abschluß der Verhandlungen mit Rußland ist vollzogen, und ihre Veröffentlichung soll unmittelbar bevorstehen, sie betrafen bekanntlich die Abgrenzung der Machtsphären beider Staaten in Tibet, Afghanistan und Persien. Der Ausgleich wird als eine neue Grundlage des allgemeinen Friedens betrachtet. In Teheran ist am 31. August ein politischer Mord verübt worden, der zur Ausbreitung der Anarchie in Persien führen dürfte. Der Großvezier Emin es Saltaneh, der für den bedeutendsten persischen Staatsmann galt, wurde, als er das Parlament verließ, durch vier Revolverschüsse getötet. Der Täter, ein Geldwechsler Abbasali aus Baku, verübte Selbstmord, um seinen Verfolgern zu entgehen. Ein Mitschuldiger, der ihn zu befreien versuchte, wurde verhaftet. Nach Briefen, die man bei ihnen fand, sollen sie im Auftrage eines revolutionären Komitees in Baku gehandelt haben. Der Verlust Emin es Saltanehs ist für Persien in der Krisis, die es durchschreitet, vielleicht unersetzlich. Ein energischer Charakter und lange Erfahrung in den Geschäften sicherten ihm Ansehen und Gehorsam. Schon unter dem Schah Nasr-ed-Din im Jahre 1887 hatte er die Würde des Großveziers erhalten. Der Nachfolger Mussafer-ed-Din bestätigte ihn darin, und bis zum Jahre 1903 wußte sich Emin es Saltaneh trotz der Kabalen, der ihm feindlichen Hofleute und der englischen Partei an der Spitze der Geschäfte zu erhalten. Er war ein überzeugter Freund der russischen Allianz, vermittelte beträchtliche Anleihen in Rußland und suchte nach Möglichkeit die durch die Reisen des Schahs nach Europa erschütterten Finanzen immer von neuem ins Gleichgewicht zu bringen. Endlich fiel er seinen Gegnern zum Opfer, er wurde aus seinen Ämtern entlassen und vom Hofe verbannt. Da ihm eine Reise nach Europa verboten wurde, benutzte er seine unfreiwillige Muße zu einem Besuche Chinas und Japans und machte die Pilgerfahrt nach Mekka. Danach verweilte er längere Zeit in der Schweiz. Drei Jahre blieb er der Staatsverwaltung fern. Der große Umschwung, der sich in Persien mit der Berufung eines Parlaments vollzog, stellte auch ihn wieder in den Vordergrund. Er war ein zu überzeugter Anhänger der Selbstherrschaft, selbst eine zu despotisch angelegte Persönlichkeit, um den neuen Ideen eine wärmere Teilnahme entgegenzubringen. Aber allmählich söhnte er sich mit dem konstitutionellen Persien aus und wurde im Mai 1907 zum Ministerpräsidenten berufen. Dem Parlament wie dem neuen Schah erschien er als der einzige Mann, die Anarchie zu bewältigen und die Finanzen zu ordnen. Diese Hoffnungen sind nun grausam vom Schicksal zerstört worden.

Von den Philippinen sind die fünf amerikanischen Schiffe, zwei Linienschiffe und drei Panzerkreuzer, die dort die Wacht hielten, zur Heimkehr aufgebrochen, um

im Herbst durch eine stärkere Abteilung des atlantischen Geschwaders ersetzt zu werden. Die beiden Linienschiffe haben den Heimweg über Yokohama genommen und sind höflich und freundlich von der japanischen Bevölkerung und Marine aufgenommen worden: die Japaner haben ihren offenen und heimlichen Gegnern in den Vereinigten Staaten keine Blöße gegeben. Auch nicht in diplomatischer Hinsicht. In den Staaten drängt eine starke Partei zum Verkauf der Inseln. Darauf hat die Regierung erklärt, daß sie nicht daran dächte, die Philippinen zu verkaufen, und die Japaner haben ebenso schlagfertig erwidert: sie dächten nicht daran, die Inseln zu kaufen, ihre Kolonisationspläne richteten sich nicht auf tropische Länder. So werden sich die Yankees wohl noch länger mit der Last schleppen müssen, die ihnen schon nach einem Jahrzehnt so beschwerlich fällt. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Aufgabe der Inseln in dem Programm der Demokraten für die nächste Präsidentenwahl einen Hauptpunkt bildet. Die Demokraten könnten ihrem Gegensatz gegen die imperialistischen Pläne der Republikaner, deren Unvereinbarkeit mit den Grundprinzipien der amerikanischen Verfassung immer deutlicher in den Versuchen, die Trusts und Eisenbahngesellschaften der Bundesverwaltung unterzuordnen, wie in der Verstärkung der Zentralgewalt gegenüber den einzelnen Staaten an den Tag tritt, keinen schärferen und volkstümlicheren Ausdruck geben. Die Feindseligkeiten gegen die Asiaten an der Westküste des Stillen Ozeans dauern fort. Aus Kalifornien sind sie nach dem äußersten Westen Kanadas vorgedrungen: in Vancouver haben die weißen Arbeiter das Viertel der Japaner und Chinesen überfallen, Läden und Häuser geplündert und eingeäschert, Männer getötet und Frauen und Kinder mißhandelt. Die Polizei war ihnen gegenüber machtlos; erst als die Japaner sich bewaffneten und Gewalt mit Gewalt zurückwiesen, trat Ruhe ein. Die Regierung setzt alle Mittel in Bewegung, um die Wiederholung dieser Ausschreitungen gegen den Freund und Bundesgenossen in Asien zu verhindern. Der eingewurzelte Rassenhaß und Neid ist eben stärker als alle politischen Erwägungen.

Aus Deutsch-Südwestafrika drohte neue Kriegsgefahr. Unser verschlagenster und gefährlichster Gegner dort, der Hottentotte Jakob Morenga, hat das englische Grenzstädtchen Upington in der Kapkolonie, wo er sich seit längerer Zeit mit Erlaubnis der Kapregierung aufhielt, verlassen und sollte mit ungefähr vierhundert Anhängern, unter denen hundertfünfzig Gewehre führen, die Grenze überschritten haben. Die Regierung der Kapkolonie hat sogleich den Gouverneur von Schuckmann davon benachrichtigt und daran die Mitteilung geknüpft, daß Morenga durch seinen Einfall das Asylrecht in der Kolonie verscherzt habe, sie werde ihr Äußerstes tun, um den Deutschen zu helfen. Im englischen Unterhause bedauerte der Unterstaatssekretär Runciman die Störung des Friedens durch diese Vorgänge, doch hege er die Zuversicht, daß alles, was in der Macht der britischen Behörden stehe, geschehen werde, um den Folgen der Friedensstörung vorzubeugen. Dieses erfreuliche Einvernehmen zwischen den beiden Regierungen und die Möglichkeit gemeinsamen Vorgehens gegen Morenga versprechen die rasche Unterdrückung der Bewegung. Der Bau der Eisenbahn von der Lüderitzbucht nach Keetmanshoop, der jetzt die gefürchtete Durststrecke überwunden hat, sichert unter allen Umständen die schnellere und bessere Versorgung unsrer Truppen, wenn es trotzdem zu neuen Guerillakämpfen kommen sollte. Über den Verbleib Morengas und seiner Anhänger verlautet nichts Bestimmtes, wahrscheinlich befindet er sich noch abwartend auf englischem Gebiete. Nach einer Depesche des Gouverneurs Schuckmann vom 31. August haben siebzig bei Morenga sich aufhaltende Bondelshottentotten und am 9. September Morenga selbst, der mit zwölf Kaffern und acht Gewehren in der Gamsib-Bucht lagert, um Aufnahme in das mit den Bondels im Dezember 1906 abgeschlossene Unterwerfungsabkommen gebeten. Verhandlungen mit ihnen sind eingeleitet worden.

In Petersburg wurde der Prozeß gegen die Verschwörer zu Ende geführt, die einen Anschlag auf das Leben des Zaren und des Großfürsten Nikolaus vorbereiteten. Es ist jene Verschwörung, die so geschickt politisch zur Auflösung der zweiten Duma

benutzt wurde. Während die Verteidiger der Angeklagten in ihren Reden übereinstimmend zu der Ansicht kamen, daß die gegen die Angeklagten erhobenen Beschuldigungen unbegründet seien und auch durch das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung nicht bestätigt würden, verurteilte das Kriegsgericht am 29. August Nikitenko, Sinjawski und Naumow als die drei Haupträdelsführer zum Tode durch den Strang. Am 3. September ist das Urteil vollstreckt worden. Im Laufe des Septembers sollen nun die Wahlen zur dritten Duma stattfinden. Wie einschneidend und begrenzend die Maßregeln des neuen Wahlgesetzes sind, ergibt zum Beispiel die Tatsache, daß in Kiew die Zahl der Wahlberechtigten um 20 000 Stimmen und in Odessa gar um die Hälfte geringer geworden ist als bei den früheren Wahlen. Da dürfte dann, wenn von dem einzelnen Fall auf das Gesamtresultat gerechnet werden kann, die dritte Duma sehr anders aussehen als ihre beiden Vorgängerinnen und den Charakter des Urwüchsigen und Revolutionären bis auf geringe letzte Spuren verloren haben.

In Bulgarien hat man das zwanzigjährige Jubiläum des Fürsten Ferdinand, der im Jahre 1887 von den bulgarischen Volksvertretern unter dem Einfluß des damals allmächtigen Diktators Stambulow berufen ward, mit dem Anstrich des Volkstümlichen und Demokratischen gefeiert. Wie weit der Fürst wirklich populär im Lande ist, bleibt freilich bei so manchen Anzeichen des Gegenteils dahingestellt. Aber er kann das Verdienst beanspruchen, daß er dem Lande in schwierigen Lagen den Frieden bewahrt und seinen wirtschaftlichen Wohlstand gefördert hat. Der unglückliche Ehrgeiz der nationalen Schwärmer, in Mazedonien trotz alledem das Bulgarentum zur herrschenden Kaste zu erheben, hat sich so schwer gerächt, daß die Klugheit und Zurückhaltung, die der Fürst von Anfang an in dieser Frage gezeigt hat, jetzt, wo das Unternehmen der bulgarischen Komitees endgültig gescheitert ist, nur um so heller strahlt. In Mazedonien hat in den letzten Wochen wieder eine Reihe von Gefechten zwischen den türkischen Truppen und bulgarischen und griechischen Banden stattgefunden, die den Aufrührern schwere Verluste zufügten. Hoffentlich macht jetzt die längst beschlossene Justizreform schnellere Fortschritte in dem so schwer heimgesuchten Lande.

Für Deutschland ist die Zeit der Manöver zu Wasser und zu Land und der Tagungen der großen und kleinen Parteien und Vereine, politischer und wirtschaftlicher, gelehrter und künstlerischer Art, eingetreten. Eine ganze Anzahl von Städten prangt im Festschmuck und wartet der Gäste, eine freudige Unruhe und Bewegung ergreift die Massen, in allen Tonarten auf und ab braust der Redestrom. So haben Hannover und Münster schöne Kaisertage gesehen. Die glänzenden Paraden der beiden Armeekorps hatten die zahlreichste Zuschauermenge herbeigezogen. In Bielefeld wurde die Enthüllung eines Denkmals des Kaisers Wilhelm I., in Münster der Abschluß der Erweiterungen der Akademie zu einer westfälischen Wilhelms-Universität gefeiert, in Berlin fand am 2. September die Herbstparade des Gardekorps statt, der die seltensten Gäste beiwohnten: Abgesandte des Negus Menelik aus Abessinien. Unter allen Tagungen haben der siebente internationale Sozialistenkongreß und der vierundfünfzigste Katholikentag das lebhafteste Interesse erweckt. Die Sozialisten tagten unter dem Vorsitz Paul Singers in Stuttgart vom 18. August bis zum 24. August. Der internationale Charakter der Versammlung, die zuweilen mit den Zuhörern dreitausend Menschen zählte, war scharf ausgeprägt. Selbst eine Indierin aus Bengalen fehlte nicht, die sich in den leidenschaftlichsten Anklagen gegen die Bedrücker ihres Vaterlandes, die Engländer, erging und die Rache des Himmels auf sie herabschwor. In den endlosen Redekämpfen über die beiden Hauptresolutionen der Tagung: die Stellung des internationalen Proletariats zu der Militär- und Kolonialfrage offenbarte sich die Unüberwindlichkeit der Verschiedenheit und des Gegensatzes der nationalen Charaktere und Temperamente. Zwischen dem Deutschen Bebel und den Franzosen Hervé und Jaurès kam es zu hitzigen Auseinandersetzungen. Der Fanatiker Hervé, ein ehemaliger Schullehrer,

der die französische Fahne auf den Misthaufen pflanzen will, erklärte die deutschen Sozialdemokraten für steifleinene, feige Gesellen und behäbige Spießbürger, weil sie nicht im Sturmschritt gegen den Militarismus vorgingen. Die Deutschen erwiderten, daß sie am besten wüßten, was sie zu tun und zu lassen hätten, und nicht daran dächten, durch unsinnige Beschlüsse und Herausforderungen der Gesetze ihre Stellung im Volk wie im Parlament zu erschüttern. Die Engländer und Amerikaner verhielten sich der Frage gegenüber kühl und gleichgültig: wozu sich ereifern? Bei ihnen könne ohne Zustimmung des Parlaments kein Krieg beschlossen werden. Die Franzosen sollten vor allem sorgen, nicht über Nacht in einen marokkanischen Krieg von ihrer Regierung hineingerissen zu werden, statt andre Leute aufzureizen. Auch hinsichtlich der Resolution über die Kolonialpolitik gingen die Ansichten weit auseinander. Die Vertreter der Nationen, die Kolonien besitzen, traten in ihrer Mehrzahl, wenn sie sich auch gegen die jetzige kapitalistische Form der Gründung und Ausnützung der Kolonien wandten, doch für die Notwendigkeit der Kolonien im proletarischen Zukunftsstaat ein, während die andern die Aufgabe der Kolonien nach dem Programm des Sozialismus als selbstverständlich forderten: Sozialisten dürften die Naturvölker nicht mit der europäischen Kultur bedrängen und sie unter dem Vorwand, ihnen eine höhere Gesittung zu bringen, der Freiheit der Wildnis berauben. In diesem Sinne ging die radikale Resolution mit geringer Mehrheit durch. Trotzdem im Saal um die Rednertribüne der Sturm zuweilen mit elementarischer Heftigkeit tobte, verlief die Tagung ohne gefährlicheren Zusammenstoß. Nur ein einziger Zwischenfall ist eingetreten: die Stuttgarter Polizei fühlte sich veranlaßt, den englischen Genossen Quelch, der die Mitglieder der Haager Konferenz Mörder und Spitzbuben nannte, auszuweisen — ein Vorfall, der von dem Betroffenen und von dem Kongreß mit Humor aufgenommen und ertragen wurde. Daß die Tagung auf die bürgerlichen Parteien oder gar auf die Regierungen irgendwelche Wirkung ausgeübt, werden die Führer des internationalen Proletariats selbst nicht behaupten. Auch sie können sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Meinungen, Interessen und Temperamente der Nationen noch nicht auf einen Ton zu stimmen sind, und daß ein etwa ausbrechender Krieg keineswegs das internationale Proletariat zu einem gemeinsamen Vorgehen fähig und bereit finden würde. Der den Massen eingeborene nationale Drang und Trieb ist in unsrer Zeit mächtiger als während der französischen Revolution, die unklaren und verschwommenen Vorstellungen des Sozialismus von der allgemeinen Weltverbrüderung laufen über ihn hin wie der Hauch über den Spiegel, ohne eine Spur zu hinterlassen, und der tatsächliche Widerstand des „zielbewußten" Poletariats — einer Handvoll Anarchisten und Revolutionäre — ist noch viel zu ohnmächtig und zu wenig organisiert, um der bestehenden Staatsordnung entgegentreten zu können.

Ein ungleich stattlicheres und würdigeres Schauspiel als der Sozialistenkongreß gewährte die Versammlung der deutschen Katholiken, äußerlich in dem Pomp und der Vornehmheit ihrer kirchlich angehauchten Formen wie innerlich durch den Gehalt ihrer Reden. Die Tagung wurde in Würzburg am Sonntag, den 25. August, eröffnet und dauerte bis zum Mittag des 29. August, wo sie mit Erteilung des bischöflichen Segens und der Absingung des Liedes: „Großer Gott, dich loben wir!" schloß. Ihre Einheitlichkeit und Geschlossenheit hatten auch für den Gegner etwas Imponierendes. Mit überlegenem Geschick wissen die Führer und Leiter dieser Versammlungen das Ganze auf einen Ton zu stimmen und auch den leisesten Widerspruch und Mißklang fernzuhalten. Diejenigen, die erregte Szenen wegen der Denkmalsangelegenheit Schells, gerade an der Stelle seiner Wirksamkeit, erwartet hatten, wurden enttäuscht: in einer überwältigenden Wucht kam die ultramontane Stimmung, die rückhaltlose Unterwerfung gegenüber den Urteilen und Beschlüssen des Papstes zur Geltung. Die Sache des liberalen Katholizismus zeigte sich bei der Begeisterung dieser Tausende für den unbedingten Gehorsam in ihrer völligen Aussichtslosigkeit. Innerhalb des deutschen Katholizismus ist nach dieser ausdrucksvollen Kundgebung des Zentrums, der politischen Kirche, für die Reformfreunde zunächst noch kein Boden vorhanden.

Literarische Rundschau.

Friedrich Schneider.

Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum siebzigsten Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Ein merkwürdiges Buch, das uns vorliegt, ein Werk von 600 Seiten, mit Dutzenden von Tafeln und Textbildern, eines jener Widmungswerke, wie es hochgestellte Fachlehrer und Vorstände großer Verwaltungen von ihrem Schüler- und Beamtenkreise als Festgabe zu erhalten pflegen. Aber das Merkwürdige ist, daß Dr. Friedrich Schneider, der päpstliche Hausprälat, apostolischer Protonotar und Domkapitular zu Mainz, niemals ein Lehrfach bekleidet, niemals eine Beamtung eingenommen hat, die ihn an die Spitze einer Schar von Gleichstrebenden gestellt hätte, ja nicht einmal in seiner praktischen Tätigkeit aus dem Banne seines priesterlichen Berufes in Mainz herausgetreten ist, und daß diesem Manne in seiner stillen Klause jetzt eine Huldigung zuteil wird, an der sich mehr als fünfzig Gelehrte beteiligt haben, Gelehrte und Fachmänner aller Konfessionen, nicht nur von den deutschen Universitäten und Sammlungen, sondern auch darüber hinaus, aus Frankreich, England und der Schweiz, und jeder dieser Männer versichert mit herzlicher Hingabe, daß Friedrich Schneider sein hochgeehrter Lehrer, sein treuer Helfer und Genosse gewesen sei. Jeder von uns, der an dieser Huldigung beteiligt ist, spricht von Friedrich Schneider nicht nur als von einem Gelehrten, sondern als von einem Freunde, einem ganz einzigartigen Menschen, der in unserm von der Parteien Willkür zerklüfteten Leben wie auf einer stillen Insel thront, für jeden nicht nur ein freundliches Wort, sondern eine gütige Tat bereit hat.

Friedrich Schneider ist als bereits erwachsener Mann in den Dienst der Kirche eingetreten; was er in demselben geleistet, bezeugen die Ehren, die ihm vom päpstlichen Stuhle erwiesen sind. Über seinen Studiengang hat Professor Joseph Sauer einiges mitgeteilt, besonders wertvoll ist in der Festschrift die Zusammenstellung aller von Schneider verfaßten Arbeiten, von denen Dr. Erwin Heusler in Straßburg gegen fünfhundert hat aufführen können. Schneider hatte unter dem Domdekan Dr. J. B. Heinrich in Mainz sich kunsthistorischen Studien zugewandt, und schon 1859 erschien eine Arbeit über das Gnadenbild der Liebfrauenkirche in Mainz.

Diese wie viele andre, ja die meisten späteren Arbeiten, haben einen aktuellen Zug; sie knüpfen an Tagesfragen an, besondere Funde, an die Fragen der Wiederherstellung von Bauten, an die Einrichtung wissenschaftlicher Anstalten. Zumeist betrifft es kirchliche Gebäude und Vorgänge. Man hatte sich in Deutschland bis gegen 1860 bei den künstlerischen Dingen von einem romantischen Zuge leiten lassen, unter alleiniger Verehrung der gotischen Periode, mit dem ausgesprochenen Drange, alle späteren Arbeiten als Verirrungen anzusehen. Schneider gehörte zu der ganz kleinen Gruppe von Männern, die für jede ernst gemeinte Äußerung kirchlicher Kunst eine ehrfurchtsvolle Achtung besaßen. Seine eingreifenden 1884 erschienenen Arbeiten

über die Geschichte des Mainzer Domes führten ihn naturgemäß über die Periode der Gotik hinaus, noch mehr aber die Arbeiten über das Schloß in Mainz, dieses Schmuckkästlein deutscher Renaissance. Mainz blieb immer der Mittelpunkt seiner Studien, wie es ja auch der Mittelpunkt der Kunsttätigkeit im Rheingau gewesen war; zahlreiche Arbeiten über die Kirchen der Diözese schlossen sich an und gaben den Stamm für das grundlegende Werk: „Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden", gemeinsam mit W. Lotz 1880, und vieles Verwandte aus dem Großherzogtum Hessen.

In allen diesen Arbeiten blieb Schneider nicht bei den Betrachtungen über die Architektur und die Werke hoher Kunst stehen, sondern ließ nichts unbeachtet, was Auskunft über das Werden jener großen Bauten zu geben vermochte: in seinen Gesichtskreis fiel auch alles Handwerksmäßige, die Steinmetzzeichen, der Bodenbelag, der Fensterschmuck, und wenn es galt, Halbzerstörtes wiederherzustellen, so war hierdurch die Brücke gegeben in das moderne Handwerk hinein. Es ist jahrzehntelang am Mittelrhein kaum etwas von würdiger Kunstübung entstanden, ohne die geistige, ja auch praktische Mitwirkung von Friedrich Schneider.

Das Gebiet, das ihm ganz besonders am Herzen lag, war das der Buchkunst; über Gutenberg hatte er wissenschaftlich gearbeitet, nun fand er an dem Mainzer Drucker Wallau den Mann, mit dem Hand in Hand er den neuen deutschen Buchdruck auf eine ungekannte Höhe zu heben vermochte, und es ist daher eine berechtigte Huldigung, daß man die Festschrift auch druckgemäß ganz besonders festlich ausgestattet hat.

Innerhalb der Sammlerkreise ist Schneiders sicherer Blick und feiner Geschmack eine bedeutsame Hilfe: das Paulinum, das antiquarische Museum in Worms, ist in den Hauptzügen sein Werk.

Neben dieser literarisch gefestigten Tätigkeit entfaltete und entfaltet Friedrich Schneider noch ein besondres Wirken, das rein persönliche, von dem man denjenigen schwer eine Vorstellung zu geben vermag, die den Zauber dieses Mannes nicht durch näheren Umgang erfahren. Man hat von ihm gesagt, in Friedrich Schneider besitze Mainz eine kleine Universität. Dem engeren Kreise wird es bekannt sein, wie er an dem kleinen Hofe von Friedrichshof, aber auch schon jahrelang früher an der entsprechenden Stelle ein treuer Berater gewesen, man weiß wie sein geistiges Schaffen nie an der Grenze der Konfession Halt macht, sondern wie er als Humanist im edelsten Sinne jeder Menschenseele Balsam bringt.

Aus der weitgehenden Macht dieser Persönlichkeit heraus läßt es sich begreifen, wie diese Festschrift entstehen konnte, wie jeder gern sein Bestes brachte, um den einzigen Mann zu ehren. Mit Vorliebe hat man hierbei an Schneiders engeres Arbeitsfeld angeknüpft, an Mainzer Kunstwerke und Kulturerscheinungen von den Zeiten der Karolinger bis in die Sturmtage der französischen Revolution hinein. Im übrigen bewegen sich die beigetragenen Studien zumeist im Gebiete der mittelalterlichen deutschen Kunst, aber auch aus der italienischen Renaissance und selbst der neuzeitigen Kultur ist Wertvolles zugeflossen. Und als besondres Wahrzeichen dieser Festschrift mag es gelten, daß durch diese mehr als fünfzig so verschiedenartigen Beiträge ein gemeinsamer Zug geht, gleichsam ein Abglanz des gefeierten Mannes, das Bestreben, dem gebotenen Stück wissenschaftlicher Arbeit eine würdevolle Gestalt zu geben, eine freundliche Form, die selbst den zierlichen Scherz nicht verbannt. Man glaubt als Zuhörer den herrlichen Mann zu sehen, dessen prächtig gelungenes Bildnis in einer Radierung von Peter Halm dem in jeder Beziehung wohlgelungenen Werke zum Schmuck gereicht. Ad multos annos!

Julius Lessing.

βλ. **Mémoires.** Par la Comtesse de Boigne. Vol. 1 (1781—1814). Paris, Plon. 1907.

Als dieser erste Band der „Aufzeichnungen einer Tante", wie sein Untertitel lautet, erschien, erinnerten sich noch viele, durch ihre Eltern von der Verfasserin gehört zu haben, die unter andern Guizot im ersten Band seiner Memoiren eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit nennt. In Paris fand denn auch diese Schilderung des Lebens der Emigration in England und der ersten Restauration sehr viele Leser, denn die Gräfin v. Boigne, eine geborne d'Osmond, gehörte durch Geburt den höchsten Kreisen der französischen Aristokratie an und stand in engen Beziehungen zum Hof der Bourbons und zu vielen leitenden Persönlichkeiten ihrer Epoche. Dennoch lautet das Urteil, das über sie gefällt wird, fast einstimmig absprechend, und zwar vornehmlich deswegen, weil diese Stimme aus dem Grabe Menschen und Dinge in verletzend übelwollendem Ton bespricht. Das erste Opfer der Gräfin ist ihr Gatte. In Indien reich geworden, fand er sich als älterer Mann bereit, nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Eltern durch diese Heirat aus bitterer Not zu retten. Aber er war von bürgerlicher Abkunft, und mehr noch als seine schlechte Laune scheint dies der Umstand gewesen zu sein, den seine junge Frau nicht verzieh. Was er zu entgegnen gehabt hätte, erfahren wir nicht, wohl aber lesen wir einen an ihn gerichteten Brief, in dem die Gräfin mit der Gewandtheit eines Geschäftsmannes möglichst große Renten für sich sicher zu stellen sucht. Obwohl sie Royalistin war, ist alles, was sie über die Bourbons zu sagen weiß, so ungünstig wie möglich. Während selbst erklärte Gegner, vom Schicksal der Tochter Ludwigs XVI. ergriffen, sich Rechenschaft gaben, daß diese unglückliche Frau gebrochenen Herzens nach Frankreich zurückkehrte, sagt die Gräfin, das ungeschickte, steife Wesen der Herzogin von Angoulême sei ihrem Mangel an Verstand zuzuschreiben. Gewöhnliche Menschenkinder fahren nicht besser. Von berühmten Männern und Frauen, Talleyrand, Frau v. Staël, Chauteaubriand, werden, neben hübschen Charakterbildern auch allbekannte Geschichten aufgetischt, so des letzteren Liebeshandel mit einer Ungenannten in Spanien und nach der Wallfahrt zum heiligen Grab. Jedermann wußte bereits vor den Enthüllungen Sainte-Beuves, daß die Herzogin von Mouchy der Gegenstand der romantischen Episode war. Nur der Herausgeber der Memoiren, Herr Nicoullaud, verschweigt ihren Namen. Grobe historische Irrtümer, unter andern bei Erzählung der Flucht nach Varennes, unterläßt er gleichfalls, wenigstens in Fußnoten, richtig zu stellen. Madame de Boigne deckt sich durch die wiederholte Erklärung, sie schriebe keine Geschichte, sondern erzähle nur Erlebtes und berichte Anekdoten. In der Politik sei sie Dilettantin. Was sie davon erwähnt, gereicht der royalistischen Partei, der sie selbst angehörte, nicht zur Ehre, und trägt dazu bei, deren endliche Niederlage als unvermeidlich erscheinen zu lassen. Darauf und auf einzelnen unterhaltenden Schilderungen beruht das Interesse des Buches, das für die Verfasserin kalt läßt, weil sie selbst es war.

λμ. **Salome oder „Über die Grenzen der Dichtung".** Eine kritische Studie von Dr. J. Abraham. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Der anspruchsvolle Lessing-Titel erweckt Neugier. Man hofft auf eine ernsthafte kritische Untersuchung, die in den Fußstapfen des großen Denkers geht; die dreißig Seiten persönlichster Unmutäußerungen aber, die man uns hier vorsetzt, erfüllen nicht einmal die allerniedrigsten Ansprüche, die man an eine kritische Studie macht. Es lohnt sich wirklich kaum, darauf einzugehen. Statt dessen nur einige Proben: Dr. Abraham betrittelt die verschiedenen Mondserscheinungen des Dramas, wie sie sich in der Phantasie der einzelnen spiegeln. „Daß der Mond wie ein Weib aussehen soll, kann ich beim besten Willen nicht begreifen . . . Wie man aus einer bloßen Scheibe sich ein Weib einbilden kann, noch dazu ein solches, das dem Grabe entsteigt, ist mir völlig unerfindlich." — „Und die Prinzessin, die silberne Füße hat, ist eine merkwürdige Ausgeburt der Phantasie." — „Daß man eine noch so laute Unterhaltung mit dem Geheul wilder Tiere vergleicht, ist entweder unbillige Übertreibung oder völlige Unmöglichkeit." Er hält sich über den Pagen auf mit seinem: Man soll die Leute nicht so ansehen. Es kann sich Fürchterliches ereignen. — „Gewiß, wenn man Studenten fixiert, kann es zu einem Duell kommen, aber warum soll sich hier Fürchterliches ereignen, zumal wo der junge Syrier aus weiter Ferne die Salome ansieht, die drinnen im Saale sitzt und ihn schwerlich bemerkt." Wir glauben, genug zitiert zu haben, wenn man sich auch erst auf der sechsten Seite dieser „kritischen Studie" befindet.

γ. **Ein Menschenleben.** Alltagsbriefe unsrer Klassiker. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Wilhelm Meißner. Berlin, Wedekind. 1907.

Die vorliegende Sammlung verfolgt den dreifachen Zweck: sie will 1. eine Reihe von Musterbriefen für Situationen geben, in die fast jeder einmal gerät, und will dadurch das Auge des Lesers für das Persönliche schärfen, den Geschmack und die Kultur des Briefes in unsrer Zeit rege machen; 2. die Lebensstadien selbst mit Glossen versehen, und 3. auf diese Art die Leser mit Schriftstellern bekannt und vertraut machen, die sie vielleicht vorher mehr preisen hörten als wirklich kannten. Die Lebensstadien, für die wir Briefe erhalten, sind Kindheit, Lehrjahre, Brautstand, Lebensführung, Ehe, Freundschaft, Reise, Besuch, Krankheit und Tod. Die Schriftsteller, die hier vertreten sind: Claudius, Herder, Hamann, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Frau Rat, Jean Paul, Eva König, Forster, Caroline Flachsland, Klopstock, Lavater u. a. Der Gedanke, der die Sammlung eingegeben hat, ist gut und die Durchführung im ganzen wohlgelungen; man lernt an ihr das Leben sinnig betrachten und tut tiefe Blicke in die Seele der bedeutendsten Männer und Frauen, die unsre Literatur aufweist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Sept. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Pädagogische. — Heft 91: Mißstimmungen im Lehrervereinsleben. Von Albert Heitmann. — Heft 94: Die Fürsorge für die aus der Hilfsschule entlassenen Kinder in unterrichtlicher und praktischer Beziehung. Von Alwin Schenk. — Heft 95: Die Lehrerinnenfrage. Von H. Drewke. — Heft 96: Über die Behandlung des Seruellen in der Schule. Von Wilhelm Carl Bach. — Heft 99: Unsere Kolonien im Schulunterricht. Von Wilhelm Carl Bach.

Absatzquellen für Schriftsteller. — Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Zweite Auflage. Viertes bis siebentes Tausend. Berlin, „Feder"-Verlag (Dr. Max Hirschfeld).

Achleitner. — Mein Herz ist im Hochland. Alpenerzählungen von Arthur Achleitner Leipzig, B. Elischers Nachf. O. J.

Adam. — Über die Unsicherheit literarischen Eigentums bei Griechen und Römern. Von Ludwig Adam. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung. 1906.

Ai.. holzer. — Lyrische Dichtungen. Von Eduard Aichholzer. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Arminius. — Sein Recht. Komödie in einem Aufzuge. Von Wilhelm Arminius. Eisenach, Hofbuchdruckerei H. Kahle. O. J.

Arnold. — Das moderne Drama. Von Robert F. Arnold. Straßburg i. E., Karl J. Trübner. 1908.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901—1905. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Erster Teil. Berlin, Carl Heymann. 1907.

Bibliotheca Romanica. — Bd. 32, 33, 34: Œuvres de l'Abbé Prévost. — Bd. 35, 36: Œuvres de maitre François Villon. — Bd. 37, 38, 39: Obras de Don Guillem de Castro. Bd. 40: Opere di Dante: La vita nova. Strafsburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). O. J.

Böhmer. — Die Bedeutung und Aufgabe des nationalen Blocks im Reichstage, zugleich ein Beitrag zur Beurteilung und zum Verständnis der Zentrumspolitik. Von Rudolf Böhmer. München, J. F. Lehmann. 1907.

Bongard. — Wie wandere ich nach Deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige von Oscar Bongard. Berlin, Wilhelm Süfserott. O. J.

Carl. — Wege, die du kennst. Gedichte von Jutta Carl. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1907.

Detter. — Gertrud Baumgarten. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Roman von Ludwig Detter. Zwei Bände. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Dittrich. — Briefe. Intimes an eine Dame. Von Max Dittrich. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1907.

Ebstein. — Lichtenbergs Mädchen. Mit 12 ungedruckten Briefen Lichtenbergs. seinem Porträt, Faksimile eines Gedichtes, eine Abbildung des Weender Tors zu Göttingen usw. Herausgegeben von Erich Ebstein. München, „Süddeutsche Monatshefte". 1907.

Escherich.— Studien zur Deutsch. Kunstgeschichte. Die Schule von Köln von Meta Escherich. Strafsburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1907.

Falckenberg. — Kant und das Jahrhundert. Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen. Von Richard Falckenberg. 2. Aufl. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Figgis. — Studies of political Thought From Gerson to Grotius 1414—1625. By John Neville Figgis. M. A. Cambridge, at the University Press. 1907.

Filon. — Vacances d'Artiste. Par Augustin Filon. Paris, Hachette & Co. 1907.

Friede. — Liebesabjeffe. Novellen von Hermann E. Friede. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Friedrich. — Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich. Von J. K. Julius Friedrich. Giefsen, Alfred Töpelmann. 1907.

Gesellschaft, Die. — Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. Band 8: Der Handel. Von Richard Calwer. — Band 9: Die Sprache. Von Fritz Mauthner. — Band 10: Der Architekt. Von Karl Scheffler. — Band 11: Die geistigen Epidemien. Von Willy Hellpach. — Band 12: Das Warenhaus. Von Paul Göhre. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). O. J.

Giese. — Deutsche Bürgerkunde. Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates und in die Elemente der Volkswirtschaftslehre. Von A Giese. Leipzig R. Voigtländer. 1907.

Gnauck-Kühne. — Die Deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. Mit sechs farbigen Diagrammen. 2. Aufl. Berlin, Otto Liebmann. 1907.

Grunert. — Was die Stunde sprach. Gedichte von Carl Grunert. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1907.

Guntermann. — Mesalliance. Novellen von August Guntermann. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Hansjakob. — Ausgewählte Erzählungen. Volksausgabe. Fünfter Band: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. — Kleine Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. O. J.

Hart. — Gesammelte Werke. Herausgegeben von Julius Hart. Band 1: Gedichte. — Das Lied der Menschheit. Teil 1 und 2. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1907.

Heinrich. — Gedichte von Georg Heinrich. Strafsburg i. E. Josef Singer. 1907.

Ichikawa. — Die Kultur Japans. Von Dr. Daiji Ichikawa. Lektor am orientalischen Seminar zu Berlin. Lehrer des Japanischen an der Königl. Kriegsakademie zu Berlin. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Kirchners Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. — 5. Aufl. Neubearbeitung von Dr. Carl Michaëlis. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Koritzsch. — Die Wassermühle. Gedichte von Charlotte Koritzsch. Magdeburg-N. Druck von R. Zacharias. O. J.

Lang. — Die kindliche Psyche und der Genufs geistiger Getränke. Abhandlung für Lehrer und gebildete Eltern nach einem in der Wiener Pädagogischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage von Leopold Lang. Mit 14 Tafeln im Texte. Wien, Josef Safar. 1907.

Lenschau. — England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen herausgegeben von Dr. Th. Lenschau. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke Verlag. O. J.

London. — Wenn die Natur ruft. Von Jack London. Autorisierte deutsche Übersetzung von L. Löns. Mit Illustrationen von C. L. Bull, P. R. Goodwin. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag. 1907.

May. — Auf Darwin-Spuren. Beiträge zur Biographie Darwins. Von Dr. Walther May. Mit 5 Abbildungen. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1907.

Mayer. — Venezianische Sommer-Tage. Epigramme und Elegien. Von Carl Mayer. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1907.

Mercier. — Psychologie. Von Mercier. Nach der sechsten und siebenten Auflage des Französischen ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von L. Habrich. Zweiter Band: Das Verstandes- oder Vernunftleben. Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung. 1907.

Michaelis. — Die Stadt Berlin und das Reformgymnasium. Vortrag von Carl Michaelis. 2. Aufl. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Müller. — Meine Rennsteigfahrt im Juli 1906. Von Walter Müller. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Muusmann. — Des Nordpolfahrers Andrée letzte Aufzeichnungen. In Briefen wiedergegeben von Carl Muusmann. Deutsch von Bernhard Mann. Berlin, Gustav Riecke Nachf. O. J.

Troilo. — La filosofia di Giordano Bruno. Di Erminio Troilo. Torino, Fratelli Bocca. 1907.

Viktor. — Lyrische Dichtungen. Von Carl Viktor. Offenbach a. M., Wilhelm Wagner. O. J.

Vogel. — Die pädagogischen Sünden unserer Zeit. Ein kritischer Überblick über die Bestrebungen der modernen Pädagogik auf dem Gebiete des höheren und des niederen Schulwesens. Von August Vogel. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1907.

Wenger. — Wie der Wald still ward. Von Lisa Wenger. Frauenfeld, Huber & Co. 1907.

Wundt. — Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit 53 Figuren im Text. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Gerechtigkeit der Marianne Denier.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Siebentes Kapitel.

Die Dachkammer, in die Marianne immer häufiger flüchtete, je mehr der Zwist ihres Innern sich steigerte, wurde zu einer Folterkammer. Marianne war nicht nur äußerlich eine starke Frau. Was an Jugend und heißem Leben in ihr war, loderte auf. Sie glühte davon, und täglich hatte sie größere Mühe, das Feuer ihres Innern zu dämmen. Das schwüle Liebestreiben zwischen Heinrika und dem Knecht Melk nahm seinen Fortgang. Auch Michels Wesen änderte sich nicht. —

Der Abend kam früh wie jetzt alle Tage über das Dorf. Der Himmel war nicht hell. Rotgraue Wolken bedeckten ihn auf allen Seiten, aber da und dort brach ein heißes Blau hindurch. An den Bergen brannten eigentümliche Feuer. Wie der Schein einer Lohe über ein weißes Antlitz zuckt, so war über die ragenden Schneehäupter zeitweilig ein geheimnisvoller Schimmer gegossen. Die Marterkammer der Marianne Denier empfing von einer rotgesäumten Wolke eine reine und edle Helligkeit. Marianne selbst saß seit einer kurzen Weile auf ihrem Stuhl und rang gleichsam körperlich mit ihren beiden schweren Armen die Bedrängnis nieder, die auch dieser Tag ihr gebracht und die sich über einem langen Zusammensein mit Denier und Michel unten in der Wohnstube gesteigert hatte. Sie hatte das Fenster geöffnet, um Luft einzulassen, und bot der Kälte das Gesicht hin. So nach außen gewendet, konnte sie nicht hören, was im Innern des Hauses vorging, hörte darum auch nicht, daß jemand sich der Kammer näherte. Sie blickte erst zurück, als sich die Tür öffnete.

Michel trat über die Schwelle. Als er die Tür hinter sich zutat, war sein dunkles Gesicht rot. Die Wolke zündete ihm hinein.

„Was tust du denn jeden Tag da oben?“ fragte er Marianne. Aber im Augenblick des Fragens fiel ihm selbst die Antwort ein. Er bekam ein

Schlucken in den Hals und brachte die Worte nicht frei und ungezwungen über die Lippen.

Marianne erhob sich. „Ich habe mich einen Augenblick hingesetzt," sagte sie.

Er versuchte, ein leichtes und gleichgültiges Wesen anzunehmen, trat zu ihr ans Fenster und blickte hinaus. „Es ist schön heute abend," sagte er.

Marianne wollte beiseite treten, aber die Kammer war schmal, und sie konnte sich nicht vorüber drängen. Einen Augenblick lang, während Michel sich aus dem Fenster bog, blieb sein harter Arm fest an den ihren gepreßt. Vielleicht lag es daran, daß er die Ungezwungenheit wieder verlor. Er fuhr sich in das dichte, krause Haar. Dann brachte ihn der Zorn über die Scheu, die ihn befiel, völlig aus der Fassung.

Plötzlich brach er los: „Jetzt will ich wissen, was ist! Meinst, ich merke es nicht, daß du etwas an dir hast! Daß die Unruhe dich in die Kammer herauf treibt!"

Marianne machte sich Weg und ging langsam der Tür zu. „Es schickt sich nicht, daß wir miteinander hier oben stecken," sagte sie. Sie schlenkerte die Arme, als sei sie ganz ruhig und habe eben etwas Nebensächliches gesagt. Nur in ihrer Stimme war ganz versteckt, ein bloßer Rest, den sie nicht hatte unterdrücken können, ein Zittern.

Michel aber hörte den Ton heraus. Er sah, daß sie mühsam über sich Herr wurde. Das Mitleid raubte ihm den Verstand. „Marianne!" schrie er sie mit engem Atem an. Sein breiter Nacken war gebogen, der kurze Hals vorgebeugt. Die scharfen Augen glänzten, und die ganze stämmige Gestalt hatte eine Haltung, als ob er sie packen wollte.

„Bleib stehen, wo du bist", sagte Marianne. Sie legte die Hände an die Wand und stand mit dem Rücken daran gelehnt, auch sie breit, aber mit einem Gesicht so weiß wie die Gipswand der Kammer. Die Härchen der Wimpern und Brauen leuchteten in diesem kalkigen Gesicht.

„Du, du," begann Michel wieder.

Sie unterbrach ihn. „Wohin soll es kommen, wenn wir so fortfahren?"

„Ich habe mich nie um euch Weiber gekümmert," warf er hin, „aber —"

Er stockte und wußte nicht weiter. Freilich, um Weiber hatte er sich nie bemüht! Er war nicht umsonst in diese Jahre hinauf ledig geblieben.

Jetzt kamen ihm die Worte wieder.

„Aber" — begann er dort, wo er aufgehört hatte, „an dir könnte ich verrückt werden! Ich kann mir nicht helfen! Tag für Tag sehe ich, wie du weggeworfen bist an den Krüppel, den Jost. Du wirst alt werden neben ihm und hast keine Jugend gehabt und hättest doch ein Recht, du — mehr Recht — wie manche — und —" Er trat einen Schritt vor. Marianne aber glitt der Tür näher, immer den Rücken angelehnt, als ob sie Halt brauchte.

„Bleib, wo du bist, sage ich," fuhr sie ihn leise an. Die Zähne schlugen ihr aufeinander, als sie fast mechanisch das Gesicht über die Achsel und ihm zudrehte.

Es war weder Berechnung noch Vorbedacht in dem, was er sagte. Die Worte sprudelten ihm fast wider seinen Willen heraus. „Ein Lump werde ich, wenn — wenn ich mit dir nicht zusammen kommen kann!"

Sie hatte jetzt die Tür ganz nahe, legte die Hand auf die Klinke und öffnete sie. „Es ist genug," sagte sie; „ich will nicht, daß uns einer da oben beisammen ertappt." Und plötzlich trat sie hinaus und zog hinter sich die Tür zu. Michel blieb allein zurück.

Im Davongehen schon fühlte Marianne, wie nach dieser Unterredung alles noch schlimmer war als früher. Es reute sie, daß sie nicht geblieben war und auf irgendeine Weise ein Ende gemacht hatte. Auf irgendeine Weise! Im gleichen Augenblick empfand sie, daß sie nicht wußte, wie sie ein Ende machen sollte. Sie stieg über die Treppe nieder. Ihr Gesicht färbte sich nicht. Sie fror vor Erregung. Oben hörte sie Michel aus der Kammer treten und in seine eigene gehen. Bald nachher — während sie sich an eine Arbeit gemacht hatte — kam er herunter. Sie begegnete ihm im Flur. Er hatte gute Kleider angelegt und trug die Mütze auf dem Kopf. Sie sah ihn an, wollte fragen, was er im Sinn habe, und scheute sich doch, wieder mit ihm zu reden. Aber er gab ihr Auskunft, ohne daß sie sie forderte.

„Ich will nicht den ganzen Abend in der Stickluft hocken."

Sein Aussehen befremdete sie. Jetzt schob er die Mütze seitwärts, so daß etwas Leichtfertiges an ihm war. Er brauchte nicht zu sagen, daß er ins Wirtshaus wollte; man sah es ihm an.

„Es ist bald Nachtessenszeit," sagte Marianne, die ohne ihn anzublicken, ein paar Schritte von ihm hinweggetreten war.

„Meinetwegen," gab er achselzuckend zurück.

Da ging sie mit gesenktem Kopf die Treppe hinauf. Michel verließ das Haus.

Das Nachtessen war vorüber, aber Knechte und Mägde saßen noch am Tisch, als jener zurückkam. Er war nicht lange fortgeblieben; doch mußte er seine Zeit wohl genutzt haben. Sein Gesicht war heiß. Einzelne Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seine Augen erschienen klein und wässerig.

Denier hatte nach ihm gefragt. Sein feines Empfinden ließ ihn den Zustand des andern erraten, ehe der nur ein Wort sprach. Er lachte höhnisch. „Was kommt dich an, mitten in der Woche?" fragte er Michel.

„Das wird wohl meine Sache sein," gab dieser zurück. Er warf die Kappe in einen Stubenwinkel, lachte kurz auf und ließ sich auf einen Stuhl am Tisch fallen.

Melk und die Mägde staunten.

„Willst du noch essen?" fragte Marianne. Sie wußte kaum, was sie sagte, fror noch immer, und die Stube drehte sich mit ihr.

„Wenn es noch etwas gibt," antwortete Michel grob.

Das Gesinde erhob sich. Marianne wollte nicht, daß eine der Mägde zurückkomme. So trug sie selbst das Essen dem Betrunkenen hinein. Als sie mit der Schüssel kam, saßen die beiden Männer in störrischer Haltung am Tisch. Keiner hatte gesprochen; es fühlte jeder, daß der andre ein zorniges

Wort auf den Lippen hatte. Aber Michels Zunge saß loser. Plötzlich roch ihm auf, daß Denier sich über ihn ärgerte. Er legte klirrend den Löffel in den Teller. „Es paßt dir etwas nicht an mir, he?“ wandte er sich höhnisch an den andern. „So kann ich ja gehen, das kann ich!“

„Schlaf deinen Rausch aus,“ murrte Denier zurück.

Der Streit war ganz nahe. Michel kannte sich selbst nicht mehr. Da trat Marianne zu ihm und packte seine auf dem Tisch liegende Hand. „Du kommst,“ sagte sie. Er fühlte, wie ihre Hände vor Angst eiskalt waren. Das ernüchterte ihn. Mit einer Art dumpfen, murrenden Grolls gab er nach, ließ sich von ihr aus der Stube führen, und als sie ihn draußen schweigend der Treppe zuschob, stieg er diese tappend hinan.

„Was ist in den hineingefahren?“ fragte Denier, als Marianne wieder bei ihm eintrat.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie mit erstickter Stimme.

Denier fragte nicht weiter. Sie ließ ihm auch nicht Zeit dazu, sondern machte sich draußen zu schaffen. Bald brachte sie ihn zu Bett, nur damit er nicht rede. Aber sie merkte, wie er das fahle und entstellte Gesicht oft und oft schnuppernd hob, als sei er auf der Spur dessen, was den Michel verändert hatte.

In der darauffolgenden Nacht, wie nun schon in vielen, fand Marianne den Schlaf nicht. Sie wälzte sich im Bett. Die Gedanken warfen sie hin und her. Einen Ausweg, einen Ausweg! War ihre Jugend nichts? Sollte sie nichts von ihrer Jugend haben! Nein doch, nein! Sie gehörte zu dem da, drüben im Bett zu — —. Aber das Verlangen konnte einen zu Grunde richten! Es — es richtete auch einen andern zu Grunde — den — den Michel! Wie eine Pest war es ihn angesprungen! Seit er im Hause war, hatte er sich nie anders als mäßig, arbeitsam und ernsthaft erwiesen! Und heute, als breche eine Wut an ihm aus, hatte er getan, was die Tagediebe und Säufer im Dorfe taten! Durfte sie das zugeben — sie?

Auch die wilde Nacht brachte keine Klarheit. Mit schwerem Kopf erhob sich Marianne am Morgen. Es war noch stockfinster, und die Petroleumlampe mußte zum Frühstück leuchten, das sie mit Knecht und Mägden in der Stube einnahm. Kaum saßen sie am Tisch, als Michel dazu kam. Er tat, als ob nichts vorgefallen sei, wünschte kurz guten Tag nnd nahm schweigend und hastig die Mahlzeit ein. Beim Aufstehen machte er eine Bemerkung bezüglich der Arbeit, die er eben vor hatte. Als Melk und die Mädchen nach ihm die Stube verlassen hatten, kam er zurück, um etwas Vergessenes zu holen. Er trat zu Marianne, ehe er sich wieder entfernte. „Überlege, was werden soll,“ raunte er ihr zu. „Es muß einen Weg gehen.“

Sie antwortete nicht und ließ ihn gehen. Ihr Sinn war wirr. Mühsam ging sie daran, die Stube aufzuräumen. Heinrika kam herein und half ihr. Sie öffneten die Fenster, und die eiskalte Luft quoll in Wellen herein.

Es war dämmernder Tag, als sie die Fenster wieder schlossen. Marianne zögerte einen Augenblick, den Fensterknauf zu drehen, den sie eben hielt. Ihr Blick war auf die Kirche gefallen, von der eine der Glocken in eintönigem

Singsang scholl. Die Frühmesse war zu Ende. Der Pfarrherr trat eben unter die Tür. Als sie seiner hohen, vornüber gebogenen Gestalt gewahr wurde, haftete ihr Blick wie unter einer plötzlichen Erleuchtung darauf. Die dunkle Erscheinung des Priesters trat scharf aus der Umgebung, dem tiefverschneiten Kirchenvorplatz heraus. Mit der Vorsicht des Alters und doch mit der würdevollen Sicherheit, die ihm eigen war, schritt der Pfarrherr über den Schnee. Seine feinen, klugen und strengen Züge unterschieden sich vom Fenster aus, das dünne Haar war nicht weniger weiß als der Schnee, aber es glänzte wie Seide.

Der Pfarrherr hatte sich wenig um Marianne Denier gekümmert. Er bewies ihr eine zurückhaltende Kälte, wenn er sie traf, hielt sie gleichsam mit einem strengen Blick fern: Dein Weg ist nicht mein Weg! Aber Mariannens Interesse für ihn, das bei der ersten Begegnung mit ihm erwacht war, war lebendig geblieben. Der scharfe Geist, der aus seinen Zügen sprach, flößte ihr eine scheue Verehrung ein. „Den mußt du um Rat fragen," durchfuhr es sie plötzlich. Sie hatte wohl daran gedacht, mit Boßhard, ihrem Vater, von ihrer Bedrängnis zu sprechen. Allein, dieser hatte andre Sorgen genug; denn die Mutter lag seit Monaten zu Bett, und es war wenig Hoffnung, daß sie wieder genese. Der Gedanke an den Pfarrherrn kam ihr jäh. „Das ist ein Richter," fiel ihr ein. Dann reifte der Entschluß. Sie wollte sich dem Geistlichen anvertrauen.

Achtes Kapitel.

Die Stube des Pfarrherrn Peter Diog zu Seedorf hatte altersbraune, tannene Tafelwände, von denen zwei durch hohe Bücherregale fast verdeckt waren. Schräg in einer Ecke, so daß das Licht eines Fensters von links darauf fiel, stand ein schöner Schreibtisch aus Luxusholz. Auch in ihrer sonstigen Einrichtung, einem Schrank und ein paar altertümlichen Stühlen, insbesondere in zwei wertvollen Madonnenbildern, zeigte die Stube eine Vornehmheit, die nicht aufdringlich war, die sie aber stark von den sonstigen kahlen Pfarrstuben des Landes unterschied. Der Pfarrherr saß seitwärts gewendet auf dem Drehstuhl vor dem Schreibtisch. Sein rechter Arm stützte sich auf die Platte des Tisches. Er war barhaupt, so daß man seinen gelichteten Scheitel sah. Sein nach vorn gebogener Kopf zeigte eine schön geschwungene Schädellinie, weich und fein legte sich das dünne, weiße Haar an Stirn und Schläfen. Vor ihm stand Marianne Denier und hatte eben die Tür hinter sich geschlossen. Sie trug ein dunkles, schmuckloses Kleid und ein Tuch um den Kopf geschlungen, das letztere nahm sie jetzt ab und legte es ruhig und ohne Verlegenheit über einen Sessel.

Der Pfarrherr betrachtete sie. Wie schon früher fiel ihm die breithüftige, etwas plumpe Erscheinung der jungen Frau auf. Ihr helles, reiches Haar lag in schweren Zöpfen um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht war schön, obwohl die Haut von Sommersprossen bräunlich war und der seltsame Goldflaum, der darüber lag, ihm etwas Fremdes gab.

„Verzeihen Sie mir, daß ich komme, Herr Pfarrer," begann Marianne.

Der Geistliche wies auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. „Nehmen Sie Platz," sagte er mit kühler Zurückhaltung, aber nicht ohne eine achtungsvolle Höflichkeit.

Marianne setzte sich. Ihr Stuhl hatte zwei Lehnen. Sie legte beide vollen Arme darauf und strich mit den Händen langsam über das Holz, dabei scharf nachsinnend. Ihr Gesicht wurde bleicher, und ihre Lippen zuckten wieder. „Sie sind der Mann, bei dem sich die Leute Rat und Trost holen können," begann sie. „Ich bin nicht von Ihrem Glauben; aber ich gehöre in diese Gemeinde und — und darum habe ich gewagt, zu Ihnen zu kommen."

„Gut, gut," sagte der Pfarrherr. Der Besuch befremdete ihn, aber er lud sie mit einem Kopfnicken ein, fortzufahren. Sein Gesicht nahm leise eine größere Strenge an. Der Mund bildete eine schmale und feine Linie, und senkrecht an die Nasenwurzel liefen zwei wie mit einem Messer geschnittene Furchen. Es schien, als errate der Scharfsinnige zum voraus, was sie ihm erzählen wollte.

„Sie wissen, was an meinem Hochzeitstage geschehen ist," hob Marianne wieder an. Dann sprach sie langsam weiter, immer mit den Händen nachdenklich und ohne zu wissen an den Stuhllehnen spielend. „Ich bin mit einem starken und lebensfrohen Manne nach diesem Orte abgereist und mit einem armen Krüppel angekommen, einem, der an diesem Tage nicht nur am Leibe verkrüppelte, sondern dem auch der Geist eng — zornig —, geizig wurde. Ich — ich bin nicht gekommen, meinen Mann hier zu verklagen. Nur — einmal muß ich es sagen — ich habe einen Menschen an meiner Seite, dem ich nichts mehr bin und sein kann — —."

Hier unterbrach sie der Pfarrherr. „Nichts sein kann, Frau? Hände und Kopf müssen Sie dem kranken Manne sein, Pflege und Stütze!" Er sah sie scharf an. Während er so sprach, öffneten sich seine Lippen nur leicht. Aber seine Worte hatten etwas von feinen, geschliffenen Klingen.

„Ein Werkzeug kann ich sein," fuhr Marianne in stillerem und schwerem Ton weiter, „aber nichts sonst. Wenn er jemand um sich hat, an dem er seine Ungeduld und Zerfallenheit auslassen kann, hat er, was er sucht. Weiter hat er nichts zu geben, er nicht! — Ich — auch nicht."

Sie stockte jetzt. Dann senkte sie den Kopf und suchte mit den Augen am Boden. Auf einmal wogte ihre Brust. Nun sprach sie hastiger. „Ich bin mit einer großen Freude nach Seedorf gekommen. Das Land zog mich. Aber ich hatte noch etwas in mir, von dem ich nichts wußte. Jeder Mensch — weiß ich jetzt — hat das einmal irgendwie. Ich — möchte — einen lieb haben — einmal! Oder hat der Mensch, der jung ist, nicht ein Recht darauf?"

Der Pfarrherr staunte. Sie sprach wie eine gebildete Frau. Er konnte nicht wissen, daß sie in ihrer Jugend viel gelesen hatte. Aber er sagte sich, daß die Frauen dort, wo die Marianne herkam, geschulter waren, als da zu Land. Zum Bescheid gab er ihr: „Sie sollen Ihren Mann lieben! Pflichterfüllung ist Glück, Frau!"

Marianne hob den Kopf. „Ja, Pflicht," sagte sie heftig. „Zur Pflichterfüllung gehört Kraft und zur Kraft Freude. Wer in seinem Leben keine Freude hat, dem verdorrt die Stärke, der hat die Kraft nicht mehr, seine Pflicht zu tun! Aber," unterbrach sie sich selbst, in einer wilden Hast, „ich will Ihnen alles sagen, Pfarrherr. Darum bin ich da. In unserm Haus ist einer, der mir geben kann, was mir not ist, ein gesunder und heiterer Mensch, den — ich gern habe — — zu dem es mich zieht und — —."

Sie hielt plötzlich inne. Es war, als ob eine ungeheuere Scham sie packe, nun sie zum erstenmal ihren innersten Gedanken Worte gab. Ihr Gesicht wurde heiß. Sie blickte den Geistlichen scheu an.

Dieser vergaß einen Augenblick, daß er die Protestantin vor sich hatte. Er hatte eine Beichte gehört, und er nahm es mit seinem Berufe ernst. Er war streng, aber wenn er strafte, so suchte er stets in die Strafe den starken Trost zu legen, den seine klare und ruhige Seele ihm eingab. Er schüttelte langsam und schwer mißbilligend den Kopf, als begriffe er nicht, in welche Verirrungen die menschliche Seele immer wieder geriet. Dann sagte er, ganz als wendete er sich zu einem seiner Beichtkinder, auch plötzlich das „Sie" in das landesübliche „Ihr" wandelnd: „Ihr müßt dieser Gefühle Herr werden, Frau! Was für lasterhafte Gedanken kommen Euch an!"

„Herr werden," wiederholte Marianne, noch immer mit heißer Stirn, aber wilder, sich selbst verlierend. „Wie? Das eben will ich Sie fragen, Pfarrherr! Wie?"

Der Ausbruch empörte den Geistlichen. Sein Ton wurde bitter. „Wenn aus meiner Kirche ein Mensch zu mir käme, würde ich ihm sagen: Bete, bete unablässig. So oft sollst du den Namen Gottes und der heiligsten Mutter sagen, daß deine Gedanken nicht Zeit haben, andre Wege zu gehen. Das Laster würde nie so viel Raum gewinnen bei einem, der betete, wie wir beten, Frau! Das sage ich Euch!"

Er zeigte äußerlich keinerlei Erregung. Seine Worte waren deutlich, langsam, jedes wohl bedacht. Die Sünde, die ihm gestanden worden war, aber schob er gleichsam mit seinen feinen, alten Händen von sich als etwas Unsauberes und stellte seine Forderung unablässigen Gebetes als Rettung vor die Sünderin hin, streng, mit beißendem Vorwurf: Warum greifst du nicht danach!

Marianne schwieg. In sich zusammengeworfen saß sie in ihrem Stuhl. Sie dachte nach. Aus diesen Gedanken heraus hob sie erst nach einer Weile langsam wieder zu sprechen an. „Ihr seid sicher vor solchen Versuchungen, meint ihr, ihr Katholischen! — Ich weiß es nicht! Aber — aber — wenn sie da ist — die Sünde — mit eurem Gebet bringt ihr sie nicht hinweg." Wieder schwieg sie und sann. „Ich sehe," fuhr sie dann in halblautem Tone fort, „Ihr könnt mir nicht helfen, Pfarrherr!" Plötzlich wurde ihre Stimme stärker: „Ich bin in mir selber krank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber gesund werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber, der mir über das hinweghilft, was mich quält und mich gelüstet und mich hungert! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!"

Sie stand auf. Ihr ganzes Innere schien sich aufzubäumen. Sie hob beide Arme und hatte die Hände zu Fäusten geballt, als ob sie wirklich ihres Leibes Kraft zusammen nähme. Etwas Helles, Wuchtiges war an ihr, etwas Ursprüngliches, gegen das die dunkle, gemessene und sich ganz in der Gewalt habende Art des Priesters seltsam abstach. Auch dieser erhob sich. Sein Gesicht verlor den letzten Schimmer von Freundlichkeit.

„Sie sind ein Mensch, der seine Lüste nicht zu zähmen weiß," sagte er streng.

Marianne nahm ihr Tuch vom Stuhl. Sie hörte kaum mehr, was der andre sprach, empfand nur, daß auch dieser Gang für sie kein Ergebnis gehabt. Sie murmelte ein paar Worte der Entschuldigung.

Der Pfarrer machte ihr das Weggehen leicht; denn er wendete sich ab und einem der Bücherregale zu, als habe er ihr nichts mehr zu sagen.

Sie legte ihr Tuch um und neigte leicht den Kopf. „Ade," sagte sie und ging.

Auf dem Rückwege jedoch war dennoch nicht mehr so viel dumpfe Schwere an ihr, als sie hergetragen hatte. Sie war gleichsam an ihren eigenen Worten und ihrer Erregung erstarkt, hatte sich selbst aufgerüttelt. Die scharfe Kälte, die ihr auf der Straße das Gesicht brennen machte, erzeugte ein Empfinden der Klarheit in ihr. Während sie durch die weiße, frostige Straße ging, verließ die Empfindung sie nicht, als sei sie widerstandsfähiger geworden gegen die innere Not.

Unter der Haustür begegnete ihr Michel. Er sah sie mit dem verlangenden Blick an, den er nun hatte. „Wo bist du gewesen?" fragte er. Seine Stimme klang leise und heimlich.

Sie ging an ihm vorbei. „Fort bin ich gewesen," gab sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch ihm kurzen Bescheid. Dann stieg sie nach der Wohnstube.

Auf dem Tisch in der Stube lag eine Depesche. Denier, der in seinem Stuhle saß, nahm sie auf und drehte sie in den Fingern, als sie eintrat. Er zankte, daß sie zu lange weggeblieben. Sie hätten das Telegramm von der Post gebracht. Er habe es von dem Boten lesen lassen. Sie werde wohl heimreisen wollen; es ginge der Mutter schlecht!

Neuntes Kapitel.

Auf der Hügelgegend von Grüningen lag noch Schnee. Eine neblige Nacht hatte neuen zum alten hinzugetragen. Aber die Straßen dehnten sich braun und weich zwischen den weißen Matten hin, und da und dort aus einer Wiese schimmerte ein grüner, bereifter Fleck. Es brach schon etwas wie Frühling aus der Erde. Die Bäume und Sträucher trugen auf blattlosen Ästen und an den Stämmen den zarten Schneeflaum, den der rauhe Nachtwind daran gepeitscht. So bot der Laubwald ein wundervolles Bild. Wie in Rauhreif erstarrt, stand er da, Stämme und Zweige umsponnen von

Schnee. Es woben noch Nebel über seinen Kronen. Das Blau des Himmels war nur dunkel und hinter Dünsten sichtbar.

Ein zarter Streifen Schnee, Sternchen auf Sternchen gesammelt, lag auch auf jedem Fensterbrett des Boßhard-Hauses. Nur im obern Stock am Giebel einer Schlafstube, war der Flaumstreifen hinweggestrichen. Das Fenster stand offen, und die kalte Luft des Morgens drang in die Kammer. Sie war neben der Stube gelegen, wo Boßhard und seine Frau zu schlafen pflegten, und hatte Mariannen angehört, so lange sie noch zu Hause gewesen. Jetzt lag in dem weißbezogenen Bett Frau Anna Boßhard, die Mutter, tot, und Marianne ging an diesem Morgen bei ihr aus und ein als ein fleißiger und stiller Gast, den es immer wieder in die vom Schneelicht helle Kammer zurückzog. Die Verstorbene hatte ein so stilles, noch von keinem Todeszeichen entstelltes Gesicht, daß sie anzusehen war, als ob sie sich aus einem ihrer friedlichen und schönen Lebenstage heraus eben nur zu einem kleinen behaglichen Ausruhen hingelegt hätte. Sie hatte noch immer die glänzende, wenig runzlige Haut. Der Mund war nur leicht geschlossen, als atmete er noch und hätte noch nicht lange sein zufriedenes Lachen getan. Kein Zug verriet überstandene Krankheit oder verwundenen Schmerz. Nur das schöne Apfelrot hatten die Wangen verloren.

Marianne trug ein schwarzes Kleid, in dem sie jünger aussah als sonst. Es machte ihre breithüftige Gestalt schmiegsamer, und das reiche Haar glänzte dagegen. In einem sonderbaren Traumzustand ging sie an diesem Morgen im Hause umher. Sie war gestern von Seedorf durch die Unruhe eines stürmischen Tages und erfüllt und betrübt von der Unruhe, die in ihr selber war, hergereist. Die Mutter hatte sie nicht mehr lebend gefunden. Aber nun geschah es, daß in dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes um die Verlorene die Gedanken fast völlig von dem abgelenkt wurden, was sie vorher gequält hatte. Sie weinte und faßte sich nach einer Weile, wie das starken Naturen eigen ist. Allmählich empfand sie die freundliche Stille, die über der Mutter lag, so mächtig und wohltätig, daß ihr war, als lasse sie sich von einem schweren Gange oder harter Arbeit tief erschöpft in weiche Kissen nieder, und sie überließ sich mit unbewußter Wollust der gedanken- und quallosen Ruhe, die auch in ihr Platz griff. Dabei half ihre ganze Umgebung mit, sie über den wirklichen Inhalt ihres Lebens hinwegzutäuschen, die Helligkeit und Weite der Landschaft, die Traulichkeit des Hauses und die gefaßte, schmerzlich heitere Art des Vaters. Jakob Boßhard ging seiner täglichen Arbeit nach. Er hielt keinen großen Viehstand mehr, aber da er sich ohne Knecht behalf, gab es doch vom Morgen zum Abend zu tun, und er durfte auch an diesem Tage nicht rasten. Er kam jedoch aus dem Stall oder dem Holzraum oft und oft herauf, um nach der Tochter oder der toten Frau zu sehen. „So, so," sagte er ein paarmal zu Marianne, sie auf die Schulter tätschelnd. Und in den zwei Worten lag die stille Freude und Befriedigung, sie wieder einmal daheim zu haben. Er fragte an diesem Tage nichts, was auf ihre Ehe und ihr Leben Bezug hatte. Es lag nur ein forschendes Mitleid in seinen braunen, freundlichen Augen, ein Ausdruck, der zu sagen schien: „Ja, ja, jetzt ist die Mutter tot und dein Leben, Tochter, nicht so heiter, wie ich es für das einzige Kind

wünschte." Daneben aber in einem Aufblitzen seines Blickes stand auch schon die Ermunterung: „Es ist der Gang der Welt, daß wir Widriges tragen müssen, viel auf einmal zuweilen, aber wir müssen das Beste daraus machen. Es kommen wieder andre Zeiten!" Wenn er in die Leichenkammer trat, so vermied er es, am Bett seiner Frau still zu stehen. Der Anblick der Leiche bedrängte ihn und verschärfte den Kummer über den erlittenen Verlust, so daß sein fester Mund zu zucken begann. Er machte sich deshalb im Zimmer allerlei zu schaffen, jedesmal der Toten einen Liebesdienst erweisend. So strich er wohl mit der ungefügen Hand glättend über die Bettdecke, öffnete das Fenster ein wenig mehr, damit die Winterkühle besser in das muffige Zimmer dringe, oder rückte einen Kranz von Blumen, mit denen sich die Stube füllte, sorgsam zurecht. Wenn er mit der Tochter von der Verstorbenen sprach, so gab er nicht seinem Schmerz um die Tote Worte, sondern erzählte von der Lebenden, ihren letzten Tagen, ihrem Wirken, von dem und jenem freundlichen Zug in ihrem Wesen. Alle Augenblicke fiel ihm wieder etwas Schönes ein. Das hatte sie gesagt! So hatte sie von Marianne gesprochen, diesen Scherz einmal gemacht und jene drollige, zum Widerspruch reizende Meinung gehabt! Dabei war Boßhards äußere Erscheinung im Einklang mit seinem gefaßten, fast heiteren Wesen. Er hatte sich im Laufe der Jahre wenig verändert. Sein Gesicht war noch immer sauber rasiert bis auf den schmalen, grauen Bartkranz, der um Wangen und Kinn lief. Geradheit und eine vernünftige Behaglichkeit der Lebensauffassung sprachen aus seinen Zügen. Marianne empfand den Unterschied zwischen ihm und denjenigen, die in Seedorf ihre Umgebung bildeten. An ihm fand sie sich unbewußt in ihre eigene Jugend zurück und damit in jene schlichte, von keinen Stürmen bedrängte Gefühlswelt, aus der erst Jost Denier, der Urner, sie gerissen hatte.

Die Stunden vergingen und nahmen die erste Verwirrung des Schmerzes von Marianne. Allmählich begann sie wieder schärfer nachzudenken und die Gefühle, die sie in Seedorf erfüllt, mit der Geistesverfassung zu vergleichen, in der sie einst hier im Hause und als ledig gelebt. Eine letzte Nacht saß sie dann mit dem Vater an der Leiche der Mutter, an die langsam das irdische Zerfallen kam. Am andern Tage begrub man die Tote. Als aber Marianne nach dem Begräbnis daheim allein in der Wohnstube stand und das Fahrplanbuch zur Hand nahm, um mit sich zu beraten, mit welchem Zuge sie am besten in die Berge zurück fahre, trug sie das während ihrer Anwesenheit im Vaterhause immer fühlbarer gewordene starke, fast schmerzliche Verlangen in sich, sich wieder zu der Lauterkeit zurückfinden zu können, die sie an Vater und Mutter gewohnt gewesen und einst selbst gelernt hatte.

Am folgenden Morgen reiste sie ab.

„Ich besuche dich im Sommer einmal," versprach ihr der Vater.

„Ja, komm", sagte sie mit plötzlicher drängender Hast. Dann merkte sie, daß er erstaunt war und fügte mit nicht ganz echter Lustigkeit hinzu: „Sie könnten sonst in Seedorf meinen, wir lebten in Unfrieden miteinander."

Der Zug, den sie benutzte, war ein Schnellzug. Das, was sie hinter sich ließ, und das, dem sie entgegenfuhr, nahmen sie so ganz in Anspruch,

daß sie auf den Weg nicht achtete. Sie war in Flüelen lange, ehe sie es dachte.

Ein Windstoß fuhr ihr in die Röcke, als sie ausstieg. Der Föhn sauste aus dem Reußtal herab. Ein eigentümliches Singen war in den Lüften. Sie machte sich zu Fuß auf den Weg feldein und hatte einen mühsamen Gang; denn der warme Wind hatte die Schneedecke durchweicht, und ihre Schritte gruben häßliche Löcher, in denen das Wasser klatschte, wenn sich der Schuh daraus löste. Der Wind fegte von der Seite an sie heran und vorüber. Einmal trug er einen Fetzen bunten Stoffes von weither über das Feld, vor ihre Füße, faßte ihn neu, noch ehe sie vorüber war, und riß ihn weiter. Es lag etwas Beängstigendes in der Hilflosigkeit des Fetzens, den der Sturm mit sich trug. Marianne war der einzige Mensch auf der weiten Ebene und kämpfte mühsam gegen den sausenden Wind. Es kam ihr vor, als habe sie selber kaum mehr festen Stand.

Sie brauchte die doppelte Zeit zu dem Wege als sonst. Ermattet erreichte sie das Denierhaus. Niemand war um den Weg, als sie eintrat. Sie stieg die Treppe hinan und begab sich von außen in die Schlafstube, die sie mit ihrem Manne teilte. Sie legte Hut und Gepäck ab und trat kurz darauf in die Wohnstube hinaus. Es war nahe an der Zeit, zu der das Vesperbrot eingenommen wurde. Tassen standen auf dem Tische. Denier saß in seinem Stuhl und schlief. Aber er erwachte, als sie die Türe sacht hinter sich schloß. Sein Hals reckte sich lang. Der Kopf mit dem glatten, schwarzen Haar, dem hochgewölbten Schädel und den Narben an Stirn, Nase, Wangen neigte sich einen Augenblick horchend. Es fiel Marianne auf, wie bleich die Stubenluft ihn machte.

„Bist du wieder da?" fragte er jetzt.

„Ja, ich bin da," antwortete Marianne mit klarer Stimme. „Der Vater grüßt dich," fügte sie hinzu.

Sie trat zu ihm und faßte nach seiner Hand; aber er ließ die Stuhllehne nicht los, auf der sein Arm lag. Marianne betrachtete ihn. Etwas andres als die gewöhnliche Unwirschheit sprach aus seinem Gebaren. Sie ging an ihm vorüber und setzte sich an den Tisch. „Die Mutter war schon gestorben, als ich kam," begann sie zu erzählen.

Er wiegte sich in seinem Stuhle hin und her, als suche er die Tür, durch die er hinaus wolle. Was sie sagte, schien er kaum zu hören. Plötzlich hielt er inne. Sein Hals streckte sich wieder.

„Hast du ihn schon gesehen?" fragte er, sprach die Frage in die Luft hinaus und drehte dann doch den Kopf nach ihr. Man sah, wie er auf die Antwort gierig war.

„Wen?" fragte Marianne. Das Blut stieg ihr zu Kopf.

Denier lachte kurz in sich hinein. „Bah, den Michel," sagte er.

„Ich habe noch niemanden gesehen als dich," antwortete Marianne. Sein Mißtrauen war ihr unerträglich, aber nicht wie früher, nur weil sie sich beobachtet fühlte, sondern weil sie wußte, daß er Grund zu diesem Mißtrauen hatte. Aus dem ehrbaren Hause des Vaters kommend, schämte sie sich. Sie schauerte, so schämte sie sich.

Da fuhr Denier in derselben schnuppernden, suchenden Art fort. „Weiß der Teufel, was in ihn gefahren ist. Er ist auflüpfisch und gibt mir kein rechtes Wort. Er sucht Streit, sobald er in die Stube kommt!"

„So schick ihn fort," sagte Marianne laut. Ein plötzlicher Entschluß legte ihr das Wort auf die Zunge. Sie stand auf, und der Kopf fuhr ihr in den Nacken, so jäh kam ihr der Entschluß.

Denier drehte sich langsam noch mehr nach ihr herum, als ob er sich vergewissern wollte, daß er recht verstanden hätte, und als ob er trotz seiner toten Augen den Hintergedanken lesen könne, den ihre Worte bergen mußten.

„Es wird ohne ihn gehen," sagte Marianne jetzt wieder. Ihre Stimme klang noch schärfer. „Ich bin so weit, daß ich Geschäft und Haus verstehe."

Denier rückte im Stuhl. Er war verwirrt, wußte nicht, was er denken sollte.

In diesem Augenblick trug die Aloisia den Kaffee auf, zwei bauchige Krüge aus Email. Hinter ihr traten Melk und Heinrika ein. Ersterer knixte vor Marianne, weniger tief als sonst. Die Heinrika war sehr bleich; in dem sonst ausdruckslosen Gesicht stand ein eigentümlicher Zug von Herbheit oder Sorge.

„Seid Ihr wieder da, Frau?" sagte Melk, als er sich niederließ.

Marianne stand in ihrem schwarzen Kleide breit am Tisch und schnitt von dem großen, derben Brot mächtige Stücke ab. Zu jeder Tasse legte sie eines. Als auch sie sich setzte, kam Michel herein und grüßte mürrisch. Er trug das rauhleinene Stallhemd, dessen Kapuze ihm auf dem breiten Rücken hing. Der Hals stieg rot und kurz aus dem an der Brust offenen Leibhemd, Heufäden hingen an Kapuze und Rücken und in seinem dichten, wolligen Haar. Sein braunes Gesicht mit der kühnen Nase und den leuchtenden Augen hatte immer noch das Aussehen, das Marianne letztlich an ihm kannte. Unruhe und heimlicher Grimm lagen in seiner Erscheinung. Er war die Verkörperung dessen, was er im Sinne trug. Er war überzeugt, daß der Krüppel dort sein Weib nicht verdiente, daß umgekehrt die Frau nicht an des Halbtoten Seite verkümmern durfte. Diese Überzeugung war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er bereit war, sie mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Ungestüm zu verfechten.

Die Mahlzeit war bald vorüber. Keins mochte reden. Melk, der Knecht, schoß heimlich neugierige Blicke auf Michel und die Frau. Die Heinrika schaute versonnen auf ihren Teller und schien sich nicht um die andern zu kümmern; die Aloisia aber saß mit gesenktem Kopf und betete lange, als sie mit dem Essen fertig war. Dann stand das Gesinde gleichzeitig auf. Michel allein blieb sitzen; er schnitt sich, nachdem er wie die andern zu essen aufgehört, plötzlich noch ein Stück Brot ab.

„Wer ist noch da?" fragte Denier.

„Ich bin noch da," gab Michel laut zurück. Dann stand er auf. Den letzten Bissen Brot warf er auf den Tisch, daß die Brosamen stoben, ging bis zur Tür und faßte die Klinke.

Marianne war im Begriff, ihm zu folgen. Dann blieb sie stehen.

Michel, der wie ein Stier, die Stirn voran, zur Tür gegangen war, drehte den Kopf nach ihr und fragte: „Nun? — Was ist jetzt?“

Sie verstand nicht, was er meinte. Aber sie blickte ihn zornig an. Es empörte sie, daß er ihr das Leben noch schwerer machte.

Da versperrte er mit dem Rücken die Tür. Die eine Hand legte er von rückwärts um die Klinke. Seine Schultern waren breit, seine Beine stämmig, und an seinen Armen lagen die Muskeln wie rauhe Granitbrocken unter der Haut. „Wie es ist, will ich jetzt wissen!“ wiederholte er.

Nun erriet sie, wo hinaus er wollte. „Bist du nicht bei Trost, Michel!“ sagte sie.

Er hielt die Tür zu und blickte höhnisch auf die beiden, denen er den Ausweg versperrte. Der Gedanke, daß er sie in seiner körperlichen Gewalt hatte, machte ihm Freude. „Soll ich schweigen, weil der dort hört, was ich sage?“ antwortete er Marianne. „Was kümmert es mich, was der dort hört! Wenn er einen Funken Ehrgefühl im Leibe hätte, hätte er lange gewußt, was Pflicht wäre!“

„Was — was wäre das?“ fragte Denier. Er lehnte sich so heftig im Stuhle vor, daß dieser mit ihm einen Schritt vorrutschte.

„Die Frau loszugeben! Du!“ schrie Michel ihn an. „Blutsauger, giftiger! Weil dich ein Unglück getroffen, hältst einen andern Menschen neben dir im Unglück fest! Weil du vom Leben nichts mehr haben kannst, lässest einen andern neben dir verkümmern! Ich habe dich früher für einen rechten Mann gehalten, aber ein Schinder bist, einer der — — — —“

„Jetzt ist es genug, Michel!“ sagte Marianne.

Vom Augenblick getrieben, trat sie dicht neben den Stuhl Deniers und legte die eine Hand auf die Lehne. Ihre Augen, die sonst häufig unter den langen, weißen Wimpern verborgen waren, standen groß offen, und die Erregung des Augenblicks zuckte in allen Zügen des starken Gesichts.

Michel stutzte. Ihre volle, frauliche Gestalt schien sich gestreckt zu haben, und er hatte sie noch nie in solchem Ton reden gehört. „Verstell dich doch nicht, du,“ fuhr er dann, zu ihr gewandt, zornig weiter. „Sei ehrlich und sag ihm, zu wem du gehörst, zu mir oder zu ihm!“

Seines Rechtes sicher, staunte er fast, daß sie noch immer neben ihres Mannes Stuhl stand. Er ließ die Türklinke und kam näher. „Hahaha!“ lachte er. „Du hast Angst vor ihm. Ich will dir helfen. Ich will dich schon wegbringen von ihm.“ Er streckte die Hand aus und wollte ihren Arm fassen.

Da lehnte sich Marianne über den Stuhl Deniers zurück, um ihm auszuweichen. Sie war so bleich, als ob sie im nächsten Augenblick umfiele. Und plötzlich stieß sie heraus: „Geh, pack zusammen, Michel; wir zahlen dich aus!“

Michel zog die ausgestreckte Hand zurück, sah sie an, schluckte und sah sie wieder an; dann verzog sich sein Gesicht. Er spuckte ihr vor die Füße und ging. Es war aber nicht sein gelenkiger und doch lauter Schritt, mit dem er sich entfernte. Es hörte sich an, als bliebe er immer wieder stehen, um sich zu besinnen.

Marianne verließ die Stelle, wo sie stand, und trat zum Schrank, wo Denier sein Geld hatte. Sie entnahm ihm ein Buch. Dann begann sie mit dem Blinden zu unterhandeln. Das und das hatte Michel zu gut. Was sie ihm bezahlen sollte?

Denier gab in einer halb verfahrenen, halb mißtrauischen Art Bescheid. Es war, als warte er immer noch auf das, was kommen sollte. Über das, was geschehen war, redete er kein Wort.

Zehntes Kapitel.

Marianne schickte die Aloisia mit einem Zettel, auf dem die Ausrechnung stand, und mit dem Geld zu Michel hinauf, den sie in seiner Kammer wußte. Die Aloisia sah sie ungläubig an. Dann ging sie doch. Nach einer Weile kam sie mit dem Zettel zurück. Michel hatte ihn mit festen Schriftzügen unterschrieben: „Mit vielem Dank für das schöne Geld. Michel Denier."

Marianne sah ihn vor sich, wie er zornig sich hingesetzt und die Feder ins Papier gekratzt hatte. Es schien ihr eine Drohung in den Worten zu liegen, und sie wartete den ganzen Abend darauf, daß er diese Drohung wahr mache. Sie glaubte nicht daran, daß Michel gutwillig aus dem Hause gehe. Den ganzen Abend blieb sie wie zur Verteidigung gerüstet. Sie ging mit lauten Schritten hin und her, hatte eine barsche Stimme, wenn sie mit dem Gesinde oder mit Denier sprach, und gab sich den Anschein, als ob die Sache mit Michel ihr schon aus dem Sinne gefallen wäre. Aber sie sah die lauernde Spannung, die immer noch in des Blinden Gesicht stand, und alle ihre Gedanken gipfelten in dem einen: „Er *muß* aus dem Hause, Michel! Fort muß er, so bald es sein kann!"

Michel ging an diesem Abend nicht. Er verließ zwar bei Einnachten das Haus, und Marianne hörte ihn die Haustür zuschlagen; aber sein Koffer stand noch in seiner Kammer, als sie nachsah.

Denier fragte, ob er gegangen sei. Darauf gab sie Bescheid, daß er wohl noch einmal wiederkomme, und fügte hinzu: „Er soll nicht machen, daß ihn der Polizist hinausbringen muß!"

Das Wort stach sie wie ein Messer, als sie es sagte, aber sie *wollte* es sagen. Sie hätte in diesem Augenblick selbst mit den Fäusten den Michel gepackt, wenn es nötig gewesen wäre.

Dann kam die Nacht. Die Heinrika ging schlafen. Melk, der Knecht, kam herein, sagte mit seiner halb neugierigen, halb unterwürfigen Miene „gut Nacht" und stieg nach seiner Kammer. Marianne brachte ihren Mann zu Bett, wobei sie kein Wort miteinander sprachen. Zuletzt schlurfte die Aloisia über die Treppe hinauf nach ihrer Schlafstube. Ein Knarren kam noch von oben herab, als sie ihre Türe schloß. Dann wurde es ganz still.

Marianne saß noch, ein Kleidungsstück ihres Mannes ausbessernd, am Tisch, hörte das Knarren und lauschte mit eingezogenem Atem. Ohne daß sie ganz klar darüber gewesen, hatte sie es miterlebt und mit erlauscht, wie

es im Hause stiller und stiller geworden war. Nachdem das Knarren jener Tür verstummt war, erschreckte sie das jähe, tiefe Schweigen, als ob etwas Drohendes und Gefürchtetes plötzlich vor ihr stehe. Sie legte die Arbeit auf den Tisch und hob den Kopf. Langsam und scheu sah sie sich im Zimmer um. Es war, als hätte die Stille Gestalt, nicht eine, sondern vielfache, als käme sie aus dem unteren Stockwerk heraufgestiegen mit lautlos schleppenden Schritten und von unterm Dache her und der dunklen Küche, selbst von nebenan aus der Kammer des Mannes. Dieses unsichtbar Nahende, Schemenhafte und Dunkle stellte sich rings um sie (Marianne) an den Wänden auf und stierte sie an. Nicht daß sie sich fürchtete! Aber der mühsam in sich aufgerüttelte Zorn, die Stärke der Erregung lösten sich von ihr ab, als nähmen unsichtbare Hände sie von ihr. Es war nichts mehr da, was ihren Widerstand herausforderte. Michel war noch nicht zurückgekommen! Michel! Auf einmal sprang ihr das Bewußtsein auf, daß jener nicht lange mehr hier sein würde, wenn er auch zurückkam! Er ging fort — aus dem Hause, aus ihrem Leben hinaus, für immer!

Herrgott!

Nun packte sie auf einmal die Sehnsucht, das jähe, fiebrige Verlangen. Die Magd, die oben in der Kammer, die Heinrika, die hatte, nach was sie hungrig war! Und Tausende hatten es! Nur sie, Marianne, mußte verdorren, langsam, neben dem — dem da drinnen!

Sie hob die vollen Arme an den Hinterkopf und drückte die schweren Flechten zusammen, als ob das ihr den Kopf klarer machte. Ihre Brust schwoll dabei, und sie seufzte zitternd. Dann stand sie auf. Es litt sie nicht. Obschon sie fror, war der Kopf ihr heiß, und die Lippen waren ihr trocken wie vor Durst. Sie hätte in die Nacht hinauslaufen mögen, den Michel zu suchen, zu —

Horch! Da ging die Haustür, scholl ein Schritt unten im Flur. Das — das war er! Nun hatte sie Angst. Sie faßte die Lampe und löschte sie. Das Glas klirrte, die Hast machte ihr die Hand unsicher. Sie stellte die Lampe hin, unachtsam, wohin sie zu stehen kam, und verschwand fast laufend in der Nebenkammer. Er — Michel — hätte über sie kommen können! Einen Augenblick lauschte sie. Der Heimkehrende war noch immer auf der unteren Treppe. Langsam, wie tappend, kam er herauf. Vielleicht — vielleicht hatte er wieder getrunken! Jetzt rührte sich Jost, ihr Mann, in seinem Bette. Er durfte nicht merken, wie sie lauschte, er wußte ohnehin mehr als einer mit sehenden Augen. So begann sie sich zu entkleiden und hielt nur zuweilen den Atem an, um zu horchen, was geschehe, ob Michel näher komme, vorübergehe, hinaufsteige. Eben als sie sich zu Bette gelegt hatte, kam er an der Kammer vorbei, zögerte und ging dann weiter. Es war ihr, als murre er etwas in sich hinein. Dann setzte er stetig seinen Weg fort, und bald verhallte sein tappender Schritt hinter der Tür seiner Schlafstube. Marianne aber hatte nicht Ruhe. Sie lag mit eingezogenem Atem in den Kissen, vom Bette ihres Mannes abgedreht, und manchmal hob sie vorsichtig den Kopf und lauschte, mit großen Augen ins Leere spähend. Zuweilen wurde ihr

heiß, sie fühlte, wie das Blut in ihr wallte und zu Häupten drängte. Dann ließ sie die runden, weißen Arme, von denen die Ärmel des Nachtgewandes sich zurückstreiften, aus dem Bette hängen mit einer Art Gier nach etwas Unbestimmtem, nach dem sie halb willenlos die Arme reckte. Allmählich neigte der Oberkörper sich den Armen nach. Es zog sie fast von ihrem Lager. Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Im nächsten Augenblick meinte sie, aufspringen zu müssen, im folgenden warf sie sich schon wieder in die Kissen und krallte die Finger ins Linnen, als müßte sie sich festhalten, damit das Verlangen sie nicht losriß und zu dem andern hinaufpeitschte.

Plötzlich stand ihr der Herzschlag still vor Schreck. Ihr Mann sprach ganz laut hinter ihr.

„Du hast nicht viel Ruhe heute nacht!"

Er hielt das Gesicht ihr zugewendet. Sie sah nicht, daß er lachte, aber es hatte in seinen Worten wie ein spöttisches Lachen geklungen.

Sie entgegnete kein Wort, lag von da an nur wie betäubt, ganz reglos auf dem Rücken, als ob er sie geschlagen hätte, wie sie es verdiente.

Lange bevor es hell wurde, stand sie auf. Dieselbe Erregung wie am Abend bemächtigte sich ihrer, und sie war bereit, Michel zu begegnen, wo er wollte. Inzwischen arbeitete sie. Es war der Tag, an dem sie noch vor dem Morgenessen die Wohnstube zu scheuern pflegte, und sie warf sich in die rauhe Arbeit mit dumpfer Verbissenheit, damit sie die eigenen Gedanken betäube. Aber als sie eben an eines der Fenster trat, um es zu reinigen, während die Heinrika im Inneren der Stube ihr an die Hand ging, sah sie Michel unten auf die Straße treten. Sie traute ihren Augen nicht. Es war ihr, als hätte sie hören müssen, wie er hinabstieg. Aber sie erkannte den Koffer, den er auf der Schulter trug, und dann ihn selber, den braunen Kopf, den stämmigen Rücken. Die Hände auf das Gesimse gestemmt, beugte sie sich vor. Sie wollte schreien. Es riß sie vorwärts, als müßte sie aus dem hohen Fenster ihm nach, gleichviel wie sie unten ankam. Aber sie schwieg, schwieg noch immer, und — — Jetzt war er schon fort, drüben um die Ecke gebogen.

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf. Sie hatte ein Empfinden, als sei ihr das Blut in den Adern erfroren. Und kalt, wie sie am ganzen Leibe war, fegte und wusch sie in ihrer Stube. Sie griff stark zu und fühlte doch nicht, was sie anfaßte. Ihre Bewegungen waren alle wie von einem Räderwerk getrieben. Dennoch, nach einer Weile — war es die ihr Blut zum Wallen bringende Arbeit, war es, daß sie bei ihrem Scheuern an die Wand gekommen war, wo die Photographie ihres Vaters unter Glas und Rahmen hing — hob ein Aufatmen ihr die Brust. Er war fort jetzt! Und nun erkannte sie ihre Umgebung wieder. Das Zwinkern vor ihren Augen verlor sich. Sie sah genau, was sie angriff, wie die Stube allmählich schmuck wurde unter ihren und des Mädchens ordnenden Händen. Da begann es langsam in ihr ruhig zu werden. Es fiel ihr ein, daß zwischen Michel und ihr äußerlich nichts geschehen, was eine Pflichtverletzung bedeutete. Dieser Gedanke machte ihr das Herz schneller schlagen. Was war das gut! Daß der scham-

lose Hunger nur in ihr gewesen war! Daß kein Schrei, noch weniger eine Tat ihn verraten hatte! Nun war ein Ende! Michel war fort! Es half nichts mehr, wenn es sie im Innern brannte. Das tut keinen Schaden mehr! Und — mit der Zeit — wollte sie auch über das Herr werden! Die Sehnsucht nach Lauterkeit, die sie aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, regte sich. Eine leise Wärme legte sich auf sie.

Marianne schaute sich nach Heinrika um, die sie gar nicht mehr beachtet hatte. Letztere hob eben einen Blecheimer Wasser vom Boden, um ihn hinauszutragen. Plötzlich hörte Marianne, wie sie ächzte und einen kurzen, rasch verbissenen Wehlaut ausstieß. Unwillkürlich wendete sie sich ihr zu. Sie sah, wie Heinrika den Kessel auf die Schulter heben wollte, ihn aber, wie von einem jähen Schmerz durchzuckt, wieder sinken ließ und ihn mit hängendem Arm mühsam hinaustrug.

„Was hast du?" fragte Marianne.

Heinrika drehte sich nicht um, griff nur mit der freien Hand nach der Hüfte und stotterte, daß sie sich beim Heben weh getan. Marianne bemerkte die Verlegenheit, die in ihrer Haltung lag, als sie die Tür gewann. Als das Mädchen zurückkam, blickte sie sie scharf an. Heinrikas Gesicht glänzte von Blässe. Die eigentümlich verschwommenen Züge hatten einen scheuen Ausdruck, das schwarze Haar hing, wie immer, unordentlich in die Wangen. Sie tat, als bemerke sie Mariannens Blick nicht. Als sie aber gewahr wurde, daß ein Verdacht in letzterer aufstieg, wurde sie unruhig, dann ängstlich. „Was hast du, Heinrika?" fragte Marianne strenger.

Jene wollte antworten. Dann aber stellte sie den Eimer zu Boden und hob den Arm schnell zu den Augen. Das Gesicht zuckte ihr. „Er will mich nicht mehr, der Melk," stieß sie heraus, drehte sich ab und weinte bitterlich. „Jesses, o Jesses," klagte sie.

Marianne erriet alles. Und nun stießen Gedanken wie Pfeile auf sie ein. Sie und die Magd! Erlegen war die eine! Und — es war nicht weit davon gewesen, daß auch die andre erlegen wäre! Was für eine Schwüle war da im Hause! Wie tat da Luft not! Sie empfand, daß eines sich aufraffen mußte, wieder Sauberkeit in das Haus zu bringen, empfand, daß das an ihr war.

„Es wird mit Melk zu reden sein," sagte sie.

Die Heinrika schüttelte den Kopf.

„Das wäre mir sonderbar, wenn er nicht seine Pflicht tun müßte!" beharrte Marianne.

„Ein Mann, der einen gezwungen nimmt," gab Heinrika zurück, „dem man immer ansieht, wie er einen nicht mehr mag!"

Marianne schwieg jetzt. Es drang viel auf sie ein; aber je mehr sie in diesem Augenblick erlebte, desto mehr wuchs ihre Widerstandskraft und fiel die lähmende Leidenschaft von ihr ab.

„Jesses, o Jesses!" wimmerte die Heinrika. „Wo soll ich hin? — Ich kann nicht heim! — Der Vater würde mich erschlagen. — Und ich kenne keinen, zu dem ich gehen kann." Sie stand untätig da, während die Frau ihre Arbeit fortsetzte.

„Sei ruhig jetzt," befahl Marianne barsch. Dann hieß sie sie am Tisch mit angreifen, der beiseite stand und den sie an seine alte Stelle zu rücken hatten; und nun ließ sie ihr keine Ruhe mehr, sich auf neue Klagen zu besinnen, sondern faßte sie gleichsam mit harten Meisterhänden und zwang sie zu arbeiten, rüttelte sie immer aufs neue auf, wenn sie in ihr Schluchzen zurückfallen wollte.

Sie kamen bald mit ihrer Aufgabe zu Ende. Dann nahm der Vormittag seinen gleichförmigen Gang. Der Blinde wurde angekleidet, in die Stube geholt und das Frühstück eingenommen, von dem jedes aufstand, um an sein Tagewerk zu gehen.

„Ist er fort jetzt?" fragte Jost Denier Marianne wieder.

Sie merkte wohl, daß er auf die Art, wie sie ihre Antwort geben würde, gespannt war. „Ja," entgegnete sie kurz und machte Miene, die Stube wieder zu verlassen.

„Was ist mit der Heinrika?" fragte er da.

„Wieso?"

„Meinst, ich habe sie nicht jammern gehört?"

„Ich werde es dir sagen — später!"

Mit diesem Bescheid ging Marianne. Jost Denier saß da, als ob sie ihn tiefer in seinen Stuhl gedrückt hätte. Er hatte erwartet, sie verlegen und nachgiebig zu finden. Statt dessen war sie kurz angebunden und überlegen. Er war so erstaunt, daß er stiller und bescheidener in seinem Stuhl saß und darauf den ganzen Tag vergaß, sie mit seiner üblen Laune zu quälen.

Am Abend, als Denier wieder in seiner Kammer lag, hatte Marianne Melk, den Knecht, bei sich. Er brachte wie immer den Stallschlüssel und hängte ihn an den kleinen Wandkasten. Mit einem kurzen „gut Nacht" wollte er sich entfernen. Da rief Marianne ihn zurück. Sie hatte am dunkeln Fenster gestanden und wendete sich ihm nun zu.

„Ich habe ein Wort mit Euch zu reden," begann sie.

Er nahm unwillkürlich die Kappe vom struppigen Kopf, die er beim Hereinkommen hatte sitzen lassen. Dazu lachte er und kam um einen seiner weiten, federnden Schritte näher. Erwartungsvoll, in halb gebückter Stellung und die Kappe vor sich hinhaltend, stand er da. Als Marianne nicht gleich sprach, drehte er an seinen drei Schnurrbarthaaren und lachte abermals mit einer katzenhaften Freundlichkeit, die etwas Unmännliches hatte.

„Wann wollt Ihr die Heinrika heiraten, Melk?" fragte die Marianne. Ihr Ton war fast gütig, klang aber, als ob sie von einer abgemachten Sache spreche.

Der Knecht wurde gleich zornig. „Ich denke nicht daran," sagte er und zog ein paarmal den dünnen Hals in die Länge vor Entrüstung.

„So?" erwiderte Marianne gedehnt. „Und was Eure Pflicht anbetrifft..."

„Bah," gab er höhnisch zurück. „Pflicht! Sie ist mir nachgelaufen, bis es so weit gekommen ist. Nicht um tausend Franken heirate ich die," fügte er hinzu.

Marianne betrachtete ihn. „Ihr seid ein netter Bursche," sagte sie und setzte sich an den Tisch, auf den sie ihre Arme legte.

Er hörte den Ausdruck von Verachtung heraus, der in ihren Worten lag. Eine Seite wurde an ihm sichtbar, die er sonst sorglich hinter seiner kriecherischen Unterwürfigkeit barg. „Es hat sich niemand da hineinzumischen," sagte er frech, „niemanden geht es an. Ich gehe ohnehin von hier fort, habe eineweg den Dienst aufsagen wollen."

„So — fort geht Ihr?" fragte Marianne in demselben verächtlichen Ton wie vorhin. „Und laßt die Heinrika im Stich?"

„Die mag zum Teufel gehen!" schimpfte er brutal. Sein innerstes Wesen, die Frechheit, kam immer mehr zum Vorschein, aber er war das unterwürfige Mäntelein so gewöhnt, daß er es immer wieder darüber anlegte. Er streckte sich ein über das andre Mal und schnellte doch immer wieder in die halb gebückte Stellung zurück, die dem Schmeichler eigen ist.

„Und wenn ich Euch verzeige, Meister Melk," sagte Marianne. „Ihr wißt doch, daß ein Kindsvater pflichtig ist, zu — zu zahlen?"

Er stutzte einen Augenblick. Dann nahm sein hageres Gesicht einen giftigen Ausdruck an.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir?" sagte er, die Hand am Hals, als ob ihm der Kragen eng säße. „Ihr hättet, meine ich, vor Eurer Tür zu kehren."

Es war ein Bild, wie er das halb dreist, halb ängstlich herausstieß. Er blickte nachher unwillkürlich nach der Tür, als erwartete er schon, daß sie ihm gewiesen würde.

Marianne stand auf. Sie war weiß im Gesicht, stemmte die Hände auf den Tisch und schaute, sich weit vorbeugend, den Knecht an. Der Schein der Lampe fiel voll in ihre Züge. Der Flaum an Stirn und Wangen und das schwere, weißblonde Haar glänzten. Ihre Augen aber schienen ganz dunkel.

Der Knecht griff nach der Türklinke. Es wurde ihm doch unbehaglich, wie sie ihn so anschaute.

„Geh, du Schuft!" sagte Marianne.

„Ja, ja," zänkelte er, „noch so gern gehe ich."

„Ich will dich morgen nicht mehr an der Arbeit sehen," schloß Marianne.

Er zog ein hämisches Gesicht. Dann ging er, etwas in sich hineinmurmelnd, hinaus.

Marianne verstand ihn nicht mehr. Er zog die Tür zu früh hinter sich zu.

Elftes Kapitel.

„Was kommt dich an?" fragte Jost Denier. Marianne hatte ihm gesagt, daß sie Melk, den Knecht, ausgezahlt und weggeschickt habe.

„Er hat mich verunglimpft," antwortete sie. „Zudem, daß du es nun weißt, er hat die Heinrika in Schande gebracht. So einen behalte ich nicht!"

Sie sagte das so hin, während sie, die Ärmel weit aufgestülpt, zwischen zwei Arbeiten in die Stube getreten war. Ihr ganzes Wesen dampfte von Festigkeit des Handelns. Sie hielt sich bei der Frage ihres Mannes nicht auf, als ob es auf ihren Bescheid überhaupt keine Widerrede gäbe, und verließ im nächsten Augenblick wieder das Zimmer. Denier kam nicht zu Wort. Mit demselben entschlossenen und kraftbewußten Wesen ging sie von da an ihres Weges. Sie nahm alles an die Hand, was bisher den beiden Männern, Michel und Melk, obgelegen hatte. Dazwischen fand sie Zeit, mit einem Nachbarn wegen eines neuen Knechtes zu verhandeln.

Jost Denier lauschte auf ihre Schritte und ihr Tun. Er war verdrießlich. Aus seiner anfänglichen Überraschung über ihr Auftreten erwachte sein kleiner, zänkischer Zorn wieder.

„Wann geht die Heinrika?“ fragte er plötzlich und ohne Einleitung Marianne, als sie wieder einmal bei ihm eintrat.

Sie stand still und legte die Hände an die breiten Hüften, während sie einen Augenblick nachsann. Dann blickte sie auf ihren Mann nieder. „Das Mädchen ist ein armer Tropf. Sie weiß nicht, wo aus noch ein. Ich will es ihr durchfechten helfen.“

Jost Denier lachte. Eine ganze Weile kicherte er in sich hinein, und jeder Ton war wie ein hämisches und stechendes Wort.

Marianne errötete. Sie verstand ihn. Dennoch fragte sie hastig und scharf: „Was meinst du mit deinem Lachen?“

Er wechselte den Spott in Zorn. „Mein Haus ist keine Anstalt für schlechte Weiber,“ sagte er grob.

Da trat sie dicht an ihn heran. „Nimm dich zusammen!“ sagte sie mit engem Atem. Unwillkürlich fiel ihre Hand dabei auf seine Schulter. Vielleicht fühlte er die Erregung, in der sie dastand. Er verlor die Sicherheit. Sie hatte sich äußerlich nichts zu schulden kommen lassen, mochte sie innerlich erlebt haben, was sie wollte! Sie hatte im Gegenteil den fortgeschickt — den —. Zudem — er — Jost Denier — bedurfte ihrer. Es lag ihm nicht daran, es mit ihr zu verderben.

„Verdammte Widerwärtigkeiten!“ fluchte er. Dann schüttelte er ihre Hand unwirsch ab. Aber er wagte nicht, mehr zu sagen.

Weil sie ihn kannte, ging Marianne. Die Arbeit drängte auch. Sie riß sie förmlich aus den Bedenken und dem Zorn über das, was er gesagt hatte, heraus.

So kam es, daß die Heinrika im Hause blieb. Jost Denier hob zwar noch ein paar Tage lang, wann die Magd im Zimmer gewesen war, den Kopf und fragte: „Das ist doch das Mädchen noch? — Wie lang soll sie noch im Hause bleiben, die!“

Aber Marianne antwortete nicht darauf. Sie hatte wieder Ruhe genug in sich, das Gifteln des Blinden zu überhören, wie sie es getan, ehe Michel ins Haus gekommen. Sie trug eine schwere Arbeitslast. Tagelang besorgte sie das Vieh allein. Als der neue Knecht seine Stelle antrat, wendete sie ihre Aufmerksamkeit dem Handel und dem Landbesitz im Berg zu. Sie hatte die

Augen überall, und es gelang ihr bald, sich noch mehr als früher in alles einzuarbeiten und eine größere Übersicht zu gewinnen. Den Viehhandel gedachte sie einzuschränken und nach und nach ganz aufzugeben, dafür aber um so besser auf die ausgedehnte Landwirtschaft zu achten. Inzwischen führte sie den Knecht, einen schon ältern und verständigen Mann, in die Obliegenheiten Michels ein, so daß dieser zwar nicht ersetzt, wohl aber einigermaßen entbehrlich gemacht wurde.

Von Michel verlautete kein Wort. Er hatte nach seinem Wegzug das Dorf verlassen. Wohin er gegangen war, kam niemand ins Denier-Haus erzählen.

Der Winter verging vollends, und der Frühling kam. Marianne hatte im Gesicht einen Ausdruck, der früher nicht dort gewesen war. Er schien am Kinn zu sitzen oder an der untern Partie des Mundes und war nicht Härte, aber eine stille Festigkeit. Ihre volle Gestalt neigte sich etwas vornüber, nicht weil eine Erinnerung sie drückte, sondern weil sie wenig auf ihre Haltung achtete. Auch verlor sie einen Zug von Jugendlichkeit, der bisher an ihr gewesen war. Aber sie war eine eigentümlich schöne Frau mit ihrem hellen Haar und ihrem starken und doch weichen Gesicht. Sie kam ihren Pflichten mit einer schweigsamen Ruhe nach, die wohltätig für die war, die um sie waren. Jost Denier selbst empfand diese klare und arbeitsschwere Ruhe, und seine Unwirschheit verstummte jetzt vor der Gelassenheit der Frau. Freilich blieb etwas Fremdes zwischen ihnen. Sie hatten kein warmes Wort füreinander. Marianne besorgte den Krüppel täglich und besprach mit ihm der Geschäfte Lauf; aber über eine trockene, nicht unfreundliche Art des Miteinanderberatens und Verhandelns kamen sie nicht hinaus. Dagegen änderte sich einigermaßen Mariannes Verhältnis zu den übrigen Hausgenossen. Heinrika, als sie allmählich die Gewißheit erhielt, daß sie im Hause bleiben durfte, fing an, in ihrer Angst vor dem, was ihr bevorstand, und zugleich im Aufatmen darüber, daß die Sorge um ihren Aufenthalt ihr abgenommen war, auf Marianne als diejenige zu blicken, an der sie allein Halt und Stütze fand. Sie nahm sich, ohne eine mehr als mittelmäßige Arbeiterin zu sein, zusammen, ihr mehr als früher im Haushalt zu nützen, und folgte ihr mit fast drolliger Anhänglichkeit überall hin. Zuweilen, wenn die Angst vor der Mutterschaft die noch halb kindische peinigte, hatte sie nicht Ruhe, bis sie Marianne im Hause gefunden und hielt sich unter allerlei Vorwänden in ihrer Nähe, wo sie sich allein sicher fühlte.

Aber auch Aloisias Wesen verwandelte sich. Zwar vermied sie es, mit der Frau mehr als nötig in Berührung zu kommen; aber — war es der Umstand, daß Michel entfernt, oder daß die jüngere Magd im Hause behalten worden, an die sie sich angeschlossen und mit der sie Mitleid hatte? — sie erblickte eine Rechtschaffenheit in dem Benehmen Mariannens, die auch ihren Glaubensforderungen entsprach, und ihr Herz wärmte sich manchmal vorübergehend für jene.

Der Schnee, der noch auf den nahen Bergen gelegen hatte, verging, und des Frühlings Herrschaft befestigte sich. Die Bergamseln sangen am Morgen

in den Dorfgärten. Die Bäume hatten Laub, und auf den Beeten begann das Blühen. Die Stürme, die jeden Frühling vom Gebirge ins Tal brechen, schwiegen. Eine laue, wohltätige Luft wehte, der man weit die Fenster auftat.

Mariannes Tagewerk war jetzt ein geregeltes. Sie war noch immer am Morgen die erste im Hause und die letzte am Abend; allein sie ging nachts nicht mehr als eine völlige Erschöpfte, keines Gedankens mehr fähige schlafen, sondern sie hatte zuweilen untertags eine Mußestunde, und wenn sie zu Bett ging, war sie noch frisch genug, um über das nachzudenken, was der Tag gebracht hatte. Es waren zumeist friedliche Gedanken, die sie bewegten. Sie fühlte, wie der vergangene Tag sich nach einem klaren und schlichten Gesetz erfüllt hatte. Er war voller Arbeit gewesen; aber jedes im Hause hatte ohne Murren und Unlust seinen Teil daran getan. Kein Streit war im Hause und nichts, das unschön oder unlauter war. Selbst des blinden Mannes Unzufriedenheit fing an, stiller zu werden. Das Haus und die Stuben — Marianne hielt nach Art mancher Frauen auch äußerlich auf peinliche Sauberkeit — waren blank bis zur letzten Ecke, und nun der Frühling mit seinem klaren Licht in alle Fenster schaute, war eine Helle in den Räumen, die den Augen wohl tat, wenn man eintrat, und die einen frei atmen ließ. Es schien etwas von dem Licht in die Stuben zu kommen, das daheim im Hügelland immer im Hause gewesen und das Marianne nach ihrem Weggang so köstlich erschienen war. Und schon erwachte auch ihre eigene innerliche Helligkeit. Sie wurde munter, hatte manchmal einen Scherz für Knecht und Mägde, und zuweilen über der Arbeit sang sie unbewußt vor sich hin.

Aber der Frühling gewann an heißer Pracht. Die Wälder über dem Dorfe trieben. Grüne Lärchen leuchteten aus dem Schwarz der Tannen. Auf den Firnen lag die Sonne, und sie blitzten wie goldene Kuppeln und Spitzen ferner Dome. Drüben lag in wundervoller blauer Stille der See zwischen seinen Ufern, von denen nur das Gestade von Seedorf flach und hell, die andern schroff und waldig waren.

Wenn Marianne in ihrer Muße den herrlichen Frühling sah, kam sie schwer vom Fenster los. Oft saß sie in irgendeiner der Stuben, wo sie allein war, den einen Arm weit aufs Gesimse des offenen Fensters gelegt. Und dann kam die alte Bedrängnis. Zuerst war sie unklar, ein dumpfer Schmerz, eine Leere in ihrem Innern, die doppelt gähnte, nun draußen Blühen und Sichverjüngen war. Sie wuchs zu einem Verlangen nach Weiten, die sie kaum kannte. Es war, als zöge der ferne Horizont, der in Sonne oder in Sternen glänzte, sie an, und sie glaubte, ihm entgegenlaufen zu müssen. Dann — dann stand auf einmal dicht vor ihr, unten vor dem Hause oder drüben am Weg oder am Seeufer unten, kraftvoll, mit kurzem Nacken, mit dem dichten, wolligen Haar und dem braunen Gesicht — Michel Denier. Und Mariannens Jugend schrie in ihr.

Sie fühlte bald, daß sie diese heimlich in ihr hausende, verlangende Macht nicht würde ausrotten können, sondern ihre Kämpfe mit ihr würde fortführen müssen, vielleicht ihr Leben lang. Sie empfand sehr wohl, daß der Mensch nicht konnte ankämpfen wider seine eigene Natur; aber eine seit jenem Besuch

bei dem Pfarrherrn in ihr erwachte Widerstandsfähigkeit, ein Gedanke an den rechtschaffenen Vater daheim, auch nur ein Anschauen der stillen, starken Berge halfen ihr jeweilen die Ruhe wieder finden. Das heimliche Verlangen schrieb sich ihr indes, wie jedes starke Empfinden seine Spur in den Zügen hinterläßt, immer mehr ins Gesicht, als ein Ausdruck sinnenden Ernstes und verborgener Wehmut.

Anfangs Sommer kam die Zeit der Heinrika. Die junge Magd legte sich, zitternd vor Angst, in ihre Kammer, nachdem sie zu Marianne gelaufen war: „Frau, ich — ich werde sterben." Marianne stand ihr mit der Hebamme eine ganze schwere Nacht lang bei, und je verzagter die Heinrika war, um so stärker und heiterer wurde sie. Am Morgen war das Kind, ein Mädchen, auf der Welt.

„Wenn ich wieder aufstehen kann," sagte die Magd verzagt, „werde ich gehen müssen! Zwei werdet Ihr nicht im Hause behalten wollen."

„Sei still," entgegnete Marianne, „das wird sich zeigen."

Die Magd und ihr Kind blieben im Hause. Die Seedorfer hatten zu reden. Das Geschick der Heinrika war nicht verborgen geblieben. Auch von Michels plötzlichem Fortgehen wurde viel gesprochen. Die Dörfler bekamen vor Neugier und Aufpassen spitzige Nasen und glitzernde Augen. „Die Marianne," flüsterten sie sich zu, „die junge Frau?" War da etwas nicht richtig? Das Geschwätz drang auch zum Pfarrherrn. Er sagte nichts dazu, aber auch er wurde aufmerksam. Er wunderte sich, wie das Schicksal der Frau, die bei ihm gewesen war, sich erfüllen würde. Getrieben von Amtseifer und Pflichtgefühl, befragte er die Aloisia, sein Beichtkind, die so lange Zeit im Denier-Hause war. Die alte Magd senkte das dürftige Gesicht und schlug die scharfen Augen zu Boden. So besann sie sich einen Augenblick. „Etwas ist einmal gewesen," sagte sie dann nachdenklich. „Auf alle Fälle — jetzt kann man der Frau nichts nachsagen." Sie sagte das zögernd und mürrisch. Es war kein frohes oder nur bereitwilliges Lob, sondern war mit Widerstreben gegeben. Der Pfarrherr fühlte heraus, daß sie mit dem Gegenteil nicht zurückgehalten haben würde, wenn die Wahrheit anders gelautet hätte. An der Frau Denier war kein Makel!

Was der Pfarrherr erkannt, teilte sich allmählich der Gemeinde mit. Es wurde viel gelästert. Dann aber wurden einzelne Stimmen laut, die Marianne rühmten darum, daß sie des armen Geschöpfs, der Heinrika, sich angenommen. Aus dem ersten kargen Lob schöpften die Dörfler langsam eine bessere Meinung von Marianne. Die üble Nachrede schlief ein. Andre kamen in die Mäuler der Schwätzer. Marianne Denier konnte unbelästigt, ohne Liebe zu ernten, aber mit einer noch zurückhaltenden Achtung betrachtet, ihres Tagewerkes pflegen.

Es wurde abermals Herbst, ehe Boßhard, Mariannes Vater, seinen längst beabsichtigten Besuch in Seedorf ausführen konnte. Arbeit hatte ihn zu Hause festgehalten. Marianne ging ihm auf der Straße entgegen, auf der das Unglück mit ihrem Mann geschehen war. Boßhard erinnerte sich daran und ließ sich noch einmal schildern, wie sich alles zugetragen.

„Wie geht es ihm?“ fragte er darauf nach Denier.

„So gut es kann,“ erwiderte Marianne kurz. Sie wechselte gleich darauf den Gesprächsstoff und begann von dem klaren Tag zu sprechen, der den Vater in Uri empfing. Die Herbstfeuchtigkeit färbte die Straße dunkel, das Grün der Matten hatte keine Leuchtkraft mehr. Da und dort lag ein welkes Blatt im Gras. Aber die Luft war klar, der blaue Himmel noch von Sonne hell und weit, während über Seedorf schon Schatten sich breitete. Es schritt sich leicht durch diese kühle Klarheit, und sie hatte etwas Beruhigendes. Auch die beiden nebeneinander Gehenden empfanden das. Boßhard freute sich, die Tochter wieder zu sehen, und Marianne schien seine Gesellschaft so vertraut, als ob sie sie nie entbehrt hätte. Er ging in einem hellen, derben Anzug, war ein wenig grau geworden, aber sein Blick war noch voll des alten, jugendlichen Frohmutes, sein Gesicht rund, gutmütig, und er erzählte lachend von allerlei kleinen Geschehnissen aus seinem einsamen Leben. Marianne war ihm im Hauskleid entgegen gegangen. Ihr Haupt war unbedeckt, aber sie trug ein schwarzes Tuch in der Hand, das sie hätte umnehmen können. Ihre Gestalt war schwerer geworden, aber nicht plump, kräftig wie der Vater schritt sie aus, und in der klaren Luft leuchtete ihr weißes Gesicht und ihr helles Haar. Die stille Freudigkeit, die sie in sich trugen, blieb ihnen, als sie ins Haus traten. Selbst der Blinde vermochte sie ihnen nicht zu nehmen. Er war in einer bösen Laune, als Boßhard ihn zuerst begrüßte. Der Besuch weckte eine schmerzliche Erinnerung in ihm auf, und er antwortete auf den Gruß Boßhards nicht, sondern ächzte: „Das ist anders, Vater, als zur Zeit, da Ihr zum ersten Male hier waret. Das ist ein Leben, ein verfluchtes!“

Als jedoch der Gast ihn mit zwei Worten aufmunterte und sich bei seinen Leiden nicht lange aufhielt, sondern von anderm zu sprechen begann, vergaß er sich selber ein wenig. Sie kamen in ein Gespräch, an dem auch Marianne teilnahm. Und nun erinnerte sich der Kranke vielleicht der Zeit, da er im Boßhardschen Hause aus- und eingegangen, und vergaß einigermaßen sein jetziges Schicksal in Gedanken an jene Tage, die auch für ihn viel Schönes gehabt hatten. Er wurde gesprächiger, sein Ton wärmer und freier; für eine ganze Weile kam kein verdrossenes oder hämisches Wort über seine Lippen. Auch später kehrte sein unwirsches Wesen nicht ganz zurück. Boßhards Heiterkeit schien ihm wohl zu tun. Er unterhielt sich gern mit ihm, und manchmal fiel unwillkürlich auch für Marianne ein wärmeres Wort ab. Freilich zeigte er ihr gegenüber noch eine Zurückhaltung, die ihrem Vater aufgefallen wäre, wenn der nicht des Schwiegersohns Art auf seine Krankheit zurückgeführt hätte. Vielleicht bewegte Denier manchmal noch das alte Mißtrauen, vielleicht die Scheu, daß er Marianne unrecht getan, oder die leise Erkenntnis, daß er eine Last in ihrem Leben sei.

Boßhard fühlte sich wohl im Hause und blieb ein paar Tage. Ohne daß die andern es wußten, sah er sich auch fleißig um. Manchmal folgte er mit den Augen der Tochter, halb erstaunt, halb besorgt, halb wieder mit einem fröhlichen Stolz. Sie hielt das Hauswesen in festen Händen und arbeitete, wie er noch niemanden hatte arbeiten sehen.

Am Tage vor seiner Abreise fand er sich mit Marianne allein in der Kammer, die ihm zugewiesen war. Da erst stellte er eine Frage an sie, die ihn seit seiner Ankunft beschäftigt hatte.

„Ihr habt doch einen Verwandten im Hause gehabt? Ist der so lange in Geschäften fort oder nicht mehr bei Euch?"

Marianne war daran, des Vaters Stube aufzuräumen. Sie beugte sich tief über das Bett, das sie eben zurecht machte. Einen Augenblick hatte sie heiße Wangen. Dann sagte sie ruhig: „Der ist schon lange fort!"

Ihre Augen gingen über des Vaters Gesicht hin und durch die Scheibe des Fensters ins Freie. Gleich darauf trat sie zu diesem und öffnete es weit. Als ob etwas ihren Blick festhalte, stand sie eine kurze Weile reglos und weit hinausschauend.

Boßhard betrachtete sie. Er war ein einfacher Mensch, der nicht in viele menschliche Wirrnisse hineingeschaut hatte. Aber er erriet aus dem Wesen der Tochter eine Geschichte. Sie sah aus, als ob sie ihn vergessen hätte und nach etwas ausschaute, dem sie hätte nachlaufen mögen, soweit ihre Füße sie trugen. Eine Ahnung dämmerte in ihm, daß die Tochter ein Ereignis in ihrem Leben hatte, das ihr tiefer gegangen als selbst das große Unglück mit ihrem Manne. Er dachte nach und glaubte zu wissen, daß jener Verwandte an diesem Geschehnis Teil hatte. Er war Mariannens so vollständig sicher, daß er nicht einen Augenblick an eine Schuld dachte, die sie auf sich geladen. Aber er ahnte viel inneren Streit, harte Tage, die noch nicht zu Ende waren, und nun fand er plötzlich das gute und feste Wort: „Es muß dir doch Freude machen, Marianne, wenn du siehst, wie hier alles in deiner Hand liegt!"

„Gewiß," antwortete sie langsam und versonnen, sich vom Fenster abwendend.

Der Vater fuhr fort: „Und weißt du, was mich freut?"

Sie blickte ihn an. „Was?" fragte sie.

„Daß eine gute Luft in deinem Haus weht — wie es daheim gewesen ist!"

Da kam sie mit ihren Gedanken wie aus einer andern Welt zurück. Ihr Gesicht leuchtete auf. Sie nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf und führte sie frisch und rüstig zu Ende. Das war, was gegen die heimliche Not half: im Gewissen ruhig sein zu können. Zu des Vaters Worten lächelte sie. „Es muß noch vieles besser werden," gab sie ruhig zum Bescheid.

Zwölftes Kapitel.

Marianne Deniers Leben nahm seinen Lauf. Jost, ihr Mann, war zäh, wie die Ärzte es gesagt hatten. Sein Haar ergraute früh; aber keine Krankheit kam an ihn, die ein unnützes Leben gekürzt hätte. Er selber sagte manchmal, als in der Jahre Gang der und jener Junge und Gesunde seiner Bekanntschaft hinwegstarb: „Warum hat der Herrgott mich nicht genommen statt seiner, mich Häuflein Scherben?" Das war ein ernstgemeintes, festes und ruhiges Wort; denn Jost Denier verlor allmählich einen Teil

seiner Unzufriedenheit und Zänkischheit. Nicht ganz verlor er sie; aber die Zeit macht auch das Leid zur Gewohnheit, und so gewöhnte Denier sich daran, zu wissen, daß er ein Krüppel war, und gewöhnte sich an eines Krüppels Leben. Aber mehr noch als die Zeit hatte Marianne Verdienst daran, wenn der Blinde geduldiger wurde. Je mehr sie selber in ihren Pflichten Befriedigung fand, um so mehr gewann sie die Heiterkeit zurück, die ihr als Kind eigen gewesen war. Es war keine laute, zum Lachen neigende Heiterkeit, sondern sie war still, ein unwillkürliches Behagen weckend. Das Gesinde empfand sie und tat, von ihr ermuntert, willig seine Pflicht, und Marianne trug sie unwillkürlich auch in die Stube, wo der Blinde in seinem Stuhl kauerte. Denier hatte manchmal das Gefühl, als wehe ihn ein freier, stärkender Wind an, wenn sie bei ihm eintrat. Er begann deshalb, ohne es zu wissen, sie im Gespräch länger als sonst festzuhalten. Manchmal klang durch seine Worte etwas von der Festigkeit und kurz angebundenen Selbstbewußtheit seiner gesunden Tage. Sie sah ihn dann mit scharfen, suchenden Blicken an und fand manches in seiner äußeren Erscheinung, was sie an den hohen und herben Menschen, als den sie ihn zuerst kennen gelernt, erinnerte. Das erwärmte ihren Sinn für ihn; auch sie wurde geduldiger und liebevoller. Ihre Tage waren ereignislos. Aber gerade ihre Einförmigkeit glättete manchen Gegensatz, der zwischen den Gatten gewesen war. Unmerklich blühte Jost Denier, dem in seinem Leben Verarmten, wieder eine heimliche Freude an der Frau auf, die er nun nicht mehr sah, aber deren Wesen ihm wohl tat wie damals, als seine Augen sich noch an ihrer äußeren Erscheinung ergötzt hatten.

Eine Freude für das Deniersche Haus wurde auch das Kind der Heinrika. Es war ein schwächliches Geschöpf, das sorgfältiger Pflege bedurfte, hatte die farblosen und verschwommenen Züge und die großen, schönen Augen der Magd. Marianne brachte es über die ersten schweren Jahre hinaus. Es wurde ihr anhänglich, folgte ihr in die Wohnstube und wurde so auch bei dem Blinden heimisch, der anfänglich schalt und es nicht nahe haben wollte, dann schwieg und dann an seinen ersten Kindeslauten sich unterhielt. Mit der Zeit gab es sich, daß die kleine Maria den ganzen Tag in der Stube blieb, um die Knie Deniers spielte und ihm ein Zeitvertreib wurde. Sie bekam weiches, leichtlockiges, blondes Haar, das er staunend durch seine Finger gleiten ließ. Er begann mit Marianne von der Kleinen zu sprechen. Sie mußte ihm manchmal an des Kindes äußerer Erscheinung schildern, was er nur erriet, nicht sehen konnte. Bald trafen sich ihre Gedanken in gemeinsamer Sorge um das kleine Mädchen, und es wuchs so sehr in diese Sorge und ihren Schutz hinein, daß es mehr wie *ihr* Kind denn das der Heinrika schien, die auch mit der Gleichgültigkeit ihres Alltagsverstandes behaglich sich gefallen ließ, was sie von einer Mühe befreite.

Ein Erlebnis hatte Marianne im fünften Jahre, nachdem Michel Denier das Haus verlassen hatte. Ihre Natur verleugnete sich nicht. Noch immer hatte sie Stunden, in denen der geheime Hunger sich regte, wenn sie auch immer wieder an ihrer Arbeit sich aus der Dumpfheit dieser Stunden erhob.

Von Michel hatte nichts mehr verlautet. Er war wie ausgelöscht; manche, die ihn gekannt hatten, sprachen im Laufe der Zeit von ihm und wunderten sich, wo er hingekommen. Keiner wußte eine Antwort. Mariannes Herz klopfte, wenn sie seinen Namen hörte, und sie quälte sich. Er war ein Lump geworden, sicher! Oder umgekommen, oder — —

Da kam nach all der Zeit ein Brief aus Amerika. Als Marianne ihn aus der Hand des Briefträgers nahm und Marke und Schrift sah, wurde ihr heiß. Sie kannte Michels Hand nicht mehr recht, hatte wenig davon gesehen seinerzeit, aber während sie an der Aufschrift des Briefes herumstudierte, war ihr, er könnte von niemandem sein als von — ihm. Er war an sie gerichtet. Langsam steckte sie ihn in die Tasche, mit gemachter Gleichgültigkeit sich umsehend, ob niemand sie beobachtet habe, und mit erzwungener Ruhe stieg sie über die Treppe hinan. Die Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe, der Brief in der Tasche brannte sie, und ihre Hand zuckte danach. Sie stieg zur Kammer hinauf, wo sie früher mit ihrer inneren Mühe gesessen hatte. Leise trat sie auf; es war seit langer Zeit das erste Mal, daß sie etwas heimlich tat. Als sie die Kammertür hinter sich geschlossen hatte, war sie so erregt, daß sie sich setzen mußte. Dann las sie den Brief. Und während des Lesens fiel alle Unruhe und Unfreiheit von ihr ab, und das Herz schlug ihr bald in einer großen Freude.

Michel schrieb gut. Der ganze Brief hatte schon äußerlich ein sauberes und klares Ansehen. Es war nicht die Schrift eines Verkommenen, sondern der Schreiber hatte offenbar ruhig und wohl überlegt Wort neben Wort gesetzt.

„Liebe Marianne!“ hob der Brief an. „Seit langem liegt mir etwas auf dem Herzen. Dir und mir bin ich es schuldig, daß ich diesen Brief schreibe. Ich habe mich vor Jahren in Deinem Hause schlecht benommen! Du wirst kaum mehr etwas von mir halten! Aber wie ich Dich kenne, wirst Du Dir manchmal Gedanken machen, ich möchte, wie ich es seinerzeit versprach, ein Nichtsnutz geworden sein, und Du wirst glauben, daran Schuld zu haben. Das Schlechtwerden hätte geraten können; es war vielleicht eine Gefahr, aber ich hatte doch nicht das Zeug dazu, schämte mich vor mir selber und vor Dir. So bin ich nach Amerika gegangen, arbeite hier auf einer Farm und verdiene schönes Geld. Die Leute wundern sich, warum ich nicht heirate. Du wirst Dich nicht wundern! Im übrigen habe ich noch nicht herausgefunden, ob es recht ist, wenn es im Leben einem Menschen geht wie Dir. Nur — meine ich freilich — daß Du und ich nichts ändern können.“

Der knappe Brief schloß mit einem kurzen Gruß an sie und — ihren Mann, dem er sagen ließ, er möge sie, Marianne, in Ehren halten.

Marianne erhob sich. Es war ihr, als stünde Michel Denier bei ihr in der Stube. Der Brief war wie er: stark, kurz angebunden, leibhaftig wie er. Und — er war kein Lump! Sie brauchte sich nicht zu schämen, daß sie gut von ihm gedacht hatte!

Die Freude in Marianne drängte so mächtig, daß sie zweimal mit raschen Schritten die Kammer maß, und sie fühlte dabei das Brennen kaum,

das auch in ihr anhob, und von den alten Wünschen kam, die sich nicht erfüllen konnten.

Ehe sie in die Wohnstube hinabging, besann sie sich, ob ihr Mann von dem Brief hören sollte. Warum aber aufrühren, was still war! Warum mit dem Blinden um Dinge markten, von denen sich zu aller Nutzen besser schwieg! Es war eine neue Heimlichkeit, aber eine, die keine Folge hatte; denn auf den Brief war keine Antwort nötig!

So schwieg Marianne und richtete Michels Gruß nicht aus. Aber ihr Lebensmut und ihre Arbeitsfreude waren von dieser Stunde an noch mehr erstarkt.

Gleichmäßig ging von da an ihre Zeit. Im Hause war Friede und Ordnung. Sie sah die Umgebung dieses Hauses an. Ihre Freude an dem ernsten und herben Lande, in dem sie wohnte, kehrte zurück. Wieder spürte sie, wie das verschlossene Volk der Einheimischen gleichsam Stärke aus dem starken, düsteren Land sog, und ihre eigene Kraft mehrte sich; auch sie empfing eine seltsame Lebenshärte aus der harten, steinigen Erde, auf der sie schritt. Und zuweilen wurde sie sich dieser Kraft bewußt. Ihre Sehnen spannten sich, ihre Brust dehnte sich aus; es durchrieselte sie ein wundersames Empfinden, als ob sie wachse, die Stirn ihr freier sei, der Blick groß. Dann erst — nach all der Zeit, wußte sie, daß sie gesund geworden war, ohne Hilfe, ohne Rat, wie die Menschen gesunden müssen, aus sich selbst.

Epilog zu meinen „Kriegserlebnissen".

Von

Paul Güßfeldt[1]).

I.

Während eines bewegten Mannesalters, dem selbständige Entschlüsse und selbständiges Handeln das Gepräge geben, werden die Erinnerungen an die Jugendzeit in den Hintergrund gedrängt. Die Gegenwart wird zum Feinde der Vergangenheit. Wenn aber die Grenze erreicht ist, die die Natur dem Höhepunkt unsrer Entwicklung gesetzt hat, wenn das Alter seine ersten Schatten wirft, so stehen begrabene Erinnerungen wieder auf und bewegen unser Herz.

So ist es mir mit meinen Kriegserlebnissen ergangen. Eine Anregung, sie rechtzeitig zu veröffentlichen, hatte gefehlt. Denn der Siegesjubel war schnell verhallt. Freude über einen Erfolg ist stets von kurzer Dauer, und es erscheint als ein weiser Schluß der Vorsehung, daß dem Schaffensdrang des Menschen nichts so widerstrebt, als zu langes Verweilen bei vollendeten Leistungen.

Das gilt nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für lebenskräftige Staaten und deren Armeen. Unsre Heeresleistung sorgte dafür, daß dem gewonnenen Ruhm ernste Arbeit folgte, und für die nun beginnende Friedenszeit wurden die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges zu strengen Lehrmeistern.

Durch den Lauf der Jahrzehnte hat sich das aktuelle Interesse für den Feldzug von 1870/71 allmählich in ein geschichtliches verwandelt. Auch ich bin unbewußt davon beeinflußt worden; es hat mir nicht genügt, meine Erinnerungen niederzuschreiben: ich wollte auch den Boden wieder betreten, auf dem sie erwachsen sind. Deshalb reiste ich im Jahre 1906 nach Mars la Tour, Vionville, Gravelotte und St. Privat und, Ende August 1907, nach Sedan.

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1907, Bd. CXXXI, S. 42 ff., 199 ff., 351 ff.

Die Normandie und Paris hatte ich unmittelbar nach dem Kriege wieder besucht bei der Rückkehr aus Schottland und England, Ende September 1871. Denn es war doch gar zu verführerisch, im Reisekleide Gegenden und Städte zu betrachten, durch die man acht Monate zuvor als Dragoner geritten war.

So stand ich denn plötzlich wieder auf dem Boden der Normandie, in der Nähe der alten Kantonnements, und gedachte des letzten strengen Winters, der langen Märsche und der aufregenden Patrouillen. Dann fuhr ich nach Rouen und durchwanderte die wohlbekannten Straßen und Plätze, betrachtete — diesmal nur von außen — die Kavalleriekaserne, in der wir gelegen hatten, und musterte die Schaufenster einiger Bilderläden. Dort wurden, zum Glück nur in effigie, wehrlose Frauen von deutschen Soldaten erschossen. In einer kleinen Seitengasse fiel mein Blick auf ein geschlossenes Scheunentor; darauf standen in deutlicher Kreideschrift die Worte: „Ein Unterofficier und 4 Mann". Das war eine unerwartete Belebung meiner Erinnerungen. Vor dem „Hôtel d'Angleterre" am herrlichen Seine-Kai gedachte ich des trüben Dezembermorgens, an dem die 5. Eskadron 2. Garde-Dragoner-Regiments hier aufmarschiert stand, um den General v. Bentheim zu eskortieren. In demselben Hotel verbrachte ich Ende Februar 1871 einige frohe Stunden mit meinem Freunde, dem Leutnant v. Stülpnagel. Wir erholten uns von schwerer Arbeit. Denn wir hatten eine Kriegskontribution von 364 000 Franken aus der Gegend von Fécamp an die Kriegskasse in Rouen abführen müssen. Da der Betrag durchweg aus gemünztem Gold und Silber bestand, so erforderte das Zählen vier volle Stunden; es war das einzige Mal, wo ich buchstäblich „im Golde gewühlt" habe.

Von Rouen fuhr ich nach Paris und wählte das „Grand Hôtel" als Absteigequartier, weil das größte Hotel die größte Sicherheit gegen Deutschfeindlichkeit bot. Bei einem Ausflug nach St. Cloud wurde ich aus Kindermund darüber belehrt, wie es mit der Stimmung gegen uns bestellt war.

Es war ein Sonntag, und man feierte ein bekanntes Volks- und Kinderfest: la fête des mirlitons; der Lärm und die Fröhlichkeit wurden gar nicht durch den Anblick des in Trümmer geschossenen und verbrannten Schlosses beeinträchtigt. Ich sah einen siebenjährigen Knaben eine herniedergefallene Roßkastanie mit dem Absatz zertreten. „Qu'est ce que tu fais là?" fragte die Mutter; „Je craque la tête à un Prussien!" war die prompte Antwort.

Wenn auch seit Niederwerfung der Kommune, vier Monate zuvor, in Paris der Schutt weggeräumt, das Blut weggewaschen worden war, so zeigten sich doch jetzt noch die Spuren der Verwüstung, am stärksten da, wo sonst das Auge durch Schönheit und Größe erfreut wird, an den Staatspalästen längs der Kais, vor allem an den Tuilerien. Ich konnte die Photographien der Petroleusen und Kommunards dutzendweise in den Straßen kaufen, und tat es. Mit Schaudern legt man die Kollektion aus der Hand. Vier Jahre zuvor hatte ich Paris im Glanze einer Weltausstellung gesehen. Welch ein Kontrast zwischen 1867 und 1871!

II.

Mars la Tour.

Nur der kleinere Teil des Schlachtfeldes von Mars la Tour ist auch heute noch französisch; gerade diesen Teil wünschte ich wiederzusehen; dort hatte die 38. Brigade, die Garde-Dragoner-Brigade und die Garde-Batterie v. d. Planitz gestanden, dort lag das Feld der Attacke, die ich mitgeritten hatte, und das Bois de la Grange, durch das ich mich nach Mars la Tour durchgeschlagen hatte.

Es gelang mir in zwei Tagen, am 23. September und am 13. Oktober 1906, die Stellen aufzufinden, die für die Aktion unsres linken Flügels von entscheidender Bedeutung gewesen waren.

Das erstemal erreichte ich das Plateau des Schlachtfeldes von Novéant aus — es liegt an der Mosel — durch das Tal von Gorze. Es ist der Weg, den ein Teil unsrer anmarschierenden Truppen genommen hat. So erreichte ich den südlichen Teil des Schlachtgefildes und gewann einen freien Ausblick nach Norden gegen Rezonville und Vionville. An sich hatte das nichts Ergreifendes. Aber die Erinnerung an das mörderische Ringen von 67000 Preußen gegen 138000 Franzosen versetzte mich in eine ernstgehobene Stimmung. Das sanft gewellte Plateau mit seinen unsichtbaren, zuweilen verhängnisvoll gewordenen Falten und fast undurchdringlichen Waldstücken wandelte sich in ein riesenhaftes Gräberfeld; unter den rötlichbraunen Stoppelfeldern ruhten die Erschlagenen; der Kampf, den sie miteinander geführt hatten, endete für die Streiter in gemeinsamen Massengräbern; ein einzelnes kleines Holzkreuz hielt Wacht über die Ruhe von vielen Hunderten.

Solcher Kreuze sah ich mehr und mehr rechts und links vom Wege meiner Fahrt nach Vionville. Aber auch an Denkmälern fehlte es nicht. Sie sind in solcher Zahl vorhanden, daß man eine besondere „Denkmälerkarte" für die Schlachtfelder um Metz herausgegeben hat.

Da erhebt sich zunächst das Denkmal der brandenburgischen 5. Division (v. Stülpnagel): eine Steinpyramide, von einem Adler gekrönt. In der Nähe liegen die des 3. Jägerbataillons und des Regiments 48. Die Sonntagsglocken von Rezonville schlugen an mein Ohr, als ich sie betrachtete.

Auf der Weiterfahrt konnte ich einen Blick auf das vielgenannte Flavigny (275 m) werfen; es besteht aus wenigen Fermen und liegt in einer Senke.

Dann folgt gegen Vionville auf einer Aussichtshöhe (320 m) ein Denkstein, auf dessen vier Seiten die Inschriften stehen:

„Von dieser Stelle aus leitete Prinz Friedrich Carl die Schlacht am 16. August 1870."

* „Ohne den 16. war der 18. nicht möglich, und ohne den 18. August nicht der 27. Oktober."

* „Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht, die man verloren glaubt."

„Errichtet von Angehörigen der II. Armee."

Die mit einem * versehenen Aussprüche rühren meines Wissens vom Prinzen Friedrich Carl her.

Am westlichen Ausgange von Vionville steht das Denkmal des 57. Regiments, das in meinen „Kriegserlebnissen" erwähnt ist. Es ist ein Löwenmonument und trägt die Inschrift:

„Auf diesen Gefilden hat am 16. August 1870 Tapferkeit und Treue
den jungen Fahnen des Regiments Ferdinand von Braunschweig
8. Westfälisches Nr. 57 unvergänglichen Lorbeer erstritten."

Von Vionville fuhr ich nach Tronville, wobei die französische Grenze überschritten wurde, und nahm denselben Weg, den ich in der Nacht vom 17./18. August genommen hatte, um mich vom Biwak der Garde-Dragoner-Brigade nach Mars la Tour zurückzubegeben. Im „Café du Commerce" traf ich einige ältere Männer, die den Tag von Mars la Tour noch erlebt hatten. Sie erzählten mir mancherlei, was mich im hohen Maße interessierte, den Leser aber gleichgültig lassen würde.

III.

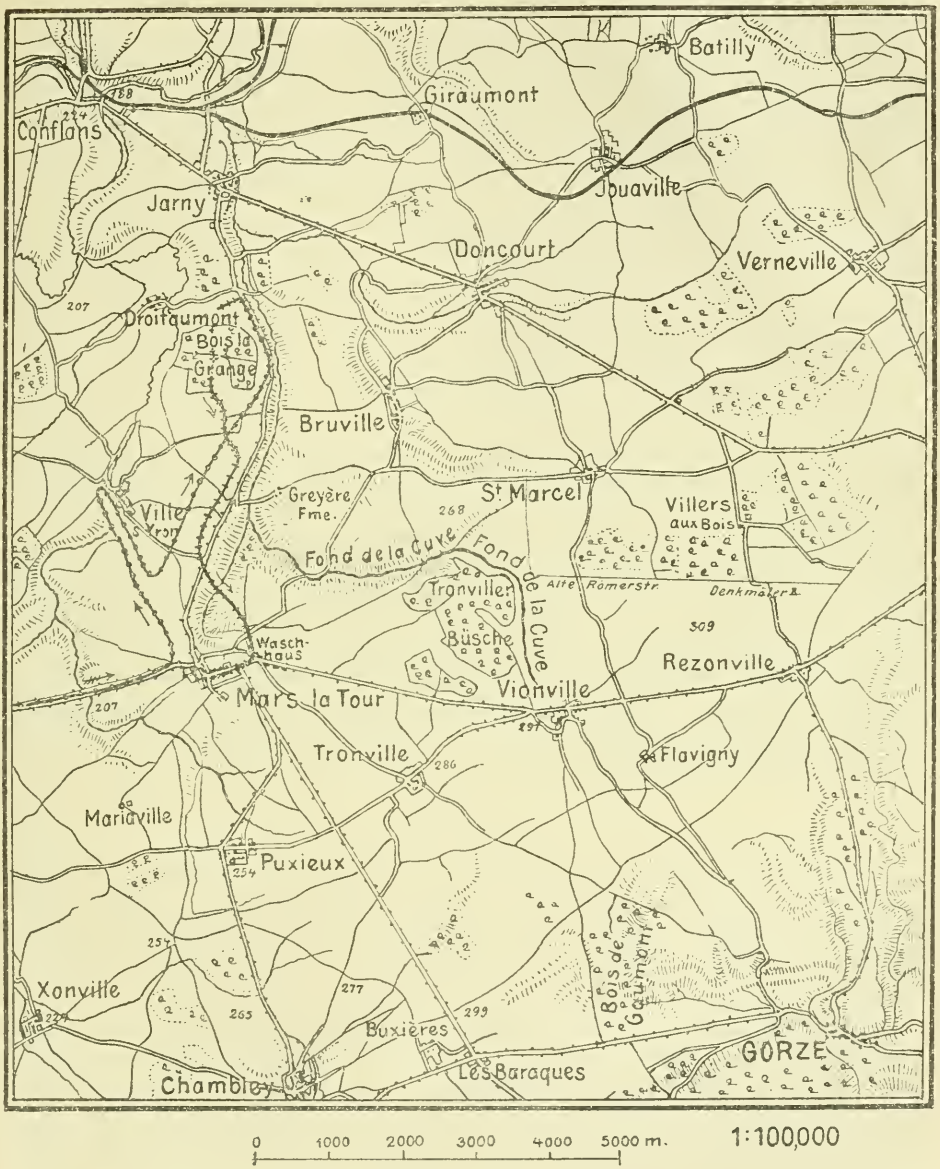
Auch auf der nun folgenden Wanderung, die ich ohne Begleitung ausführte, sah und empfand ich vieles, was mitzuteilen überflüssig ist. Schon in meinen Schriften über das Hochgebirge habe ich von der Gefahr gesprochen, die der Erzähler läuft, wenn er seine Erzählung mit „Affektionswerten" belastet. Der gespannte Seelenzustand, in dem ich die geradlinige Straße von Mars la Tour, die Chaussee nach Jarny, das Gehölz von La Grange und die Äcker südlich davon durchschritt, war durch weit zurückliegende Erlebnisse bedingt. Es genügt, dies angedeutet zu haben.

Zur Rechten tauchte die Ferme Greyère auf, zur Linken sah man die Dächer von Ville sur Yron, geradeaus trat die dunkle Masse des Gehölzes heraus. Die alten Chausseepappeln waren verschwunden. Ich verließ die Chaussee, überschritt das Feld, über das ich seinerzeit geritten war, um in den Wald zu entkommen, und durchwanderte das Bois de la Grange in verschiedenen Richtungen. Man ist hier an die durchgeschlagenen Wege gebunden; rechts und links sperrt das urwaldartige Unterholz jeden Durchblick; zu Füßen hat man Grasboden, zu Häupten wölbt sich ein Laubdach. Es fehlen nur noch einige Nymphen, um das Märchenhafte zu vollenden.

Am Südende warf ich einen Blick in die Lichtung, wo die 2. Chasseurs d'Afrique gestanden hatten, und kehrte dann um. Die Gegend erschien weit und breit ausgestorben; seit Stunden war mir nur ein einziger Mensch begegnet. So wurden meine Gedanken durch nichts abgelenkt, als durch den geweihten Boden selbst, auf dem sie das Schlachtgetümmel heraufbeschworen. Nur fehlte mir jetzt der Zornesmut; ich war alt geworden, zum Mitleid gestimmt und gedachte der Qualen und der Schmerzen, die hier erduldet worden waren.

Vor Mars la Tour angelangt, besuchte ich das am nördlichen Rande des Kirchhofs befindliche Monument der Garde-Dragoner-Brigade. Es ist ein einfaches weißes Kreuz, durch das die Toten zu den Lebendigen reden. Man liest an dem Sockel die Namen von 13 gefallenen Offizieren; davon gehören zehn dem 1., drei dem 2. Garde-Dragoner-Regiment an.

Das Schlachtfeld von Vionville-Mars la Tour [1]).



[1]) a) Die erst nach dem Kriege gebaute Eisenbahn Conflans-Mars la Tour-Pagny ist nicht eingezeichnet.

b) Die von ←— —→ begleitete Linie bezeichnet meinen Weg am Abend und in der Nacht des 16. August 1870. Das mit —·—·—·— bezeichnete Wegstück wurde zu Pferde zurückgelegt, das mit —|—|—|— bezeichnete zu Fuß. Das Attackenfeld liegt unmittelbar südlich des Bois de la Grange.

Von beiden Regimentern haben je drei Schwadronen am 16. August 1870 attackiert; das 1. gegen Infanterie und geschlossen, daher die großen Verluste dieses Regiments.

Etwa 600 Schritt nördlich vom Kirchhof befindet sich das Waschhaus (Lavoir). Viele lothringische Dörfer besitzen ein solches; es fehlt an munter fließenden Bächen, deshalb werden die kümmerlichen Rinnsale in den meist flachen Mulden aufgestaut und in einen großen Trog geleitet, der auf dem Boden des Waschhauses steht. Ich hatte es kartographisch bereits identifiziert mit dem Notlazarett, auf das ich in der Nacht vom 16. zum 17. gestoßen war. Nun konnte ich es mit dem Auge identifizieren. Es stand genau so vor mir, wie es seit 36 Jahren vor meiner inneren Anschauung gestanden hatte, nur etwas kleiner, weil es Tag war und die Nacht alles vergrößert. Aus dem Notlazarett war wieder ein Waschhaus geworden. Der große Trog stand unbedeckt da und war mit trübem, lauchgrünem Wasser erfüllt, das träge abfloß. Damals verdeckten ihn Bretter, die das harte Lager für die Schwerverwundeten bildeten. Es herrschte eine heilige Stille in diesem prosaischen Raum; für das ernste Spiel meiner Erinnerungen wandelte sich der Waschtrog in einen Altar, auf dem ich den Dank für Errettung niederlegte.

In Mars la Tour suchte ich schließlich noch das Haus Cordier auf, wo ich 5 Tage gelegen hatte, und fuhr über les Baraques nach Gorze zurück, während die blutrote Scheibe der Sonne unter den Horizont sank. Der Himmel entfaltete eine Sternenpracht, wie damals nach der Schlacht, und wie damals richtete sich mein Auge auf das Sternbild des Großen Bären, das mich den rechten Weg finden ließ. Dort oben hatte sich nichts verändert; vor der Ewigkeit des gestirnten Himmels verblaßte die Glut der Empfindung, und freundliche Todesgedanken mahnten mich an mein Nichts.

IV.

Einige Wochen später, am 13. Oktober 1906, fuhr ich direkt mit der Bahn von Metz nach Mars la Tour. Von der Grenzstation Pagny aus ist die Fahrt interessant durch den schnellen Wechsel der Landschaftstypen: zuerst breiten sich weithin Weinberge und Obstgärten aus, dann folgt prächtiger Laubwald, endlich die weite, monotone Hochfläche der Schlachtfelder.

Vom Bahnhof aus, in dessen Nähe ein französisches Kriegsdenkmal steht (À la mémoire des soldats français, érigé le 2 Novembre 1875), begab ich mich durch die lange Dorfstraße über das Lavoir zu dem Tal des Fond de la Cuve. Dieses Tal hat eine besondere Rolle bei der Schlacht des 16. August gespielt. Durch den oberen Teil ritt die Brigade Bredow gedeckt vor, ehe sie zu ihrer berühmten aufopfernden Attacke ansetzte. Gegen das mittlere, grabenförmige Stück ging die 38. Infanterie-Brigade (Regimenter 16 und 57) vor und wurde aufgerieben; nachdem sie zurückgeflutet war, brachte der Todesritt der 1. Garde-Dragoner den Feind zum Stehen. Durch das untere Stück, in der Nähe des Bois de la Grange, gingen die französischen Reiter der Divisionen Legrand und du Barrail vor, ehe sie zum letzten Schlage

gegen uns ausholten, um bald danach in der großen Abend-Attacke glänzend und mit entscheidender Wirkung zurückgeworfen zu werden.

Ich erreichte den Fond de le Cuve da, wo die Westfälische Brigade attackiert hatte, und ging in der Angriffsrichtung vor, quer durch den Graben, die steile Böschung hinauf, hinter der sich das Feuer der Chassepotgewehre entwickelt hatte. Den Grund des Grabens bedeckte ein Ackerfeld. Ich ging in einer andern Richtung zurück und stieß hinter dem südlichen Rand auf ein großes umgittertes Grab mit der Inschrift: „Hier liegen in Gott von den in der Schlacht am 16. August 1870 gefallenen 31 Offizieren und 637 Mann des 3. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 16 fünf Helden.“ Noch weiter südlich, nicht fern, da wo das Ackerfeld sanft ansteigt gegen die Straße Vionville-Mars la Tour, ragte ein Obelisk auf, darauf stand:

„Seinen gefallenen Kameraden das 1. Garde-Dragoner-Regiment“

und der Spruch:

„Der Väter Schwert
Sie hielten es werth.“

Ein alter französischer Soldat stand mit seinem Ackergerät in der Nähe; wir unterhielten uns ohne Groll von der alten Zeit.

Ich stieg wieder in den Fond de la Cuve hinab und wanderte in seinem Grunde, während schwere Regentropfen aus einer ziehenden, schwarzen Wolke herniederfielen. Dann erstieg ich den nördlichen Hang und gelangte schließlich zu der Ferme Greyère.

Einen so absonderlichen Pachthof hatte ich nie gesehen; er glich mit seinen dicken Mauern und den hart aneinandergedrängten Gebäuden einer mittelalterlichen Festung. Hier hatte sich General Ladmirault vorübergehend aufgehalten; hier war das Zentrum für die Vorstöße zur Aufrollung unsres linken Flügels.

Ein kleiner Weingarten — etwas Ungewöhnliches in dieser rauhen Gegend — liegt unter den Mauern von Greyère, und einige schöne Nußbäume beschatten den Eingang. Ich traf daselbst die Fermière und ihre Tochter. Sie erzählten mir, daß der frühere Pächter, als die Preußen Besitz von der Ferme genommen hätten, als erster aus einem aufgefundenen Fasse Wein hätte trinken müssen, aus Befürchtung, daß der Wein vergiftet sein könnte.

Von hier aus ging ich westlich einige Kilometer weiter durch die sanfte Mulde des Fond de la Cuve über die Chaussee Mars la Tour-Jarny zu dem Örtchen Ville sur Yron. Auf der Höhe jenseit des Yron hatte die 5. Eskadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments unter Bedrohung einschlagender Granaten gehalten. Die Stelle verdient insofern Beachtung, als sie den westlichsten Punkt unsres linken, westlichen Flügels bezeichnet.

Dann nahm ich den Weg, den meine Schwadron von hier aus genommen hatte, um sich den aus Mars la Tour zur Attacke vorreitenden 16 preußischen Schwadronen anzuschließen. Ich durchquerte, von der nahegelegenen Ferme la Grange aus, die ganze Breite des Attackenfeldes. Die letzten Feldblumen des vorgerückten Herbstes grüßten mich aus den Furchen der lang hingezogenen Brachfelder: gelbes Löwenmaul, weiße Margueriten, blaue Kornblumen und

blutroter Mohn. Am Himmel jagten dicke schwarze Wolken, dann brach die Sonne durch, und ein herrlicher Regenbogen spannte sich von Norden her über das ernste Gefilde. Die Landschaft nahm einen heroischen Charakter an. Ich gedachte der Stunde, wo ich hier in der Fülle der Kraft und des Schlachtentaumels einhergesprengt war, dachte der Jahre, die dazwischen lagen, des großen Lebenskampfes, seiner Freuden und Enttäuschungen; und als ich wieder aufblickte zu dem farbigen, leuchtenden Regenbogen, erschien er mir wie ein Versöhnungsgruß aus besseren Welten.

Ich gelangte wiederum an die südlich geöffnete Lichtung, wo die 2. Chasseurs in der Dämmerung des 16. August gehalten hatten, durchschritt sie nordwärts und trat in das Bois de la Grange an derselben Stelle, wo ich es einst verlassen hatte. Bei meiner Wanderung am 23. September hatte ich den nördlichen Zugang verfehlt, weil er verwachsen war. Jetzt hatte ich das südliche Ende des Weges gefunden, auf dem ich einst unter starker Seelenpein gewandert war.

Auf nichts hatte ich so viel Wert gelegt, als diesen Weg noch einmal zu sehen, und in dem Augenblick, wo ich den Wald betrat, überkam mich Frohsinn. Die Erinnerung an die einst verlebte schwere Stunde zerfloß in dem Glücksgefühl des Augenblicks; ich sah in ihr eine Stunde der Läuterung, durch die das Schicksal mich hatte führen wollen.

V.

Sedan.

Alles, was sich an Sedan knüpft, ist groß und eigentümlich: die Konfiguration des Schlachtgefildes, das Drama der Schlacht selbst, die daraus hervorgehenden Wandlungen in den Schicksalen zweier Kulturvölker.

Für uns wurde Sedan das Symbol der ausgleichenden Gerechtigkeit, auf die wir seit dem Dreißigjährigen Kriege Anspruch zu haben glaubten; dazu trat die Freude darüber, daß die Größe unsrer Leistungen in dem verloren gegangenen und nun wiedergekehrten Gedanken nationaler Einheit wurzelte.

Dem französischen Volke blieb zwar zunächst der brennende Schmerz einer Niederlage ohne Beispiel nicht erspart; aber wenn wir heute zurückblicken, so ist es unsre Pflicht, auszusprechen, daß die Schlacht von Sedan zu einem Ruhmestitel auch für Frankreich geworden ist. Jeder Franzose darf mit Stolz von dem Heere sprechen, das am 1. September 1870 niedergerungen worden ist. Die französischen Truppen haben sich so tapfer und opfermütig geschlagen, daß sie uns Bewunderung abgezwungen haben; König Wilhelm selbst hat das zum Ausdruck gebracht.

Wie Preußen sich einst im Unglück groß gezeigt hat, so nun Frankreich. Die Geschichte des Krieges von 1870/71 hat das genugsam erwiesen; und die Schlacht von Sedan löste die Tugenden aus, die dem französischen Nationalsinn innewohnen und die für unser Auge überwuchert waren von dem Unkraut eitler Überhebung, dem Vermächtnis mehr noch Ludwigs XIV. als des ersten Napoleon.

Von solchen Gedanken erfüllt, betrat ich am 25. August 1907 die Kampfgefilde bei Sedan, die ich am Morgen des 3. September 1870 mit meinem Regiment verlassen hatte. Ich sah in ihnen geweihten Boden, auf dem zwei ritterliche Armeen, eine jede für ihr Land, sich hingegeben hatten — und jedes Gefühl des Hasses lag mir fern.

VI.

Für die nachstehende Schilderung haben meine dreitägigen Wanderungen bei Sedan das Skelett geliefert. Aus diesem Grunde sind dafür topographische Angaben unvermeidlich geworden, und es ist ihnen als notwendige Ergänzung die Kartenskizze (S. 198) beigegeben worden. Ohne das Betrachten der letzteren wird der Text, so weit er Topographisches enthält, für den Leser hinfällig.

Auf der Skizze sind gewisse Punkte durch Zahlen, z. B. 812, 956 . . . bezeichnet. Sie entsprechen den ebenso bezeichneten Punkten des Schlachtplanes von Sedan (1 : 25000), der dem Werke des Großen Generalstabes beigegeben ist, und bedeuten die Meereshöhe in der Einheit des Fußes (1 Fuß = 0,31385 Meter). Im Text ist diesen Zahlen die Angabe in Metern beigefügt; z. B. Punkt 956 (300 m).

Das Schlachtgefilde von Sedan und das den Kampfplatz umfassende Anmarschgebiet der beiden deutschen Armeen (III. Armee und Maas-Armee) liegt auf einer Abdachung der Ardennen gegen die Maas, etwa zwischen 150 m und 300 m Höhe; es ist gegliedert in Mulden, Schluchten, Höhenrücken und Täler. Die untere Grenze wird gebildet von dem Flußstück zwischen Remilly, Iges und Donchery. Sedan liegt auf dem rechten Ufer, etwa in der Mitte der beiden erstgenannten Orte.

Der Höhenrücken des Bois de la Garenne und die Tatsache, daß zwei deutsche Armeen aus entgegengesetzten Richtungen gegen den Feind anrückten, hat das Schlachtgefilde in zwei Schlachtfelder zerlegt — ein westliches und ein östliches — die erst am Ende des Tages in das einzige des Garennegehölzes zusammenschmolzen.

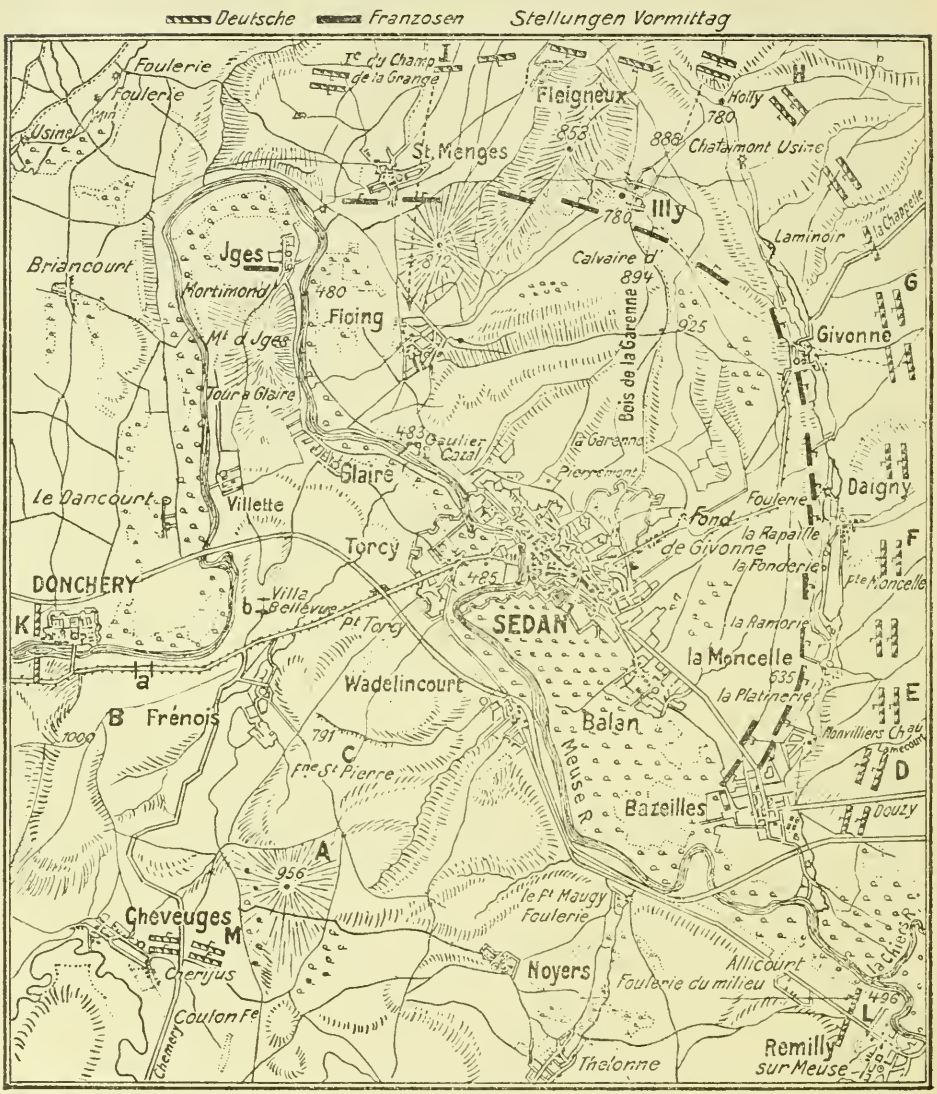
Das östliche Schlachtfeld, wo der erste Schuß noch vor Morgengrauen fiel, ist das Talgebiet des Givonne-Flüßchens. Hier ging die IV. (Maas-)Armee vor. Das westliche Schlachtfeld heißt das Plateau von Illy. Eine geradlinige Mulde — das Vallon des Floing-Baches — zieht sich in der Richtung Illy-Floing abwärts zur Maas und zerlegt das Plateau in einen nördlichen und südlichen Teil; jeder derselben besteht aus zwei Höhenrücken: einem inneren, der den Floingbach begleitet, und einem äußeren, jenseits davon. Alle vier Rücken konvergieren gegen Floing, fallen ziemlich steil vor dem Orte ab und bilden daselbst eine Art Zirkus.

VII.

Das Generalstabswerk sagt: „In dem Dreieck zwischen Maas, Givonne- und Floing-Bach erwartete die französische Armee, nach drei Seiten Front machend, den Angriff der Deutschen."

Die Ostfront war gebildet vom XII. Korps (Lebrun) im Süden und vom I. Korps (Ducrot) in der nördlichen Verlängerung, die Nord-

Das Schlachtfeld von Sedan.



A Standpunkt des Königs. B Standpunkt des Kronprinzen von Preußen während der Schlacht. C Große Batterie. D Stellung der Bayern. E Preußen, 8. Division. F Sachsen. G Preußische Garde. H 11. Armeekorps. I 5. Armeekorps. K Kavallerie-Division Graf Stollberg in der Ebene bei Donchery zur Beobachtung der Straßen nach Mézières. L 4. Kavallerie-Division bei Remilly. M Reserven.

a Die Maison du Tisserand, in dem die erste Unterredung zwischen Napoleon und Bismarck stattfand.

b Zusammenkunft des Königs mit Napoleon in der Villa Bellevue.

front vom VII. Korps (Douay). Das V. Korps (Wimpffen) stand zum Teil bei Cazal und an den nächstgelegenen Rändern des Bois de la Garenne, zum Teil in dem Vieux Camp, nordöstlich Sedan und südlich der Garenne-Ferme.

Den Oberbefehl führte Marschall Mac Mahon bis zu seiner Verwundung gegen 6 Uhr früh; dann übergab er ihn dem General Ducrot, der neue Anordnungen traf, weil er die Straße westlich nach Mézières noch frei wähnte. Eine Stunde später zeigte General v. Wimpffen, der kurz zuvor aus Algier eingetroffen war, dem General Ducrot ein Schreiben des Kriegsministers vor: es enthielt die Ernennung Wimpffens zum Nachfolger von Mac Mahon. Wimpffen glaubte an die Möglichkeit eines Durchbruches östlich nach Carignan und setzte dementsprechend seine Befehlsgebung an. Die Schlacht begann also unter ungünstigen Auspizien für das französische Heer. Die Verwundung des Marschalls und der zweimalige Wechsel des Oberkommandos mußten das Vertrauen der Truppen schon von Anbeginn erschüttern.

VIII.

Sedan hat aufgehört, eine Festung zu sein. Das war der erste Eindruck, den ich auf der Fahrt von dem Bahnhof in die Stadt erhielt. Das Tor von Torcy, durch das Kaiser Napoleon III. am Morgen des 2. September 1870 die Festung verlassen hatte, um bald danach dem Grafen Bismarck zu begegnen, existiert nicht länger; über die alte Stelle führt eine breite, geradlinige Straße, die Avenue Philippoteaux, in die Stadt. Bei meinem Eintritt in das Hôtel de l'Europe mußte ich ein Formular ausfüllen, auf dem allerhand Fragen nach Herkunft, Beruf, Alter usw. zu beantworten waren. Ich reichte es dann der Wirtin zurück mit den Worten: „Vous voyez que je suis Allemand, mais je ne viens pas en ennemi, plutôt en ami.“ Das machte einen guten Eindruck, und ich wurde während meines Aufenthaltes mit Höflichkeit behandelt.

Nun zog ich auf gut Glück aus, zunächst in der Absicht, das Bois de la Garenne zu erreichen.

Der Weg durch die Stadt kreuzte die Place Alsace-Lorraine. Dort erhebt sich ein Bronzedenkmal von ergreifender Schönheit; es stellt eine Ruhmesgöttin dar, die über einen sterbenden französischen Krieger den Lorbeerkranz hält. Das Ergreifende liegt in dem schmerzerfüllten Ernst, den die edlen Züge der Göttin tragen; so beugt sie sich halb schwebend über den Sterbenden, der vom irdischen Leid erlöst wird und halb verklärt aus dem Schlachtgetümmel zur ewigen Ruhe eingeht.

Auf der Vorderseite des Marmorsockels steht:

1870

Impavidus numero victus.

(Der Furchtlose, besiegt von der Übermacht.)

Auf der entgegengesetzten Seite:

1897

Élevé par souscription nationale.

Auf den Seiten befinden sich zwei Basreliefs, darstellend den Häuserkampf in Bazeilles und die Reiterattacke bei Floing.

In der Nähe des genannten Platzes liegt ein zweiter: die Place Nassau am südöstlichen Ende von Sedan; hier münden die Straßen von Fond de Givonne nach Bazeilles (3 km). Im Anblick der demolierten Festungswerke stieg ich nördlich aufwärts über das wellige, mit Feldern bedeckte Gelände und gelangte so auf den Höhenrücken des Waldes von Garenne, in den seinerzeit das Kreuzfeuer unsrer Artillerie von Nordwesten und Osten her eingeschlagen war und wo sich das große Finale der Schlacht abgespielt hatte. Dann wanderte ich auf einem schönen Wege durch das dichte Gehölz und erreichte seinen nördlichen Rand bei dem Punkt 925 (290 m) des Schlachtplans. An der rechten Seite der Straße stand ein Haus, nach der Karte die Quérimort Ferme. Es hatte aber nicht das Ansehen eines Pachthofes, vielmehr das einer Villa mit schönem Garten; einige hundert Schritt weiter sah ich ein zweites, einfacheres Haus am Rande des nördlichsten Waldstückes. Zur Linken lag freies Terrain: das Plateau von Illy, gegen das unser XI. und V. Korps von West und Nordwest seine Granaten und seine Infanterie gesandt hatte.

Mein Auge suchte den in der Kriegsgeschichte vielgenannten Calvaire d'Illy. Vergleicht man das Schlachtfeld, auf dem die Franzosen ihr VII. Korps aufgestellt hatten, einem lebenden Wesen, so war der Calvaire das Herz, und dort empfing Frankreichs Armee den Todesstoß.

Vergeblich spähte ich aus nach einem Hügel, der meinen Vorstellungen von einem Calvarienberg entsprach. Danach folgte ich der Straße abwärts, die zu dem Dorfe Illy führt, und bemerkte linkerhand, in dem Punkte 891 (280 m) des Schlachtplans, zwei dickstämmige Linden, zwischen denen sich ein gedrungenes Steinkreuz erhob.

Dieser Punkt war der Calvaire d'Illy; er liegt auf dem höchsten Teil des Abhanges, der sich etwas tiefer in die beiden Höhenrücken des südlichen Plateaus von Illy auflöst. Auf diesem Boden brachte sich die französische Kavallerie Frankreich zum Opfer dar und erhob den Calvarienberg zu dem, was er sein soll: die Stätte der Hingebung in den Tod zur Rettung der hilflos Schmachtenden. Der Patriotismus ist immer am stärksten, wenn die Liebe zum Lande die Stärke religiöser Gläubigkeit erhält. Aber das Schicksal geht seine eigenen Wege. Die deutsche Kavallerie wurde bei Mars la Tour dreimal zum Retter in der Schlacht; der französischen Kavallerie bei Sedan blieb dieser Lohn versagt.

IX.

Es steht ein zweites unscheinbares Steinkreuz außerhalb der beiden Linden. Die Inschrift lautet:

Ici a été blessé mortellement le général de division Margueritte.
Bataille de Sedan. 1er 7bre 1870.

Der General Margueritte kommandierte die Kavalleriedivision, die bei der Aktion gegen die von Floing anstürmenden Deutschen vernichtet

wurde. Er war vor der Aktion vorangeritten, um zu rekognoszieren; da erreichte ihn das tödliche Geschoß.

Ich folgte dem Attackenwege; er verläuft auf dem äußeren Höhenrücken in der Richtung gegen Floing. Hier hatte die französische Division Liébert gestanden; es war bereits schwer bei Floing gekämpft worden; die Zähigkeit unsrer jungen hessen-nassauischen und thüringischen Regimenter, sowie der alten westpreußischen drängte den Feind Schritt für Schritt zurück; die Tapferen erkletterten unter großen Verlusten den Höhenzug; der französische linke Flügel schien bereits dem Untergange geweiht, als die französische Kavallerie unter Führung des Generals Gallifet anritt; sie bestand aus vier Chasseurs-Regimentern, einer Lanciers-Brigade und mehreren Kürassier-Schwadronen.

Mit eiserner Ruhe erwartete unsre Fußtruppe die todesmutigen Reiter. Das Generalstabswerk (S. 1242) sagt aus diesem Anlaß von der preußischen Infanterie: „Immer vernichtender wirkte ihr Feuer gegen die bereits aufgelösten Schwadronen, welche bald völlig auseinandergesprengt wurden. Tote und verwundete Reiter und Pferde bedeckten haufenweise die Höhe; viele, welche den Geschossen entgangen waren, stürzten in die Steinbrüche von Gaulier und fanden dort ihr Grab. Außer dem General Margueritte waren die Generale Girard und Tilliard gefallen, der General de Salignac-Fénélon war verwundet; die am Angriffe beteiligten Regimenter hatten durchschnittlich die Hälfte ihrer Mannschaften verloren. Die preußische Infanterie hatte nur unbedeutende Verluste erlitten; doch waren verhältnismäßig viele Mannschaften, insbesondere Jäger, im Einzelkampfe mit feindlichen Reitern durch Hieb und Stich verwundet. Die Überreste der letzteren suchten Schutz in den Talschluchten des Bois de la Garenne.“

Ich wanderte langsam über die Hochfläche zwischen Haferfeldern dahin und sah über die breiten Rücken des zur Rechten ausgebreiteten Schlachtgefildes. In der Nähe eines isolierten, winzigen Hauses mit dem Schilde „buvette du Terme“ passierte ich einen Denkstein, das einzige Erinnerungszeichen weit und breit, noch dazu mit einer deutschen Inschrift: „Den Weimaranern des 94. Regiments.“

Mein Weg führte zu dem Punkt 732 (230 m) des Schlachtplans. Jenseit des kleinen Talzirkus zu meiner Rechten sah ich eine kahle, von einem Wäldchen gekrönte Anhöhe, die ich im Tagebuch den „Buschkopf“ nannte; dort liegt Punkt 812 (230 m) des Planes. Er gehört zum nördlichen Illy-Plateau und bildet das Ende des äußeren Höhenrückens. Der „Buschkopf“ hat eine große Rolle gespielt; denn er wurde gleich beim Anrücken des XI. Korps aus der Richtung von St. Menges von einer Kompagnie des 87. Regiments besetzt, während zwei andre Kompagnien gegen Floing vorgingen und den später folgenden Kampf um dieses Dorf einleiteten. Am Buschkopf wurde auch der kommandierende General des XI. Korps, General von Gersdorff, um die Mittagsstunde von einer tödlichen Kugel getroffen; er erlag seiner Verwundung zwölf Tage später, am 13. September.

Steil absteigend gelangte ich zunächst an den mauerumfriedigten Kirchhof rechts, dann links an einen terrassierten Hang, wo kleine Gärten einander

überlagerten. Dieses ganze Terrain war am 1. September 1870 der Schauplatz erbitterter Kämpfe; von hier aus wurde das südliche Illy-Plateau erstürmt.

Die Dämmerung hatte eingesetzt, und mit schaudernder Bewunderung gedachte ich der Kameraden, die hier entweder gefallen waren oder ihren Willen, zu siegen, durchgesetzt hatten. Es wollte mir scheinen, als ob der Glanz der Kapitulation die Taten derer verdunkelt hätte, durch die sie allein zustande kommen konnte. Die Freude über den märchenhaften Erfolg der Schlacht hat der gerechten Bewunderung unsrer Truppen Abbruch getan; sie haben gekämpft wie Löwen und dem Begriff der Disziplin die höchste Weihe gegeben.

Bald danach betrat ich Floing. Es machte mir den Eindruck einer Bergfeste an steilem Felshang. Die Häuser sind, wie überall um Sedan, aus großen Quadersteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt. Da es Sonntag war, so tummelten sich viele Menschen im Freien — alle lustig, laut und vergnügt. Bei Gaulier erreichte ich die Maas; es war Nacht, als ich mein Hotel in Sedan betrat.

X.

Am folgenden Morgen setzte ich die unterbrochene Wanderung fort und nahm meinen Weg, von der Place Nassau aus, geradlinig durch die Vorstadt Fond de Givonne. Die Straße verläuft in dem Winkel zwischen Maas und Givonne und führt seitlich in das Tal der letzteren, also zu dem östlichen Schlachtfeld. Sobald man die letzten Häuser verlassen hat — eine Wegtafel daselbst meldet: Givonne 2,2 km, Bouillon (in Belgien) 16,6 km —, übersieht man die zu beiden Seiten wellig und sanft ansteigende Landschaft; zur Linken in der Höhe, jenseit der Felder zieht sich das Bois de la Garenne zu der Profillinie auf; in ihm vereinigen sich die Kampfgebiete der Maas-Armee und der III. Armee. Gemüse- und Obstgärten in großer Zahl zeugten von der Fruchtbarkeit des Landes und von der Betriebsamkeit seiner Bewohner. Es begegneten mir kurz nacheinander zwei Kompagnien französischer Infanterie, die ich aufmerksam betrachtete; sie sahen weder gut noch schlecht aus, und ich habe Grund anzunehmen, daß es sich um eingezogene Reservisten handelte.

Danach kam ein älterer Mann, in der landesüblichen Bluse, des Weges; ich redete ihn an, und wir gerieten in ein Gespräch. Selbstverständlich war vom Kriege die Rede, und ich erzählte, daß ich als Soldat vor Sedan gestanden hätte und nun die alten Stätten wiedersehen wollte. Er glaubte anfänglich, daß ich der Armee Frankreichs angehört hätte, was gar nichts Überraschendes hat; denn die Landbevölkerung ist nicht empfindlich für den fremden „accent“, der dem Ohr des gebildeten Franzosen unangenehm auffällt. Wenn man nur fließend spricht und leicht versteht, so wird man zunächst für einen Landsmann aus einer andern Provinz gehalten.

Mein neuer Freund war 56 Jahre alt und hatte den 1. September 1870 in der nächsten Nähe von Sedan verlebt. Er erzählte, daß sich viele Einwohner an jenem Tage nach Belgien in das Städtchen Bouillon geflüchtet hätten. Dann fuhr er fort — auf die Straße deutend: „C'est ici que j'ai

vu l'Empereur Napoléon lorsqu'il quitta la France.“ In der Tat hatte der Kaiser den Weg über Bouillon nehmen müssen, um möglichst schnell sein Land zu verlassen. Ich war erfreut über die ruhige Art, mit der der freundliche Franzose seine Ansichten äußerte. Er sprach vom Kriege und sagte: „Enfin que voulez-vous? — c'est nous qui avons voulu la guerre“; dann sagte er: „Oh! c'était sa guerre“ und damit meinte er die Kaiserin Eugenie; eine Bestätigung dessen, was ich in meinen „Kriegserlebnissen“ ausgesprochen habe. Dann kamen wir auf die Häuser- und Straßenkämpfe in Bazeilles zu sprechen. Mein Gewährsmann verurteilte das Schießen von seiten der Einwohner und sah in dem Niedermachen aller Bewaffneter die unvermeidliche Konsequenz ihres Handelns. Im übrigen wären die Deutschen gar nicht grausam gegen die Bevölkerung gewesen und hätten nichts weggenommen, sondern alles bezahlt.

Bald verließ ich die Fahrstraße nach Givonne und schlug einen kürzeren Weg ein, links durch die Felder. Die Landschaft machte einen lieblichen Eindruck; sie hatte etwas Pastorales. Der Boden war fruchtbar und mannigfaltig bestellt. Ein flacher Aussichtshügel (278 m), auf dem sicherlich einst französische Truppenführer die Schlachtvorgänge beobachtet hatten, zeigte Kulturen aller Art; Hafer-, Kohl-, Spargel-, Klee-, Lauch-, Kürbis- und Bohnenfelder wechselten in schneller Folge. Ich ging nördlich längs des östlichen Plateaurandes; der Blick ins Givonnetal war noch durch Wald verdeckt, der sich weiterhin mit dem links sichtbaren Bois de la Garenne zu verschmelzen schien. An einer Stelle, die durch einen Springgarten der in Sedan liegenden Dragoner gekennzeichnet ist, stieg ich rechts in das Tal hernieder. Von der gegenüberliegenden Seite her war seinerzeit die preußische Garde angerückt. Unter dem Kommando des Generals Kraft Prinzen zu Hohenlohe, der auch die Beschießung von Paris geleitet hat, fuhr dort die Artillerie auf und richtete ihr vernichtendes Feuer gegen das Bois de la Garenne und das Illy-Plateau.

Damit hatte ich das östliche Schlachtfeld betreten und wanderte vom Städtchen Givonne (216 m) aus aufwärts durch den Talgrund. Er ist von wechselnder Breite, bedeckt mit ebenen Weideflächen, durch die sich das Flüßchen, oft in munterem Laufe, schlängelt. Die Talwände steigen nur wenige hundert Fuß an; zuweilen steil, aber häufig in mäßiger Böschung. Waldstücke wechseln mit Wiesen und weitgedehnten Feldern. Stattliche Landsitze mit schloßartigen Wohnhäusern erfreuen das Auge nicht selten und erhöhen durch ihre weiten Parks den an sich schon gefälligen Charakter der Landschaft. Oberhalb des Ortes Givonne gibt es keine Dörfer mehr; die Kampfstätten der Sachsen, Preußen und Bayern: Daigny, la Moncelle und Bazeilles liegen unterhalb.

Eine Anzahl isolierter Werkstätten und Fabriken, die in keiner Weise der Landschaft Abbruch tun, finden sich meist hart an den Ufern der Givonne; daher die Namen La Foulerie, le Laminoir, les Forges, Chataimont Usine, la Fonderie, die von uns meist als Eigennamen aufgefaßt werden.

Ein Tal wie dieses ähnelte so sehr gewissen Tälern deutscher Mittelgebirge, daß mir heimatlich zumut wurde. Am Vormittag des 1. September 1870 war unsre Garde-Kavallerie-Division dieses Weges gezogen, um schließlich bei Fleigneux Aufstellung zu nehmen.

Mein nächstes Ziel war Olly (auch Holly geschrieben); hier endet das eigentliche Givonnetal und gabelt sich aufwärts in den Ardennenwald, an dessen Fuß ich nun stand.

Olly (245 m) besteht aus zwei Spinnereien (filatures) und aus einem Kirchhof, wo sich ein Obelisk mit der Inschrift erhebt:

Honneur et patrie. Bataille de Sedan. 1er Septembre 1870.
A la mémoire de 30 soldats morts pour la défense de la patrie.

Der Ort hat deshalb Interesse, weil von hier aus der Ring geschlossen wurde, den die deutsche Armee um die französische bildete.

In Olly verließ ich das Givonnetal und stieg zu dem Plateau von Illy auf. Von dem Punkt 888 (279 m) des Schlachtplans erhielt ich einen guten Überblick über das Nordostende des Bois de la Garenne, über den Hang des Calvaire und auf das Dorf Illy (245 m), das ich bald danach betrat.

Illy besitzt so stattliche Häuser, wie wir sie in deutschen Dörfern gar nicht kennen und zwei Kirchen; die kleine am westlichen Ausgang hielt ich für den „temple protestant"; denn es gibt im Ardennen-Departement verhältnismäßig viel Protestanten.

Von Illy (245 m) aus erstieg ich den inneren Höhenzug des nördlichen Plateaus. Eine gute Straße führt nordwestlich zwischen den Feldern zu dem Punkte 853 (268 m) des Schlachtplanes. Das war klassischer Boden. Denn auf diesem Rücken stand die Geschützlinie des preußischen V. Korps, auf dem benachbarten äußeren Höhenrücken die des XI. Korps. Im Zusammenhange mit der im Givonnegebiete aufgepflanzten Garde-Artillerie nahm die Artillerie der drei Armeekorps den Calvaire d'Illy und das Bois de la Garenne unter ihr schlachtentscheidendes Kreuzfeuer.

Inmitten eines tiefen Schweigens übersah ich den weiten, welligen Boden, der einst unter dem Dröhnen der Feuerschlünde erzittert hatte, aus dessen Ackerfurchen nun der Friede sprach. Ich sah auch den „Buschkopf" und das fürchterliche Vorgebirge der Gartenmauern von Floing. In nächster Nähe breitete sich das Dorf Fleigneux aus, wo die Maas-Armee ihre Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen von Preußen endgültig vollzogen hatte. Ich wanderte weiter, durchschnitt die alten Biwakplätze der preußischen Garde und erreichte Sedan auf dem Wege über den Calvaire und durch das Bois de la Garenne.

XI.

Trotz des fast siebenstündigen Marsches eilte ich nach kurzer Rast im Hotel de l'Europe weiter; ich war so erregt wie bei einer ersten Besteigung in den Alpen, wo die Ruhe erst eintritt, wenn man das Ziel erreicht hat.

Mein Ziel war, alles gesehen zu haben, wo gekämpft worden war, oder wo sich, im Anschluß an den errungenen Sieg, historisch gewordene Ereignisse abgespielt hatten. Ich nahm einen Wagen auf der Place Turenne und fuhr über die Maas durch die Vorstadt Torcy, um einige der Stätten zu besuchen, die in den „Kriegserlebnissen“ kurz erwähnt worden sind.

So gelangte ich zunächst zu dem Schloß Bellevue; es steht hart an dem Wege, der 2 km vor Donchery rechts abbiegt. Hier wurde die Kapitulation von Moltke und Wimpffen unterzeichnet; hier hatten König Wilhelm und Kaiser Napoleon ihre letzte Begegnung. Das Gebäude ist klein und macht mit seinen Türmchen und der Uhr über der Eingangstür mehr den Eindruck einer Villa als eines Schlosses. Es schien unbewohnt und soll einem Notar in Sedan gehören.

Wir machten dann kehrt, durchkreuzten die große Straße nach Donchery und fuhren südlich gegen Cheveuges. Zur Linken steigt man zum Dorfe Frénois auf; jenseit des Dorfes verließ ich den Wagen und erreichte den Punkt 791 (248 m) des Schlachtplans; von hier aus feuerten bayrische Batterien auf Sedan, um 4 Uhr nachmittags, auf Befehl des Königs, der dem weiteren Blutvergießen am Ende der zweifellos entschiedenen Schlacht vorbeugen wollte. Die Aussicht auf Sedan und die dahinter aufsteigenden Höhen ist prachtvoll. Besonders deutlich erscheint das Bois de la Garenne; es überschneidet die im Hintergrund gezogene Profillinie der Ardennen.

Die herrliche Abendsonne verklärte die schöne Landschaft am 26. August 1907 genau so wie am 1. September 1870; denn auch dieser Tag war sehr schön, desgleichen der Tag von Mars la Tour.

Der Punkt 956 (300 m) des Schlachtplans liegt noch 3000 Schritt südwestlich; er wird schlechtweg als „la Marfée“ von den Franzosen bezeichnet. Hier verweilten König Wilhelm, Moltke, Bismarck und der Stab des Großen Hauptquartiers während der Schlacht. In Sedan kaufte ich eine Ansichtskarte — offenbar keine Photographie — mit der Überschrift „l'État Major allemand sur la Marfée, pendant la bataille de Sedan“.

Auf der Fahrt von Frénois nach Donchery, nahe bei diesem Orte, südlich der Straße, sah ich die „Maison du Tisserand“, das „Weberhäuschen“, in das Kaiser Napoleon und Bismarck nach ihrer Begegnung am frühen Morgen des 2. September eingetreten waren, um sich unterreden zu können. Das Haus besteht aus Erd- und Obergeschoß, ist solide gebaut und mit Schiefer gedeckt. Einen ärmlichen Eindruck macht es kaum. Keine Inschrift meldet, was sich innerhalb dieser Mauern abgespielt hat.

Wenige Minuten später bogen wir rechts ab, fuhren über die kleine Kanalbrücke und dann über die stattliche Brücke der Maas in Donchery ein. Diese Stadt muß man gesehen haben, wenn man über die Schlacht von Sedan topographisch berichten will. Denn von hier zogen am frühesten Morgen des 1. September das V. und das XI. preußische Korps zum Kampfe aus, und in der sinkenden Nacht desselben Tages wurde daselbst über das Resultat des Kampfes unterhandelt. Auf der einen Seite standen Moltke, Bismarck und der General-Quartiermeister v. Podbielski, auf der andern

die französischen Generale Wimpffen und Castelnau. Um 1 Uhr nachts trennte man sich, ohne zum Abschluß gelangt zu sein. Unwillkürlich versetzte ich mich in die Lage dieser Männer, auf denen eine Verantwortung von kaum ermeßbarer Tragweite lastete, die bejahrt waren und seit zwanzig Stunden durch die stärksten Aufregungen, durch physische Anstrengungen zum Teil auch durch die Gefahren der feindlichen Geschosse hatten hindurchgehen müssen. Sie sind alle bewunderungswürdig: Freund und Feind.

XII.

Erst um 8 Uhr abends traf ich wieder in Sedan ein. Am folgenden Morgen fuhr ich nach Bazeilles, la Moncelle und Daigny.

Bazeilles ist berühmt dadurch, daß die Schlacht von Sedan hier ihren Anfang nahm, mehr noch dadurch, daß wohl an keinem andern Punkte Frankreichs so erbittert gekämpft und gemordet worden ist wie hier. Die Häuser waren verbarrikadiert, in den großen Parks der Schlösser Dorival, Montvillers und der Villa Beurmann — sie umfassen die Stadt im Osten und im Norden — stand der Feind, geschützt durch Hecken, Mauern und Schützengräben.

Die Bayern gingen bald nach 4 Uhr morgens zum Angriff vor; im Verlauf des Kampfes erhielten sie Verstärkungen; desgleichen die Franzosen. Die Schlacht wogte stundenlang unentschieden hin und her; die Erbitterung wuchs und steigerte sich zu wilder Rachsucht. Aber um 11 Uhr vormittags fiel das letzte Bollwerk, die Villa Beurmann, in die Hand der tapferen Bayern.

Zwei Stellen aus dem Generalstabswerk (S. 1154 und 1184) mögen hier angeführt werden:

„Die Einwohner des Dorfes beteiligten sich lebhaft am Kampfe, indem sie den bayrischen Soldaten teils offene Gewalt entgegensetzten, teils aus den Kellerräumen längst genommener Häuser feuerten. Da sogar Verwundete und Krankenträger nicht verschont blieben, so sahen sich die Bayern schließlich genötigt, auch die Einwohner niederzumachen, die mit den Waffen in der Hand betroffen wurden. Infolge dieses Umstandes steigerte sich in dem langen hartnäckigen Kampfe um den bereits an mehreren Stellen brennenden Ort die Erbitterung beider Teile bis aufs äußerste“ . . .

„Innerhalb Bazeilles stießen die Sieger aber auch jetzt noch (11 Uhr vormittags) auf Widerstand bewaffneter Einwohner und zurückgebliebener französischer Soldaten. Viele der letzteren wurden in den Häusern gefangen genommen, auch drei Nationalgarden-Fahnen in denselben erbeutet. Inzwischen hatte der Brand im Dorfe immer weiter um sich gegriffen, und gegen Mittag stand dasselbe fast ganz in Flammen.“

Das einzige Haus, das von der Feuersbrunst verschont geblieben sein soll, ist das erste am Eingang der Straße von Sedan. Es hat den Namen erhalten „A la dernière cartouche“ nach dem so benannten Bilde des französischen Malers A. de Neuville und ist bereits mit einer Legende umwoben. Mittels einer vom „Gaulois“ ins Werk gesetzten Subskription

wurde es angekauft und wird in seinem ursprünglichen Zustande erhalten. Ein Invalide ist als Wächter eingesetzt, und ein junges Mädchen führte mich umher. Die eigentliche „Chambre de la dernière cartouche“ liegt im oberen Stock. Dort steht eine altmodische Pendeluhr, deren Zifferblatt zwei Kugeleinschüsse zeigt, und deren Zeiger auf 11 Uhr 30 Minuten stehen — wie man sagt: seit dem 1. September 1870.

In einem andern Zimmer befindet sich das „musée“, das an sich wenig bemerkenswert ist, für mich aber von Interesse war. Denn an einer Wand finden sich viele halbverblichene Photographien in Visitenkartenformat, die ich in Bazeilles am wenigsten vermutet hätte, nämlich die des greisen Kaisers Wilhelm und die des Prinzen Friedrich Carl aus der Jugendzeit — als Husar und ohne Vollbart. Auch andre Heerführer waren vertreten, von französischen Generalen Bazaine, und zwar in Zivil mit einem weichen Filzhut. Außerdem war eine Sammlung preußischer, sächsischer und bayrischer Helme und Waffen vorhanden, die auf dem Schlachtfeld zusammengelesen sein mochten; ich betrachtete sie mit kameradschaftlicher Gesinnung und gedachte ihrer Träger, von denen kaum einer die Heimat wieder gesehen haben mag.

Mein Besuch fiel auf den 27. August, und der nächste Sonntag war der 1. September; die Führerin erwähnte, daß alsdann eine Feier stattfinden würde, mit dem Zusatz: c'est une fête religieuse et commémorative.

Ich fuhr von hier durch die Avenue des dernières cartouches, vorbei an dem Café gleichen Namens, zu dem an der Rue Gambetta gelegenen Ossuaire (Gebeinhaus). Der Zugang führt geradlinig durch den Kirchhof, an dessen westlichem Ende sich das steinerne Grufthaus erhebt. Davor steht ein Obelisk mit Inschriften auf der Vorder- und Rückseite: „Den in der Schlacht am 1. September 1870 gefallenen Söhnen Bayerns“ und „Hier ruhen 500 tapfere Bayern“.

Man steigt über wenige Stufen abwärts und betritt das Innere des Ossuaire, wo Halbdunkel herrscht. Senkrecht zu beiden Seiten des Mittelganges befinden sich je sieben Gewölbe, deren jedes wiederum einen Mittelgang besitzt; rechts und links davon, auf zwei erhöhten Plattformen, liegen reihenförmig die Schädel und dahinter die Gebeine von 2035 gefallenen Franzosen und Deutschen. Ursprünglich war das Schlachtfeld selbst ihr Grab; später hat man sie ausgegraben. Daraus erklärt sich, daß man bei Sedan — im Gegensatz zu den Schlachtfeldern bei Metz — nur ausnahmsweise Kreuze oder Denksteine trifft. Für den Eintretenden liegen die irdischen Reste der Franzosen auf der rechten Seite, die der Deutschen auf der linken; sie stehen also noch im Tode in Schlachtreihe gegenüber.

Die Gruftgewölbe der Franzosen sind reich mit Kränzen geschmückt; die unsern sind kahl. Das ist begreiflich, berührt aber wehmütig. Sie ruhen auf fremder Erde!

Die Gegner der Bayern bei den Kämpfen um den Besitz von Bazeilles gehörten zu den Kerntruppen der französischen Armee; sie setzten sich zusammen

aus den ersten vier Regimentern der Infanterie de la Marine und bildeten die Brigaden Reboul und Martin des Pallières des XII. Korps Lebrun. Diesen Truppen hat die französische Nation stets eine große Bewunderung gezollt. Auf dem Marktplatz von Bazeilles, den ich zunächst besuchte, liefert ein hoher Obelisk Zeugnis davon; er steht vor der stattlichen, neu erbauten Kirche, denn die alte war dem Brande zum Opfer gefallen. Auf der Vorderfläche des Obelisken ist ein Kreuz eingemeißelt, das dem Denkmal die ernste Stimmung gibt. Auch jetzt noch war es mit Kränzen geschmückt, ein Zeugnis der nie erlöschenden Pietät, mit der jedes französische Herz das Andenken der für die Verteidigung Frankreichs gefallenen Söhne ehrt.

„Requiescant in pace"

sagt die Inschrift.

Ich wandte mich von hier aus zu dem südöstlichen Ende von Bazeilles und sah die Front des Schlosses Dorival, dessen wundervolle Architektur ich bewunderte. Abgesehen von den Werken der Literatur, verkörpert sich das Genie Frankreichs am eindringlichsten in seinen architektonischen Schöpfungen; in ihnen reichen sich, unterstützt durch den massigen Charakter des Baumaterials, Geschmack und Größe die Hand.

Ich fuhr nun, das Schloß Monvillers zur Rechten lassend, durch die Stadt zurück, also in der Richtung, in der die Bayern vorgedrungen waren. Dabei passierte ich das berüchtigte „Straßenknie", in dem die westlich laufende Straße halb rechts biegt, und wo ich in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870 biwakiert hatte.

So gelangte ich zu der Villa Beurmann. Sie steht bereits außerhalb des Ortes, in nächster Nähe der Maison de la dernière cartouche, und wird durch ein Gitter von der Straße getrennt.

Der Größe der Rolle, die diese Villa als Schlüssel der Kämpfe von Bazeilles gespielt hat, entsprach die Größe des Hauses in keiner Weise. Es besteht lediglich aus einem hochgelegenen Erdgeschoß von fünf Fenster Front; eine Freitreppe führt aus dem Garten hinauf; über dem Erdgeschoß liegt eine Flucht von Mansardenzimmern.

XIII.

Den zwischen Bazeilles und Givonne gelegenen Teil des Givonnetales lernte ich auf der Weiterfahrt kennen und erfreute mich bei la Moncelle und Daigny an den ausgedehnten Parks und an der freundlichen Landschaft. Hier hatte das XII. Korps unter Prinz Georg von Sachsen im Verein mit dem IV. preußischen und I. bayrischen Korps ruhmreich gefochten.

Vor Givonne machte ich kehrt und bog bei la Moncelle rechts ab gegen Balan.

Auf dem Höhenrücken (Punkt 635 = 200 m), der hierbei überschritten wird, erhebt sich linker Hand ein massives Kreuz ohne Inschrift innerhalb eines Kartoffelfeldes. Man hat von hier einen prachtvollen Überblick über das Gelände von la Moncelle und Bazeilles. Der Punkt hat deshalb

historische Bedeutung, weil Marschall Mac Mahon, der in der sechsten Morgenstunde des 1. September 1870 hierhergeeilt war, daselbst von einem Granatsplitter schwer verwundet wurde. Ein Zufall wollte es, daß, während ich dort stand, ein französischer General mit Adjutanten und Ordonnanz die Straße unter mir passierte; diese unerwartete Staffage der Landschaft paßte gut in das Spiel meiner Erinnerungen.

Auf der andren Seite des Weges, nahebei, steht ein zweites Kreuz: „A la mémoire de Louis Lesergeant d'Hendecourt, Capitaine d'État major. officier d'ordonnance de l'Empereur Napoléon III., tué le 1. Sept. 1870.“ Ich vermute, daß dieser Offizier auf einem der Ordonnanzritte gefallen ist, die der Verkehr des General Wimpffen mit dem Kaiser erforderte. Denn Wimpffen wollte noch am Nachmittag des 1. September den östlichen Durchbruch nach Carignan wagen und hatte melden lassen, die Truppen würden es sich zur Ehre anrechnen, den Kaiser dorthin zu bringen. Napoleon lehnte ab.

Von hier fuhr ich durch Balan, das für den letzten verzweifelten Offensivstoß der Franzosen eine Ehrenstelle bedeutet, zurück nach Sedan.

XIV.

Es hat mir für die nun abgeschlossene Darstellung meiner Kriegserlebnisse umfangreiches Material zur Verfügung gestanden: in erster Linie die Aufzeichnungen in meinem Kriegstagebuche, die Briefe an meine Mutter und die dadurch ausgelösten Erinnerungen; dann auch das Werk des Großen Generalstabes und die auf den wiederbesuchten Schlachtfeldern niedergeschriebenen Notizen. Es lag darin die Gefahr, durch übertriebene Gründlichkeit lästig zu fallen. Der Autor soll nicht alles sagen, und der Leser will nicht alles hören. Das künstlerische Empfinden beider fordert Maßhalten und Beschränkung. Die Gewissenhaftigkeit soll sich kundtun in der Form von allgemeinen Urteilen, deren Grundlage die verschwiegenen Einzelheiten sind. Von Voltaire stammen die beiden Aussprüche: „Tout ce qui s'est fait ne mérite pas d'être cérit“ und „L'art d'ennuyer est celui de dire tout.“

Die Gesinnung, die mich unbewußt beim Niederschreiben leitete, hat der vollendeten Arbeit das Gepräge gegeben, daß sie zur Ehre nicht allein der preußischen, sondern der ganzen deutschen Armee geschrieben ist. Das konnte auch nicht anders sein; denn seit meinem Eintritt als Kriegsfreiwilliger bis zum heutigen Tage habe ich den Kontakt mit der Armee nie verloren und weiß, wie hoch sie gestellt werden muß. Ein unsichtbarer Faden zieht sich durch meinen Lebensgang von den Schlachtgefilden Frankreichs zu dem Throne Kaiser Wilhelms II., meines allerhöchsten Kriegsherrn. Ihm schulde ich noch weit mehr, als große militärische Auszeichnung, und den idealen Lohn meiner Arbeit sehe ich darin, daß sie mir die Gelegenheit gibt, meine ehrfurchtsvolle Dankesempfindung gegen den Kaiser zu bekunden.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von

Ernst Elster.

Als der deutsche Bundestag seligen Angedenkens zu Ende des Jahres 1835 sein berüchtigtes Verbot gegen die Schriften des Jungen Deutschlands hatte ausgehen lassen, da glaubten manche, daß man gegen eine geschlossene literarische Vereinigung ankämpfe, deren Angehörige, wie durch die Gemeinsamkeit der Ziele ihres Bestrebens, so durch Bande guter persönlicher Beziehungen oder auch der Freundschaft miteinander verknüpft wären; man meinte es hier mit einem Dichterbund, vergleichbar dem der Klassiker, der Romantiker, der schwäbischen Sänger usw., zu tun zu haben. Aber dem war nicht so. Die Jungdeutschen machten zwar gewisse Anläufe, sich auf einem gemeinsamen Schlachtfelde zu treffen; aber noch war man nicht zur Ausführung dieses Planes gelangt, als die Streiter gewaltsam auseinander gejagt wurden. Und mit den persönlichen Beziehungen stand es so mißlich, daß man wohl kaum auf eine erfolgreiche gemeinsame Aktion hätte rechnen dürfen. Börne und Heine, die Rufer im Streit, grollten einander wie Achill und Agamemnon; Heines Schrift über Börne ist eine der leidenschaftlichsten Streitschriften, die je erschienen sind. Das Verhältnis von Heine und Gutzkow war nicht um vieles besser. Gutzkow und Laube hatten wohl eine Annäherung gesucht, aber nicht dauernd gefunden; Gutzkow war überhaupt ein viel zu unliebenswürdiger Streber, als daß er Freundschaft hätte geben und erfahren können. Mundt und Kühne waren zwar treue Genossen, aber sie kommen als matte Nachzügler in diesem Kreis kaum in Betracht. Kurz, dieser Dichterbund bestand aus Männern, die sich zum Teil bitter befehdeten, zum Teil unfreundlich berührten: eine sonderbare Brüderschaft von Feinden! Zwei Männer jedoch von denen, die hier der gleichen Fahne folgten, näherten sich zugleich in den Gefühlen treuer Freundschaft: Heinrich Heine und Heinrich Laube. Sie haben beide manch prächtiges Wort wärmster Anerkennung über einander ausgesprochen; am schönsten klingt die ergreifende Klage, die Laube 1846

zu Papier brachte, als ihn die (falsche) Nachricht von Heines Tode erreichte: der für die „Allgemeine Zeitung" bestimmte, dort aber nicht abgedruckte Aufsatz wurde zuerst den Lesern der „Deutschen Rundschau" vor zwanzig Jahren (13. Jahrgang, 12. Heft, S. 458 ff., September 1887) von Gustav Karpeles mitgeteilt. Da heißt es unter anderm:

„Heine ist todt! Die Thränen stürzen mir aus den Augen, indem ich solchen unersetzlichen Verlust niederschreibe, und da ich wohl einer der Wenigen bin, welche heiße Thränen weinen über diesen Verlust, denn er hatte Millionen Bewunderer, aber wenig Freunde, so fühle ich mich berufen, sogleich öffentlich meinen Schmerz auszudrücken, und sogleich vor das Grab zu treten, an welchem vielleicht kein einziger deutscher Freund gestanden, als sie die zerstörte Hülle eines wundervollen Geistes verscharrten, und sogleich Blumen und Thränen zu bringen von einem Landsmanne, der ihn herzlich und treu geliebt hat und herzlich und treu lieben wird, solange er lieben kann . . ."

In diesem Tone ist der ganze inhaltreiche Artikel gehalten, in diesem Tone auch die viel angeführte Darstellung über Heine in Laubes Schrift „Paris 1847", ferner die Äußerungen in den „Erinnerungen" und andre mehr. Ähnlich kommt auch bei Heine an manchen Stellen seiner Briefe und Aufsätze Freundschaft und Anerkennung für Laube in warmen Worten zum Ausdruck. Über die genauere Beschaffenheit und die Entwicklung dieses Freundschaftverhältnisses sind jedoch weitere Kreise bisher noch nicht aufgeklärt worden, und da mir außer den Handschriften der (bereits von Strodtmann und Eugen Wolff herausgegebenen) Briefe Heines an Laube auch sämtliche, bisher ungedruckten Briefe Laubes an Heine zur Verfügung stehen, so glaube ich literarisch interessierten Kreisen davon Mitteilung machen zu sollen.

Die Briefe beider Dichter sind von mir nebst zahlreichen, sehr wertvollen Handschriften Heines im Laufe der letzten sechs Jahre für einen meiner nächsten Freunde, den bekannten Geographen Prof. Hans Meyer in Leipzig, an verschiedenen Stellen erworben worden, und er hat mir diese kostbaren Schätze zu literarischer Ausnutzung überwiesen. Das meiste (darunter auch die Briefe Laubes) stammt aus der Hinterlassenschaft Heinrich Heines, die nach jahrelangen Verhandlungen 1901 und 1905 in Meyers Besitz überging: zuerst die Hauptmasse, und hierauf noch ein unerwarteter Nachschub. Eine dritte Partie (darunter die Briefe Heines an Laube, ein Manuskript des „Atta Troll" und andres) stammt aus Laubes Nachlaß und wurde im Jahre 1905 aus Heidelberger Privatbesitz gewonnen. Die Gesamtheit dieser Handschriften ist von einem Umfang und Wert, dessengleichen kaum zum zweiten Male in Privatbesitz anzutreffen sein dürfte. Hier finden sich die Originale einiger Dutzende Heinischer Gedichte (darunter auch ein paar, allerdings unbedeutende, die noch nicht veröffentlicht worden sind), hier zwei Handschriften des „Atta Troll", Bruchstücke des Wintermärchens „Deutschland", der „Rabbi von Bacherach", die „Götter im Exil", unbekannte Bruchstücke der „Harzreise", der größte Teil der umfangreichen Artikel für die „Allgemeine Zeitung", die dann unter dem Titel „Lutetia" in den „Vermischten Schriften" wieder abgedruckt wurden, die „Geständnisse", Hunderte von Briefen an Heine und vieles andre mehr. Dazu kommen noch interessante Gegenstände aus

dem Besitz Heines und seiner Frau: das bekannte Bronzerelief von David d'Angers, das Album Mathildens, auf dessen erster Seite von Heines Hand zierlich die bekannten Verse eingetragen sind:

Hier auf gewalkten Lumpen soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig
Versifizierten Firlefanz usw.

Auch Heines hinterlassene Bibliothek ist jetzt in Leipzig geborgen, und selbst der in den Briefen des Dichters so oft erwähnte Papagei fehlt nicht: gut ausgestopft und gegen Mottenfraß geschützt, mag er als eine der merkwürdigsten Reliquien gelten. Ein Stück aus diesem Nachlaß wird aber niemand betrachten, ohne im innersten Herzen ergriffen zu werden: die Totenmaske des Dichters. Sie ist gut ausgeführt und ungemein ausdrucksvoll, wenn auch die seitwärts gebogene Nase schon auf die Veränderungen hindeutet, die das Gesicht nach dem Tode erfahren hatte; der Schmerz jedoch, der aus den abgemagerten Zügen des kleinen Kopfes so grauenvoll hervorbricht, er scheint die unsagbaren Leiden der letzten Lebensjahre zusammenzufassen, er bildet eine plastische Interpretation der Lazaruslieder des todkranken Dichters. Eine Photographie der Maske soll später für meine Ausgabe der Werke Heines nachgebildet werden.

Die folgenden Briefe Laubes sind zum Teil so gehaltvoll und zeugen in ihrer Gesamtheit von einer Frische und Kraft des Herzens, daß ich hoffe, sie werden willkommen sein; aber ihren wichtigsten Wert erblicke ich doch darin, daß sie zum Verständnis eines Größeren, als der Briefschreiber war, daß sie zum Verständnis Heines wesentliche Beiträge bringen. Namentlich über die Entstehungsgeschichte des „Atta Troll" bieten sie Neues. Sie erstrecken sich über den langen Zeitraum vom Mai 1833 bis zum Dezember 1850, und sie lassen einen bemerkenswerten Wandel wie in den Anschauungen Laubes, so insbesondere auch in seinem Verhältnisse zu Heine erkennen. Anfangs tritt er mit einer gewissen zurückhaltenden Bescheidenheit auf; so schreibt er in einem der ersten Briefe: „Beim Überlesen seh ich, daß das Ganze so lächerlich arrogant aussieht, daß es manchmal scheint, als hielte ich uns für ein paar gute Brüder, die gleiche Ansprüche auf Erbschaft machten; bitte, streichen Sie das weg, und denken Sie daran, wie ich nur in der Hitze des Gefechts die Subordination vergesse, wie ich mich artig bei ruhigem Blute erzeige." Später jedoch ändert sich dies; der Unterschied der Jahre (Heine war neun Jahre älter als Laube) verlor an Bedeutung, und das längere persönliche Zusammensein im Jahre 1839 führte zu einem vertieften, aber völlige Gleichstellung erheischenden Freundschaftsgefühl. Laube war ein viel zu klarer Kopf, um je bei sich Täuschungen darüber aufkommen zu lassen, daß Heine der bei weitem größere Dichter sei; aber er erkannte auch sehr deutlich dessen Schwächen: er macht ihn aufmerksam darauf, daß er die deutschen Verhältnisse nicht mehr genau kenne, daß es ihm an Kompositionsgabe gebreche, und daß er sich die unausstehlichen französischen Unanständigkeiten abgewöhnen müsse; „Narr, Narr, Narr" ruft er ihm zu, ja er versichert ihm einmal, im

Jahre 1850, daß er ihn wegen gewisser Äußerungen eigentlich nur auslachen könne. Im Jahre 1844 kam es zu Äußerungen, die Heine das Gefühl gaben, daß die alte Freundschaft einen schweren Stoß erlitten habe: aber da schrieb ihm Laube gleich wieder einen treu gemeinten Brief voll Liebe und Verehrung, und das alte Verhältnis war wieder hergestellt. Zwei Jahre darauf, nach der falschen Todesnachricht, verfaßte er dann den oben erwähnten tiefgefühlten Nekrolog. Und als er dann von der schweren Erkrankung Heines erfuhr, da hielt es ihn nicht länger; er mußte nach Paris eilen, um ihn zu sehen und um ihm in Liebe die Hand zu drücken. Laube hat in höchst anziehenden Worten über den Eindruck, den der kranke Dichter damals auf ihn machte, berichtet. In diesem Jahre tauschten die beiden Dichter das brüderliche Du miteinander aus, das auch die gereizten Briefe des Jahres 1850 mit versöhnlichem Klange übertönt. Heine konnte sich über die politische Wandlung, die Laube durchgemacht hatte, nicht hinwegsetzen, und er überhäufte den Freund mit bitteren Vorwürfen, auf die dieser sehr scharf antwortete. Noch andre Streitigkeiten wegen eines Balletts „Satanella", in dem Heine ein Plagiat an seinem „Faust" glaubte erkennen zu müssen, ohne Laubes Zustimmung zu finden, kamen hinzu; und so war es nicht nur die Überhäufung an Geschäften, unter der der Direktor des Burgtheaters litt, was ihn verhinderte, den Briefwechsel mit dem alten Freunde auf dem Pariser Krankenlager fortzusetzen. Es lagen Mißhelligkeiten vor, aber sie führten nicht zum Bruch, und sie waren nicht derart, daß sie die tiefwurzelnden Gefühle der Freundschaft hätten zerstören können.

So unterscheiden wir ohne Mühe vier Stufen in dem Freundschaftsverhältnis der beiden Männer. Während der ersten Zeit, in den Jahren 1833 und 1834, ist Laube der unbedingte Schüler Heines; er bildet sich an dessen Ideen heran, er folgt ihm durchaus. Die zweite Periode, von 1835—1839, zeigt den unter politischen Verfolgungen schwer leidenden Schriftsteller in einer peinlichen Mauserung: er sieht ein, daß er eigentlich gar nicht in das Lager der politischen und literarischen Ultras hinein gehört, in das ihn jugendliche Begeisterung geführt hatte. Die dritte Periode, die Jahre 1840—1847 umfassend, bildet den Höhepunkt der Freundschaft der beiden Männer, und aus ihr rühren auch die wichtigsten Briefe Laubes an Heine und sonstige wertvolle Äußerungen über ihn her. In der vierten Periode, die in das Jahr 1850 fällt, vernehmen wir dann den etwas disharmonischen Ausklang, doch die alten Leitmotive der Liebe und Treue klingen immer wieder durch. Dabei bleibt aber der Kern von Laubes Wesen unverändert: derb und grad, eine schnell zugreifende Willensnatur mit sehr gesunden Nerven, besitzt er große Begeisterungsfähigkeit und die Gabe, das Gute und Schöne auch dann lebhaft anzuerkennen, wenn es, wie bei Grillparzer und Heine, von Personen ausgeht, denen mancherlei Schwächen anhaften. Er dringt nicht in die Tiefe, und die dunklen Rätsel des Lebens haben sein Gemüt nicht beschwert; aber er ist ein klarer Kopf, und er versteht es, die Fäden eines dichterischen Gebildes auseinander zu dröseln, jedes Teilchen in seiner Wirkung zu würdigen und an die rechte Stelle zu rücken: deutlich verrät er dieses Talent auch in seiner

Kritik des „Atta Troll". Es ist im Grunde dieselbe Gabe der Organisation, die ihn später zu einem so ausgezeichneten Theaterleiter machte.

Wie ein guter Roman oder ein gutes Schauspiel mit einem stimmunggebenden Akkord beginnen soll, so setzt auch dieser Briefwechsel Laubes und Heines mit verheißungsvollen Klängen ein. Laube war damals, als er den ersten Brief an Heine richtete, 26 Jahre alt, und mit dem Feuer seiner korngesunden Natur brachte er dem Dichter des „Buches der Lieder", dessen Anschauungen sich im wesentlichen mit den seinigen deckten, seine Huldigungen dar. Freilich verfolgte er zugleich einen praktischen Zweck: er wollte Heine zum Mitarbeiter für zwei Unternehmungen werben, von denen das eine schon seit einigen Monaten seiner Leitung unterstand, während das andre, ein Taschenbuch, wie es deren um jene Zeit so viele gab, erst ins Leben gerufen werden sollte; es kam jedoch nicht zustande. Die Zeitschrift, der er neues Leben einblasen wollte, war die bei Voß in Leipzig erscheinende „Zeitung für die elegante Welt", die in der Tat schon ein ganz stattliches Alter aufwies und der Auffrischung dringend bedurfte: sie war seit 1801 von Karl Spazier, seit 1806 von August Mahlmann und seit 1816 von Methusalem Müller geleitet worden; im Jahre 1832 war sie überhaupt nicht erschienen; nun ergriff Laube am 1. Januar 1833 das Steuer des neu hergerichteten Schiffleins, und er rüstete es zu mutiger Fahrt, die er jedoch schon Anfang Mai des nächsten Jahres wieder unterbrechen mußte. Später in den Jahren 1843 und 1844 hat er das Fahrzeug wieder betreten, und er wußte von seinem Freunde Heine die köstlichste Ladung zu gewinnen, wie wir noch sehen werden. Jetzt (1833) trug er sich mit großen Plänen: er wollte die beherzte Schar der jungen, der „modernen" Geister um sich versammeln, er wollte den Einseitigkeiten von Menzels „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" entgegentreten, das Brockhaussche Konversationsblatt (die „Blätter für literarische Unterhaltung"), das von Wilibald Alexis geleitete „Berliner Konversationsblatt" und andre, die er als rückständig betrachtete, überholen. Das Programm, das er entwickelte, ist bereits durchaus das jungdeutsche. Laube hatte seine besten Gedanken von Heinrich Heine, in zweiter Linie von Börne übernommen, und daneben war ihm Wilhelm Heinse, dessen Werke er bald herausgeben sollte, ein sorgfältig beachtetes Vorbild. Die engste Verbindung von Literatur und Leben war sein Ziel, ähnlich wie kurz darauf für Ludolf Wienbarg, den Verfasser der geistreichen „Ästhetischen Feldzüge", und wie in so manchen früheren Literaturperioden, in denen sich neues Leben regte, sollte die Kritik den produktiven Geistern die Wege ebnen. „Zum vollen Kostüm neuer Eleganz", so schreibt er, „gehört auch Anlegung des glänzenden Waffenschmucks der neuen Zeit — die Kritik. Wir leben in einer kritischen Epoche, alles ist in Frage gestellt, das große Examen der Welt hat begonnen. Es rollt jetzt eine werdende Welt, ihre Fahne ist die Prüfung, ihr Szepter das Urteil. In solcher Periode der Entwicklung scheint selten die wärmende Sonne; alles sucht nach dem leitenden Monde — der Kritik. Die Literatur gestaltet sich meist nach den Hauptpostulaten der Zeit, ihre Gestalt ist oft die Vorrede der kommenden Geschichte . . .; jetzt, wo in Deutschland der Kampf gegen die

aristokratischen Prinzipien begonnen hat, ist die Literatur bereits auf der Höhe des Demokratismus." Es ist leicht abzusehen, daß Heine von einem solchen Programm angenehm berührt sein mußte, und so fand denn gleich Laubes erster Brief die freundlichste Aufnahme. Er lautet:

I.

Leipzig d. 20. März 33.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe schwerlich das Vergnügen, auch nur dem Namen nach, von Ihnen gekannt zu sein — wer indeß ein so großes Amt wie Sie übernommen hat, darf sich nicht wundern, wenn Supplikanten aus allen Ritzen u. Spelunken kommen. Einer von denjenigen, die im teutschen Miste unsrer Tage herumwühlen, um doch irgend einmal ein Korn zu finden, hab ich seit einiger Zeit die Redaction eines alten verdorrten Journals „der Zeitung für d. elegante Welt" übernommen, u. versucht, ihm neuen Odem einzublasen. Zu dem Ende hab ich denn auch ein kritisches Blatt dabei errichtet, u. wenn es bis zu Ihren Augen nach Paris gelangte, so würden Sie mir vielleicht für den vielfachen Eifer, das Vortreffliche Ihrer Schriften, ja den Typus derselben für eine ganz neue literarische Epoche unsern Landsleuten wiederholt vor Augen zu führen, die Keckheit verzeihen, mich ohne Weiteres u. ohne Mittelsperson mit einer Bitte an Sie zu wenden. Ich hätte dazu Herrn Jul. Campe benutzen können, der mein guter Freund ist, ich liebe aber die Mittelspersonen nicht, hab ich öffentlich so lange ich schreibe ohne Aufhören über Sie gesprochen, so werd ich's doch wol auch zu Ihnen können — dazu drängt die Zeit, meine Bitte hat Eile. Um die Miethe einer Sommerwohnung mit Bequemlichkeit zu zahlen, u. nebenbei den Teutschen auch in ihrer Friedens-lectüre, den Taschenbüchern, beizukommen, hab' ich nämlich die Redaction solch eines Mohnblättchens übernommen, u. möchte nun gern die Besten mit irgend etwas erfreun, die Alten ärgern. Kurz, ich wollte Sie um Ihr Bild bitten, um es stechen u. als Titelkupfer vorsetzen zu lassen. Es ist nun zwar ein charmantes Kupfer in unsern Händen, was bei König in Hanau erschienen ist, es ist so interessant wie Ihre Lieder, u. wird unsern Damen sehr behagen; ich möchte aber doch gern erst wissen, ob Sie es gut, aehnlich, zweckmäßig finden, oder ob ein noch besseres existirt. Die Idee mit Ihrem Bildniß hat mich zum Theil auch vermocht, das Büchlein zu übernehmen: ich schlug es nämlich dem Brockhaus für die Urania vor, er nahm aber meinen Vorschlag nicht an, u. nun piquirte ich mich darauf, ihn in's Werk zu setzen.

Das Bild möchte ich aber nicht gern allein geben, — Sie sehen, meine Bitte entwickelt sich wie eine Comödie — u. ich hätte gern einige Notizen über Ihr Leben gehabt, um daran einen Artikel über Ihre wichtige Erscheinung in unsrer Literatur, u. zwar nicht bloß in der teutschen, zu knüpfen. Würden Sie sich nicht zu dieser Arbeit eines Viertelstündchens entschliessen? — Ihre eifrigsten Verehrer bitten Sie schönstens darum; einige hochadlige aber sonst junge Damen, die nur Schönheit, aber keinen Stammbaum auf den Gesichtern haben, nicken auch bittend die Lockenköpfe dazu. Wollten Sie nun diesen Bitt-Comoedienentwurf glänzend schließen, u. Ihrer gefälligen Antwort eins, zwei, vielleicht gar drei ganz kleine Liederchen beilegen, so würden Sie unglaubliche Freude verbreiten.

Darf ich also wol, mein hochgeehrter Herr, umgehend um ein Paar Zeilen Antwort bitten, da ich mit dem Arrangement des Taschenbuches darauf warte. Sollten Sie auch unsere Bitte um einen kleinen Beitrag gewähren wollen, so wird sich der Verleger eine Ehre daraus machen, das von Ihnen beliebte Honorar zu zahlen.

Könnten Sie vielleicht ein Ja oder Nein auf die Anfrage hinzufügen, ob Sie an Wilibald Alexis Lieder für den Freimüthigen geschickt haben, so würden Sie

einem breiten literarischen Streite, der sich darum dreht, ein schnelles Ende machen.

Entschuldigen Sie meine vierfache Zudringlichkeit. Ich habe Sie schon so lang bewundert und geliebt, daß die ersten Worte, welche ich an Sie selbst richten konnte, nothwendig nach einer Art von Vertraulichkeit aussehen mußten, die Sie befremden könnte. Nehmen Sie mir also meine Liebe nicht übel u. Sie vergeben mir dann auch das Uebrige. Aber nicht wahr, Sie erfreuen mich mit einem baldigen Bescheide?

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

Heinrich Laube.

Die Kopie seines Gesichtes hat Heine in seiner Antwort auf diesen Brief, die er am 8. April 1833 von Stapel ließ, zwar für die nächsten Wochen versprochen, er hat sie aber meines Wissens nie geliefert, wie er denn überhaupt, durch andre Dinge in Anspruch genommen, dem neuen Freunde viel Anerkennung und Zuspruch, aber zunächst nur wenig tätige Hilfe gewährte. Das bei König in Hanau erschienene Porträt Heines, das Laube erwähnt, war eine mangelhafte Wiedergabe des guten Oppenheimschen Bildes. Ergötzlich ist der Widerspruch der Firma Brockhaus gegen die Aufnahme eines solchen Bildes von Heine in ihr würdiges Taschenbuch „Urania", das von 1810 bis 1848 den Bedürfnissen des literarischen Justemilieus so glücklich entgegenkam; es erinnert uns dieses Verfahren einigermaßen an dasjenige der biederen Schwabendichter, die ein gewaltiges Lamento erhoben, als Chamisso im Jahre 1836 dem von ihm und Gustav Schwab herausgegebenen Musenalmanache ein Porträt Heines beigeben wollte: man kennt den unerschöpflichen Spott, mit dem Heine diesen Schwabenstreich noch bis in die letzte Zeit seines schweren Krankenlagers hin verfolgte. Die Firma Brockhaus ist besser weggekommen bei Heine als jene armen Teufel von der schwäbischen Schule: sie hat einst den Verlag von Heines „Gedichten" abgelehnt, weil sie mit „wichtigeren" Verlagsgeschäften versorgt war, sie hat in dem „Literarischen Konversationsblatt" und dessen Fortsetzung manche unfreundliche Besprechung seiner Schriften gebracht oder zugelassen und dann das Antlitz der Urania vor Entweihung bewahrt; aber Heine hat kein böses Wort gegen sie gerichtet; er hat sich auch nicht an der Agitation beteiligt, die Laube in einem der nächsten Briefe an Heine gegen Brockhaus anregt, und in seinen jugendlichen „Briefen aus Berlin" hat er dem hochverdienten Begründer des berühmten Hauses einen Strauß gebunden. — Außer dem Porträt erbat Heinrich Laube eine Lebensskizze von Heine: auch sie hat er nie erhalten. Aber genauer ging Heine auf die Angelegenheit des „Freimütigen" ein; er schreibt:

„Ihre Anfrage in Betreff meiner Lieder die im Freymüthigen stehen sollen begreife ich nicht. Ich lese das Blatt nicht und weiß nicht welche Lieder von mir drin stehn. Der hiesige Schlesinger Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des Freymüthigen hat vorig Jahr mahl Mspt von mir erlangt. Aber ich weiß nicht mehr was und ob das in den Freymüthigen gekommen. Uebrigens stand ich mit Willibald Alexis sehr gut, so viel ich weiß, sogar bis jetzt, und ich will ihm deßhalb schreiben, da Herr Schlesinger nicht mehr hier ist. Oder auch, schreiben Sie mir lieber umständlich wovon es sich handelt; ein darauf sich beziehender literarischer Streit, dessen Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in diesem Augenblick ein dummes Gesicht, wie einer der nicht weiß warum die Leute lachen."

Die Sache war nun zweifellos so, wie Heine es andeutet: Schlesinger hatte nicht weniger als 20 der unter dem Titel „Verschiedene“ in die „Neuen Gedichte“ später aufgenommenen Lieder in seiner Zeitschrift abdrucken lassen (das Genauere findet man in meiner Ausgabe von Heines Werken, Bd. II., S. 540, unter: „II. Angelique“), darunter bekannte Stücke wie „Wandl' ich in dem Wald des Abends“, „Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu“, „Das Fräulein stand am Meere“, „Diese schönen Gliedermassen“, „Ehmals glaubt' ich, alle Küsse“ usw.; und man kann es sich daher denken, daß Laube von dem Gedanken, ähnliches Gut für seine „Elegante“ erhalten zu können, angenehm erregt war. Da ihm der „Freimütige“ und sein Redakteur im Wege stand, so machte er von der einleitenden Notiz, mit der dieser den Abdruck jener Lieder begleitete, wohl etwas mehr Aufhebens, als nötig war. Es hieß dort in der Nr. 5, vom 7. Januar 1833:

„Wir freuen uns und es sei ein gutes Omen zum neuen Jahr daß wir einen Deutschen Poeten, den die Politik ganz unter Beschlag genommen, zuerst wieder unsern Lesern als zurückgewonnenen Dichter vorführen können. Zwar noch aus Paris hat er uns diese und einige folgende Lieder zugesandt, ihnen aber möchte man es schwerlich anmerken, daß der Deutsche Dichter so lange in fremden Schachten geschürft und gegraben, und unsere Freude verdoppelt sich, weil Heine's eingeborne Kraft uns grade in diesen Liedern deutlicher, heller und anmuthiger wieder zu klingen scheint, als in den meisten seiner spätern, ehe er Politiker wurde. Ein Glückauf zur Rückkehr! Wenn er sehr richtig singt:

Ich dem tausend arme Jungen
So verzweifelt nachgedichtet,
Daß das Leid, das ich besungen,
Noch viel schlimm'res angerichtet!

so hat der Dichter das stolze Bewußtsein, daß ihn keiner von den tausend Jungen getroffen und erreicht hat, wie aber, wenn der Politiker es umkehrte:

Das was vor mir tausend Zungen
Sagten, klagten und berichten
Muß ich nun mit tausend Jungen
Als ein neu Gericht anrichten!

Muß, dem neues Lied gelungen,
Weil sie's wollen, drauf verzichten,
Und das alte Lied den Jungen
Wiederum als neues dichten.

Muß, wo gern ich frisch gesungen,
Fragen, horchen, klemmen, schichten.
Die verschimmelt alten Jungen
Fühlen nicht, sie wollen richten.

Schöpfend hätt' ich gern gesungen
Doch das nennen sie nicht dichten.
Denen ich dort bin verdungen
Für die soll ich nur vernichten.

Heine hat sich noch immer eine Hinterthür gelassen, aus der er jederzeit mit klingendem Spiele abziehen kann und zurückkehren zu den Deutschen Dichtern.“

Der Dichter wurde hier also ziemlich entschieden für diejenigen in Anspruch genommen, die sich von der Partei der „Bewegung“ abwandten, und das war

für Laube, der dieser, besonders auch von Heine selbst inszenierten Bewegung leidenschaftlich das Wort reden wollte, ein unerträglicher Gedanke. Daher mag wohl in dem engeren Kreise der „Modernen" ein Streit darüber entstanden sein, ob Heine wirklich zum Rückzug geblasen, oder ob Wilibald Alexis renommiert habe; und der Mann, um den es sich handelte, machte dabei ein dummes Gesicht, wie einer, der nicht weiß, warum die Leute lachen. Laube rückte seinen Konkurrenten nunmehr noch gründlicher zu Leibe: davon zeugt sein nächster Brief an Heine.

II.

Leipzig 9. Mai 33.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, sehr verehrter Herr, für Ihre freundliche Beantwortung meines Briefs, für Ihre gefälligen Zusagen, noch mehr für Ihr Buch. Gerade solch eins mußte nach Ihren franzoesischen Zustaenden kommen, um Ihnen den ganz neuen so sehr erhöhten Standpunkt in unsrer Literaturgeschichte anzuweisen. Haben wir denn bis jetzt einen geistreichen Poeten der Geschichte gehabt — vielleicht wäre es der Prager Woltmann geworden, hätte er sich fesselloser erhalten; Sie sind vollstaendig neu darin, u. ich bewundre Ihr Genie, was nicht damit zufrieden, das alte schulgerechte Roß der Poesie auf eine ganz neue Bahn geworfen zu haben, auch den schönsten Weg der neueren Geschichtsschreibung baut, u. selbst den Fleiß dazu nicht scheut. Ich wünschte nur darum, von Ihnen geachtet zu werden, damit Sie diesem meinem überschwenglichen Lobe Glauben schenkten u. an seine innre Wahrhaftigkeit glaubten. Es ist zu schwerfällig, Ihnen meine neu erschienenen Schriften zu schicken, u. am Ende doch nur ein precairer Versuch — glauben Sie vor der Hand meiner Versicherung, daß ich sonst ein sparsam lobender, grober Teutscher bin, dem nur das Herz überfließt bei lebhaft gestaltenden historischen Personen; glauben Sie darum meinem Worte, was Ihnen eine eminente Stellung in unsrer Literatur anweis't. Ich will natürlich nur die innre Ehrlichkeit u. Ueberzeugtheit meines Worts in Schutz nehmen. Ich habe gerade diesen Richtungen, welchen Sie in den letzten Büchern Ihr Organ geliehen haben, mit vieler Vorliebe obgelegen, Vorliebe macht eitel auf den Gegenstand, dem sie zugewandt ist, ich hätte am ersten krittlich sein müssen bei Ihren Büchern, wären sie nicht[1]) ausgezeichnet gewesen — aber ich habe gejubelt. Haben Sie denn an Menzel ein Exemplar geschickt? Es konnte nichts bequemer in das Territorium der Ansichten passen, als Ihr Abriß der romantischen Poesie in mein Literaturblatt. Das ist ein charmanter Zufall gewesen, welchen Sie nicht kennen konnten. Die Elegante nämlich ist nach dem Morgenblatt vielleicht das gelesenste Journal der Art in Teutschland — klagen Sie das teutsche Gewohnheitsvieh an, was ein höchstens ennuyantes Blatt immer fort las, weil es also vor 30 Jahren gethan — als ich nun ein Literaturblatt errichtete, wurde das schneller als bei uns gewöhnlich ist beachtet u. besprochen. Alles meinte, ich schlösse mich der Menzelschen Opposition an. Viele Grundzüge, vor Allem den Kampf gegen die Philisterei anlangend, hatten die Leute gewiß recht, ich achte u. liebe Menzel sehr u. halte ihn für aeusserst verdienstreich um unsre Kritik, aber ausser seinem Witz, Geistreichthum, Fleiße u. seinen Kenntnissen ging mir auch die Vorliebe *für das Mittelalter* u. die damit zusammenhängende für die *Mystik*, welche er beide hegt, gänzlich ab. Theologische Studien haben mich von dem sogenannten Christenthum ganz u. gar entfernt, ich hatte eben eine Novelle geschrieben, die ganz gegen all diese Auctoritaetsrichtungen gerichtet ist u. einen neuen gesellschaftlichen u. religiösen Verband improvisirt, ich war eben recht betrübt, daß so wenig Leute von der Leber herunter gegen diesen alten Auctoritaetskram zu sprechen wagten,

[1]) Nachträglich korrigiert in: „wäre es nicht" (offenbar Versehen).

daß ich durch meine darauf hinausgehende Kritiken lauter alten Unflath, ja manches bessere Neue gegen mich, u. nur die Jugend für mich aufregte — da kam Ihr Buch, u. es war mir eine unglaubliche Wohlthat, die Hauptphasen daraus für mein Literaturblatt citiren zu können. Es wäre reizend, wenn Sie in diesem Genre Mehreres brächten. Meine Anzeige konnte nur flüchtig werden, weil ich Eile hatte, u. mir die Feder rannte, solche für mich harmonische Donnerschläge in die Welt zu senden. Menzel wird wahrscheinlich sehr polemisch dagegen auftreten, u. das Büchlein wird Veranlassung zu einer strengeren Scheidung der Lebensfragen in den neueren Schulen, für unsre Richtung eine Art Katechismus werden. Ich sage Ihnen den besten Dank dafür. Nie hab ich an Ihrem Genie, oft aber — gestatten Sie mir die Offenherzigkeit — an Ihrem Charakter gezweifelt; ich bin sehr froh, daß mich nicht der leiseste Zweifel mehr plagt; ich weiß nicht, was mich seit einiger Zeit so sicher gemacht, aber ich wollte jetzt auf Sie schwören; aber das weiß ich, was meinen Zweifel erregte und nährte. Von Berlin aus kam's u. Ihr Freund Wilibald hatte den größten Antheil daran. Es fehlt ihm nämlich jede Spur von Charakterstärke, u. er hat es nicht vermocht, sich um eine Spanne über den Berliner Liberalismus zu erheben, mit einer widerlichen Mattherzigkeit u. einer ekelhaften Dreistigkeit, die sich auf den Schutz der Policei u. Soldaten stützt, predigt er den, bringt Lieder von Ihnen, u. begleitet sie mit den abgeschmacktesten Anmerkungen u. es sei immer größre Gewißheit da, daß Sie umkehren würden von jenem thörichten Wege, den Liberalismus zu verfechten, sie lenkten ein, u. würden bald für die preussische Partei gewonnen sein pp. u. solch garstiges Zeug sehr (sic!). Das zog ihm grimmige Invectiven von unsrer Seite zu, u. sein Name ist allerdings in neuerer Zeit anrüchig, lächerlich geworden, man führt ihn wie den politischen Clauren an u. gebraucht ihn als Stich- und Gattungswort. Daraum fiel es so auf, Lieder von Ihnen in dem preussischen Freimüthigen unter solcher Begleitung zu finden, darum schrieb ich Ihnen jene ersten Andeutungen. Wilibald ist sonst ein ganz gescheidter Mann, aber Sie wissen, daß Charakterschwäche, Parteierregtheit, allgemeine Verhöhnung jene Eigenschaft bald in den Hintergrund schieben. Es wäre sehr hübsch, wenn Sie sich gegen jene Folgerungen aus Ihren Liedern, gegen jene Zusaetze, die von Ihrer Umkehr sprechen, mit drei Worten verwahrten.

Entschuldigen Sie, daß ich so spät u so nachlässig schreibe, die verdammte Grippe, das große Ennuyement der Natur, hat mich 8 Tage auf's Bett geworfen u. mich unerlaubt dumm gemacht. Ich suche die Stücke der Eleganten aus, wo breiter von Ihnen die Rede ist, natürlich spielen Sie eine so bedeutende Rolle in einer Kritik, die sich überall der von Ihnen begonnenen literarischen Umwälzung hingiebt, daß ich manches Blatt übergehen muß, wo nur flüchtig oder verdeckt von Ihnen die Rede ist. Meine Geschichte Polens u. meine politischen Briefe, die beide unter dem Titel „das neue Jahrhundert" erschienen sind, lege ich, wie gesagt, nicht bei, obwohl Sie ebenfalls öftrer darin auftreten, weil es theils unreife Arbeiten sind, theils das Schicken zu unbequem ist. Ich erwarte in diesem Moment Campe, der vielleicht den Verlag meiner Novelle „La jeune Allemagne" übernimmt; Ihnen die gedruckte zu senden erlaube ich mir jedenfalls; ich weiß, daß Ihnen die wilde Jugend Spaß machen wird.

Darf ich Sie wol an Ihre freundliche Zusage, Bild, biographische Notizen, u. die Hoffnungsknospe, einige Lieder betreffend, erinnern? Ich möchte gern im Taschenbuche einen Duodezmusenalmanach mit zu Stande bringen — ein kleines abgelegtes Schriftchen besitzen Sie doch wol nicht dazu? Wo haben Sie denn Ihre Reise nach Polen hingethan, von der mir Graf Breza erzählte? Sind Sie zu stolz, Früheres zu publiciren? Wir leben hier unter dem Terrorismus, u. ich dürfte genöthigt sein, nächstens nach Paris zu kommen — das dortige Existiren würde Einem nicht leicht werden. Man hat erst gestern einen jungen jüdischen Schriftsteller, harmlos, schuldlos wie Novembersonne binnen 24 Stunden aus der Stadt gejagt u. nach Berlin spedirt, nachdem man ihn wie einen Verbrecher auf's

Stockhaus gesetzt hatte; wie die Landstreicher schiebt man uns nach Hause. Athmen Sie tief auf; wir leben alle wie unter dem Beil. Auf die Juden scheint man's neuerdings in Preussen heftigst gemünzt zu haben. Ihre vielen heißen Verehrer aus Näh u. Ferne grüßen Sie innigst, ach, u. wie viel Frauenzimmer sind darunter? Es ist wirklich bitter, daß Sie Ihren Ruhm nicht in Teutschland genießen können, dies gutmüthige Anstaunen — aber wenn Sie einst wiederkommen, kommt uns auch das Glück. Ich höre, Sie verkehren mit Börne gar nicht — das schmeichelt den Berlinern. Professor Wolff aus Jena grüßt Sie angelegentlichst; er hat vor kurzem ein literat. histor. Buch herausgegeben. Darf ich um einige Zeilen Antwort bitten? Möchten Sie gesund u. frisch sein!

Ihr ergebenster Heinr. Laube.

Adresse:

A Monsieur | Msr. le Docteur H. Heine | affranchie. | Paris. | rue des petits-Augu | stins No: 4 | Hotel d'Espagne.

Man sieht, der jüngere Schriftsteller ließ es an Eifer nicht fehlen, um den älteren zu gewinnen; er setzt ihm gehörig zu; und den Mut zu solchem entschiedenen Vorgehen schöpfte er aus der Lektüre jenes kleinen Büchleins, das Heine ihm zugleich mit dem ersten Briefe hatte zugehen lassen: aus dem ersten Bändchen der Schrift „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", das später das erste Buch der „Romantischen Schule" bilden sollte, einer Schrift, die wir sicher zu Heines besten rechnen dürfen. Hier war jener Gegensatz von sensualistischer und spiritualistischer Weltbetrachtung, der Heines Seele seit langer Zeit beschäftigte, unter dem Einfluß der Lehren Saint Simons mit höchster Leichtigkeit und verblüffender Klarheit, aber auch nicht ohne Übertreibung zur Darstellung gebracht worden. Das war Laube aus der Seele gesprochen (hatte er doch schon 1832 nach Paris gehen wollen, um sich mit dem Saint Simonismus genauer vertraut zu machen); die fatale Notiz des „Freimütigen" mochte ihn nun nicht mehr beunruhigen: deren Inhalt war widerlegt. Und scharfsinnig erkennt Laube gleich das Neue in Heines Leistung, wenn uns auch die Anspielung auf Karl Ludwig von Woltmann, der als Professor der Geschichte 1817 in Prag gestorben war, etwas befremden mag: denn Woltmann hatte sich kaum als Literarhistoriker versucht; doch waren seine „Memoiren des Freiherrn von S—a" in vieler Hinsicht das Vorbild für Laubes „Poeten" (den ersten Band seines „Jungen Europa") gewesen.

Gepackt von der Größe der Ideen Heines, äußert sich Laube über seine eigenen Leistungen mit bemerkenswerter Bescheidenheit; denn er hat, um mit Hebbels Michel Angelo zu reden, zeitlebens die Achtung vor dem Vordermann gewahrt. Die beiden Bände seines Werkes „Das neue Jahrhundert", die 1833 unter den Sondertiteln „Polen" und „Politische Briefe" erschienen waren, gingen allerdings wesentlich in politischen Betrachtungen auf, wie sie von vielen der Liberalen jener Zeit angestellt wurden; er will sie Heine gar nicht übersenden. Aber höher schätzt er seine Novelle „La jeune Allemagne" ein, unter der sicherlich die eben erwähnte erste Abteilung seines Werkes „Das junge Europa", die noch im selben Jahre 1833 bei Wigand in Leipzig herauskam, zu verstehen ist. Auch diese Schrift ist längst veraltet, und wer Genaueres

darüber wissen will, findet in dem „Jungen Deutschland" von Johannes Proelß und vor allem in Houbens Einleitung zu Laubes „Ausgewählten Werken" (Leipzig, Max Hesse) hinreichende Aufklärung. Am interessantesten ist aber der Titel der Novelle: „La jeune Allemagne". Bis vor einer Reihe von Jahren glaubte man allgemein, daß Ludolf Wienbarg bei der neuen Schule, die damals aufkam, Gevatter gestanden habe, denn er widmete seine im Jahre 1835 erschienenen „Ästhetischen Feldzüge", die so große Wirkung taten, dem „jungen Deutschland". Aber schon Proelß und dann Viktor Schweizer in seiner viel Gutes bietenden Schrift über Wienbarg wiesen darauf hin, daß sich dieses Schlagwort, das denen, die darunter zusammengefaßt wurden, bald so verhängnisvoll werden sollte, bereits in einem Briefe Gutzkows vom 2. November des Jahres 1833 finde. Und H. H. Houben stellte in seinen „Gutzkow-Funden" (Berlin 1901) auf S. 36 f. die Vermutung auf, daß Gutzkow nur eine von Laube geprägte Münze weitergegeben haben dürfte. „Man möchte von vornherein vermuten," so schreibt er, „daß Laube der Erfinder dieser verhängnisvollen Bezeichnung gewesen ist, nicht nur weil seine ganze Art zur Prägung solcher Schlagworte neigte, sondern auch, weil wir sie nach dem Zusammensein Gutzkows und Laubes plötzlich bei ersterem ebenfalls antreffen". Diese Vermutung Houbens erfuhr eine wertvolle Bestätigung durch einen Brief Laubes an Max von Oer, vom 28. April 1833 (abgedruckt in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Bd. 9, S. 30, Bielefeld 1906), worin sich die Worte finden: „Jetzt edir ich eine große Novelle ‚Notre jeune Allemagne'"; und Houben hat die Bedeutung dieser Stelle, die sich mit der unsres Briefes zeitlich ganz nahe berührt, richtig gewürdigt, freilich ohne anzugeben, daß Laubes „Junges Europa" gemeint sein müsse. Jetzt ist es zur Gewißheit erhoben: Laube hat das berühmte Schlagwort geprägt, das jedoch, man möchte fast sagen, in der Luft lag; er hat der neuen Schule zu ihrem Namen verholfen. Wie scharf er den neuen Geist der Zeit erfaßt hatte, das beweisen unter anderm auch seine Worte über Wolfgang Menzel: ist es nicht, als hörten wir hier eine Prophezeiung der berüchtigten Katastrophe von 1835? Interessant ist es endlich noch, zu sehen, daß Laube auch mit Heines Jugendfreund, dem Grafen Eugen v. Breza, bekannt war; mit diesem war Heine einst als junger Student im Jahre 1822 nach der Provinz Posen gezogen, und er hatte die Eindrücke dieser Reise in einem Aufsatze beschrieben, den Heine schwerlich wieder ans Licht zu ziehen Lust verspüren mochte (er findet sich in meiner Ausgabe der Werke Bd. VII, S. 188 ff.). — Was endlich den Professor Wolff in Jena anlangt (hier in Jena hatte sich Laube vor kurzem den Doktorhut erworben), so ist unter ihm der bekannte Improvisator und Schriftsteller Oskar Ludwig Bernhard Wolff gemeint, der 1832 in Leipzig ein Buch unter dem Titel: „Die schöne Literatur in Europa in der neuesten Zeit, nach ihren bedeutendsten Erscheinungen" veröffentlicht hatte.

Man sollte nun glauben, daß Heine auf einen so inhaltreichen Brief schnell geantwortet habe; aber er ließ sich zunächst noch durch folgende Zeilen Laubes zum Schreiben ermahnen:

III.

Leipzig 20. Juni.

Ich bin untröstlich, mein Verehrtester, daß Sie mir gar kein Lebenszeichen mehr zukommen lassen. Hab ich Ihnen etwa dummes Zeug geschrieben, sind Sie böse — das würde mich unendlich betrüben. Auf Ihre biographischen Notizen harre ich sehnsüchtig — ich möchte so gern dem Brockhaus ein Paroli bieten[1]), dem ich für die Urania Ihren Kopf als Titelbild vorschlug, der schnöderweise den Vorschlag völlig abwies u. nun Held Zelter, den Götheschen Musiker bringt. Die literar. Blaetter (früher Conversationsblatt) bringen so fortwährend nach kaufmännischen Interessen zugeschnittene Recension[en] — der Buchhaendler redigirt sie selbst — daß endlich einmal ein entschiedener Schritt dagegen Noth thut; ich habe Lust, ein Manifest, dies Wesen enthüllend, vorzubereiten u. von den bedeutendsten jungen Literaten unterschreiben zu lassen; würden Sie wol [zu] Ihrem Namen Erlaubniß geben? —

Campe hat mir sehr Viel von Ihnen erzählt; er sagte mir auch, daß Sie sehr viel Mscrpte. liegen hätten, die Sie nicht drucken liessen — es ist schlimm, wenn man so hoch gestiegen ist, u. dann die leichte Kleidung der Ebene nicht mehr brauchen kann. Ihre „Beitraege zur Literatur" machen unglaublichen Skandal, die Leute beißen sich die wenigen Zähne daran aus. Bringen Sie bald wieder etwas Aehnliches?

Bitte, gedenken sie mein umgehend, u. überhaupt in Freundlichkeit als

Ihres sehr ergebnen Heinr. Laube[2]).

Nun freilich ließ Heine nicht mehr lange auf Antwort warten, und sein Brief bestätigte, was Laube als selbstverständlich voraussetzen durfte, daß Heine nicht um einen Schritt von seinem alten Standpunkte zurückgewichen war. Im Gegenteil: er hatte soeben seine berüchtigte Vorrede zu den „Französischen Zuständen" herausgegeben, die an Schmähungen gegen Preußen so ziemlich das Stärkste enthält, was er überhaupt geschrieben hat. Aber er ermahnte seinen jungen Freund zur Vorsicht: „Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehre Deutsche arretiert worden, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden . . . Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Festung, die Elegante Welt, für die Folge. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden . . . Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstückchen beschäftigt." Er spendet dann Laube noch seinen lebhaften Beifall, daß er den Kern der modernen Ideen, nämlich die ökonomische Frage, auf die alles hinauslaufe, so richtig verstanden habe. Der Schluß des Briefes, auf den Laubes Antwort wieder Bezug nimmt, lautet: „Ich schreibe diese Zeilen im Bette meiner schönheftigen Freundin die mich diese Nacht nicht fortließ, aus Furcht, daß ich zu Hause arretiert würde."

Als Laube auf diesen Brief nach Monaten erwiderte, hatte er inzwischen gemeinsam mit Gutzkow jene bekannte Reise nach Süddeutschland gemacht, auf der sich die beiden Männer — nicht näher rückten. Und das war wohl zu begreifen. Sie haben als Söhne derselben Zeit vielfach dieselben Interessen vertreten, sie gleichen sich in Schwächen und Vorzügen ihres

[1]) Im Original: biegen.

[2]) Die Adresse wie bei dem Brief Nr. II.

Talentes, und doch: wenn man ihnen genauer ins Auge schaut, so kann man sich kaum zwei verschiedenere Naturen denken. Während Laubes „Substitut", Gustav Schlesier, in Leipzig die „Elegante" überwachte, machten die beiden Schriftsteller in Oesterreich nicht gefahrlose Streifzüge; „in Prag," so schreibt Johannes Proelß (S. 338) im Anschluß an die „Erinnerungen" Laubes, „verwandelte sich die Rückreise zur Flucht, als ihre Pässe auf der Polizei zurückbehalten wurden und ihnen im Gasthof der Portier nicht ohne Zeichen von Betroffenheit mitteilte, die Paßbehörde habe verlangt, sie sollten selber hinaufkommen. Österreich zu bereisen, um über dasselbe zu schreiben, war ja auch von seiten notorisch liberaler Schriftsteller im Auge Metternichscher Polizeibeamten unfraglich ein Staatsverbrechen." Die jungen Leute hatten bei solchen Unbequemlichkeiten vielleicht etwas mehr Mut bewiesen als Heine in dem eben erwähnten Briefe; Laube geht mit einer flüchtigen Erwähnung darüber hinweg, und wenn er unmittelbar daran die Worte anschließt: „ich hoffe, Sie haben sich in Dieppe gestärkt," so liegt vielleicht eine kleine Bosheit dahinter verborgen. Er hatte nun die schon früher von ihm angekündigte Novelle „Das Junge Europa" an Heine gesandt, aber welche Stellung dieser zu ihr genommen hat, steht dahin. Laube faßt sich diesmal auch etwas kürzer mit seiner Kritik über den zweiten Band der Schrift „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", die er von Heine erhalten hatte, denn die Worte von dem Postillon Pieper, die der nächste Brief bringt, beziehen sich auf sie. In der Tat ist diese Stelle in Heines Schrift besonders ergötzlich. Er spricht dort von Novalis und von E. T. A. Hoffmann, und bemerkt dabei Folgendes (Werke, Bd. V, S. 304 f.):

„Ich denke mir nämlich als Muse der Novalisschen Poesie ebendasselbe Mädchen, das mich zuerst mit Novalis bekannt machte, als ich den roten Maroquinband mit Goldschnitt, welcher den ‚Ofterdingen' enthielt, in ihren schönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stationen von Göttingen lebte sie bei ihrer Schwester, der Frau Postmeisterin, einer heiteren, dicken, rotbäckigen Frau mit einem hohen Busen, der mit seinen ausgezackten steifen Blonden wie eine Festung aussah; diese Festung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine tätige, wirtschaftliche, praktische Frau, und doch bestand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannsche Romane zu lesen. In Hoffmann fand sie den Mann, der es verstand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu setzen."

Eine Seite später fährt Heine fort:

„Als ich im Spätherbst 1828 aus dem Süden zurückkehrte . . . führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Posthalterin, stieg ich ab, um Pferde zu wechseln. Ich hatte sie seit Jahr und Tag nicht gesehen, und die gute Frau schien sehr verändert. Ihr Busen glich noch immer ein Festung, aber einer geschleiften; die Bastionen rasiert, die zwei Haupttürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Postillon Pieper erfuhr, hatte sie sogar die Lust an den Hoffmannschen Romanen verloren, und sie trank jetzt vor Schlafengehn desto mehr Branntewein. Das ist auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer selbst im Hause, die Hoffmannschen Romane hingegen mußten sie vier Stunden weit aus der Deuerlichschen Lesebibliothek zu Göttingen holen lassen. Der Postillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als

habe er Essig gesoffen und sei davon ganz zusammengezogen. Als ich diesen Menschen nach der Schwester der Frau Posthalterin befragte, antwortete er: ‚Mademoiselle Sophia wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel.' Wie vortrefflich mußte ein Wesen sein, wovon sogar der saure Pieper sagte: sie sei ein Engel!"

Doch wir brechen ab, um den kleinen Brief kennen zu lernen, in dem Laube diesen biedern Herrn Pieper und seine Umgebung belobt. Denn versagen muß ich es mir, auch noch auf die von Laube erwähnte Begegnung mit Grillparzer einzugehen, die im blauen Stern zu Wien in der zweiten Hälfte des Monats August 1833 stattfand; Laube und Gutzkow haben beide noch des öftern über diese Begegnung berichtet: der erstere verständig, der letztere mit unglaublicher Verständnislosigkeit, die für ihn selber im übelsten Sinne charakteristisch ist. Man findet diese Berichte jetzt bequem vereinigt in August Sauers Buche „Grillparzers Gespräche" (Bd. II, S. 58 ff., Wien 1906).

IV.

Leipzig 12. Septbr. 33.

Mein liebster historischer u. menschlicher Freund!

Ich will Ihnen bloß sagen, daß Sie ein vortrefflicher Mensch sind, u. daß mich Ihr Postillon Pieper wieder sehr erquickt hat. Ich war auf Reisen u. zu Wien im blauen Stern war's, wo ich von Grillparzer, der großes Interesse an Ihren Sachen nimmt, das Erste draus lesen hörte. Für die Uebersendung nach Leipzig dank ich bestens, mein Substitut hat nicht einen Tag gezögert, das Büchlein weitläufig anzuzeigen, so daß wir wiederum die ersten damit waren. Hoffentlich haben Sie meine Novelle bekommen, die ich durch Heideloff u. Campe an Sie habe adressiren lassen; wenn nicht, fordern Sie doch gefälligst ein Expl. auf meine Rechnung, u. thun Sie mir den Gefallen, die 2 Bändchen gelegentlich zu lesen. Ich möchte gern wissen, was Sie dazu sagten. Wahrscheinlich ist auch von Ihnen darin die Rede: Sie sind so wichtig für mich geworden, daß ich immer auf irgend eine Weise Bezug auf Sie nehmen muß. Meine ersten beiden Bände „Das neue Jahrhundert" I. Polen — II. Politische Briefe — will ich Ihnen jetzt nicht aufdrängen, Sie können Besseres lesen; wollen Sie selbige auf meine Rechnung bei Campe fordern, u. namentlich vom II. Thle. nur die zweite Hälfte lesen, ist mir's sehr lieb.

Ich bin nicht ohne Gefahr durch ganz Oesterreich gereis't — ich hoffe, Sie haben sich in Dieppe gestärkt. Auf die „Salons" freu ich mich unbändig, oh — das ist Heinesches Feld. Kann man wohl über Ihre Unterschrift disponiren bei einem Manifest, daß die Brockhausischen Blätter nur persönl. kaufmännischen Interessen fröhnen u. die literarischen nothzüchtigen — es ist bei Gott so! — bitte, antworten Sie mir darauf. Ueber Sie ist schon wieder eine Sommerkritik da. Möchten Sie munter sein u. mein egoistisches, flüchtiges Brieflein freundlich hinnehmen. Wenn Sie noch dieselbe schön heftige Freundin haben, so bitt ich, mich ihr zu empfehlen.

Gott behüte Sie Ihr H. Laube[1]).

Heines Antworten auf diesen und auch auf die folgenden Briefe haben sich nicht erhalten; sein nächstes Schreiben ist vom 27. September 1835 datiert. Wir lassen daher Laube unmittelbar wieder zu Worte kommen.

V.

Leipg. 11 9br. [November] 33

Ich habe eine Menge kleiner Dinge an Sie besorgt u. bestellt durch Campe, Traxel pp — ich komm aber noch immer nicht zu Ihrer Adresse, u. deshalb schreib ich noch einmal direkt. Wie können Sie Ihren Gerant in Mitteldeutschland so

[1]) Adresse: M. Dr. H. Heine Paris.

ohne Instruction lassen. Die Salons habe ich schon mehrmals von der Kanzel herabgeworfen u. aufgeboten; ich erwarte das erste Expl. täglich von Campe. Ich will lauter Geschäfte schreiben. Heideloff u. Campe fordern Sie doch auf meine oder Wigands Rechnung ein Exemplar meiner Novelle „das junge Europa" ab; vielleicht sehen Sie einmal hinein. Könnten Sie wol bei einem Pariser Buchhaendler einmal fragen, was 80 Bogen franzoesisch gut gedruckt mit Papier et. cet. kosteten u. ob Spatziers polnische Kriegsgeschichte in Frankreich reussiren würde. Ein Bekannter von mir hätte Lust, das Geld dazu zu geben, wenn man nicht gerade Schaden voraussehen müßte. Ich interessire mich dafür, weil die Sache dadurch wieder etwas angeregt würde, u. das Buch, wenn auch mitunter verworren u. unklar geschrieben doch viel Verdienst um's Material hat. Spatzier selbst ist einer der schofelsten Ultras, u. ich warne Sie vor ihm, wenn er etwa nach Paris kommen sollte, ein Anacharsis Cloots, nur unehrlicher, mit viel Thätigkeit u. Geschick aber wenig Talent. Das ist aber Nebensache u. geht sein Buch nichts an, sind Sie nicht zu träg, nach diesen Notizen zu fragen, so ist mir's lieb. Viel schöne Damen u. alle Welt erkundigen sich nach Ihrem Befinden; es wird hübsch sein, wenn Sie einmal nach Teutschland kommen, da müssen Sie einige Wochen hier wohnen. Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Ist's wahr, daß Sie den dummen Streich machen u. heirathen wollen? Nicht doch. Die Beurtheilung Tiecks wird Ihnen von der andern Partei hoch angerechnet, weil sie scharf geschieden haben, wie ihm in letzterer Zeit die Poësie abhanden gekommen ist. Von uns sprech ich nicht, Sie wissen wie lieb Sie uns sind. Grillparzer hob auch Jenes sehr heraus. Wenn sie geantwortet, will ich Ihnen einmal breiter literarische Neuigkeiten schreiben; jetzt nur die Versicherung meiner herzlichsten Liebe. Ihr H. Laube[1]).

Die interessanten Worte Laubes über Richard Otto Spazier betreffen eine Persönlichkeit, die, heute nur wenigen bekannt, in jener Zeit charakterloser Polenbegeisterung sehr viel von sich reden machte; dabei ist es bemerkenswert, daß Laube, der selber so entschieden für das fremde Volk eingetreten war, sich über die Schwächen des Mannes durchaus keinen Illusionen hingab, denn der Vergleich mit Anacharsis Cloots, dem berüchtigten „orateur du genre humain", der 1794 unter der Guillotine fiel, ist nicht eben schmeichelhaft; und dazu dann noch der fatale Zusatz: „nur unehrlicher"! Spazier hatte zunächst eine Reihe von kleineren Schriften über die jüngsten Vorgänge in Polen herausgegeben: „Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen und ihr Verhältnis zu Rußland vor und in der neuesten Revolution" (Nürnberg 1831), und: „Über die letzten Ereignisse in Polen, besonders seit der Schlacht von Ostrolenka. In einem Sendschreiben an Herrn Professor Krug" (Altenburg 1832). Hierauf folgte dann sein umfassendes Hauptwerk: „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Dokumenten, Reichstagsakten, Memoiren, Tagebüchern, schriftlichen und mündlichen Mitteilungen der vorzüglichsten Teilnehmer" (Altenburg 1832, 3 Bände), ein Werk, das bereits 1834 (in Stuttgart) in einer zweiten, „außerordentlich verbesserten und vermehrten Ausgabe" erscheinen konnte. Es wird als Quellenwerk trotz seiner großen Einseitigkeit immer eine gewisse Bedeutung behalten. Endlich geht Laube noch einmal auf das zweite Bändchen von Heines „Geschichte der neueren schönen Literatur in

[1]) Adresse: A Monsieur | Msr. Dr. H. Heine | affranchie. | Paris. | Librairie de Heideloff | et Campe.

Deutschland" ein, indem er Heines Urteil über Tieck, das sich dort findet, erwähnt; dieses Urteil (Werke, Bd. V, S. 282—292) gehört in der Tat zu dem Vorzüglichsten, was die an geistreichen Bemerkungen so reiche Schrift bietet.

Dem nächsten Briefe Laubes ging abermals ein verloren gegangener Heines voraus, dessen Inhalt wir uns aber einigermaßen aus Zeitungsartikeln, auf die er Bezug genommen haben muß, ergänzen können. In der „Leipziger Zeitung" vom 12. November 1833 war ein, böse Verleumdungen gegen Heine enthaltender Artikel folgenden Wortlautes erschienen:

„Paris, den 2. Nov. (A. e. Pr. Br.) Folgendes Begegnis eines bekannten Schriftstellers, das hier sehr unterhaltend gefunden wird, ist wegen seiner Folgen auch politisch interessant, besonders da man daraus erkennen wird, welche thörichte Ursachen oft unsre wilden Demagogen haben, diesen oder jenen Staat anzufeinden. In der ersten Hälfte des vergangenen Septembers waren mehre in Paris anwesende Deutsche in vergnügter Abendgesellschaft versammelt. Die Rede kam auf die Subskriptionen, welche der dasige deutsche Volksverein zu gunsten der sich in Frankreich befindenden Flüchtlinge eröffnet hatte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte jemand, daß doch ein großer Unterschied zu machen sei zwischen den durch Zeitungs- und Broschürenlesen verwirrt gewordenen Köpfen, die in der Überzeugung etwas Gutes zu bewirken, der Ruhe und der Wohlfahrt ihres Vaterlandes gefährlich geworden wären, und den Skriblern, die den sogen. Patriotismus nur als ein Mittel gebrauchen, um Geld zu gewinnen, und bei Abfassung ihrer Schriften nichts als das Honorar vor Augen haben. Natürlich wurden hierbei die Herren Börne und Heine nicht vergessen. Besonders scherzte man über die lächerliche Anmaßung des letzten, mit der er behauptet, er dürfe sich nur in Deutschland zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Man lobte indessen seinen beißenden Witz, seinen einnehmenden Stil und die Feinheit seines Verstandes. ‚Nun so sehr fein mag dieser wohl eben nicht sein,' bemerkte jemand aus der Gesellschaft und wettete, er wolle durch eine Mystifikation den Hrn. Heine dahin bringen, sich selbst in den Belagerungszustand zu erklären, gegen den er in seinen ‚Französischen Zuständen' so sehr geeifert habe. Die Wette ward angenommen und folgendermaßen gewonnen. Man schrieb u. d. N. eines nicht existierenden Hrn. Nolte einen Brief aus Frankfurt datiert an Hrn. Heine, worin ihm eröffnet wurde, sein großer Verehrer Hr. Nolte habe auf der Schnellpost von Dresden in Erfahrung gebracht, daß sich in Dresden mehre preußische Offiziere und einige andere Adelige zur Reise nach Paris anschickten, um ihn dort, jeder einzeln, zum Zweikampf auf Pistolen herauszufordern. Dieser Brief ward mit einer deutschen Adresse versehen, auf der man aber das Wort Paris ausstrich und französisch dafür Boulogne sur Mer, wo sich Hr. Heine im Bade befand, setzte. So ward das Schreiben auf die Post gegeben. Es hat gewirkt. Seit seiner Zurückkunft irrt der unglückliche, sich verfolgt glaubende Heine ganz schwermütig in Paris umher, hält sich für einen Märtyrer der deutschen Freiheit und erzählt, wie die Preußen eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt hätten, und daß man ihn erschießen, erdolchen oder gar erdrosseln wolle. Bald geht er mit Doppelpistolen bewaffnet einher; bald will er sich an seinen abgesagten Feind, den Polizeipräfekten Gisquet, wenden und denselben um eine Eskorte von Munizipalgarden ersuchen; bald sich dem preußischen Gesandten in die Arme werfen, damit dieser ihm die Junker, die Hr. Heine so sehr haßt, vom Halse halte. — Kurz, der heroische Verf. der franz. Zustände benimmt sich, als ob er selbst in stetem Belagerungszustande begriffen sei, und verzeiht jetzt dem König Louis Philipp gern seinen État de siège, der natürlich etwas mehr Aufsehn gemacht hat als der unsers Schriftstellers. In der That, es gehört mehr als — Eitelkeit dazu, um zu glauben, daß eine Gesellschaft preußischer Offiziere und Adeliger die Reise von Dresden nach Paris unternehmen werde, um

einen mittelmäßigen Poeten und einen politischen Jakobiner, in dessen Leben weder Ordnung noch Notwendigkeit ist, auf Leben und Tod herauszufodern. Nach dieser Begebenheit ist wohl zu glauben, daß die eines Marat würdige Schandschrift gegen Preußen, die Hr. Heine ‚Vorrede' zu seinen ‚französ. Zuständen' nennt und die bei Campe und Heidlof erschienen ist, wahrscheinlich auch wohl nur gekränkter Eitelkeit oder verweigerter Anstellung u. dergl. ihre Entstehung zu danken haben wird. Was jetzt aus der Feder dieses Mannes noch gegen Preußen entströmen möchte, findet nun seinen Grund in dem fabelhaften, nie existiert habenden Hrn. Nolte! —"

Man kann sich denken, daß Heine derartiges nicht auf sich sitzen lassen konnte und wollte, und so veröffentlichte er denn in der von Kolb geleiteten Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 28. November 1833 und in Laubes „Eleganter Welt" vom 30. desselben Monats folgende gleichlautende Erklärung:

„Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuten, daß ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen dergleichen ziemlich unempfindlich geworden, und daß nur die allgemeinen Interessen, die ich vertrete, mich veranlassen mögen, einigen anonymen Lügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung" vom 12. November will ich daher zunächst erklären, daß ich nie bei der preußischen Regierung eine Anstellung gesucht und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daß ich nie geäußert: ich brauchte mich nur in Deutschland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruche zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Lüge die ebenso alberne Angabe, als habe ich die Hülfe des Herren Polizeipräfekten Gisquet und Sr. Exzellenz des Herrn Gesandten von Werther gegen die Drohungen preußischer Offiziere und Edelleute nachgesucht oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, daß ich diese Drohungen größtenteils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preußischen Händelsuchern in Gemeinschaft mit mir die gebührende Genugthuung zu geben. Ich erkläre ebenfalls, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht produziert haben, hätten nicht die Gegner behauptet, dergleichen werde von uns erdichtet; diesen Brief werde ich in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches vielleicht nicht ratsam wäre, trüge er nicht in sich selber ganz unnachahmbare Kennzeichen der Echtheit, und besäße ich nicht hinlängliche Kunde über den Überbringer, welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte. In betreff der groben Ausflucht der anonymen Insinuation, als habe man durch einen nach Boulogne direkt gesandten Brief mit einer fingierten Unterschrift mich mystifizieren wollen, bedarf es wohl keiner besondern Erklärung.

Paris, den 19. November 1833. Heinrich Heine."

Laube fügte in der „Zeitung für die elegante Welt" dem Abdruck dieser Erklärung noch folgende Bemerkung hinzu:

„Zu noch größerer Aufhellung dieser Angelegenheit machen wir auf den Artikel vom 20. November unsers pariser Correspondenten in den nächsten Nummern aufmerksam, wo die Angelegenheit eines Breitern besprochen, und ein Duell Heine's erzählt wird, das er vor kurzem mit einem Franzosen gehabt hat. Es wird dies aber erwähnt, weil hierbei viel vom Todtschießen und dergleichen gesprochen ist, und weil Heine dem Franzosen gegenüber gerade die deutschen Interessen vertreten hat. Daß auf die ganze Heine'sche Angelegenheit so viel historische Wichtigkeit gelegt wird, dürfte die nicht wundern, welche erkennen, daß sich Angriff und Vertheidigung nicht um eine persönliche Privatsache dreht."

Auffallend ist es, daß der von Laube in Aussicht genommene Artikel nicht in der „Eleganten" erschienen ist, und daß wir von dem Duell mit einem Franzosen, das Heine um diese Zeit gehabt haben soll, nichts wissen. Richtig ist es aber (und es wird dies an andern Stellen von Laube besonders bestätigt), daß Heine den Franzosen gegenüber ein eifriger Verteidiger deutschen Wesens und deutscher Interessen war; und daß er vor Ehrenhändeln nicht zurückschreckte, davon bringt die Geschichte seines Lebens vielfache Beweise.

Damit sind die Voraussetzungen für das Verständnis von Laubes folgendem Briefe gegeben.

VI.

Leipzig 6 Decbr. am Tage Nicolaus.

Ihre Aufträge, mein sehr werther Freund, hab ich nach Kräften besorgt, Ihre Erklärung sogleich mit ein paar Worten ins Hauptblatt der Eleganten gerückt u. eine Abschrift an die Leipziger mit einem Briefe gesendet, der ihr nur pardon oder Schande zur Wahl ließ; der Balg hat wieder einen Ausweg gefunden, u. die Erklärung in die Annoncen gedrückt, wo sie Frege u. Comp. die Hand reicht, u. nur von Kundigsten gefunden wird. Ich denke, wir wollen ihr die Niederträchtigkeit nicht schenken. Wo Sie mich brauchen können, brauchen Sie mich — je suis toujours à vous, denn ich liebe Sie. Wir dürfen durchaus nicht saumselig darin sein, Ihren Ruf fleckenlos wie einen blanken Ritterschild zu erhalten, das teutsche Philistervolk stammt aus den Spinnstuben u. Klatscherei ist ihr lieber als die Nothwendigkeit zu achten u. zu lieben. Man muß sie dazu zwingen. Und wenn sie Einem glauben sollen, so muß man selbst unbetheiligt erscheinen, sie haben sich das so von den Historikern angewöhnt; lassen Sie sich's darum nicht irren, wenn Sie mich hie u da kühl, ledern objectiv sehen sollten; das kommt Ihnen zu Gut. Wundern Sie sich auch nicht, daß ich so gewiß mächtig, großväterlich spreche; ich sehe durch den Erfolg, welch lange Waffe ich mir durch die Elegante geschmiedet habe, u. ich schreibe viel u. komme ich auch nicht weit, — wenn mir die Kräfte fehlen — so weiß ich doch wohin ich komme. Sie sind mir aber dabei literarisch von aeusserster Wichtigkeit; ich schliesse mich an Niemand in Teutschland als an Sie, u. Sie täuschen sich sehr, wenn Sie glauben, Menzel gehört zu unserer Richtung, Menzel mit der ganzen lyrischen teutsch allegorischen Sympathie, voll Rusticitaet, ohne allen plastischen Sinn für Formenschöne. Menzel ist bereits altmodisch; — es ist so schlimm, daß ich Sie nicht einmal sprechen kann, damit wir unsre Partei organisiren könnten; zum Briefschreiben bin ich so faul, was ich schreibe, lesen Sie nicht, u. so kommen wir nicht zusammen. Ich gehe in meinem Literaturblatte direct darauf los. Daß ich nicht die sogenannten liberalen Interessen meine, wissen Sie wohl, es handelt sich um eine literarisch moderne Richtung, welche andre moralische u. somit andre kritische Gesetze einführen, viel Christentum, Prüderie, sogenannte Tugend, u. sehr, sehr viel Worte hinauswerfen will. Ueber ihre Literaturgeschichte schweigt Menzel gewiß hartnaeckig, Sie sehen es, weil die Ansichten völlig von ihm abgehen; er ist auch schon zu träg und zu indifferent geworden, sich zu wehren. Auch zu übermüthig. Es ist so schlimm, wir werden alle Pfaffen, wenn wir fett werden. Sie, lieber Heine auch aus Bequemlichkeit; u. ich wahrscheinlich leider nicht minder.

Sollten Sie mich nicht darin als Ihnen nahe stehend erkennen, daß viel reinlicher Formen-Aristokratismus in uns steckt, der uns oft aus dem Haufen treibt, u. so hübsch u. — nothwendig er uns ist, leicht unsrer Tugend gefährlich werden kann? — Nicht?

Ach, Theuerster, ich jage den Brief über wichtige Sachen so, daß Sie mich am End nicht verstehen. Ich muß meinen Freund Schlesier, der jetzt eine wichtige, gründliche Literaturgeschichte schreibt, bitten, Ihnen den status causae juristisch zu

entwerfen; er soll unsrer Richtung mit schwerem Geschütz zu Hilfe kommen — lieber Heine, glauben Sie mir, es gehört unter den jetzt Lebenden Niemand in diesem Augenblicke so genau zusammen, als wir drei; sagen Sie nur, daß Sie uns anführen wollen, unsre Truppen sollen Sie schon sehn. Den Narrenbriefler, Gutzkow, hab ich aufgegeben, er ist dem Menzel, der teutschen Lyrik u. der griechischen Partikelwirthschaft verfallen, ich hab ihn zwei Monate umsonst bearbeitet. Er ist zu egoistisch u. hat keine eigentliche Liebe zu uns im Leibe, u. ohne Liebe wird nichts Neues geboren.

Ich schicke Ihnen anbei die erste Abtheilung meiner Novelle; es ist mir lieb, wenn Sie selbige lesen u. mir was darüber sagen, es ist die Exposition, die zweite Abtheilung wird die eigentliche Handlung, das fleischige Leben der Novelle u. die dritte resumirt unsre Confessionen u. mordet u. räumt auf. Ist Ihr dritter Theil „Zur Literatur" fertig; ich hörte so u. freue mich darauf wie auf's Christkind. Schießen Sie sich nicht unnütz herum; was sollen die Fratzen, man muß dem Haufen nicht zu Viel opfern, u. wir brauchen Ihr Leben nöthiger, als die Franzosen Ihre Duellcourage. Mit der Politik wird es in der Mitte von Teutschland für den Schriftsteller zum Rasendwerden, u. man muß Gott täglich um Indifferentismus bitten. Der Renommist Santerre, Spatzier, mag schön todtschlagen in Paris — mein Buchhändler Wigand grüßt Sie bestens, er sagt, Sie kennten ihn von Pesth aus. Viel Frauenzimmer grüssen — wollen Sie wirklich heirathen, wie man sagt? Jagen Sie mir bald ein paar Worte zu, denn zum Schreiben kommen Sie doch auch nicht, u. glauben Sie an die Liebe Ihres Heinr. Laube.

Beim Ueberlesen seh ich, daß das Ganze so lächerlich arrogant aussieht, daß es manchmal scheint, als hielte ich uns für ein paar gute Brüder, die gleiche Ansprüche auf Erbschaft machten, bitte, streichen Sie das weg, u. denken Sie daran, wie ich nur in der Hitze des Gefechts die Subordination vergesse, wie ich mich artig bei ruhigem Blute bezeige. Nun, Sie verstehen mich wohl, u halten mich für keinen Narren. Gott schütze Sie.

Auffallend könnte es erscheinen, daß Laube hier Gustav Schlesier, sein „Substitut", bei der „Eleganten" so rühmend erwähnt; er will Arm in Arm mit ihm und Heine das Jahrhundert in die Schranken fordern; und doch werden auch unter den Literaturkennern viele fragen: wer ist denn dieser Gustav Schlesier? Freilich erwähnt ihn auch Heine in der „Romantischen Schule" (Werke, Bd. V, S. 329 f.) mit sehr ehrenvollen Worten; er schreibt:

„Herr Karl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, mußte ebenso wie Laube sich zeitig von jenen Zeloten, die unseren großen Meister (Goethe) schmähen, aufs bestimmteste lossagen. Dasselbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwei höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom Jungen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen in der Tat unter dessen Chorführern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande."

Schlesier hat jedoch nichts geleistet, was diese (zeitlich einander nahestehenden) Urteile Laubes und Heines in den Augen des Historikers gerechtfertigt erscheinen ließe, und auch erst seit wenigen Jahren besitzen wir etwas genauere Kenntnis von dem früh vergessenen Schriftsteller. Von Dr. H. H. Houben, der sich durch die Erschließung reichen Materials um die Forschung über das Junge Deutschland sehr verdient gemacht hat, ist uns das Bild des Mannes etwas näher gerückt worden: er hat in einer Reihe von Artikeln in der „Vossischen Zeitung" („Wolfgang Menzel im Jungen Deutschland", „Jungdeutscher Sturm und Drang", „Ein Abtrünniger des Jungen Deutsch-

land" und „Literarische Diplomatie"), die er in den Jahren 1903—1905 veröffentlichte, interessante Beziehungen Schlesiers zu Varnhagen, Gutzkow u. a. aufgedeckt, und uns vor allem mit der charakterlosen Art, wie sich Schlesier von Laube nach dessen Verhaftung zurückzog, bekannt gemacht. Über die neuere Literaturgeschichte, die Schlesier schreiben wollte, aber niemals veröffentlichte, verhandelte er auch ausführlich mit Varnhagen: sie sollte mit der Thronbesteigung Friedrich des Großen beginnen und bis zur Gegenwart fortgeführt werden. Aber Schlesier, der damals ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren war (er war 1811 in Dresden geboren), sagte sich nicht nur von seinem Freunde Laube, sondern überhaupt von der Sache der jungen Geister los, und es scheint, daß er sich von den Regierungen kaufen ließ und in ihrem Interesse als literarischer Spitzel wirkte. Wann er gestorben ist, steht dahin; im Jahre 1853 hatte Varnhagen noch eine Begegnung mit ihm, über die er aber in seinen Tagebuchblättern in einer für Schlesier sehr wenig schmeichelhaften Weise berichtet. Für die Literatur war Schlesier längst tot; 1836 hatte er in Stuttgart einen ersten Band „Deutscher Studien" herausgegeben, der den besonderen Titel „Oberdeutsche Staaten und Stämme" führte, und seinen Gegenstand „vom Standpunkte der Politik" aus beleuchtete, ferner besorgte er eine Ausgabe von Gentz' Schriften und von Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt — Arbeiten, für die er den Rat und die Hilfe Varnhagens gründlich auszunutzen verstand.

Auch in diesem Briefe Laubes muß Richard Otto Spazier noch einmal herhalten, und nun wird er mit einem andern Helden der französischen Revolution verglichen: mit dem famosen Bierbrauer Antoine Joseph Santerre, der Oberbefehlshaber der Pariser Nationalgarde wurde, und die Hinrichtung Ludwigs XVI. durchführte.

Der nächstfolgende Brief Laubes ist der letzte, den er vor der großen Krisis seines Lebens, vor seiner Ausweisung aus Leipzig, seiner Verhaftung und neun Monate langen Kerkerqual in Berlin, an Heine richtete. Wir werden von dieser schweren Zeit und von der Wandelung, die Laube in ihr erfuhr, noch zu reden haben. Sehr bemerkenswert erscheint es aber, daß gerade dieser Brief deutlich zeigt, wie weit sich der als Ultra verschriene Dichter bereits von den Einseitigkeiten des damaligen Liberalismus entfernt hatte. Sein im Grunde aristokratisch fühlendes Herz verlangt nach Schönheit und Licht und ist des jakobinischen Treibens müde. Und das ist der Mann, der als schwerer Staatsverbrecher verdächtigt und unerhörten Leiden zugeführt wurde.

VII.

L. 23 Febr. 34.

Ich bin sehr betreten, mein viel geehrter Freund, daß mir Traxel schreibt, Sie haben weder meinen Brief noch meine Novelle „das junge Europa" erhalten — es ist schon mehrere Monate her, daß ich Beides an Sie abschickte; nothwendig muß es unterschlagen worden sein. Durch Bossange ging's im Postpaquet an Sie. Es thut mir des Buchs wegen leid, denn ich hatte Sie schön gebeten, es zu lesen, vielleicht hätten Sie trotz des Mangelhaften etwas der Rede werthes darin gefunden. Es ist

die Exposition einer modernen Novelle, deren Fortsetzungen ich schreiben will. Aber auch des Briefs halber ist mir's sehr fatal, daß er in fremde, ungewaschene Hände gefallen ist. Ich detaillirte Ihnen unsre kritischen Zustaende in Teutschland, erklärte Ihnen meine Polemik gegen den unpoetisch, fast plebej demokratischen Menzel, der am Ende alle eigentlich feinere Form, vor allen Dingen jede Schönheit zu Grunde richte durch höchst löbliche patriotische Gesinnungen, u. immer, u. immer durch bloße Gesinnungen, die mit der Aesthetik gar nichts zu thun haben. Es fällt mir nicht ein, die Schlecker u. Näsler in Schutz zu nehmen, es liegt mir klar vor Augen, daß solch eine jacobinische Periode unsrer Literatur gut u. nützlich war, aber ich halte es an der Zeit, einzulenken, daß nicht alle Schönheit der patriotischen Courage halber niedergetreten werde, u. so weit ich Sie kenne, bin ich Ihnen darin näher als einem Andern. Ich machte Sie nun eben darauf aufmerksam, die Dinge einmal von diesem Punkte aus anzusehen, u. sich hie u. da meines Journals zu bemächtigen, oder sein Streben in diesem oder jenem kleinen Worte von dieser Seite aus anzukündigen. Sie dürfen sich nicht täuschen: wenn auch sehr Viele Ihr Talent preisen, Ihre Richtung u. Innerlichkeit theile ich allein von den jetzigen Schriftstellern in Teutschland. Wenigstens glaub ich's, u. wenn ich auch in vielen Dingen ganz anders wohin gerathe, so bin ich doch jetzt Ihr einziger Schildknappe. Es sind viel aristokratische Reste in mir, ich läugne es nicht, obwohl ich das bürgerlichste Herz habe, aber ich halte eine gewisse Aristokratie der Form für Cultur, u. mag sie nimmermehr aufgeben gegen unsre Sansculotten, die schmutzige Hemden tragen, u. die Salons nicht leiden mögen. Und es scheint mir manchmal, als ging's Ihnen, mein Liebster, nicht eben anders.

Das geht aber durch bis auf die feinsten Aeusserungen in der Schrift. Ich will dafür sorgen, daß Sie die Elegante bekommen, vielleicht geben Sie sich die Mühe, diese Polemik gegen die Menzelianer im Literaturblatte zu verfolgen.

Kurz, wir müssen eine förmliche Partei machen, u. den Angriffen zuvor kommen — noch hat Menzel nicht eine Zeile über Ihre Literaturgeschichte gesagt. Partei ist ja etwas andres als Coterie, Clique; u. Partei ist nicht Feindschaft, sondern Eintheilung. Es ist gar nicht mehr zu verkennen, daß der Massen-Ausdruck „Liberale" vorüber ist, wir sind längst gesondert, u. haben nur den Kampf gemeinschaftlich.

Vielleicht schreiben Sie mir einmal mit Traxel drei Worte über das Zeug. Sollte denn die Elegante in Paris nicht zu verbreiten sein; die dortige Colonie ist ja höchst wichtig und wirkt am lautesten zurück.

Marmier ist erst in diesen Tagen hier angekommen. Ich glaube, man muß gegen diese jungen, schwebelnden Romantiker sehr vorsichtig sein, sie machen mit ihrer mystischen, ehrfurchtsuchenden Politik viel unnützes, dummes Zeug in Teutschland u. fassen Alles, aber auch Alles falsch an.

Wann kommt denn d. 3. Theil Ihrer „Sur l'Allemagne"? Ich lechze darnach. Sobald ich kann, komme ich einmal nach Paris, um Ihnen literarische Schlachtenpläne vorzulegen. — Nehmen Sie Vorstehendes nur als Note zu dem früheren Briefe, ich bin eben sehr dumm u. todt, u. kann Ihnen nichts Ordentliches schreiben — „das junge Europa" geb ich aber auf die Post an Heideloff u. Campe, u. daß ich Sie liebe u. verehre, wissen Sie ja. Seien Sie gesund; das ist die Hauptsache.

Ihr treuster H. Laube.

Ich glaube, 's war auch in dem verlornen Briefe wo ich Sie um einen kurzen Abriß Ihres Lebens bat; bitte, wenn Sie zu faul sind, dictiren Sie ihn doch einmal dem Traxel, nicht als Aufsatz, nur als Material. Für's Conversationslexikon Brüggemanns hab ich zusammengestoppelt. Für meine jetzt erscheinenden Reisenovellen brauch ich Sie aber gründlicher. Am Gardasee geb ich den Goethe, der dort die Iphigenia geschrieben, in Venedig den Byron u. auf dem adriatischen Meere brauch ich Sie. Haben Sie Erbarmen. Hat man Sie denn in Paris noch nicht abgemalt. —

Mit Büchern ist's jetzt in Teutschland zum Verhungern. Alles verbieten sie, u. dadurch hört der Debit auf, u. der Buchhändler verliert den Muth — sie verbieten die Anzeigen u. Recensionen; kein Mensch erfährt's, daß ein Buch da ist. Ueber Ihren Salon hab ich bis jetzt allein gesprochen u. 's ist ein Vierteljahr beinah her, daß ich's that, meine Novelle ist drei Vierteljahr da, u. ausser impotenten kleinen Lobhudelblättern ist nicht ein Wort darüber gesagt. Sie tödten uns durch Ignoriren. Es möchte wirklich ein Journal in Paris errichtet werden.

Wissen Sie wol, daß Sie nie etwas Gefährlicheres u. Schöneres als die Vorrede zum Salon geschrieben haben, u. von überall her schreiben sie mir vom kleinen Schwabenmädel: Ist das das Weltmeer? — Und nie hab ich so über Sie gelacht als: Bei dieser Gelegenheit ertrank er. Werden Sie mir zwei Zeilen schreiben — yes?

Dieser Brief setzt voraus, daß der vorige, mit seiner Beilage, den „Poeten" (dem ersten Bande des „Jungen Europa") nicht in Heines Hände gelangt sei; er wiederholt vieles, was in jenem gesagt worden war, setzt den Widerspruch gegen Menzel in ein helles Licht und erwähnt zum ersten Male die „Reisenovellen", in denen sich die Abhängigkeit von Heine wieder in sehr bemerkenswerter Weise geltend macht. Der wenig schmeichelhaften Notiz über Xaver Marmier, den bekannten französischen Schriftsteller, der einige Jahre später auch Studien über Goethe und Schiller veröffentlichte, gehen noch eine Reihe von Äußerungen über Schriften Heines zur Seite, die wiederum bezeugen, mit welch lebendigem Anteil Laube allen literarischen Betätigungen seines Pariser Freundes folgte. Mit dem dritten Teile der Schrift „Sur L'Allemagne" ist der Schluß der „Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" gemeint, der aber erst im Jahre 1835 als drittes Buch der „Romantischen Schule" ans Licht trat. Die Anspielungen auf das kleine Schwabenmädel (gegen Ende des Briefes), das fragt, ob das das Weltmeer sei, bezieht sich auf eine sehr rührsame Darstellung in der Vorrede zum ersten Bande von Heines „Salon" (Werke, Bd. IV, S. 21), wo Heine von der Begegnung mit einer schwäbischen Auswandererfamilie berichtet, die, dem politischen Druck der Heimat entfliehend, im Norden Afrikas besseren Zuständen glaubte entgegensehen zu dürfen. Und die Bemerkung: „Bei dieser Gelegenheit ertrank er" geht auf eine Stelle der „Memoiren des Herren von Schnabelewopski", wo es heißt (Werke, Bd. IV, S. 93):

„Eines Morgens sagte unser Bedienter: der Hund trage den Schwanz etwas eingekniffen zwischen den Beinen und lasse die Zunge länger als gewöhnlich hervorhängen; und der arme Joli wurde nebst einigen Steinen, die man ihm an den Hals festband, ins Wasser geworfen. Bei dieser Gelegenheit ertrank er."

Man sieht, an welch harmlosen Späßen der angeblich so gefährliche Politiker seine Freude hatte. Man sieht ferner, wie freudig Laube in die Zukunft hinausschaute, wie er sich losreißen möchte von der Gemeinschaft mit bärbeißigen Sansculotten und dem Knotentum der liberalen Phrase: „Kurz, wir müssen eine förmliche Partei machen!" . . . Aber da brach ein jäher Frost herein, der alle Frühlingsblumen vernichtete, und es dauerte jahrelang, bis der Baum seines Lebens wieder zu alter Triebkraft erstarkte.

Frühlingstage in Portofino.

Von

Eduard Strasburger.

I.

Die Veilchen blühten in solcher Fülle am Abhang, daß sie stellenweise das Grün des jungen Rasens ganz verdeckten. Monatelang hatte ich jenseits der Alpen nur Schnee und kahle Bodenflächen geschaut: Da war die Versuchung groß, diese ersten Frühlingsboten in nächster Nähe zu bewundern, sich an ihrem Wohlgeruche zu laben, und bald hatte ich einen großen Strauß gepflückter Veilchen in meiner Hand. Ich berauschte mich an ihrem Duft wie ein Trinker am köstlichen Wein, während mein Auge über die Blumen hinweg in die endlosen Fernen des Meeres schweifte. An der steilen Felswand der Halbinsel, die vor Portofino liegt, brachen sich die Wellen; eine goldumsäumte Wolke warf rötliche Schatten auf das Wasser und tönte es in den Farben meines Veilchenstraußes. Längs des Strandes streute die blendende Sonne metallene Plättchen aus über die Wellenkämme, weiterhin beherrschte sie ganz die See, die in ihrem Glanz erstrahlte wie ein silberner Spiegel.

Ich stieg langsam die Straße hinab, die vom hochgelegenen Splendid-Hotel abwärts zum Hafen führt. Die von gelben Blütenbüscheln strotzenden Akazien streckten ihre Arme aus über die Hecken. An andern Stellen spendeten immergrüne Eichen den erwünschten Schatten. An den Abhängen ringsumher schimmerten in silbergrau die Oliven. Aus den Spalten steiniger Mauern wucherten Rosmarin und Levkoje hervor. Auch sie hatten ihren Blütenschmuck schon angetan. Sonst war die Vegetation noch sehr zurück, trotzdem wir uns in der ersten Märzwoche befanden, einer Zeit somit, wo sonst in diesen Breiten der Frühling seinen Einzug schon längst gehalten hat. Der letzte Winter war wieder einmal recht hart gewesen am Golf von Genua, und noch immer wollte es der südlichen Sonne nicht gelingen, dauernd ihre Herrschaft zu behaupten. Westlich von Genua bis Alassio hin hatten alle zarteren Pflanzen stark gelitten; weniger an der Levante, an der aber doch ein Teil der Eukalypten nur tote Blätter trug. In Portofino selbst, wo Ölbäume, Strand- und

Aleppo-Kiefern mit mediterranen Sträuchern vereint die Landschaft beherrschen, trat die Wirkung des kalten Winters nicht merklich vor. Die vom Meere steil aufsteigenden Höhen hatten auch den empfindlicheren Pflanzen Schutz gegen Norden gewährt, und nur in den Laubkronen einzelner Eukalypten zeigten weißgebleichte Streifen die Richtung an, von der aus ein tödlicher Windhauch sie gestreift hatte.

Der „Portus Delphini" trägt noch immer sein altes scheckiges Harlekinkleid. Gelb und rot gestrichene, mit grünen Fensterläden geschmückte Häuser drängen sich dicht aneinander um den kleinen, sichelförmigen Hafen. Die zu den Fenstern heraushängende Wäsche schimmert in allen Farben der Palette. Im lichten Sonnenschein ein fast verwirrend buntes Bild. Von allen Seiten werden mir Barken angeboten. Ein kleiner Dampfer stößt zu gleicher Zeit schrille Töne aus und ladet zur Überfahrt ein nach S. Margherita. Ich wende mich vom Hafen ab und gerate unter die Spitzenhändlerinnen, die wenigstens ein Fazzoletto bei mir anbringen möchten. — Ich steige zur Kirche S. Giorgio empor auf gepflasterter Straße. Das Kap hat sich an dieser Stelle stark verengt, so daß man von dem Platze oben freie Aussicht nach Westen und Osten genießt. Westwärts blickt man in das offene Meer und auf steile Felsenklippen, an denen die wilde Brandung sich bricht. Ist die Luft ganz klar, so steigen in der Ferne, längs der Ponente, die schneebedeckten Gipfel des Apennins und der Seealpen aus den azurnen Fluten auf. Im Osten türmen sich Berge über Berge zu einem magischen Halbkreis, der den tief eingeschnittenen Golf von Tigulien umfaßt. Unten glänzt das malerische Portofino im Sonnenschein, und über ihm wacht im Osten die Kirche S. Martino, vor der eine hohe Dattelpalme schlank zum Himmel emporragt.

Die bescheidene Kirche von S. Giorgio birgt in ihrem Schrein die Reliquien eines Heiligen mit gleichem Namen. Man verehrt in ihnen das Andenken des Märtyrers von Cappadocien; ob man mit Recht ihm diese Überreste zuschreibt, ist oft angezweifelt worden. Denn in der nahen Abtei von Capodimonte am Montefino ist einst auch ein Mönch, der den Namen Georg führte, im Geruch der Heiligkeit gestorben. Es war ein spanischer Einsiedler, der der Sage nach um die Mitte des vierten Jahrhunderts die Reliquien des heiligen Fruttuosus nach der einsamen Bucht am Montefino begleitet hatte[1]). Die Portofineser wollen aber von einer solchen Ableitung ihrer Reliquien nichts hören. Sie begründeten eingehend ihre höheren Ansprüche in einem Werke „Saggio storico civile-religioso del Comune di Portofino", das die Gelehrten des Ortes im Jahre 1876 verfaßten und dem Erzbischof von Genua Salvator Magnasca, der ein Portofinese war, widmeten. Sie schilderten in diesem Werke die hohen Verdienste, die die tapferen, seekundigen Portofineser während des ersten Kreuzzuges sich erwarben. Als dann die Republik Genua daran schritt, die aus dem heiligen Lande mitgebrachten Schätze zu verteilen, da war Portofino als kostbarster Lohn eine Kassette mit den Reliquien des heiligen Georg

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1903, Bd. CXVII, S. 101: „Botanische Streifzüge an der Riviera di Levante".

von Cappadocien zugefallen. Genua selbst behielt seinen Anteil an den Gebeinen dieses Heiligen, den sie im Jahre 1098 zum Schutzpatron der Republik erkor. An dem auf den 23. April zunächst folgenden Sonntag werden die Reliquien in großem Pomp durch Portofino getragen. Das gibt ein buntes, farbenreiches Bild, das sich lohnt anzusehen. Besonders glänzend wird das Fest am Abend, wenn die Prozession am Hafen dahinzieht, und zahllose Lichter sich in dessen Wasser widerspiegeln. Um an Stelle älterer unscheinbarer Kapellen dem heiligen Georg die heutige Kirche zu erbauen, haben die armen Schiffer des Ortes manche von den wertvollen Korallen geopfert, die sie mit Lebensgefahr an fernen Gestaden aus den Tiefen des Meeres hervorgeholt hatten.

Der Kirche gegenüber erhebt sich ein stattliches Gebäude, das Castello S. Giorgio, schwarz und gelb in den Genuaer Farben gestrichen. An seiner Fassade prangt als Inschrift eine Stelle aus Catullus, die dafür zeugt, daß der Besitzer des Schlosses, Stephens Leech, sich des Studiums der alten Sprachen beflissen hat. Er gehört der britischen Diplomatie an, und ihm ist es zu danken, daß der Platz vor der Kirche S. Giorgio sein jetziges vornehmes Aussehen erhielt. Mr. Stephens Leech fügte dem einstigen Platze aus eigenem Besitz noch eine schöne Terrasse hinzu, die den Besuchern gestattet, über die steilen Abhänge fast senkrecht in die Tiefe zu schauen. Das Meer schleudert dort unaufhörlich seine Wogen gegen den Fels. Es hat sich tiefe Grotten in das Gestein gegraben, flache Wasserbehälter in allen Stockwerken angelegt. Es prallt mit donnerartigem Getöse von den Decken der Höhlen ab, füllt die Behälter in den Höhen und stürzt an ihnen hinab in schäumenden Kaskaden. Nur bei völliger Windstille liebkosen die Wogen sanft den Berg. Ein breiter Saum vielgestaltiger Algen kommt dann an den Felsen zum Vorschein und schillert bunt über den blauen Flächen. Doch bei stürmischer See wird der weiße Gischt an der senkrechten Wand empor geschleudert, als wenn er den Himmel stürmen wollte. Dann fegt wohl salziger Schaum über den Platz vor der Kirche, und erst in noch größeren Höhen fühlen die am Fels festgeklammerten Kiefern sich sicher vor den Angriffen des drohenden Elements.

II.

Ich setze nun meinen Weg nach der „Penisola“ fort, aufsteigend zwischen Gartenmauern. Drei steile Bergkegel fügen sich zu der kleinen Halbinsel aneinander und tragen Burgen auf ihren Gipfeln. Aus der größten der Burgen weht die englische Fahne hervor. Mr. Montagu Yeats Brown hat diese Burg stilgerecht wieder herstellen lassen und bewohnt sie den größten Teil des Jahres. Die kleinere Burg, die den mittleren der drei Hügel krönt, gehört Herrn Stephens Leech und wird durch ihn vor dem Verfall geschützt; sie beherrscht die Halbinsel. Auf dem dritten Bergkegel steht ein mit Wölbung abgeschlossener Turm. Er war einst, so heißt es, eine Warte, die vor nahenden Sarazenen warnte, und er behielt auch in späteren Zeiten den Namen „Guardiüa“. Der ganze westliche Teil der Halbinsel gehört zu dem weiten Gebiete, über das Lady Carnarvon verfügt. So ist denn die ganze Penisola

von Portofino und mit ihr ein guter Teil des anschließenden westlichen Ufers in englischem Besitz. Haben die Besucher von Portofino sich darüber zu beklagen? Sicherlich insofern nur, als jedes private Eigentum den freien Verkehr einschränkt, die Schönheit von der Natur so bevorzugter Orte aber allen zugänglich sein müßte. Könnten nur die Gemeinden beizeiten solcher Gelände sich versichern und sie dauernd offen halten! Das ist wohl in Ländern möglich, wo großer Wohlstand herrscht, hier erschien es ausgeschlossen. Es bleibt somit den Reisenden nur übrig, es dankbar anzuerkennen, daß der Besitz dieser Bodenstrecke nicht zu Spekulationszwecken dient, und daß sie in vornehme Hände gelangte. Der landschaftliche Reiz der Penisola wurde dadurch erhalten und ist für absehbare Zeit vor Zerstörung sicher. Auch behielt das Land seinen ursprünglichen Pflanzenschmuck und soll ihn, gleich schlicht und poetisch, weiter tragen. Der Weg, der zur Madonnetta führt, ist so gelegen, daß er dem Wanderer die ganze Pracht der Gegend offenbart, und das mag ihn über die Einschränkung weiterer Freiheit trösten. Einmal in der Woche, am Montag, wird ihm auch der Besuch der Gärten der Lady Carnarvon gestattet. Daß bei dem enorm wachsenden Fremdenverkehr aller Privatbesitz allmählich abgeschlossen werden mußte, läßt sich begreifen. Der ruhige Genuß am eigenen Heim hätte sonst schließlich aufgehört. Es kommt hinzu, daß nicht alle Reisenden rücksichtsvoll bleiben, und nicht alle es somit verdienen, daß man ihnen zu weit entgegenkomme. Mr. Stephens Leech versicherte mir, daß er von seinen in dieser Richtung sehr weit reichenden Absichten allmählich zurückkommen mußte, da Blumenbeete, die er anlegte, wiederholt ganz verschwanden und selbst ein ganzer Bambushain ohne Rest in Spazierstöcken aufging.

Im Jahre 1171 waren das Ansehen und die Macht der Abtei St. Fruttuoso di Capodimonte so gestiegen, daß ihr Abt alle Fischer zwischen Camogli und Sestri-Levante für seine Untertanen erklären konnte. Sie mußten ihm fortan einen Tribut in Geld und Naturalien entrichten. Auch hatten sie besonders geschätzte Fischsorten zu einem festgesetzten Preise an das Kloster abzuliefern, und für jedes Netz, das sie zur Fastenzeit benutzten, wurden ihnen zwei Fische abgenommen. Noch im Jahre 1269 zahlte einer der Dorias an die Abtei zu Capodimonte eine Abfindungssumme für die Erlaubnis, auf der Piazzo von Portofino ein Schiff zu bauen. Erst im 14. Jahrhundert, als die Macht von Capodimonte zu sinken begann, gelangte Portofino unter die Jurisdiktion der Konsuln von Rapallo.

Die Burg, die Mr. Yeats Brown jetzt mit Kunstschätzen angefüllt hat, reicht ihrem Ursprung nach ins 15. Jahrhundert zurück. Sie wurde 1425 von Tommaso Campofregoso erobert, der an der Riviera di Levante den Kampf gegen Filippo Maria Visconti führte. Im Jahre 1432 vermochte sie Portofino vor den Venetianern zu schützen, die mit 22 Galeeren Zoagli, S. Margherita und S. Giacomo di Corte verwüstet hatten. Die Republik Genua rüstete 1542 mit noch stärkeren Verteidigungsmitteln die Festung aus, so daß sie 1575 Andrea Doria Halt gebot, als er zur Eroberung der Riviera und Levante auszog und bereits Sestri, Chiavari und Rapallo in seinen Besitz gebracht hatte

Im Jahre 1800 fand Napoleon I., nachdem er das Genovesat dem Kaiserreich einverleibt hatte, die Festung von Portofino durch österreichische Truppen entwaffnet. Er versah sie von neuem mit Mörsern und Kanonen, die ihre mörderische Kraft aber nicht mehr zu bewähren hatten, sich vielmehr im Laufe der Zeit in harmlose Schaustücke verwandelten. Windende Gewächse umrankten die Läufe der Kanonen, die Mörser verschwanden unter duftenden Blumen, Vögel nisteten sich in die einstigen Feuerschlünde ein. Es muß dieselbe Idylle gewesen sein, die wir im Bilde, als Symbol des ewigen Friedens, in dem diesem edlen Zukunftstraum gewidmeten Museum von Luzern schauen. — Neueren Kriegsschiffen gegenüber konnte die alte Festung von Portofino einen wirksamen Schutz nicht mehr gewähren, und so wurden denn im Jahre 1867 ihre Bomben, Mörser und Kanonen ins Meer gestürzt, sie selbst aber gelangte in Rapallo zu öffentlicher Versteigerung. Dem gleichen Schicksal verfiel auch das „Piccolo Fortino" am höchsten Gipfel der Halbinsel, das mit zwei Kanonen ausgerüstet war.

Doch ich wanderte weiter zur Madonnetta, der Penisola entlang. Der Weg windet sich durch Olivenhaine, immer neue überraschende Ausblicke nach der östlichen Küste darbietend. Hin und wieder dringt der Blick in eine tiefe Felsenkluft hinein, an deren steil abfallenden Wänden Aleppokiefern sich klammern. Schier unglaublich! Manchmal sieht es aus, als wenn ein kräftiger Stamm unmittelbar dem festen Gestein entspringe. An solchen Stellen ist aber stets ein Spalt in dem Fels vorhanden, und in diesen versenkt der Baum seine Wurzeln, spärliche Nahrung aus der Erde schöpfend, welche die Stürme dort zusammenwehten. Eigen ist das Aussehen aller der Felsen, die kühn zum Himmel emporstiegen oder ihren Fuß in die Wogen des Meeres strecken. Sie bestehen aus hartem tertiären Konglomerat und weisen abgerundete Steine in allen Größen und Farbentönen auf, die ein gemeinsamer Kitt verbindet. Ob wohl die Italiener ihre Kunst des Terrazzo nach solchem Vorbild der Natur entlehnten? — An einzelnen Stellen gerät der Weg zur Madonnetta zwischen Mauern, die in breiter, wagerechter Schichtung schwarze und gelbe Streifen tragen. Als ich vor einer Anzahl von Jahren denselben Weg dahinzog, waren die Maler noch an der Arbeit, und die beiden Farben an den Wänden stachen so grell voneinander ab, daß ich das Genueser Muster an ihnen gar nicht wiedererkannte. Jetzt ist das Gelb verblaßt, das Schwarz hat sich in sanftes Grau verwandelt; die Streifen erscheinen nicht mehr so scharf gesondert, und bald dürften sie in ihrem Ton den alten Genueser Kirchen gleichen. Ihre Berechtigung leiten sie von jenen prunkvollen Bauten der Vorzeit ab, in denen Lagen hellen und dunklen Marmors aufeinander folgen.

Doch täuscht mich nicht mein Gehör, sind es nicht wirklich Vögel, die ich in den Olivenhainen zwitschern höre? Alsbald erspähe ich sie auch mit den Augen, diese kleinen Sänger, die sich hier angesiedelt haben, seitdem der englische Schutz sich über sie erstreckt. Die Eigentümer der Halbinsel dulden auf ihr nicht die Jagd, die „Caccia", und der Einfluß, den sie ausüben, macht sich schon über die Grenzen ihres Besitzes geltend, so daß einzelne Vögel sich bereits weiter auf die östlichen Abhänge des Montefino hinauswagen. An der

entgegengesetzten Seite des Berges erschallt aber immer noch keine Vogelstimme, und es wird wohl lange dauern, bevor ein Vogel dort auch sein Nest bauen kann. Als einen wesentlichen Fortschritt und großen Gewinn erachtet es der Tierschutzverein von Genua, daß es ihm neuerdings gelang, bei der Obrigkeit ein Verbot des öffentlichen Verkaufs geblendeter Lockvögel zu erwirken.

Der ganze Weg bis zur Madonnetta ist jetzt gut gehalten und an schönen Stellen in der Art nur eingezäunt, daß die Aussicht darunter nicht leidet. Das ist ebenfalls Mr. Stephens Leech zu danken, durch dessen Besitz der Weg sich windet. Silbergrauer Rosmarin, überstreut mit lichtblauen Blüten, begleitet uns auf der Wanderung, so auch der reiche Schmuck der Farne, die mit zierlichen Wedeln die Felsenwände und Mauerspalten schmücken.

Nach dem lieblichen Rosmarin, den die Poesie des Volkes mit symbolischem Zauber umhüllt, strecke ich die Hand aus und zerreibe einige seiner Blätter, um aus ihnen das würzige Aroma zu befreien. Weil sie den mediterranen Strand so liebt, hat diese Pflanze den Namen Ros marinus, Tau des Meeres, erhalten. Schon im Altertum brachte man sie als Weihrauch den Göttern in Opferschalen dar. In deutschen Landen war sie der Totengöttin Hulda geweiht, die an der Spitze der Geisterscharen einherzieht. Diese Göttin lebt als Frau Holle in der Volksüberlieferung fort, das ihr geweihte Kraut wurde zum Sinnbild der Liebe, der Treue und des Todes[1]).

Auf dem hohen Felsenriff, das an der Spitze der Penisola steil zum Meere abstürzt, steht in der Nische einer bescheidenen Kapelle das kleine Standbild der Madonna del Capo, welche die Portofinesen die „Madonnetta" nennen. Von dort umfaßt der Blick das unendliche Meer und folgt gegen Ost und West in neblige Fernen der Küste. Die Sonne spiegelt sich in der weiten Fläche. Dicht vor dem Felsen der Madonna streut sie auf die Wellen goldene Sterne aus, die sich entzünden und erlöschen in nimmer endendem Spiel. Ich verliere mich ganz in diesem Anblick, und im Rahmen der Unendlichkeit ziehen an mir verklärt vorüber die Erinnerungen an verflossene Jahre. Hier habe ich so oft schon geweilt in glücklichen und in schweren Tagen, und immer wirkte dieses Bild gleich mächtig auf mich ein: läuternd, erhebend und beruhigend! Der jugendlichen Begeisterung, mit der ich einst hier in die Ferne blickte, ist jetzt ruhigeres Empfinden gefolgt, doch vertieft durch die geistige Arbeit des Lebens. Und immer mächtiger wird in mir die Sehnsucht, in diesem All, das meine Seele hier ganz erfüllt, völlig aufzugehen.

Doch die Sonne schüttet ihr Gold unaufhörlich über die Wogen, illuminiert so heiter die Welt, daß auch in der eigenen Brust Frühlingsempfindungen erwachen. Vergnügt, in fröhlicher Schar, umkreisen sie nun auch wieder die Felsen, die Clowns des Meeres, die Delphine, und führen ihre wunderbaren Purzelbäume in den Fluten aus, als wollten sie aus den Sinnen dessen, der auf sie schaut, alle trüben Gedanken verscheuchen.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1903, Bd. LXXIV, S. 232: „Botanische Streifzüge an der Riviera".

III.

Während die besuchten Küstenorte der beiden Rivieren im Schmuck duftender Blumen und von Gewächsen aller Zonen prangen, trägt der Montefino noch sein altes schlichtes Pflanzenkleid. Im Umkreis menschlicher Ansiedlungen versilbert der Ölbaum seine Abhänge, Strand- und Aleppokiefern und immergrüne Eichen drängen sich bis an das Meer heran; oben bildet die Strandkiefer dichte Wälder, und stellenweise taucht auch eine große Pinie aus der Umgebung empor und spendet dichten Schatten unter ihrer ausgebreiteten Krone. Weite Strecken des Bodens werden von dem mediterranen Gestrüpp, der stets grünen Macchia beherrscht, die auch in den Waldungen das Unterholz bildet. Cistrosen treten in dieser Küstenregion gegen andre Vertreter der Macchia zurück. Besonders häufig sieht man den Erdbeerbaum (Arbutus Unedo) und die baumartige Heide (Erica arborea). Zu ihnen gesellen sich die strauchartigen Steineichen, der Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus), Myrten, Pistazien und gelbe Schmetterlingsblütler, wie die Binsenpfrieme (Spartium junceum), der dreiblättrige Geißklee (Cytisus triflorus) und die stark bewaffnete Calycotome spinosa. Der südliche Wacholder (Juniperus Oxycedrus) trägt seine rotbraunen Scheinbeeren zur Schau, und an geschützter Stelle breitet das fremdartige Wolfsmilchbäumchen (Euphorbia Dendroides) seine gelben Scheindolden in der Sonne aus. Nur wenige Pflanzen stehen schon im Flor, daher die weißen Blütenstände an dem lorbeerartigen Lauruſtin (Viburnum Tinus) das Auge erfreuen, während das Geisblatt (Lonicera implexa) noch geschlossene Knospen zeigt. Nur vereinzelt begegnet man an diesem Ort dem gegen kalte Winde sehr empfindlichen Johannisbrotbaum, während die immergrünen Eichen, zu wunderbar kräftigen Stämmen entwickelt, am Strande stehen. Mächtig streben sie von dort hinauf zu der herrlichen Straße, die von Portofino nach S. Margherita führt. Hier beschatten auch mächtige Kiefern den Weg. Man wird große Strecken des Landes hier selbst im Winter durchstreifen können, ohne einen kahlen Baum zu erblicken, der die Harmonie des Bildes stört. Und überall klammert sich Efeu an die Felsen, klettert die pfeilblättrige italienische Stechwinde (Smilax aspera) und eine schlanke feinnadlige Spargelart (Asparagus acutifolius) an andern Gewächsen empor. — Auf allen Wanderungen am Montefino drängen sich dem Auge auch die dichten Blattbüschel eines hohen Grases, des Ampelodesmos tenax auf[1]). Die Bewohner von S. Fruttuoso verfertigen aus diesem Gras ihre festen Taue, benutzen es auch, neben der Binsenpfrieme, zum Binden ihres Weinstockes, so wie dies in Sizilien zur Zeit von Plinius schon geschah[2]). Als Flechtwerk schmücken diese Grasblätter hier auch das Haar der Frauen, die schwerlich ahnen, daß sie eine botanische Merkwürdigkeit auf dem Kopfe tragen. Denn ungeachtet ihrer Verbreitung auf diesem Bergrücken ist diese Grasart im Schwinden begriffen und nur noch an ganz wenigen, ins Meer vorspringenden Standorten der ostitalischen Küste zu finden. Daher auch die Verfasser des

[1]) Diese Zeitschrift. Dreißigster Jahrgang. 1903. S. 99.
[2]) Hist. nat. lib. XVII. cap. 23.

„Saggio storico del Comune di Portofino“ mit Wohlgefallen über diese Pflanze berichten, mit der, wie sie betonen, sich schon die Naturforscher des römischen Altertums und seitdem so viele „insigni botanici“ befaßt haben. Sie selbst sind erfüllt, wie ihr Werk uns versichert „dall' amore della scienza“, sind stolz auf alle Schätze ihres Landes, denn „sacro è amore di Patria!“

In einer nahen Schlucht, die man vom Splendid-Hotel auf fast wagerechtem Wege erreicht, ragen mächtige Zypressen bis zu ungewohnter Höhe aus einer olivenreichen Umgebung hervor. Schlank und edel geformt erheben sie sich stolz zum Himmel. Ihre dunklen Töne verleihen der Landschaft ein feierliches Gepräge. Wir haben uns gewöhnt, sie als Symbol der klassischen italischen Landschaft zu betrachten, und das sind sie auch seit alter Zeit, wenngleich ihre Heimat einst auf den griechischen Inseln lag. — Weiter hinauf ist es noch kahl in der Zypressenschlucht, denn es füllen sie Edelkastanien, die spät ihr Laub entfalten. Entschädigt wird der Wanderer durch die vielen Veilchen, die die warmen Sonnenstrahlen auch hier bereits dem kahlen Boden zu entlocken wußten. An allen Wegrändern blüht nicht minder schon das Arisarum vulgare, jenes merkwürdige Arongewächs, das die Aufmerksamkeit auch des Laien auf sich lenkt. Denn er fragt sich unwillkürlich, was denn wohl dieses braune helmartige Gebilde bedeute, das auf grünem Stiele zwischen pfeilförmigen Blättern sich erhebt. Tatsächlich ist es ein braunes weißgestreiftes Hochblatt, das den Blütenstand dieser Pflanze umhüllt und verbirgt. Ein dicker Kolben trägt die unscheinbaren Blüten, und nur sein angeschwollenes Ende ragt aus dem Helm hervor[1]).

Am Abend, wenn die Sonne im Verschwinden ist und zarte Wölkchen den westlichen Himmel jenseits des Montefino röten, eile ich nochmals hinaus auf jenen wagerechten Weg, der in der Zypressenschlucht sich verliert. Das schmale Laub der Olivenhaine hat um diese Stunde eine besonders zarte Färbung angenommen, einen einschmeichelnden poetischen Ton, der in der Ferne ganz in Silbergrau sich auflöst. Es ist mir dann, als ob ich mich in einer Landschaft von Corot bewegte.

IV.

Von der Kirche S. Martino führt ein gepflasterter Weg hinauf zum Montefino. Menschliche Füße haben im Laufe der Zeiten die Steine so glatt geschliffen, daß man schon beim Aufstieg eine mühsame Abwärtswanderung ahnt. Zunächst geht es durch Olivenhaine, mit wechselndem Ausblick auf Land und Meer, dann wird der mit dichtem Unterholz erfüllte Wald erreicht. Strandkiefern bilden ihn, mit schirmförmig emporstrebenden Kronen, mit Zapfen verschiedenen Alters an ihren Zweigen dicht besetzt. Der Wald senkt sich gegen Osten abwärts in eine Schlucht, um am entgegengesetzten Abhang sich wieder zu heben und den nächsten Bergrücken zu übersteigen. Dort an der Bergkante zeichnet sich jeder einzelne Baum scharf gegen den blauen Himmel ab. Die

[1]) Für Beschreibungen und Abbildungen dieser Gewächse vgl. „Streifzüge an der Riviera“. Zweite Auflage. 1904. S. 47 und 304.

gedrungenen Kronen auf den schlanken Stämmen erscheinen wie tiefgrüne Knöpfe an hellbraunen Nadeln. Es ist, als hätte sich der Berg zum Schmucke ein Diadem aus solchen Nadeln aufgesetzt. Weglose Wanderungen in dem Walde mußte ich bald aufgeben, weil sie übermäßige Anstrengung verlangten. Denn das Harz der den Boden deckenden Nadeln hatte alsbald die Sohlen meines Schuhwerkes so poliert, daß ich mich auf ihnen nicht mehr sicher fühlte. Doch ließ ich mich öfters gegen Abend am Rande dieses Waldes nieder, an dem steinigen Wege, an Stellen, die freien Ausblick über die Küste und das Meer gewährten, und von denen mein Auge auch auf den hell beleuchteten Kieferkronen ruhen konnte, die sich an dem nahen Abhange aneinander drängten. Über Sestri-Levante glänzte blendend weiß der Schnee der apuanischen Alpen. Denn wer diesen hohen Standort erreicht, dem hat jenseits des Apennin auch diese ferne Gebirgskette in ihrer vollen Pracht sich enthüllt.

Ein reifer Zapfen der Strandkiefer lag am Boden; seine Schuppen waren noch fest aneinandergefügt. Ich nahm ihn zur Hand und vergaß für eine Weile die Wunder der mich umgebenden großen Welt, um mir dies, ihr kleines Kunstwerk zu betrachten. Mit auffälliger Regelmäßigkeit reihen sich die rhombischen Schuppen des Zapfens aneinander. Sie bilden Schrägzeilen, die schraubenförmig die sie tragende Achse umlaufen. Besonders deutlich treten die weniger steilen Zeilen des Zapfens, die man in der einen Richtung aufsteigen sieht, hervor; etwas weniger markieren sich die entgegengesetzt gerichteten, steileren. Ich bezeichne eine Schuppe des Zapfens mit Bleistift, um sie als solche wiederzuerkennen und zähle die weniger steilen Schrägzeilen ab, indem ich den Zapfen langsam um seine Achse drehe. Ihre Zahl beträgt acht. Nun nehme ich eine ebensolche Zählung der steileren Schrägzeilen vor und gelange zu der Zahl dreizehn. Und dieses Zahlenverhältnis würden fast sämtliche Zapfen dieses Waldes aufweisen, ausgenommen etwa die, die an allerjüngsten Bäumen erwuchsen. Also muß es sich um eine gesetzmäßige Erscheinung bei solchen Zahlen handeln, um eine Eigenschaft, an der die Pflanze festhält auf Grund ihrer ererbten Merkmale. Das ist tatsächlich der Fall; wie denn ähnliche Gesetze auch sonst über die Stellung seitlicher Glieder an den Achsen der höher organisierten Pflanzen zu bestimmen haben. So auffällig wie an den Zapfen von Nadelhölzern ist freilich diese Erscheinung nur selten. Es gelingt aber auch, sie in andern Fällen wiederzufinden, wenn man erst aufmerksam darauf wurde. Aus dem Vergleich von verschiedenen Pflanzen entnimmt man zunächst, daß die Blätter an der sie tragenden Achse entweder einzeln oder zu mehreren in gleicher Höhe stehen. Sehr häufig trifft man zweigliedrige Wirtel an, das heißt solche Stellungen, die je zwei einander gegenüberstehende Blätter in gleicher Höhe aufweisen. Die zweigliedrigen Wirtel folgen in gekreuzter Stellung aufeinander, sie wechseln somit ab. Blickt man von oben auf die Krone eines hier am Abhang wachsenden Ölbaumes, so hat man an seinen aufrechten Endsprossen eine solche gekreuzte Anordnung der Blätter vor Augen. Nicht minder schön zeigen dieselbe Blattstellung die geraden Sprosse, die man aus der Stammbasis eines alten Ölbaumes öfters entspringen sieht. Die Betrachtung von abwärtshängenden Zweigen des Ölbaumes könnte hingegen den Unerfahrenen

zunächst irreleiten. Tatsächlich sind die Blätter auch an solchen Zweigen zu abwechselnden Paaren angeordnet, aber die seitliche Beleuchtung hat Drehungen der Blattstiele, unter Umständen der Sprosse selbst, veranlaßt und dadurch bewirkt, daß die dunklere Oberseite eines jeden Blattes in eine möglichst günstige Lichtlage gelangte. Diese Lage ist für jedes einzelne Blatt dann erreicht, wenn es von der größten Menge des einfallenden Tageslichtes annähernd rechtwinklig getroffen wird. An den herabhängenden Zweigen eines Ölbaumes kehren demgemäß die meisten Blätter ihre grüne Seite nach außen, während die silbergraue sich dem Inneren der Krone zuwendet. In den Zellen der Gewebe, welche die Oberseite der Laubblätter einnehmen, sind jene grünen Körnchen besonders zahlreich vertreten, in denen mit Hilfe des Tageslichtes organische Nahrung gebildet wird. Aus der Kohlensäure der Luft, aus dem Wasser und den Salzen des Bodens entstehen dort Zucker und Stärke. Es handelt sich dabei um den grundlegenden Vorgang, der das Leben auf unserm Erdball ermöglicht, denn von der in diesen grünen Körnern erzeugten Nahrung lebt nicht nur die Pflanze, sondern unmittelbar oder mittelbar auch jedes Tier. Die der Unterseite eines Laubblattes näheren Gewebe, jener Seite, die beim Ölblatt silbergrau erscheint, dienen vornehmlich dem Gasaustausch mit der umgebenden Atmosphäre, einem Vorgange, der zwar vom Lichte auch beeinflußt wird, nicht aber so starkes Licht verlangt. Die Unterseite eines Laubblattes kann daher von der Lichtquelle abgewandt sein; anderseits ist sie mit mikroskopisch kleinen Öffnungen versehen, die den Gasen den Durchgang erleichtern, und deren Weite von der Pflanze je nach Bedarf geregelt wird.

Es kommt vor, wenn auch nur selten, daß ein aufrechter Ast, der aus der Basis eines alten Ölbaumes entspringt, seine Blätter nicht in zwei-, sondern in dreigliedrigen, miteinander abwechselnden Wirteln trägt. Also ist der Pflanze die Fähigkeit auch zu solcher Änderung ihrer Laubbildung erblich verliehen. Das führt uns zu der Frage, wie überhaupt regelmäßige Anordnungen seitlicher Glieder an gemeinsamer Achse bei den Pflanzen, so auch dem Ölbaume, zustande kommen. Jeder Zweig eines Ölbaumes oder jeder andern höher organisierten Pflanze schließt mit einem kegelförmigen Vegetationspunkt ab. Ein solcher Vegetationskegel besteht aus noch ungesondertem Gewebe, das wir als embryonal bezeichnen und das bei allen Holzgewächsen unsrer Breiten eine Ruheperiode durchmacht. In solcher Zeit der Ruhe ist der Vegetationskegel untätig, von kleinen, unscheinbaren Blättern, den Knospenschuppen, die ihn schützen, umhüllt. Soll im Frühjahr die Knospe treiben, so stellt sich neue Tätigkeit an ihrem Vegetationskegel ein. Er vermehrt durch fortgesetzte Teilung die Zahl seiner Zellen, wölbt sich vor, und an seiner Oberfläche treten seitliche Höcker als erste Zeichen neuer Blattbildung auf. Während diese Blattanlagen an Größe zunehmen, setzt der Vegetationskegel sein Wachstum fort und bildet immer neue Blatthöcker. Am Vegetationskegel des Ölzweiges treten diese paarig, einander gegenüber, auf. Da kann man sich leicht vorstellen, daß der meiste Raum für zwei nächstfolgende Anlagen in den Lücken sich finden wird, den die beiden vorhergehenden am Vegetationskegel zurückließen. Bleiben bei solchen Entwicklungsvorgängen die Größe des Vegetationskegels und der

Blatthöcker bei ihrem Auftreten sich dauernd gleich, so wird auch das regelmäßige Spiel in der Aufeinanderfolge und der Anordnung der Blätter sich wiederholen. Es kann aber auch kommen, daß an einem Sproß infolge kräftiger Ernährung oder aus sonstigen Gründen der Vegetationskegel umfangreicher wird. Trifft nicht eine gleiche Größenzunahme die Blattanlagen, so füllen sie den verfügbaren Raum nicht aus, und das veranlaßt dann oft eine Vermehrung der Blatthöcker im Wirtel.

Meist pflegen die Vegetationskegel der Sprosse eine nicht unwesentliche Vergrößerung zu erfahren, wenn eine Blüte entstehen soll. Da die Anlagen der Blumenblätter im Verhältnis schmal bleiben, so führt das zu einer oft nicht unbedeutenden Vermehrung der Glieder in den Blütenwirteln. Fast stets sind die Blüten aus Wirteln aufgebaut. Dabei bleiben ihre Achsen kurz, so daß die Wirtel dicht gedrängt aufeinander folgen. Die Blüte gleicht einer Rosette; daß aber ihre Glieder nur Blätter sind, die sich besonderen Funktionen angepaßt haben, kam schon in Goethes Metamorphosenlehre zum Ausdruck. Goethe faßte seinen „Versuch über die Metamorphose der Pflanzen", der zuerst im Jahre 1790 unter dem Titel „Versuch die Metamorphose der Pflanze zu erklären", als eine Hypothese über Organbildung auf, die sich vorwiegend über das Problem der Blüte erstreckte, doch auch mit tiefem Verständnis die Metamorphose andrer Pflanzenglieder umfaßte. Goethe hielt solche Hypothesen für berechtigt, denn „damit eine Wissenschaft von der Stelle rücke, die Erweiterungen vollkommener werden, sind Hypothesen so gut als Erfahrungen und Beobachtungen nötig". Die Aufgabe, die sich Goethe stellte, gipfelte aber darin, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu suchen, ein Ziel, das der modernen Naturforschung in gleicher Weise vorschwebt. Auch lag Goethes Metamorphosenlehre schon der genetische Gedanke einer Zusammengehörigkeit zugrunde, die in jener Zeit, wo er schrieb, uns als ein Lichtblick seines umfassenden Genius entgegentritt [1]).

Für Blätter, die einzeln am Stengel stehen, ist das einfachste Verhalten dann gegeben, wenn sie abwechselnd seine gegenüberliegenden Seiten einnehmen. Jeder Getreidehalm, den wir näher betrachten, führt uns diese Anordnung vor; nicht minder das Schilfrohr, das auch hier im Süden dem Laufe der Bäche folgt. Bleibt die Achse bei solcher Blattstellung kurz, so bilden die Blätter an ihr deutlich zwei gerade Reihen. Diese fallen uns sofort auf, wenn wir die zweikantigen flachen Sprossen einer Schwertlilie (Iris) am Rande eines Teiches oder auf den Beeten unsrer Gärten betrachten. Derartige von übereinander stehenden Blättern gebildete Reihen werden Gradzeilen genannt, im Gegensatz zu jenen Schrägzeilen, die wir an Kiefernzapfen in seitlicher Richtung aufsteigen sahen. Dort waren es nicht die an der Zapfenachse übereinanderstehenden Schuppen, vielmehr die seitlich einander nächsten, welche die Reihen markierten. Nehmen wir statt eines Grashalms den gestreckten Halm einer Simse (Scirpus), der oben mit einem Blütenstand abschließt, zur

[1]) Zu verweisen wäre hier im übrigen auf Adolph Hansens soeben erschienene Schrift: „Goethes Metamorphose der Pflanze".

Hand, so trägt er seine abwechselnden Blätter nicht in zwei, sondern in drei geraden Zeilen. Jedes einzelne Blatt ist von dem vorangehenden und dem folgenden nicht um $^1/_2$, sondern um $^1/_3$ des Stengelumfanges entfernt. Daher kommt beim Getreidehalm schon das dritte, beim Simsenhalm erst das vierte Blatt über dem ersten zu stehen. Doch damit ist die Mannigfaltigkeit der Blattstellungen lange nicht erschöpft. Um das festzustellen, brauchte ich hier am mediterranen Waldesrande die Hand nur auszustrecken und von einem nahen, immergrünen Eichenstrauch, der sich zwischen Myrten und Pistazien bis zum Wege vordrängte, einige schöne, gleichmäßig ausgestaltete Zweige zu brechen. An ihnen steht deutlich erst das sechste Blatt über dem ersten, mit dem ich zu rechnen beginne. Ich ziehe eine feine Linie von der Ansatzstelle dieses Blattes auf kürzestem Wege bis zur Ansatzstelle der nächst höher gestellten und fahre so weiter in gleicher Richtung fort, bis ich das über dem ersten stehende Blatt erreiche. Da habe ich eine Schraubenlinie gezogen, die zweimal den Stengel umläuft. Ich kann diese Blattstellung kurz mit dem Bruch $^2/_5$ bezeichnen, und in ihm liegt ausgedrückt, daß ein voller „Zyklus" in diesem Falle bei zweimaligem Umlauf der Grundspirale fünf Blätter in sich faßt. Die $^2/_5$ Blattstellung ist im Pflanzenreiche überaus verbreitet und läßt sich an unzähligen Gewächsen nachweisen. Schon etwas weniger häufig ist die $^3/_8$ Stellung, wo das neunte Blatt über dem ersten steht und die Schraubenlinie erst nach dreimaligem Umlauf einen Zyklus abschließt. Doch ich sehe mich in der Nähe um und finde alsbald auch hier in dem Unterholze einen Strauch, der die $^3/_8$ Stellung deutlich zur Schau trägt. Es ist das der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo), der im Frühjahr zwar nicht durch den Schmuck seiner roten Früchte auffällt, wohl aber durch die braunrote Färbung seiner jungen Stengel und Blattstiele sich kenntlich macht. An aufrecht gewachsenen, gleichmäßig beleuchteten Zweigen zeigen die Blätter so regelmäßige Verteilung, daß jeder, der Sinn für Naturbetrachtung hat, dem es Genugtuung bereitet, eine Beobachtung selber anzustellen, aus eigener Kraft in das Wesen der Erscheinungen tiefer einzudringen, sich an ihr erfreuen wird.

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr die Blattstellungen, die uns entgegentraten, und reihen wir die Brüche, durch die wir sie ausdrückten, in fortschreitender Reihe aneinander, so erhalten wir die Werte: $^1/_2$; $^1/_3$; $^2/_5$; $^3/_8$, in denen jedes folgende Glied durch Addieren der Zähler und Nenner der beiden vorhergehenden Brüche gewonnen wird. Auch die Zahlen 8 und 13, die wir für die Schrägzeilen der Strandkieferzapfen feststellten, gehören in dieselbe Reihe, die sich in $^5/_{13}$; $^8/_{21}$ usw. fortsetzen würde. Tatsächlich ist es die Stellung $^8/_{21}$, die dem Zapfen zukam, den wir in Händen hatten. Hieraus können wir nunmehr auch entnehmen, daß, wenn man an einem solchen Zapfen die Schrägzeilen beiderseits abzählt und addiert, die Zahl der Gradzeilen herauskommt und wir damit die Zahl der Schuppen erfahren, die in einem Zyklus vertreten sind. Der Zähler in dem Bruch gibt auch hier wieder die Umläufe an, welche die Grundspirale gleichzeitig beschreibt. Daß die Summe der Schrägzeilen der Zahl der Gradzeilen entspricht, läßt sich durch sehr einfache geometrische Konstruktionen feststellen.

Beispiele von Blattstellungen, die über $^8/_{21}$ aufsteigen, sind nur noch selten. Auch stößt ihr Nachweis auf steigende Schwierigkeiten, weil der Wert dieser Brüche immer übereinstimmender wird. Das zeigt sich ohne weiteres, wenn man die einzelnen Blattstellungen nicht durch Teile des Achsenumfanges, wie es diese Brüche tun, sondern durch den Winkel ausdrückt, den die Mittelebenen der Blätter miteinander bilden, wenn man sie sich bis zur Mitte der Achse fortgesetzt denkt. Die so gewonnenen, den höheren Werten der Reihe entsprechenden „Divergenzwinkel" differieren dann nur noch in Gradminuten oder selbst Sekunden und nähern sich immer mehr einem Winkel von 137° 30′ 28″. Als man diesen Mittelwert fand, glaubte man in ihm ein Naturgesetz entdeckt zu haben, das die Gestaltungsvorgänge im Pflanzenreich beherrsche; mit Unrecht, da sich bald zeigte, daß nicht alle Blattstellungen sich in diese sogenannte „Hauptreihe" einfügen lassen. So begann man zunächst diese Hauptreihe durch andre, seltener vorkommende Nebenreihen zu ergänzen, mußte aber schließlich erkennen, daß es auch Stellungen im Pflanzenreiche gibt, bei denen alle Glieder sich einseitig an der Achse verschoben zeigen und durch eine fortlaufende Schraubenlinie gar nicht verbinden lassen. Zudem wurden vereinzelte Beispiele von völlig unregelmäßigen Blattstellungen aufgefunden, die sich in keinerlei Gesetzmäßigkeit fügen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man bei uns im Frühjahr nur den Blütenschaft einer Kaiserkrone (Fritillaria imperialis) zu betrachten. Der Abstand der Blätter an diesem Schaft schwankt fortgesetzt, zugleich ändert sich auch die Breite ihrer Einfügung. Weder die seitliche Entfernung der Blattanlagen noch ihre Größe sind somit in diesem Falle erblich festgesetzt, sie erscheinen vielmehr zufälligen Einflüssen preisgegeben.

Daß aber Blattpaare, die sich kreuzen, sowie Stellungen jener Hauptreihe, die uns zu Händen kam, so stark im Pflanzenreiche vorherrschen, dürfte seinen Grund darin haben, daß sie die vorteilhaftesten unter allen sonst möglichen Anordnungen sind. Denn bei solcher Stellung beschatten die Blätter sich gegenseitig am wenigsten und rauben sich damit auch nicht das nötige Licht. Wie sehr es aber gerade auf diesen Umstand ankommt, das lehren in besonders auffälliger Weise solche krautartigen Gewächse, die dem Boden angeschmiegte Blattrosetten bilden. Wie kunstvoll sind alsdann die Blätter angeordnet, wie stetig nimmt ihre Größe von außen nach innen ab, damit übermäßige Deckung einer Spreite durch die andre nicht erfolge. Dasselbe wird an Keimpflanzen der Roßkastanie oder des Ahorns im Schatten hoher Bäume dadurch erreicht, daß die gekreuzten Blattpaare ihre Stiele entsprechend strecken. Je tiefer das Blattpaar am Keimling steht, um so weiter hat es seine Spreiten nach außen geschoben, so daß man fast alle Blattflächen zugleich überschaut, wenn man von oben auf das Pflänzchen herabblickt. An solchen Schattenpflanzen pflegen die Blattspreiten besonders groß zu werden und dünn zu bleiben. Die Pflanze gibt die verfügbaren Baustoffe in möglichster Flächenbildung aus, um von dem abgeschwächten Lichte, das bis zu ihr gelangt, möglichst viel aufzufangen. Ist sie nicht etwas ganz Wunderbares, diese Fähigkeit des Pflanzenkörpers, seine Entwicklungsvorgänge nach den Bedingungen der Umgebung einzurichten!

Doch die Sonne hat sich inzwischen hinter den Montefino versenkt, und tiefe Schatten füllen die nahe Schlucht. Die breiten Kiefernkronen am Abhang beginnen im Abendlicht goldig zu schimmern, und der Schnee der apuanischen Alpen tönt sich mit zartem Rot. Veilchenblaue Farben mit Purpur gemischt legen sich über den Apennin, und in allen Höhen entzünden sich die Häuser in brennender Lohe. Allmählich erblassen S. Margherita, Rapallo, dann Zoagli, während über Chiavari und Sestri-Levante glänzendes Orangerot sich ergießt.

Ich habe die Pflanzen, die meine Aufmerksamkeit fesselten, beiseite gelegt und suche mit dem Blick jetzt alle Fernen zu umfassen! Allmählich wird es unten dunkel, und nur der Schnee der Alpen glüht noch in feurigem Rot. Weithin zerstreut über das unendliche Meer leuchten im letzten Sonnenstrahl die Segel der Schiffe.

V.

Derselbe gepflasterte Weg, der mich bis zum Kiefernwald geleitet hatte, führt weiter aufwärts zum Gipfel des Montefino. Nach etwa einer Stunde hat man die Felsengruppe der Pietre Strette erreicht, die unter Efeu halb verschwindet. Von hier geht es auf glattem, steinigem Pfade steil nach S. Fruttuoso [1]) hinab. Der geheimnisvolle Ort bleibt aber dem Auge verborgen. Man befindet sich 432 m über dem Meeresspiegel und kann nun eine Zeitlang weiter auf fast wagerechtem Wege wandern, ohne die runden, lästigen Steine unter den Füßen zu fühlen. Man blickt gegen Norden in den blauen Apennin hinein, freut sich, am Boden, unter noch kahlen Bäumen, die ersten Frühlingsblumen zu begrüßen. Da steht das hellblaue Leberblümchen, das auch unsre nordischen Wälder ziert, die hellgelbe Primel (Primula acaulis), die auf kurzen Stielen ihre großen Blüten einzeln trägt, der zartviolette Safran (Crocus vernus), dessen Blüten schlanken Bechergräsern gleichen und die rote Heide (Erica carnea) mit ihren purpurnen Glöckchen. Immergrüne Stechpalme (Ilex aquifolium) tritt stellenweise als Unterholz auf, auch Mäusedorn (Ruscus aculeatus), dessen blattartigen, spitz endenden Sprossen vereinzelt eine große scharlachrote Beere aufsitzt. Sonst ist noch alles unbelaubt am Abhang. — Nun senkt sich der Weg ein wenig zu dem Berggrat hinab, der die Aussicht über die Golfe zu den beiden Seiten des Montefino beherrscht. Auf diesem Grat ist jetzt ein großes, weit sichtbares Gebäude errichtet worden, das grellfarbige Fahnen aller Völker flankieren und das sich in der Reklame als „Portofino-Kulm" bezeichnet. Es liegt, wie mein Aneroid mich lehrt, etwa 400 m über dem Meer, also annähernd 200 m unter dem Gipfel des Montefino, zu dem man von hier aus steil emporschaut. Der erst vor kurzem vollendete Bau auf dem Grat ist als Kasino eingerichtet und mit Speisesälen, Konzertraum und Lesezimmern ausgestattet worden. Ihnen schließen sich Chalets mit Kinematographen, Phonographen und ein Aussichtsturm an. Starke Fernrohre sind zur Benutzung aufgestellt. Weiter folgt das kleine

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, wie oben, S. 101.

Hotel „Hermitage", das somit auch längeren Aufenthalt hier ermöglicht. Automobile nehmen an der Eisenbahnstation von Recco die Besucher in Empfang und führen sie mühelos ihrem Ziele zu. Zwei Konzerte finden täglich im Kasino statt und versetzen die Schaulustigen in die richtige Stimmung, um die Natur auf sich einwirken zu lassen. Die Aussicht, die man von hier oben genießt, ist in der Tat über alle Maßen großartig. Sie erstreckt sich zu beiden Seiten des Montefino über die gesamte Küste und reicht bei klarem Wetter so weit, als es die geographische Gestaltung des Landes gestattet. Im Westen wie im Osten rahmen schneebedeckte Gipfel das Bild ein und steigern bis zum Erhabenen seinen Eindruck[1]). Der umgebende Grat bleibt freilich kahl bis tief in den Frühling hinein, denn er ist bewachsen mit laubwerfenden Gewächsen, unter denen unsre nordischen Eichen und Weißbuchen vorherrschen. Anpflanzungen immergrüner Gewächse haben in der Umgebung der Gebäude begonnen; ob sie an dieser exponierten Stelle erfolgreich sein werden, muß die Zukunft lehren.

VI.

Der Frühling zog endlich mit vollem Glanze in Portofino ein. Durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden dringen schon am frühesten Morgen die vom Meere reflektierten Sonnenstrahlen in das Zimmer ein. Irrlichtern gleich huschen sie hin und her an den Wänden. Ich öffne weit das Fenster und bleibe zunächst von der Fülle des einströmenden Lichtes ganz geblendet. Endlos dehnt sich vor mir das blaue Meer aus. Wie durch Zauberkunst den Fluten entrissen, steigt die dunkle Penisola vor mir auf mit ihrem Diadem von Burgen. Über dem Abhang im Westen glänzt der spektralblaue Himmel. Aus den silberfarbigen Olivenhainen ragen Pfirsichbäume hervor in rosenrotem Blumenschmuck. Ich eile den Abhang hinab zum Meer. Die Veilchen an den Wegerändern sind im Schwinden begriffen; sie weichen den duftigen Tazetten, die ihre gelben Blütendolden über den Rasen erheben. Das sind die Narzissen des Pluto, die auch bei Homer und Theophrast Narzissen heißen, während sie den italienischen Namen Tazetten wegen der Ähnlichkeit ihrer Blüten mit kleinen Tassen erhielten. Die Baumheide hat ihren Blütenschmuck auch schon angetan; sie ist ganz übersät mit weißen Glöckchen. Zu ihrem Duft gesellt sich das feine Parfüm der Buffbohnenblüten im Schatten der Oliven. Nur leise schlägt das Meer an das felsige Ufer. Die Sonnenstrahlen beginnen schon kräftig zu wirken, doch von der großen Wasserfläche weht eine kühle Brise dem Lande zu, die man mit tiefen Zügen einatmet. Es ist weder zu kalt noch zu warm, eine ideale Witterung, wie ein menschliches Wesen sie braucht, wie man sie bei uns im Norden, wo auf kalte Frühlingstage plötzlich die Sonnenglut folgt, nur selten zu erleben pflegt. Unbewußt verbreitet sich ein Gefühl des Wohlseins durch unsern Körper, und wir freuen uns, ein solches Frühjahr nochmals erlebt zu haben. Lang vergessene Strophen alter Lieder erwachen in unsrer Brust und drängen sich empor zu den Lippen.

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, wie oben, S. 98.

Erinnerungen aus glücklichen Tagen steigen auf und trüben das Auge. Denn durch alle Erinnerung zieht ein Zug der Wehmut: es ist vorbei!

Der Mond, der Ostern bringt, schwoll täglich stärker an und erfüllte mit seinem magischen Glanze die nächtliche Landschaft. Er schüttete seine Silberstrahlen über die Olivenhaine aus, die bei dieser Liebkosung wie vor Wollust zu zittern schienen, gleichsam in schwärmerischer Erregung. Und auch die Wogen des Meeres luden Mondlicht auf ihre Kämme und trugen es aus weiten Fernen der gesegneten Küste entgegen.

Am Abend des Karfreitags stand der volle Mond am Himmel, feierlich, klar, erhaben. Er war jenseits Sestri-Levante aufgegangen und folgte still seiner Bahn am wolkenlosen Himmel. So leuchtend hell habe ich ihn selbst im Süden nur selten geschaut. Über die spiegelglatte See goß er seinen Glanz in endloser Fülle aus, und vorn in der Bucht, an tiefer Stelle, unter steilen Felsen, schien er flüssiges Metall in die Fluten zu versenken, als wollte er in den Abgründen des Meeres einen Schatz an Licht für trübe Tage vergraben. Die grell beleuchteten Fenster des Kastells S. Giorgio zeichneten goldige Arabesken auf das gekräuselte Wasser des Hafens, und jenseits desselben stieg schwarz, ganz unvermittelt, die Penisola empor aus den Wogen. Geisterhaft verklärt schimmerte der Apennin in der Ferne. Illuminierte Ortschaften folgten seinem Fuße und warfen feurige Flecke ins Meer bis weithin nach der Insel Palmaria. Dort aber wachte der Leuchtturm und sandte im Kreise lange, zitternde Strahlen hinaus in die Ferne.

Ein eigener Zauber lag in der Luft, sanft und einschmeichelnd, der mit unbegrenzter Sehnsucht die Brust erfüllte. Mit leisem Ruderschlag zog ein Boot vorbei, von Mondlicht übergossen, und die melodischen Strophen eines italienischen Liebesliedes drangen bis an mein Ohr. Sie stiegen sehnsüchtig empor in die mondhelle Nacht, an den Felsen des Strandes schwach widerhallend. Sie weckten einen Vogel in dem nahen Haine, und auch er ließ seine Stimme erschallen. Dann verschwand das Boot im Schatten der Uferbäume, und auch der Vogel verstummte. Ich fühlte mich ergriffen von der verklärten Schönheit dieser Nacht, ließ mich auf einem Steine nieder, schaute lange hinaus in das weite Meer, sammelte Mondstrahlen in meinem Innern und wurde mir des Laufes der Zeit nicht bewußt.

VII.

Montags ist an bestimmten Vor- und Nachmittagsstunden der Garten der Villa Carnarvon geöffnet. Das Eingangstor grenzt an das Kastell des Mr. Stephens Leech, liegt somit dicht an der Piazza S. Giorgio. Man zahlt eine halbe Lira Eintrittsgeld, das für wohltätige Zwecke bestimmt ist. Die Besitzung dehnt sich am Bergabhange aus über eine weite Strecke. Sie stellt im wesentlichen auch einen Naturpark dar; denn nur in der unmittelbaren Umgebung des Wohnhauses erblickt man fremdartige Gewächse. Dort erheben kräftige Palmen ihre Blattkronen über die Umgebung; bunte Blumen fassen die Ränder der Wege ein. Dann gelangt man auf höher gelegene Terrassen. Mächtige Kiefern beherrschen den Abhang bis hinunter zum Meer. Durch

ihren feinen Nadelschmuck sieht man in der Tiefe die blauen Wellen glitzern. Jeder Windstoß trägt ihr Tönen empor zu dem Wege. Bald so schwach und gedämpft, daß man ein Seufzen zu vernehmen meint aus geheimnisvollen Tiefen, bald mit solcher Gewalt, daß es wie ein wilder Aufruf zum Kampf erklingt.

Im Schatten der mächtigen Bäume, die mit ihren Ästen die Wege überdachen, mag Kaiser Friedrich III. oft geruht haben, als er den Herbst 1886 in dieser Besitzung verbrachte. Er ahnte wohl noch kaum sein baldiges Verhängnis. Ältere Bewohner von Portofino erzählen mit sichtlicher Teilnahme, daß sie beim Anblick des kräftig gestalteten, männlich schönen Prinzen schwerlich hätten ahnen können, daß ihm in so naher Zukunft ein qualvolles Ende bevorstehe. Als Zeichen der Sympathie, die hier für den hohen Dulder fortlebt, kann der Name gelten, den die wunderbare, Portofino mit S. Margharita verbindende Straße erhielt, die Via Principe Federico Guglielmo.

In den obersten Teilen des Carnarvonschen Parkes kommen die Sträucher der Macchia wieder zu ihrem Recht. An sonnigen Stellen hat die Terrebinte ihre Blütenstände bereits angelegt, hüllt sie aber noch in purpurrote Schuppen, die aus dem tiefgrünen Laube der Pflanze hervorschimmern. Ein Abhang in der Nähe hat sich über und über mit rosenfarbigen Pfirsichblüten geschmückt. Plötzlich füllt sich die Luft mit jenem zarten Parfüm, das auch die wohlriechenden Platterbsen, die „Pois de senteur“, die „Sweet-Pea“ unsrer Gärten verbreiten. Ich brauche nicht lange nach dem Ursprung dieses süßen Duftes zu suchen, ein Lufthauch trägt ihn mir von einer nahen Terrasse, auf der Buffbohnen blühen, entgegen. Große stahlblaue Holzbienen, Xylocopa violacea, fliegen geschäftig von einer Pflanze zur andern, um den Nektar der Blüten aufzusaugen. Sie verfahren dabei aber wie Räuber, denn sie gelangen in den Besitz des Nektars durch gewaltsamen Einbruch. Die Pflanze hat den süßen Saft ganz tief im Grunde der Blüte verborgen. Als rechtmäßiger Lohn ist er solchen Insekten zugedacht, die ihn auf erlaubtem Wege zu gewinnen wissen. Das Insekt muß sich zu diesem Zwecke an der Vorderseite der Blüte niederlassen und seinen Rüssel in ihr Inneres versenken. Dabei wird sein Körper mit Blütenstaub bedeckt, den es bei dem Besuch einer andern Blüte auf deren Narbe überträgt. Dann hat das Insekt unbewußt seine Aufgabe als Bestäubungsvermittler erfüllt. Für die Gabe an Nektar, die sie darbot, ist die Pflanze entsprechend belohnt. — Wie aber benimmt sich die große violette Holzbiene an der Buffbohnenblüte? Sie umgeht den mühsamen Weg des rechtlichen Erwerbs, fliegt an das untere Ende der Blüte heran, durchbeißt dort mit den Oberkiefern die Blütenhüllen und saugt durch die Öffnung den Nektar aus. So viel Blüten ich an dieser Stelle prüfte, alle hatten sie ein Loch an ihrem Grunde aufzuweisen. Wohlverstanden nur Blüten, die sich bereits entfaltet hatten. Denn das kluge Geschöpf weiß aus Erfahrung, daß die Ausscheidung des Nektars erst dann beginnt. So geschädigte Blüten würden ohne Fruchtansatz bleiben, wenn nicht der Buffbohne die Fähigkeit zukäme, sich bei der Erschütterung selbst zu bestäuben. Es ist das eine Bestäubung mit Pollen der eigenen Blüte, ein Vorgang, der

im allgemeinen vermieden wird, als Notbehelf immerhin die Fortpflanzung sichert.

VIII.

Des Nachts hatte starke Tramontana eingesetzt. Als ich des Morgens die Fenster öffnete, sah ich, wie der Wind die schaumbedeckten Meereswogen vor sich her trieb. In der Nähe des Hotels war die Luft aber ruhig, und man konnte sich in der lichten Sonne wärmen. Man begriff dann so recht, welche Bedeutung dem Windschutz an diesen Küsten zukommt, wundert sich auch nicht mehr, daß oft nächstgelegene Orte ganz verschiedenen Pflanzenschmuck tragen. Die nämlichen Gewächse südlicherer Breiten, die an der einen Stelle gedeihen, leiden an der andern. Sie überstehen den Winter gut, wenn ein Hügel sie gegen Norden deckt, sie gehen zugrunde, wo ein Taleinschnitt den nördlichen Luftstrom nicht hemmt. Vor dem wohlgeschützten Splendid-Hotel von Portofino vermochten die Orangebäume auch im letzten kalten Winter ihre Früchte auszureifen, während ihnen dies gleiche nebenan in der Schlucht schwerlich gelungen wäre.

Die Tramontana fegt die Luft so rein, daß alle Fernen in die Nähe rücken. Ich zog daher zur Madonnetta, ohne mich durch die Erwägung abhalten zu lassen, daß es dort besonders stürmisch sein müsse. Schon auf dem Hafenplatze von Portofino konnte ich nur noch mit Mühe weiter schreiten. Der sonst so belebte Platz war wie ausgestorben. Die Schiffer hatten ihre Boote ans Land gezogen, die Spitzenklöpplerinnen sich mit ihrer Ware nicht aus den Häusern gewagt. Dabei war der Wind empfindlich kühl, so daß man sich fest in seinen Mantel hüllen mußte. Zwischen den Gartenmauern der Penisola genoß man ziemlichen Schutz; an der Spitze des Kaps hatte man aber mit aller Macht sich gegen die Gewalt des andrängenden Luftstromes zu wehren. Doch jeder höhere Felsen bot selbst hier die erwünschte Deckung, und diesen fand ich auch an den Mauern der kleinen Kapelle, die die Madonnetta birgt. Die Tramontana fiel über S. Margharita und Rapallo hinein ins Meer, dessen Fluten in einiger Entfernung vom Ufer sich zu bäumen begannen. Der Wind breitete sich fächerförmig über die weite Wasserfläche aus und warf mit drohender Gewalt die erregten Wogen in nordöstlicher Richtung gegen die Penisola. An der Westseite des Montefino schien hingegen auf große Strecken das Meer noch ruhig zu sein, ein deutliches Bild des besonderen Schutzes, dessen sich die Gegend von Nervi gegen den Nordwind erfreut. Dort hatten sich sogar Segelboote in die See hinausgewagt und leuchteten aus der Ferne gleich riesigen weißen Möwen auf der tiefblauen Flut. Jedem Vorsprung, jeder Einsenkung des Landes konnte das Auge in der durchsichtigen Luft nach Osten folgen, jedes Haus der zahllosen Uferstädte unterscheiden. Scharf ragte als letzter vorgeschobener Posten, dort, bei Porto Venere, die Insel Palmaria als kleiner Kegel aus dem Meer hervor. Im Westen glänzten die weißen Gipfel des Apennins und der Seealpen, wie mit Bleistift umrissen auf dem hellblauen Horizont, und erst das Capo Berta bei Oneglia bot Halt dem schweifenden Blick, der so eine Küstenstrecke von zweihundert Kilometern überflog.

In die fernsten Fernen ganz verloren, hatte ich das Kommen von Menschen nicht bemerkt, die sich in der Nähe der Kapelle zu schaffen machten. Der eine hielt ein offenes Schreiben in der Hand, aus dem er trotz aller störenden Eingriffe des Windes laut vorlas, die andern maßen die umgebenden Felsen aus und bezeichneten sie mit roter Farbe. Was wird hier geschehen? Ist ein Gebäude auch an dieser Stelle geplant? Soll auch die letzte freie Aussicht dem Wanderer verloren gehen?

Auf alle diese Fragen erhielt ich den Bescheid, daß in der Tat die Errichtung eines Leuchtturmes auf dem Felsen beschlossen sei und sein Bau demnächst beginnen werde. „Und was geschieht mit der Madonnetta," rief ich aus, „wird sie beseitigt? Hat ihre Hilfe dem Schiffer versagt, der flehend im Sturme zu ihr hinaufblickte, oder haben die Schiffer das Vertrauen zu ihrer Madonna verloren?" „Ich hörte," antwortete der Mann mit dem Schriftstück, „daß man die Madonna in den Leuchtturm einsetzen werde, und dann ist ja allen geholfen durch diese Alleanza religioso-tecnica."

Ich sann nach über dieses Zeichen der Zeit, das sich selbst in Italien offenbart. Wohl war mir schon im Laufe der Jahre bei meinem wiederholten Besuche des Kaps aufgefallen, daß die Blumenspenden, die man der Madonnetta darbrachte, abnahmen. Dagegen bekritzelten die Besucher des Ortes das Standbild mit ihren Namen, ohne selbst das Gesicht der Heiligen zu schonen. Es waren das, soweit ich sie entziffern konnte, italienische Namen. Da ließ Lady Carnarvon ein Gitter anbringen, um die Madonnetta vor weiterer Profanation zu schützen. Jetzt wird die kleine Kapelle entfernt, ein Teil des Felsens wird weggesprengt, auf dem sie steht. Ein hoher Leuchtturm tritt an ihre Stelle. Werde ich die Madonnetta jemals wiedersehen? — So nehme ich denn Abschied von ihr, und zum Dank für den Schutz, den sie mir eben noch an den Mauern ihrer Kapelle gegen den tobenden Sturm gewährte, füge ich einen Strauß duftender Tazetten, die ich unterwegs gepflückt hatte, in die Maschen des Gitters ein.

Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis.

Von
Carl Neumann.

IV. Burckhardt und die Machtpolitik.

Den Charakter der gegenwärtigen Zeit bestimmen nach Burckhardt die Entfaltung und Vorherrschaft der Gleichheitsbestrebungen und des Machtwillens der Staaten und Nationen. Von diesen beiden Kräften hält er die Gleichheitsbestrebungen der Demokratie für die stärkere; daher sein Urteil, daß historisch genommen Rousseaus „Contrat social" ein wichtigeres Ereignis gewesen sei als der Siebenjährige Krieg. Für unsre Gewöhnung und unsre Instinkte ist hier vielleicht Burckhardt am meisten befremdend. Wenn wir die zeitgenössische deutsche Geschichtschreibung auf den Bahnen Rankes wie Treitschkes die Machtbestrebungen der Nationen als zugestandenes Hauptobjekt des geschichtlichen Lebens und der Geschichtschreibung behandeln und ihr das Pathos ihres Vortrags entnehmen sehen, so hat sich Burckhardt dieses Pathos und jedes Pathos kühl vom Leib gehalten. Im dritten Band seiner „Griechischen Kulturgeschichte", wo er von der Philosophie des Epikur spricht, liest man: Den Luxus der Rhetorik konnte er verschmähen, weil er im Unterschied von den Stoikern, bei denen immer das Postulat vordröhnt, kein Pathos hatte. Das ist sehr Burckhardtisch gesagt. Die Abwesenheit dieses „vordröhnenden Pathos" ist eine seiner charakteristischen Seiten.

Wohl findet man ihn auf Wegen der Überlegung wie diese: Nur an einem durch Macht gesicherten Dasein entwickeln sich die wichtigsten materiellen und geistigen Besitztümer der Nationen. Machtverschiebungen kann eine große Erneuerung des nationalen Lebens entsprechen. Ja in Gestalt einer Hoffnung und Ahnung begegnet der Ausspruch: Wer die Macht will und wer die Kultur will, — vielleicht sind beide blinde Werkzeuge eines dritten, noch Unbekannten . . .? Dennoch bleibt als Grundton, daß die Kultur von der Macht nichts zu erwarten habe, und es wird eine Psychologie der Macht gegeben, die zwar an Karikatur streift, aber voll tiefer Beobachtung steckt. Macht sei Gier, die sich und andre nur unglücklich machen könne. Mächtige Regierungen

haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Geniale; denn alles müsse nach der „Brauchbarkeit" gehen. (Wobei einem der Ausspruch eines ehemaligen süddeutschen Ministers einfallen kann, mit zunehmendem Alter werde man immer dümmer und immer „brauchbarer" für den Staatsdienst). Vor allem aber wie ein Refrain: Macht und Staatseinheit hätten für Kultur kein Interesse; nur „Pfiffici" meinten, sie könnten dem geeinigten Staat ihr Kulturprogramm vorschreiben. Die großen Dynastien schreiben sich, gestützt auf ihren Militarismus und ihre Büreaukratie, selbst das Programm und lassen es sich nicht von unten, von der Kultur diktieren. Sie werden auch mit der Konkurrenz der demokratischen Bewegung fertig, und in diesem Sinne nennt Burckhardt den Krieg von 1866 eine „abgeschnittene Krisis ersten Rangs", in der sich die nationale Frage als die fraglos mächtigere gegenüber der konstitutionellen erwiesen habe, wonach die Macht ganz systematisch nach innen und außen von oben her organisiert werden konnte. Merkwürdig bleibt es ja, daß Burckhardt, der für alle gestaltende Form so fein mitschwingende Organe besaß, der gegenüber dem gleichsam wild gewachsenen mittelalterlichen Staat in einem bekannten Kapitel seiner Kultur der Renaissance den „Staat als Kunstwerk" analysierte, mit seinem Forminteresse angesichts des staatlichen Formtriebs versagte. Es war die Angst vor dem Mißbrauch staatlicher Einheit und Macht, die ihn auf dem Standpunkt Wilhelm von Humboldts beharren hieß. Trocken wird der Staat als Notinstitut abgefertigt, dem man nicht zuschieben solle, was der Freiheit und was der Gesellschaft gehöre. Daß der Staat direkt das Sittliche verwirklichen solle, wird als Ausartung und philosophisch-büreaukratische Überhebung bezeichnet. Bei der Doppelantipathie Burckhardts gegen demokratische Gleichheit, wirtschaftlichen Materialismus und gegen Staatsmacht drängt sich als unheimlichste Ahnung die Anziehungskraft auf, die er zwischen den demokratischen und den dynastischen Kräften herausspürt. Er sieht diese Verbindung kommen, und hätte er es erlebt, es würde ihn nicht verwundert haben, moderne Monarchen sich als Geschäftsführer der riesigen kommerziellen und industriellen Expansion ihres Landes selber einstellen, ja den Wunsch militärischer und maritimer Machtsteigerung als nationale Notwendigkeit durch das Motiv des Schutzes des Wirtschaftslebens plausibel machen zu sehen. Die amerikanische Demokratie, als Imperialismus mobil gemacht, der in der Konsequenz der gleichen Richtung liegt, hat Burckhardt nicht ahnen können; auch die Neu„idealisierung" der Macht als Organisierung der Rasse, den Erfolg dieser Theorien und Stimmungen und ihren wahrscheinlichen Einfluß auf künftige Gestaltungen hat Burckhardt nicht mehr erlebt[1]). Das aber, was er sah und voraussah, machte ihn hoffnungsarm. Den hochmütigen Optimismus des französischen Revolutionszeitalters findet er unüberwunden, ja gesteigert in den vereinigten Kräften des Erwerbs- und Machtwillens lebendig. Die moderne „Kultur" wiegt bei Burckhardt nicht als Kultur; daß sie sich das leichte Geldverdienen als Fort-

[1]) Lasaulx setzt sich in seinem mehrerwähnten Buche von 1856 mehrfach mit Gobineau auseinander. Burckhardt hat das ignoriert.

schritt und gar als sittliche Superiorität gutschreibe, erregt seinen Spott, und fragend sieht er sich um, von wo der Umschlag und die Erneuerung des Lebens kommen könne.

Diese politischen Meinungen hängen aufs engste mit Burckhardts historischen Erfahrungen und Urteilen zusammen. Jeder Despotismus flößt ihm Grauen ein; er nennt Ludwig XIV. ein mehr mongolisches als abendländisches Ungetüm und kann die Kunst des grand siècle, als aus Unfreiheit erzeugt, nicht hoch bewerten. Von Zwangsgewalt, Machtgebrauch und Machtmißbrauch des Staates hat ihm die Geschichte die stärksten Eindrücke beigebracht, zumal wo es sich um erfolgreiches Eingreifen in die religiösen Bereiche handelt. „Für eine Religion", wird einmal angemerkt, „ist die geistige Abwendung einzelner Kategorien der Bevölkerung (sei es als Sekte, sei es als gebildete reflektierende Sozietät) belanglos. Die gebildeten Stände, die durch Kultureinflüsse der herrschenden Religion entzogen sind, kehren wohl wieder zu ihr zurück oder arrangieren sich wieder mit ihr aus Klugheitsrücksichten". Dagegen vor dem Eingreifen der Staatsgewalt, wenn sie konsequent gehandhabt wird, unterliegen alle Religionen. Ohne die Kaisergesetzgebung von Konstantin bis auf Theodosius würde die römisch-griechische Religion noch bis heute leben. Dieselbe furchtbare Macht des weltlichen Arms wird genugsam durch das Schicksal der Reformation und die Gegenreformation erwiesen. Alles, was Burckhardt vom Staat historisch erlebt hat und beargwohnt, wird doppelt von Religion und Kirchen in dem Fall befürchtet, wo sie versteinernd ein heiliges Recht über die ganze Kultur breiten. Hierfür ist ihm der Islam das eigentliche Paradigma, eine furchtbar kurze und trostlos einfache Religion, die bei grenzenloser Beschränktheit ihren Bekennern einen „diabolischen" Hochmut des Besserseins einzuflößen vermag. In dem ganzen ungeheueren Bereich islamischer Welt findet sich außer bei Derwisch und Sufi kein Raum für Freiheit gelassen. Burckhardt war — und ich kann hier das Buch aus dem persönlichen Eindruck seiner Vorlesungen ergänzen — von den wenigen deutschen Professoren, denen man gern ein Recht, so zu urteilen, zugestand. Denn überall hatte er die Quellen, wenn auch nur in Übersetzung, gelesen und war selbst in der Geschichte von Byzanz und dem Islam bis in die Einzelheiten der Sektengeschichte und der Literatur hinein in einer Weise beschlagen, wovon andre, profan- wie kirchengeschichtliche Vorlesungen, dergleichen man bei uns gewöhnt war, himmelweit abstachen. Kompendienweisheit teilte Burckhardt nicht aus. Alles war aus der unmittelbaren Überlieferung geschöpft. Über nichts habe ich ihn so wegwerfend urteilen hören wie über den Koran; es sei ein elendes und ganz und gar langweiliges Buch, in dem es unmöglich sei, drei Seiten hintereinander zu lesen. (Ich habe später die Probe gemacht und muß sagen, die Monotonie ist doch nicht der zulässige Maßstab. Was wäre die Bibel, wenn sie nur aus den Propheten und Episteln, also allein aus Predigten, bestünde, und wenn die historischen Partien Alten und Neuen Testamentes weggeschnitten würden!) Dieses Urteil weist auf den Punkt, an dem Burckhardts Empfinden aufs leidenschaftlichste reagierte. Am Grab aller individuellen Kultur sah er nur die vollkommene Hoffnungslosigkeit.

„Wer die Moslemin nicht ausrotten kann oder will, läßt sie am besten in Ruhe“ [1]).

Solange Burckhardt eine legendarische Persönlichkeit war — und das blieb er eigentlich bei seinen Lebzeiten —, konnte man als eine seiner Sonderbarkeiten erzählen hören, daß er, obwohl Basler, dem Protestantismus abgeneigt, dem Katholizismus aber als einer kunstfreundlichen Religion wohlgesinnt gewesen, derart, daß das ästhetische Verhalten in seinem Wesen den Ausschlag gegeben habe. Nun man Burckhardt immer deutlicher kennen lernt, werden jene Aussagen auf ihr gehöriges Maß zurückgeführt, wenn nicht überhaupt als völlige Irrtümer erwiesen. Man wundert sich fast, das Staatskirchentum der Reformation so unbefangen von ihm gewürdigt zu sehen. Indem er in der Anlehnung an die Staatsgewalt eine notwendige Defensive und Rüstung zur Erhaltung eines sonst gefährdeten Kernes erblickt, beweist er genugsam realpolitischen Sinn, um nicht mit so manchen kläglichen Besserwissern Luthern anzuklagen, daß er seinen Protestantismus „verdorben“ habe [2]). Die Urteile über den Katholizismus lauten verschieden, je nachdem er Religion oder Kirche ins Auge faßt. Die wechselnden Beziehungen zur Kultur werden fein und fast liebevoll beobachtet. Die Hierarchie aber, die er als solche fast „religionslos“ nennt und die Kirche als politisches Macht- und Polizeiinstitut mit der fixen Idee der Einheit, wertet er wie den staatlichen Despotismus, ja wegen des offensichtlichen Wesenswiderspruches noch ungünstiger. Kein Gregor VII., kein Innocenz III. und Sankt Bernhard findet vor ihm Gnade. Hierin ist Burckhardt von Anfang an entschieden gewesen, wovon man sich bereits in seinem ersten großen Buch, im Konstantin (1853) bei der Beurteilung des Athanasius überzeugen kann (ebenda S. 243 das echt Burckhardtsche Urteil über Hierarchen), den sogar Gibbon in freierer Bewunderung zu feiern über sich gewann. Das Vatikanum von 1870 ist Burckhardt „unverständlich und dunkel“, eine unermeßliche Erschwerung der ganzen Stellung des Katholizismus in der Welt. Seitdem sei sowohl für den Staat wie für die Kirche nur noch ein Ausweg: Trennung der Kirche vom Staat, eine Wohltat für den Staat, wenn er die „Komplizität zweier Konservatismen“ auflöse, die dem Staat längst eine Verlegenheit geworden ist. Eine Wohltat für die Kirche, wenn sie sich wieder mehr auf ihre inneren Kräfte verlasse und, statt beim Staat vor Anker zu liegen, schwimmen lerne, um wieder Element und Beleg der Freiheit zu werden.

Man sieht, was so vielen unter uns die Gemüter erregt und die Phantasie erfüllt, der Machtnimbus, sei es als nationale Größe, sei es als

---

[1]) Wir haben hier den Einzelfall einer sehr starken Differenz mit Goethe, der, wie seine mannigfachen Zeugnisse erkennen lassen, eine große Hochachtung vor dem Islam besaß.

[2]) Außerhalb seines Gesichtsfeldes lagen die Mächte des protestantischen Individualismus und ihre neuerdings in helles Licht gerückten Zusammenhänge mit der neuen Kultur. Man sehe die bahnbrechenden Untersuchungen von Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus im 20. und 21. Band des „Archivs für Sozialwissenschaft“ und Ernst Tröltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München, Oldenbourg. 1906.

kirchenpolitische Kraft, er hatte über Burckhardt keine Gewalt, er stritt wider seine tiefsten Einsichten und Überzeugungen, er stieß auf sein unausrottbares Mißtrauen, und dieses Mißtrauen verdichtet und erklärt sich mit dem Urteil: Die Macht ist an sich böse.

V. Burckhardt der Moralist.

Die konservative Moral Burckhardts, seine moralische „Borniertheit" wird bei dem Verfasser der „Kultur der Renaissance" vielen, wenn nicht allen etwas Überraschendes sein. Als radikaler Individualist galt er nicht nur Nietzsche, sondern aller Welt. Im November 1879 schreibt Gottfried Keller in einem Briefe (Bächtold, Gottfried Kellers Leben, Bd. III, S. 427): „Ich habe neulich wieder Jakob Burckhardts ‚Kultur der Renaissance' durchgelesen, und aus seinem homogenen Geiste ein Heimweh nach jener Welt davon getragen, die freilich nicht die unserige ist." Dieser der Renaissance angeblich „homogene" Geist ist Burckhardt nicht gewesen; ein „Prediger" der Renaissance ist er nicht gewesen; er war im Herzen ein Antimacchiavellist, genau wie Christoph Friedrich Schlosser. Sein Buch war rein ästhetisch-historisch gemeint und enthielt sich, die Dinge vom sittlichen Standpunkte zu bewerten. Aber aus diesem Schweigen zu schließen, es sei eine Art Evangelium bestimmter Inhalte und Vorbilder, wäre der größte Irrtum[1]). Der Unterschied zwischen der „Kultur der Renaissance" von 1860 und der „Griechischen Kulturgeschichte" von 1880 ist lediglich, daß später die Zurückhaltung des Moralisten aufgegeben worden ist. Über Burckhardts wahre Gesinnung ist kein Zweifel möglich, seit die „Griechische Kulturgeschichte" und seit die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" gedruckt sind.

Man kann eine Art Probe darauf machen, wenn man die Würdigung des Mittelalters bei den Männern der Renaissance und bei Burckhardt vergleicht. Dort die schärfste Ablehnung und Verachtung, ein übertrieben feindseliges Gefühl von Partei- und Epochengegensatz; bei ihm das offenste Verständnis für das „Individuelle" und Freie im Mittelalter. Umrungen von allen Gefahren ungesicherten Daseins (von der mangelnden „Sekurität" war schon zuerst die Rede), habe es der Nachwelt ein wertvolles Erbe von Unabhängigkeit überliefert; durch die verschlungensten Sonderbarkeiten des Lehenswesens, durch alle Machtzerstückung und Unbehilflichkeit des mittelalterlichen Staates atme die Möglichkeit, Tugenden und Untugenden und echte Freiheit zu entwickeln. In der reichen und zusammengesetzten Persönlichkeit Burckhardts war ein gutes Stück mittelalterlichen Erbes. Er war geborener und überzeugter Anhänger und Parteigänger des Kleinstaates; er besaß dessen Fanatismus, und als Baseler widmete er dem Züricher einen Haß, der kein andrer war als der mittelalterliche Kommunalhaß italienischer Prägung, wie er

[1]) Soweit ich weiß, hat das noch niemand ausgesprochen. Außer Carl Justi in Bonn, der in seinem Buche über „Michelangelo" (S. 194), wo er sich mit den Auffassungen von Burckhardts „Cicerone" auseinandersetzt, das Richtige völlig deutlich gesehen hat.

in agonaler Nebenbuhlerschaft Mailand und Lodi, Florenz und Siena zerriß. Kleinstaaterei ist Mittelalter, und Burckhardt war überzeugt, daß der Kleinstaat als Verwirklicher der Freiheit ideell die Vorteile des Großstaates samt dessen Macht aufwiege. Vielleicht würde man seinem Empfinden nahe kommen, wenn man sein Interesse für Renaissance als Neigung für dasjenige Mittelalter bezeichnen würde, das aus der Scheu und Bevormundung der Hierarchie herausgewachsen war. Dann würde sich die sonst verwunderliche Verteilung, daß er so ganz mittelalterliche Figuren wie Dante und Boccaz seiner Renaissance zurechnet, in einen Streit um Worte auflösen. Für seine historische Vorstellung gab es keine treffendere Analogie der Renaissance als die Epoche der antiken Welt, da die alten, furchtbaren Zwangsmächte zusammenbrachen und den individuellen Kräften Raum gaben. Nicht wie in unserm Mittelalter war es dort die Religion und Kirche, deren Macht im Wege stand: die heidnische Religion war eine Laienreligion, die geringen Widerstand leistete; sie hatte keine Priester und Dogmen. Wohl aber war es die staatliche Zwangsanstalt, die Polis, die zerbrechen mußte, und nun muß man die Schilderung im dritten Band der „Griechischen Kulturgeschichte" oder in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" lesen, wie die Poesie als Erzieherin den antiken Menschen entließ, damit ihn die Philosophie in Empfang nehme und zu Monotheismus, Atheismus, Pantheismus führe.

Einen Punkt gab es aber, über den Burckhardt all seine Neigung für die antike Blüte und für die italienische Renaissance nicht hinausbrachte. Er hielt die allerstärksten ethischen Vorbehalte aufrecht. Der „Heide" oder „Renaissancemensch" ist er nicht gewesen. Hier trennten sich seine Wege deutlich nicht nur von denen Nietzsches: so weit hätte er gar nicht zu gehen brauchen. Wenn er gewollt, hätte er den unbefangenen, gegenüber der Moral laxen politischen Standpunkt in der zeitgenössischen deutschen Geschichtschreibung finden können. Die an Ranke anschließende Historie ist zum mindesten nicht sittenrichterlich gestimmt, und in unsrer historisch-politischen Lehre ist die Unterscheidung von zwei Moralen und die Dispensation vom gewöhnlichen Sittengesetz im Staats- und Allgemeininteresse ein geläufiger Grundsatz geworden. Treitschke zitierte in seinen Vorlesungen über Politik mit Vorliebe und herzlicher Zustimmung, wenn er auf die Doppelzüngigkeit des Grafen Cavour zu sprechen kam, dessen Rede: „Mag mein Name, mag meine Ehre zugrunde gehen, wenn nur Italien einig wird!" Man pflegt dieses Verhalten als einen Fortschritt gegenüber Schlossers sittlicher Enge und Moralpedanterie zu verzeichnen, und so könnte vermutet werden, Burckhardt sei einfach auf dem Schlosserschen Standpunkt stehen geblieben und habe als kleiner Schweizer nicht mitkommen können, wo wir Deutsche von den hochgehenden Wogen des modernen nationalen Lebens in die Höhe getragen worden seien. Jener energische Ausspruch Burckhardts: die Macht ist an sich böse, ist ein Zitat aus Schlosser. Hier fand sich der angebliche Parteigänger der italienischen Renaissance mit dem Antimacchiavellismus Schlossers auf gemeinsamem Boden. Es sind solcher Berührungen noch mehr als eine. Was Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" vom Herzog von

Marlborough sagt, er habe das Verderben der neueren Zivilisation, den Papierhandel, über Europa gebracht und die Geldmacht gegründet, die mit den niedrigsten Triebfedern alles Hohe bekämpfe und in Verbindung mit der rohen, bezahlten Gewalt die neuere Menschheit in unauflösliche Fesseln schlage — das ist auch ein Stück Burckhardtscher Abneigung und Kritik seiner Zeit geblieben. Aber die Unterschiede gegen Schlosser sind doch ebenso groß. In Schlosser kam die bürgerliche Opposition gegen die Gesinnung der Höfe und Fürsten nicht ohne einen Beigeschmack von Rachsucht zum Wort. Das „vielgequälte Bürgertum", wie es einmal Erich Marcks bezeichnet hat, findet in ihm seinen Propheten. Daher seine Tadelsucht, die Beschränktheit eines noch unsicheren und daher zur Übertreibung geneigten Selbstgefühls, sein ethischer Hochmut. Wie sein Lieblingsdichter Dante teilt er als strenger Moralist seine Zensuren aus. Über die Unerbittlichkeit, mit der Dante eigenmächtig die ganze Vor- und Mitwelt in die Behälter seiner drei großen Räume einsperre, macht Burckhardt irgendwo im „Cicerone" eine sehr abfällige Bemerkung. Er fand darin einen sträflichen Hochmut. Die Freude am Mannigfaltigen war zu groß in ihm. Jede plebejische Ranküne, die sich leicht in Tugendschwärmerei hüllt, lag ihm fern; seine Abneigung gegen demokratische Mittelmäßigkeit war die stärkste. Wenn er dennoch, ein Schüler Rankes, aus dieser Schule hinauswuchs und offenbar in gewissen Stücken zur Defensive älterer, überwunden geglaubter Standpunkte zurückkehrte, so liegt in der Bewußtheit dieses Schrittes etwas hoch Auffälliges. Er war nicht bei Schlosser stehen geblieben, sondern er trat von Ranke wieder eine Wegeslänge zu Schlosser zurück. „Die Macht ist an sich böse", dieses heute schroff auszusprechen (oder 1870, wo man bereits frei wie durch ein offenes Portal in die neue Zeit hineinsehen konnte), klingt wie ein Protest gegen alle Gewohnheit unsrer Vorstellungen. Burckhardt stellt sich uns offensichtlich in den Weg. Was will er und wie kommt er in diese Rolle einer fast nach Märtyrerfreude schmeckenden Überzeugung und Bekennerschaft?

Nirgends zeigt sich die Nichtigkeit und Unfruchtbarkeit des geläufigen Rezeptes, jemanden aus seiner Zeit und Umwelt zu erklären, erschreckender als wenn man an die Psychologie großer Männer rührt. Mittelmäßigkeiten gehen restlos in ihrer Zeit auf; denn sie sind selbst nichts als Zeitlichkeit. Jene andern aber zeigen ein fast chaotisches Durcheinandergreifen von Bildungsschichten mannigfachster Vergangenheit, die in einem nie völlig zu enträtselnden Prozeß der Bildung des Individuums verarbeitet, zusammengeglüht und -geschmolzen worden sind.

Wenn sich Burckhardt angesichts einer rücksichtslosen und von allgemeiner Zustimmung getragenen Machtpolitik auf den moralischen (manche würden sagen: philistermoralischen) Standpunkt zurückzog, bietet sich zur Erklärung als nächste Möglichkeit, ob vielleicht an eine letzte Zuflucht christlich orientierter Moral zu denken sei.

Sein Verhältnis zum Christentum hielt Burckhardt für völlig geklärt, und zwar fast vom Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an. Das Wesentliche am Christentum sah er in der Askese und Außerweltlichkeit.

Schon im „Konstantin" (1853), am Ende des 9. Abschnitts, begegnet der Satz: „Es gibt überhaupt kein Verhältnis zur äußeren Welt mehr, sobald man gewisse Worte des Neuen Testaments ernstlich nimmt und sich nicht mit Akkomodationen durchhilft." Da sich die Neuzeit in der entgegengesetzten Richtung bewegt, schien es Burckhardt unmöglich, im Christentum die absolute Religion zu sehen. Die Unvereinbarkeit moderner Ethik und christlicher Moral war ihm eine ausgemachte Sache: „Man liebt das demütige Sichwegwerfen und die Geschichte von der linken und der rechten Backe nicht mehr. Man will die gesellschaftliche Sphäre behaupten, wo man geboren ist." Auf die Widersprüche religiöser Residua mit dem widerstandslos herrschenden modernen Geist hinzuweisen, wird er nicht müde, und hierin konnte er in Basel wohl seine besonderen Erfahrungen machen[1]). Glaubte er also in dem von ihm angenommenen spezifisch christlichen Sinn kein Kind Gottes zu sein, so wies er sich den Platz bei den Kindern der Welt an. Seine Freude an Kultur, wie er sie als Geschichtschreiber ausgedrückt hat, sein Sinn für die Kunst, das sind Goethesche Züge seines Wesens. Sein starker Empirismus, dessen Methodik die Geschichte nicht anders betrachten kann, als man Natur zu betrachten sich gewöhnt hat, sein Sensualismus, sein bestimmter Kunstgeschmack, der sich auf der Winckelmannisch-Goetheschen Linie hält, man kann das alles Mitgift des 18. Jahrhunderts nennen. Aber es blieb ein ganz großer Unterschied gegen das 18. Jahrhundert. Burckhardt teilte nicht dessen Optimismus, ja er nahm an diesem Optimismus den stärksten Anstoß. Es gibt kaum eine schärfere Grenzscheide der Geister als diese zu Beginn des 19. Jahrhunderts gezogene. Goethe, der noch den Blutreichtum und die Fülle des Jahrhunderts seiner Geburt besaß, hat gelegentlich in seinen letzten Jahren die Schwäche als den Charakterzug der neuen Zeit bezeichnet. Es war, als wenn mit den ungeheueren Erschütterungen der Revolutions- und Freiheitskriege ein überstarker Aderlaß die Menschheit geschwächt und hoffnungsärmer gemacht hätte.

Burckhardt hatte einen starken Eindruck von der großen Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller Dinge der Welt; in seinem selbstverfaßten Nekrolog merkt er diesen Zug schon für sein zwölftes Jahr, in dem ihm die Mutter starb, mit den Worten an, jener Eindruck habe seine Auffassung der Dinge bestimmt. Menschen, die ihn einigermaßen gekannt haben, waren doch über den enormen Pessimismus erstaunt, der in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" zutage tritt. Von einer Ansteckung durch Schopenhauer dürfte man nicht sprechen, denn dessen Erfolg (das Hauptwerk ist 1818, in Burckhardts Geburtsjahr, erschienen) gründete sich eben auf das immer steigende Entgegenkommen im herrschenden Empfinden.

Burckhardt gehörte zu den Naturen, die an der Zeitlichkeit leiden. Er haßte Zeitungen, Geschäft, Menschenvolk. Mit immer neuem Staunen sieht

[1]) Man lese die Stelle der Betrachtungen: „Man muß arbeiten und viel Geld verdienen, überhaupt der Welt alle mögliche Einmischung gestatten, selbst wenn man die Schönheit und den Genuß haßt, in Summa: man will bei aller Religiosität doch nicht auf die Vorteile und Wohltaten der neueren Kultur verzichten, und gibt damit wiederum einen Beweis von der Wandlung, in welcher sich die Ansichten vom Jenseits befinden."

er auf die Wandelbarkeit der Dinge. Der Geist, sagt er, ist ein Wühler. Er erbaut sich eine Wohnung in tausendfältiger Arbeit und Ausbreitung und Wert und Sicherheit, und dann zerstört er sein Haus und auferbaut mit demselben Ernst und demselben Mut ein neues. Die Geschichte mit ihren ungeheueren Anstrengungen und Zerstörungen berührte ihn als ein Schauspiel des Wechsels und der Vergänglichkeit aufs tiefste; die „eiskalte" Objektivität angesichts solcher Eindrücke war ihm unmöglich, und ein „Objektivtun" schien ihm Pose. Und nun im Vordergrund all dieser Verwandlung Gemeinheit und Habsucht auf ihren Wegen, Jämmerlichkeit und Elend. Soll man sagen: Burckhardt litt an dem Weltschmerz, der das Erbteil aller starken Idealisten ist? Sein Idealismus rettete sich damit, daß er die Welt nicht für ganz und gar glaubhaft und ernst nahm. Dies ist der Grund, weshalb ihm der Erfolg im Grund wenig imponierte. Inmitten einer Zeit, die sich gewöhnt hat, den Erfolg anzubeten, den Erfolgreichen, den Mächtigen und die Zahl „realpolitisch" einzuschätzen, konnte er, konnte sein Herz die Brutalisierung der Gefühle nicht mitempfinden; er mag nicht ewig die Tuba dem Triumphator ertönen lassen. Denn er konnte, unübertäubt von Triumphoden glücklicher Sieger, nicht darüber wegkommen, daß Jammer der Überwundenen Jammer bleibe.

Wieder erhebt sich hier die Frage, warum bei dieser Stellung zur „Welt" sich keine religiöse Lösung und Befriedigung im Christentum dargeboten habe. Burckhardt hatte ein sehr starkes religiöses Organ; er glaubte an etwas, das hinter dem Ablauf und der Flucht des Zeitlichen als ein einzig Wahres stehe, und wenn er es ablehnte, Christ zu heißen, so konnte er doch meinen (diese Äußerung habe ich von Professor Smend in Göttingen): Wir „blinden Heiden" sehen besser, wie hoch das Münster ist als die, die darinnen sitzen. Warum wollte er, der die weltflüchtigen Anfänge des Christentums mit unverhohlener Begeisterung verfolgte, der so teilnehmend die Modifikationen, die Verwandlungs- und Erneuerungsfähigkeit des Christentums beobachtet hat, warum wollte er ihm keine Möglichkeit zugestehen, sich mit der neuen Kultur fruchtbar zu berühren? Es ist nicht anders: auch die Großen halten Lieblingsirrtümer mit eigener Zähigkeit fest. Die Richtung, die in Ludwig Feuerbach das Wort nahm, und deren Eindruck auf Männer wie Richard Wagner und Gottfried Keller der stärkste gewesen ist, behielt Burckhardt in ihrem Bann [1]).

So griff denn sein religiöses Bedürfen, dem angesichts des Christentums und der modernen Welt der Mut gebrach, der zum Glauben gehört, zu einem Quietiv. Er hat darin mehr Genossen als man denkt: die Ermüdung am Zeitlichen und Irdischen, die ihn nach Frieden und nach Ewigem dürsten läßt, führt ihn zur Dichtung und zur Kunst. Was er bei den Griechen als den

[1]) Ich setze hier eine besonders charakteristische Stelle aus Kellers Sinngedicht her: „Wozu sind wir denn Christen," sagte die Mutter, „wenn wir das Wort des Herrn das erste Mal verachten wollen, wo es sich gegen uns selbst wendet." Erschüttert, mit sich selber ringend, rief Erwin, der mehr wußte als die Mutter: „O Mutter, Christus der Herr hat die Ehebrecherin vor dem Tode beschützt und vor der Strafe, aber er hat nicht gesagt, daß er mit ihr leben würde, wenn er der Erwin Altenauer wäre."

dunklen Wurzelboden einer herrlichen Poesie und Kunst erkannte, die pessimistische Grundstimmung des Lebens, dieses Verhältnis hatte er an sich erfahren und erlebt. Nur mit Ergriffenheit wird man die folgende Stelle aus den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" vernehmen. Vielleicht ist sie die empfundenste des ganzen Bandes.

„Die Poesie hat ihre Höhepunkte, wenn sie aus dem Strom des Lebens, des Zufälligen und Mittelmäßigen und Gleichgültigen heraus, nachdem sie vorläufig in der Idylle anmutig darauf mag angespielt haben, das Allgemein-Menschliche in seinen höchsten Äußerungen herausnimmt und zu idealen Gebilden verdichtet und die menschliche Leidenschaft im Kampf mit dem hohen Schicksal, nicht von der Zufälligkeit verschüttet, sondern rein und gewaltig darstellt, — wenn sie dem Menschen Geheimnisse offenbart, die in ihm liegen, und von welchen er ohne sie nur ein dumpfes Gefühl hätte, — wenn sie mit ihm eine wundervolle Sprache redet, wobei ihm zumute ist, als müßte dies einst in einem besseren Dasein die seinige gewesen sein, wenn sie vergangene Leiden und Freuden Einzelner aus allen Völkern und Zeiten zum unvergänglichen Kunstwerk verklärt, damit es heiße: spirat adhuc amor, vom wilden Jammer der Dido bis zum wehmütigen Volkslied der verlassenen Geliebten, damit das Leiden des Spätgeborenen, der diese Gesänge hört, sich daran läutere und sich in ein hohes Ganzes, in das Leiden der Welt, aufgenommen fühle, was sie alles kann, weil im Dichter selber schon nur das Leiden die hohen Eigenschaften weckt, und vollends, wenn sie die Stimmungen wiedergibt, welche über das Leiden und Freuen hinausgehen, wenn sie das Gebiet desjenigen Religiösen betritt, welches den tiefsten Grund jeder Religion und Erkenntnis ausmacht: die Überwindung des Irdischen."

Und nun zitiert Burckhardt Jesaias 60 und Calderon und in einigem Abstand Goethe: „Der du von dem Himmel bist . . ."

Von hier erleuchtet sich nun die Bedeutung, die das Studium der Geschichte für Burckhardt gehabt hat. Zum einen Teil war sie ein Quietiv wie Poesie und Kunst. Sein Beruf war ihm nicht Beschäftigung und Amt, sondern tiefste persönliche Befriedigung und Glück. „Das Offenhalten des Geistes für jede Größe ist eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glücks." Auf allen Wegen Erhebung zu suchen, ungehemmt, auch national nicht befangen, das Große zu empfinden, war der Durst seines Lebens. „Im Reich des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen könnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur, wir bevorzugen das Einheimische . . . Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem höheren und höchsten greifen, das man erreichen kann." Dieses Freiheitsbedürfen atmete leicht in einer Atmosphäre, die möglichst wenig Übereinkömmliches, Befangenes, Gebundenes, Zwangs- und Machtanstaltmäßiges enthielt und in der alles Geistige sich leicht entband. Zugleich mußte diese Freiheit den Luftdruck einer gewissen Kulturreife und -schwere wünschen, die den Dingen Maß und Stil gab. Wo dennoch Zeitliches nahe kam und drückte, gab es Flügel, sich in das Geisterreich zu erheben. So hatte schon Lasaulx gesprochen: „einen Vorteil wollen wir uns, die wir studieren gelernt haben, nicht entreißen lassen, daß wenn uns die Gegenwart nicht gefällt, wir unsre verstorbenen Freunde aller Länder und Zungen zu einem philosophischen Gastmahl einladen und mit ihnen Gespräche pflegen, wie sie uns und ihnen genehm sind."

Man würde eine solche Abkehr von der Gegenwart und ein Schwelgen in idealisierten Vergangenheiten egoistischen Genuß nennen und sirenenhafte Betäubung. Aber Genußmittel der Phantasie, Quietiv ist die Geschichte für Burckhardt wohl streckenweise gewesen. Darüber stand ihm selbstlos strenge Betrachtung, und hier öffnet sich der Einblick in ganz andre Bahnen als die des Ästheten und des gewissenlosen Künstlers.

Burckhardt hatte ein Kredo. Wäre die Geschichte ein bloßes Veränderliches, so wäre sie ein Spiel. Er spürte zu deutlich, daß er als Einzelgeist teil habe an einem großen Rätselhaften, das ihm Verehrung abgewann und das ihm an Ewigung Anteil gönnte. Über aller Verwandlung stand ihm ein dauerndes, ein Rest des Gewesenen, der nicht unterging, vielleicht nicht untergehen durfte. Die Kontinuität der Überlieferung, wie sie ihm in den großen Erscheinungen des römischen Philhellenismus, der die griechische Kultur gerettet hat oder in der mittelalterlichen Kirche, die die Literatur des Altertums bewahrt hat, entgegentrat, war ihm sichere Gewähr der Dauer und Bedeutung des Menschengeistes. Theoretisch und praktisch war ihm die Macht der Überlieferung unabweislich. Praktisch hielt sie ihn von allem Radikalismus fern und machte ihn zum stärksten Hasser des politischen Radikalismus. Zugleich aber schien ihm in der Kontinuität ein metaphysischer Beweis für die Bedeutung der Dauer des Menschendaseins zu liegen. „Das Bewußtsein des Zusammenhangs muß in uns leben. Denn wir wissen nicht, ob ohne unser Wissen davon ein Zusammenhang des Geistigen vorhanden wäre." So konnte er wörtlich und im Ernst von seiner Religion der Überlieferung sprechen. Die Verehrung der Überlieferung war ihm Religion. Der Historismus des neunzehnten Jahrhunderts offenbart sich hier mit unbeschreiblicher Klarheit. Neben den Naturwissenschaften und auf gleichen Wurzeln mit ihnen sich erhebend, ist er die stärkste geistige Großmacht der Zeit gewesen [1]).

Ist nun der menschliche Geist so angelegt, daß selbst die reinste Betrachtung einer Verankerung in dem Bedürfen und der Befriedigung unsrer praktischen Vernunft bedarf? Die Geschichte des Historismus kann noch nicht geschrieben werden. Mit hinreichender Deutlichkeit zeigen sich indessen zweierlei Richtungen. Die eine hatte das praktisch belebende Vorurteil von Machtgedanken, Machtformen, Ideen, die sich emporkämpfen, Zwecken, die sich befriedigen wollen. Die andre hatte ein Mißtrauen gegen Machtgedanken, gegen bestimmte Machtformen, gegen Zwecke oder Ideen, die sich, koste es, was es wolle, durchsetzen müssen. Das praktisch Gewisse schien ihr das Sittengesetz, das durch keinerlei Teleologie ins Wanken gebracht werden dürfe. Für Burckhardt war sein Skeptizismus die eine Wurzel seines Moralismus; er ergänzt ihn ganz wesentlich, indem er jede Zweckkonstruktion und Legitimierung der Immoralität als nichtig zurückweist.

Dieser felsenfeste Moralismus Burckhardts tritt in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" auf jeder Seite hervor und gibt den unmißverstehbaren Kommentar für die Weltanschauung des Verfassers der „Kultur der Renaissance".

[1]) Hier möchte ich an die Kapitel 2 und 3 meines Buches, „Kampf um die neue Kunst", erinnern dürfen.

Daß aus Bösem Gutes, aus Unglück relatives Glück geworden ist, folgt daraus, daß Böses und Unglück nicht anfänglich waren, was sie waren? Jede gelungene Gewalttat war böse und ein Unglück und allermindestens ein gefährliches Beispiel. Die Weltgeschichte kennt Wirkungen des Bösen, die jeden Glauben an Recht und menschliche Güte zerstört haben. Und weiter. Wenn man politische Verbrecher und Verbrechen in der Überzeugung absolviert, daß der Vorteil einer Gesamtheit, eines Staates oder Volkes, etwas so unveräußerliches sei, daß er durch nichts auf ewig beschädigt werden dürfe . . . sind denn Nationen wirklich etwas so unbedingtes, a priori zu ewigem und mächtigem Dasein berechtigtes?

Burckhardt sagt: sie sind es nicht, und das Begünstigen des großen Verbrechers hat auch für sie die Schattenseite, daß dessen Missetaten sich nicht auf dasjenige beschränken, was die Gesamtheit groß macht, daß die Abzirkelung des löblichen oder notwendigen Verbrechens in der Art des „Principe" ein Trugbild ist. Zu dieser demoralisierenden Rückwirkung auf den einzelnen kommt nun aber die Erschütterung der allgemeinen Sittlichkeit, die Demoralisierung des Ganzen durch die Macht des Beispiels. Eine Nation pflegt das Glück, einen sehr großen Mann besessen zu haben, nicht billig zu bezahlen, und wo ein großer Napoleon war, melden sich bald kleinere, die sich für jenen halten und nach seinem Maßstab wirtschaften. Der Egoismus, der in gefährlichen Augenblicken dem Ganzen und dem Großen als berechtigt zugebilligt wird, läßt sich nicht bannen und schiebt schließlich auch in privaten Grenzen jede Zurückhaltung als Philistermoral zur Seite. Natürlich trifft, was hier der profangeschichtlichen Erfahrung entnommen ist, ebenso die Geschichte der Religionen. Die Männer „nach dem Herzen Gottes", von denen das Alte Testament spricht, sind von Konstantin dem Großen und von Chlodwig nicht verschieden; um des religiösen Verdienstes willen wird ihnen alle Ruchlosigkeit nachgesehen. Indem also die Religionsgeschichte dem Verbrechen Absolution erteilt, bringt sie die Religion in den nämlichen Konflikt mit der Moral, wie im andern Fall die politische Raison sich über die Moral hinwegsetzt.

Bedenken dieser Art wirken doppelt eindrücklich bei einem Mann, der für alle Größe den offensten Sinn hat, der in der Ökonomie des Weltganzen große Männer für notwendig und erziehlich hält, und der sich vor dem großen Geheimnis beugt, daß eine „Koinzidenz des Egoismus des Individuums mit dem, was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Gesamtheit nennt, sich zeigt", Ahnungen oder Einsichten, wie sie ähnlich gegen Ende des zweiten Teils von Goethes „Faust" begegnen. Liegt nun darin eine Rechtfertigung oder eine Art von Rechtfertigung des Bösen in der Welt, als sei es ein providentielles Werkzeug des Guten?

Burckhardt lehnt das deutlich ab, und steht mit seinem Glauben an das radikal Böse Kant näher als der Meinung Goethes. Das Böse bleibt böse, unabhängig von den Folgen. Dieser sein Wertmaßstab ist unverrückbar, und um so mehr, als andre Wertmaßstäbe nicht anerkannt werden. Wer religiöse oder nationale Zwecke und Ideen verficht, findet darin leicht die Indemnität für böse Mittel. Burckhardt ist zu vorsichtig und skeptisch, um auf diesen

Boden zu treten. Wenn er die Gründung des Imperium Romanum sieht, das darin sich ausbreitende Christentum und die Übermittlung all dieses Erbes an die Germanen, so spricht er wohl von einem „uns recht scheinbaren weltgeschichtlichen Zweck"; er gibt im Lauf der Dinge der Zivilisation gegen die Barbarei recht; er fühlt „höhere Notwendigkeiten"; er konstatiert das Recht des Stärkeren, nicht nur in der Natur, sondern auch ein großes Stück weit in die Menschengeschichte hinein. Aber der Einwand bleibt, der Stärkere sei noch lange nicht der Bessere; es bleibt der Einwand, wir wüßten nichts von Zwecken und dann: selbst wenn solche existierten, könnten sie nicht auf andre Weise erreicht werden? Teleologie ist Wunsch; unser Wünschen ist blind, und wir halten für Torheit, was wir ein andermal für Weisheit hielten. Unsre Weltpläne und Programme sind verkappte Wünsche. Wünschbarkeit als Maßstab ist trügerisch. Auch ist doch vielleicht nichts in der Welt notwendig. Wie vieles ist Zufall, Gunst der Stunde, entscheidendes Zugreifen der Persönlichkeit!

Teleologie und Optimismus, der Glaube, daß immer höhere Zwecke gesetzt werden, immer mehr Fortschritt sich geltend macht, sind keine selbstverständliche Verbindung. Vom Buch Daniel der Bibel an (ja aus der Heidenzeit herüber) zieht sich über Augustin durch das ganze Mittelalter eine pessimistische Teleologie. So sehr Burckhardt gegen den „wohlfeilen" Optimismus der Fortschrittsseligkeit gestimmt ist, die pessimistische Wendung macht ihm die Teleologie um nichts annehmbarer. Sein Skeptizismus hält ihn dagegen gefeit, und so bleibt dieser Skeptizismus, als welcher sich gegen Zwecke als täuschende Illusionen und gegen gewissenlose Mittel als Diener dieser Zwecke verschließt, der untrennbare Gefährte seines Moralismus. Dieser Moralismus ist aber der harte Kern von Burckhardts Persönlichkeit, es ist der Felsen, auf den er gebaut ist. Wenn man ihn für einen eigensinnigen Individualisten gehalten und seine Antipathien gegen politischen, kirchlichen, demokratisch gleichpressenden Druck für etwas erfreulich Unmodernes und Antisoziales begrüßt hat, so erkennen wir jetzt den Punkt, an dem er Halt machte. Dieser Punkt lag diesseits von Gut und Bös, und sein Moralismus war der Ausdruck eines starken sozialen Empfindens. Man kann es auch anders und ohne aktuelle Farbengebung aussprechen.

Von der Wurzel des deutschen Idealismus her blieb das Vermächtnis Schillers in Burckhardt lebendig. Die Freundschaft Goethes und Schillers ist seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den meisten unverständlich und gleichgültig geworden. Nicht so für Burckhardt. Sie war und blieb ihm ein starkes geistiges Erlebnis, und seine Seele behielt die Wärme, die von jener verdoppelten Glut ausstrahlt. Daß er Goetheisch empfand und zugleich Schillerisch blieb, hierin ragt er vielleicht am fühlbarsten über seine Zeit und die Zeitlichkeit hinaus. Hierin liegt eine starke Gewähr für die Fortwirkung seines Geistes.

Das Aufleben Ägyptens und Lord Cromer.

Vom

Grafen von Leyden.

Das Opernhaus in Kairo füllte am 4. Mai d. J. eine Menschenmenge, wie sie bisher kein Stern des Gesanges dahin gezogen. Das Parterre und die Logen des schmucken Hauses waren von der ganzen offiziellen Welt Ägyptens, der Auslese der fremden Kolonien, der levantinischen Gesellschaft, einheimischen Scheiks und Notabeln besetzt, von denen viele aus der Provinz herbeigeeilt waren und in ihren malerischen Gewändern dem Bilde den Glanz der Farbe verliehen.

Dieses seltsam zusammengesetzte Auditorium war gekommen, um dem scheidenden „ungekrönten König Ägyptens", dem Earl of Cromer, eine letzte Huldigung zu bereiten, der in dem kurzen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren der vieltausendjährigen Geschichte des Landes ein glänzendes Blatt eingefügt hat.

Die diplomatische Seite seiner Erfolge gelangte dabei in dem Umstande zum Ausdruck, daß es ein Franzose war, der in warmen Worten dem abgehenden Staatsmann die Abschiedsgrüße der Anwesenden vermittelte, wenige Jahre, nachdem das Auftauchen des Kapitäns Marchand in Faschoda am oberen Nil alten Rivalitäten der Westmächte neue Nahrung zuzuführen schien.

Nach der Ansprache des Grafen Sérionne erhob sich der Gefeierte, noch Spuren schweren Leidens verratend, und gab den Versammelten einen kurzen Abriß seines Wirkens, unter Hinweis auf die der Zukunft vorbehaltenen Aufgaben und unter Betonung der Fortdauer der britischen Okkupation und Kontrolle. Seine Kräfte schienen sich erholt zu haben, als er in dankbarer Rührung seiner ägyptischen Mitarbeiter, seiner europäischen Freunde und des Stabes der ihm unterstellten englischen Beamten in ägyptischen Diensten gedachte, von denen manche der Tüchtigsten teils nicht mehr unter den Lebenden weilten, teils andre Wirkungsfelder erhalten hatten. Lord Cromer wandte sich hierauf gegen die zu neuem Leben erwachte nationalistische Bewegung, richtete ernste Worte an deren Führer, gab auch dem Kalifen Abbas Hilmi zu verstehen, wie gefährlich es für ihn sein würde, seine Schicksale so unberechen-

baren Faktoren anzuvertrauen, und schloß seine Rede mit der Aufforderung: „Seid alle guten Mutes!"

Während brausender Beifall durch das Haus erschallte, mag der von der Bühne Abtretende seines einst von sich selbst gebrauchten Wortes gedacht haben: „Il n'y aura qu'un Anglais de moins."

Draußen in der Sommernacht wogte das einheimische Volk, glänzten die vollbesetzten arabischen Kaffeehäuser im Schein von tausend Lichtern, predigten Agitatoren die neue Lehre: „Ägypten für die Ägypter". Englische und ägyptische Patrouillen durchzogen die Straßen, aber die erwarteten Gegendemonstrationen fanden nicht statt, und es dürfte noch eine Weile dauern, bis der Segen parlamentarischer Einrichtungen über ein Volk niedergegangen sein wird, dem die Voraussetzungen der Selbstbestimmung seiner Schicksale noch zum größten Teil fehlen.

Die Methoden einer wirksamen Kolonialpolitik sind in den letzten Monaten auch in Deutschland mit einem früher mangelnden Ernste erörtert worden. Parlamentarische Debatten sowohl als unerquickliche Gerichtsverhandlungen haben klargelegt, daß es in dem komplizierten Räderwerk des heutigen Lebens bedeutender Anstrengungen bedarf, um eine dauernde kulturelle Tätigkeit auf jungfräulicher Erde zu entwickeln; daß das Gebaren von Konquistadoren unsern Bedürfnissen nicht entspricht und doch anderseits ein festes, zielbewußtes Auftreten unentbehrlich ist, und es die gefährlichste Illusion wäre, zu glauben, daß dem Naturzustande näherstehende Völker uns für alle Gaben unsrer sogenannten Zivilisation aufrichtig dankbar wären, die uns selbst nicht immer zum reinsten Glücke gereichen.

Unter eigentümlichen Verhältnissen, in einem Lande, das dem verwickeltsten internationalen Regime untersteht, das wir kennen, hat auch Lord Cromer seinen Weg tastend suchen müssen und gefunden, und eine kurze Darstellung des Wirkens des mir eng befreundeten Mannes zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen, wobei mich die Hoffnung leitet, daß der Gegenstand von allgemeinerem Interesse sein könne.

I.

Während der Sand Ägyptens dem unermüdlichen Forscher noch fortwährend die ältesten Wunder der Menschheit enthüllt, scheint dessen jüngere Geschichte von der türkischen Eroberung im Jahre 1567 bis zum Abenteuer Bonapartes im Jahre 1798 nur über die Oberfläche hinweggefegt zu sein und hat außer arabischen Denkmälern und dem tief in das Volk eingedrungenen Geist des Islam keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Erst der Albanese Mohammed Ali, den die Pforte im Jahre 1806 als Vali nach Ägypten sandte, begründete nach Vernichtung der Mamelucken eine kraftvolle eigene Herrschaft, wurde Stammvater der heute herrschenden khedivialen Dynastie, rebellierte schließlich sogar gegen den Großherrn und führte seine Waffen durch Syrien bis an die Tore von Konstantinopel. Dem von Frankreich unterstützten, von dem englischen Minister Lord Palmerston energisch bekämpften Mohammed Ali wurde der Lorbeer, den er seinem Sohne Ibrahim verdankte, im Augenblicke des größten Erfolges wieder entrissen,

und eine kurze heroische Phase der Geschichte des Nillandes hatte ihr Ende gefunden.

Unter den Nachfolgern Abbas und Said Pascha hielt die in ihren Wirkungen bald verhängnisvolle „Pénétration Pacifique“ von seiten Europas ihren Einzug in Ägypten, indem zunächst der Engländer Stephenson 1852 die Bahn von Alexandrien nach Kairo baute, die Bank von Sachsen-Meiningen zehn Jahre darauf das fruchtbare Beispiel einer ersten ägyptischen Anleihe von 8 Millionen Talern gab, und endlich Ferdinand v. Lesseps die Konzession für den Durchstich des Isthmus von Suez erhielt.

Inzwischen war Mohammed Alis Geist gewichen, weder der wüste Abbas noch der unbedeutende Said, noch des letzteren Nachfolger, Ismail Pascha, waren sich der Tragweite der Wandlungen bewußt, die das blühende Land unter dem wachsenden Einflusse westlicher Strömungen dem Schiffbruch entgegenführen sollten.

Mit aufgeklärtem Despotismus, ungemessener Verschwendungssucht und Ausgelassenheit verband der im Jahre 1859 zur Regierung gelangte Ismail den Firnis europäischer Bildung, eine gewisse Gutmütigkeit und die Gabe, sogar gewandte Beurteiler über seine eigenen Schwierigkeiten auch dann noch zu täuschen, als seine Lage längst eine verzweifelte geworden war. Das sprungweise Steigen des Preises der ägyptischen Baumwolle nach dem Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges bestärkte Ismail im Glauben an die Unerschöpflichkeit seiner Hilfsquellen. Ein Besuch des Sultans Abdul Aziz in Kairo bot Ismail Anlaß, um von ihm den Titel „Khedive“ und einige Zeit später die Abänderung der mohammedanischen Erbfolge zugunsten des Rechtes der Erstgeburt zu erlangen. Der geistreiche Großvezier Fuad Pascha stellte die Preise hoch; denn abgesehen von 1 Million Mark, die in die vizirielle Tasche flossen, erfuhr dafür der Tribut Ägyptens an die Türkei eine jährliche Erhöhung von 7 Mill. Mark, fast das Doppelte des bisherigen Betrages.

Das bestimmende Element für die seltsamen Schicksale, die Ägypten in den letzten fünfzig Jahren durchlaufen hat, wurde aber die von Said Pascha erteilte Konzession zum Bau des Suezkanals, eine Idee, die so wenig der Originalität von Lesseps zugeschrieben werden kann, daß sie den Orient schon vor Tausenden von Jahren beschäftigt hat und dem Genie Napoleons I. als vollendete Tatsache vor Augen zu stehen schien. Trotzdem gebührt dem großen Franzosen das alleinige Verdienst, unter Schwierigkeiten aller Art vollendet zu haben, woran so viele gescheitert waren, und es bleibt Ismails einziger Ruhmestitel, daß er dem Projekte seine Hilfe nie wirklich entzogen hat. Freilich mußte das Land, dem aus dem Suezkanal keine direkten Vorteile erwuchsen, zu den 400 Mill. Mark, die das Werk gekostet, die Hälfte beisteuern, über 20000 Fellachen mußten durch Jahre Frondienste dort verrichten, die Kanalgesellschaft selbst für Verluste entschädigt werden, die ihr aus der Opposition Englands gegen der ersteren gewährte territoriale Vorteile längs des Wasserweges entstanden waren. Denn die öffentliche Meinung Englands erwachte nur sehr langsam zur Erkenntnis der immensen Gelegenheiten, die ihm das Werk des Franzosen in die Hände spielte.

Wenn Ismail Pascha es einerseits mit Reformen, wie Anlagen von Häfen und Leuchtfeuern, Gründung von Schulen, Verbesserung von Verwaltung und Landwirtschaft versuchte, so geschah es größtenteils, um Europa zu blenden und Geld zu erhalten. Sein Größenwahn, seine Expeditionen nach dem Sudan, seine Prachtliebe und sein Landhunger rissen ihn gleichzeitig in unberechenbare Ausgaben, so daß während seiner Regierung die öffentliche Schuld des kleinen Landes von 80 Millionen auf 2 Milliarden Mark anwuchs, und gleichzeitig der durch Steuern und Kriegsdienste erschöpfte Fellache am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt war. Man hat berechnet, daß der Khedive in zehn Jahren ein Fünftel des bebauten Landes, etwa 10 Millionen Morgen, für sich selbst erworben hat.

Das Jahr 1869 brachte die Apotheose Ismails: die feierliche Eröffnung des Suezkanals, eine Mischung von orientalischem Pomp und geschmackloſem europäischen Aufwand, aber gleichwohl ein in seiner Art einziges Fest, das gewissermaßen den Abschluß einer politischen Ära bilden sollte. Ein Augenzeuge, der englische Publizist Mr. Dicey, bewunderte dort nächst der blühenden Gestalt unsres Kronprinzen Friedrich Wilhelm die anmutige Erscheinung der Kaiserin Eugenie auf dem Ballfeste, das Ismail in dem eigens erbauten Palast von Tismah gab[1]). Derselbe sah die entthronte Kaiserin zehn Monate später auf einem Londoner Bahnhof allein in einen bescheidenen Mietswagen steigen.

Nachdem bald darauf die Pforte, um sich den eigenen Markt nicht zu verderben, die Genehmigung zur Aufnahme neuer ägyptischer Anleihen versagt hatte, wurde es Ismail um die Mitte der siebziger Jahre unmöglich, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, der Staatsbankrott war zur Tatsache geworden. Er hoffte aber noch immer, durch geschicktes Manövrieren zwischen den Interessen der an der Einlösung des Coupons hauptsächlich beteiligten Mächte, namentlich Frankreichs und Englands, seine persönliche Macht zu retten.

Der bedeutendste Staatsmann, den Ägypten sein eigen nennen konnte, Nubar Pascha, sah die Not wohl auf allen Seiten hereinbrechen und neigte damals dazu, England, als dem geringeren Übel, ein Schattenprotektorat anzubieten. Er stieß aber bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Derby, auf entschiedenen Widerstand.

Ismails Hoflager war in jenen Tagen von Ränkespinnern, Abenteurern, Wucherern und Intriganten aller Art umschwärmt, und Mr. Dicey erzählt, daß, als einer dieser Herren im Palaste von Abdin an einem offenen Fenster stand, Ismail einem Zeremonienmeister zurief: „Schließen Sie das Fenster, wenn der Herr sich erkältet, richtet er an mich eine neue Forderung von 10000 Pfund.“

In solcher Gemütsstimmung schlug der von so vielen Seiten Bedrängte schließlich den Regierungen Frankreichs, Österreich-Ungarns, Italiens und Englands vor, eine Kommission zu ernennen, welche die öffentliche Schuld Ägyptens zu kontrollieren hätte. Aber nur die erstgenannten Länder ernannten

[1]) Wir erinnern hier an die Schilderung, die Paul Güßfeldt von demselben Fest erst kürzlich in diesen Blättern gegeben hat. Die Redaktion.

Vertreter in diese fortan als „Commission de la dette publique“ bekannte Institution. Da die englische Regierung in ihrer passiven Haltung beharrte und keinen Kommissar ernennen wollte, betraute Ismail aus eigenem Ermessen den Major Evelyn Baring, späteren Lord Cromer, mit der Vertretung der englischen Bondholders.

Die Familie Baring stammt von einem lutherischen Geistlichen aus Bremen, dessen Sohn im Jahre 1697 als Kaufmann nach England ging. Der Aufstieg der Familie war ein rascher; durch hervorragende Tätigkeit auf dem Gebiete des Finanzwesens und der Politik erwarb sie sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts drei Titel im Oberhause als Lords Ashburton, Northbrook und Revelstoke, zu denen der im Jahre 1841 geborene Evelyn Baring den von Cromer gefügt hat.

Als Artillerieoffizier war Evelyn Baring Anfang der sechziger Jahre Adjutant des Gouverneurs der jonischen Inseln, über denen damals noch die britische Flagge wehte, und er begleitete von dort seinen Chef nach Jamaica, um eine Untersuchung über ausgebrochene Unruhen zu führen. In das Staff college eingetreten, hat Leutnant Baring als einer der ersten englischen Offiziere die Bedeutung der Siege Deutschlands im Jahre 1870 zu würdigen verstanden, die Regeln des deutschen Kriegsspiels übersetzt und unsre militärische Fachliteratur seinen Kameraden näher zu bringen gesucht.

Sein Vetter Lord Northbrook, im Jahre 1873 zum Vizekönig von Indien ernannt, nahm den jungen Offizier als Privatsekretär mit nach Kalkutta, wo er bis zu seiner Berufung in die ägyptische Schuldenkommission verblieb.

Wenn der Zufall der Geburt demnach Baring gute Karten in die Hände gespielt hatte, so hat sein späteres Leben gezeigt, daß diese Wohltaten an ihn nicht verschwendet waren. Sein Einblick in das Räderwerk einer mächtigen, von einer nur kleinen Zahl von Europäern geleiteten Verwaltung, die Vertrautheit mit dem schwer zu erfassenden Charakter orientalischer Stämme haben ihm die Lösung späterer Aufgaben erleichtert.

Mit der Initiative zur Einsetzung der internationalen Schuldenkommission hatte sich Ismail Pascha, obgleich unfreiwillig, ein Werkzeug geschaffen, das ihn allmählich erdrücken mußte. Es gelang ihr zunächst, die schwindelhafte Aufmachung des Staatshaushalts seitens des Vizekönigs und seiner Berater so bloßzulegen, daß Frankreich und England eine Kommission zur Prüfung der Finanzlage entsandten. Die Herren Goschen (Viscount Goschen, ebenfalls deutschen Ursprunges, Enkel des Verlegers Goethes und Schillers) und Joubert, denen diese Aufgabe zufiel, empfahlen als Ausweg aus dem Wirrsal die Europäisierung des ganzen Verwaltungsapparates unter genauer Kontrolle der Staatseinkünfte durch die Schuldenkommission.

Aber diese guten Ratschläge waren zunächst weder dazu angetan, die ängstlich gewordenen Staatsgläubiger zu beruhigen, noch Ismail Pascha, dessen Truppen damals im äquatorialen Afrika durch die Abyssinier aufgerieben wurden, neue Geldmittel zu beschaffen.

Auch im Sudan, wo der große Träumer Gordon Pascha als Generalgouverneur mit drastischen Mitteln den Sklavenhandel zu erdrücken suchte, regte sich der Aufruhr von allen Seiten.

Von neuem wurde die ärztliche Sonde an den kranken Körper gelegt. Eine zweite Untersuchungskommission, der Major Baring angehörte, kam zum Schlusse, daß der nächste Schritt zur Sanierung der Finanzen in dem Aufgeben des privaten Landbesitzes des Vizekönigs Ismail bestehen mußte. Ägypten war res nullius geworden und blieb bis zum Jahre 1885 den Experimenten von Heilkünstlern anheimgegeben, deren Erfolge schon durch politische Rivalitäten vereitelt werden mußten.

Auf letzteren fußend, spielte Ismail noch eine entscheidende Karte, opferte seine Domänen, versprach, ein konstitutioneller Fürst zu werden, und folgte dabei dem Rate des gewandten Nubar Pascha, der ein Ministerium bildete, in dem der Engländer Sir Rivers Wilson das Finanzministerium und der Franzose de Blignières das der öffentlichen Arbeiten verwaltete.

Inzwischen war aber die Langmut des Volkes erschöpft. Um ihren Gehalt und ihr Avancement betrogene Offiziere gaben das Beispiel offener Meuterei und veranstalteten vor dem Abdin-Palaste stürmische Demonstrationen gegen die fremden Minister. Es wird behauptet, daß Ismail diesen Kundgebungen selbst nicht fern gestanden habe; jedenfalls zog er aus dem Vorfall den Schluß, den konstitutionellen Mantel, den er nicht ohne glänzenden Humor getragen, wieder abzuwerfen. Am 7. April 1879 wurden die Minister plötzlich entlassen und an Stelle des internationalen Kabinetts der vornehme Türke Cherif Pascha berufen. Diesem fait accompli gegenüber stellte auch die Untersuchungskommission, die noch immer durch das Labyrinth ägyptischer Zahlungsschwierigkeiten einen Ausweg gesucht hatte, ihre Tätigkeit ein, ohne daß die hauptbeteiligten Mächte, Frankreich und England, energischen Einspruch erhoben hätten.

Einen Augenblick schien es, wie wenn der gewandte Spieler am Nil Europa mattgesetzt hätte, als ihn ein unerwarteter Vorstoß des Fürsten Bismarck niederstreckte. Der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Kanzler forderte in Konstantinopel unter Androhung bewaffneter Intervention, und unter Anschluß Frankreichs und Englands, daß der Khedive Ismail abgesetzt werde, und der Sultan leistete dem Verlangen schließlich Folge. Das elementare Einschreiten des eisernen Kanzlers beruhte darauf, daß Urteile der gemischten Gerichtshöfe zugunsten unbezahlter Forderungen deutscher Staatsgläubiger von der ägyptischen Regierung, trotz fortgesetzter Mahnungen, nicht vollstreckt worden waren, obgleich die Einsetzung dieser Gerichte auf internationalem Abkommen fußte. Nubar Pascha hatte sich wenige Jahre früher, in weiser Abwägung des eigenen Vorteils Ägyptens, ganz besonders für die Einsetzung dieser Gerichtshöfe verwendet, in denen zivilrechtliche Streitigkeiten zwischen Angehörigen verschiedener Nationalitäten zur Verhandlung kommen und die Mehrzahl der Richter aus Europäern bestehen. Als diese Gerichtshöfe an Stelle der bisherigen Konsulargerichtsbarkeit traten, waren Forderungen im Werte von 800 Mill. Mark gegen die ägyptische Regierung anhängig. Bis zu welchem Grade diese Forderungen immer rechtlich begründet waren, erhellt z. B. aus einem Falle, den Lord Milner in seinem „England in Ägypten" anführt und in dem die internationalen Gerichte eine Forderung

von 30 Mill. Franks auf 25000 herabsetzten. Wenn sich diese Gerichte in der ganzen Zeit ihres Bestehens nicht von Kritik freizuhalten gewußt haben, so wirkten in ihnen doch einige Männer von so hervorragenden Charaktereigenschaften und juristischen Kenntnissen, daß der Name der internationalen Justiz in Ägypten bis heute einen guten Klang bewahrt hat.

Ismail, der zunächst seinen Wohnsitz in Portici bei Neapel aufschlug und später in einer Art von Gefangenschaft am Bosporus endete, übermittelte seinem ältesten Sohne Tewfik Pascha ein geschmälertes Erbteil, einen verwirkten Kredit, ein geschlagenes Heer und ein Land, in dem jede Autorität untergraben war. Auf Grund des neuen Erbfolgerechtes zur khedivialen Würde berufen und nach einigen Schwierigkeiten von der Pforte anerkannt, war Tewfik doch nie der Lieblingssohn des Vaters gewesen; seine Erziehung war deshalb vernachlässigt, rauhe Behandlung hatte große Schüchternheit bei ihm hervorgerufen. Durch die harte Schule des Lebens gegangen, entwickelte Tewfik bald seine besseren Eigenschaften, und alle, die mit ihm in offiziellen Verkehr getreten sind, bewahren ein angenehmes Andenken an seine Güte, Rechtlichkeit und an eine gewisse Würde, die den Mangel an angeborener Hoheit ersetzte.

Als er im Jahre 1879 die Regierung antrat, war der Stein im Rollen. Auch ein Stärkerer hätte nicht verhindern können, daß die zwei Vormächte England und Frankreich die Dinge in die Hand nahmen und ein Kondominium gründeten, dem freilich nur eine kurze Dauer beschieden war.

Die gewählte Form war die Ernennung von zwei sogenannten „Controllers“, Blignières für Frankreich und Major Evelyn Baring für England. Ihre Vollmachten bestanden in der Überwachung aller Zweige des öffentlichen Dienstes; sie hatten Ministerrang und Sitz im Kabinett, aber nur in beratender Form, und sollten ohne die Zustimmung ihrer Regierungen nicht abgesetzt werden können. Als achtunddreißigjähriger Mann teilte sich Major Baring mit seinem französischen Kollegen in eine Verantwortung, die unter den bestehenden politischen und materiellen Verhältnissen Ruhe und Takt in ungewöhnlichem Maße erforderte.

Die Aufgabe würde sogar für kurze Zeit nicht durchführbar gewesen sein, wenn nicht in jenen Tagen das sogenannte Liquidationsgesetz zustande gekommen wäre, dessen Bestimmungen noch heute für die Verwaltung Ägyptens ausschlaggebend sind. Die „Liquidationskommission“ setzte sich aus je zwei Delegierten Englands und Frankreichs und je einem Delegierten Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens zusammen, in deren Hände auch die Vollmachten der übrigen an den Kapitulationen beteiligten Mächte gelegt waren. Die Kommission erstattete nach drei Monaten, am 17. Juli 1880, ihren zum Gesetz gewordenen Bericht, der im wesentlichen folgendes festsetzte:

Die Einkünfte aus den Staatseisenbahnen und Telegraphen und die Hafengelder von Alexandria bilden die Sicherheit für die „privilegierte Schuld“, welche zu 5% verzinst wird. Die Einkünfte aus den Zöllen, dem Tabak und vier Provinzen werden zur Verzinsung der unifizierten Schuld mit 4%

verwendet, die jährlich die Summe von 45 Mill. Mark erfordert. Der ägyptischen Regierung werden ungefähr 100 Mill. Mark für ihre Verwaltungsausgaben zur Verfügung gestellt, aus denen auch der an die Türkei zu zahlende Tribut zu bestreiten ist.

Die von der ägyptischen Regierung unabhängige internationale Schuldenkommission, in der fortan auch Deutschland vertreten ist, nimmt sämtliche aus dem Lande fließenden Einkünfte in Empfang und besorgt ihre Verteilung. Ihre Vollmachten sind so ausgedehnt, daß sie ein wirkliches Imperium in imperio bildet und die in der Folgezeit eintretenden Überschüsse, einschließlich der eigenen Ersparnisse der Regierung, in ihrer Hand bleiben.

Der ägyptische Fiskus war in eine Zwangsjacke gesteckt und in seiner Handlungsfähigkeit so sehr beschränkt, daß ihm bald darauf durch die Londoner Konvention vom Jahre 1885 einige Erleichterung gewährt werden mußte.

Als weitere Komplikation waren für die Verwaltung der vom Vizekönig Ismail und der khedivialen Familie abgetretenen Ländereien in der Ausdehnung von mehreren hunderttausend Morgen die Kommission der Daira Sanieh und der Domänen geschaffen worden, welchen je ein Engländer, Franzose und Ägypter vorstanden.

Major Baring wurde, nachdem er sich noch an dem Zustandekommen dieser weittragenden Beschlüsse beteiligt hatte, von seiner Regierung als finanzielles Mitglied in den Rat des Vizekönigs von Indien berufen und war somit den Vorgängen entrückt, die Ägypten für einige Zeit in den Vordergrund der europäischen Politik stellen sollten.

In der schlimmsten Periode der Mißwirtschaft Ismail Paschas hatte letzterer die Verwaltung einem gewissen Ismail Sadyk anvertraut, der als sogenannter Mufetisch der Zahl derer angereiht werden kann, von denen der römische Historiker sagte: „Solitudinem faciunt, pacem appellant“. Ein gewöhnlicher Fellah von Geburt, verstand Ismail Sadyk besser als der türkische Machthaber seine Stammesgenossen auszubeuten, sich der Dienste des Wucherers sowohl als brutaler Gewaltmittel zu bedienen, um die leeren Kassen Effendinas zu füllen. Mit allen orientalischen Winkelzügen vertraut, auf welche die verzweifelte Bevölkerung verfallen war, um den Ausbeutungen seitens der Regierung zu entgehen, ersann er immer neue Wege, um zum Ziele zu gelangen. Wenn, wie Mr. Dicey in der „Geschichte der Khediviats“ anführt, die Anwendung des Kurbasch versagte, so erfand man Vorwände, um den renitenten Steuerzahler in die gefürchteten Gefängnisse zu stecken; oder man sandte ihn zum Heer in den Sudan oder verweigerte ihm das Wasser für seine Felder. Handelte es sich um höher Stehende, so wurde ihnen die Zeichnung von Zwangsanleihen auferlegt und ihnen dafür erlaubt, sich durch Unterdrückung des niederen Volkes schadlos zu halten.

Der Zinsfuß stieg bis zu 12 und 20% im Monat, je nach der Notlage des Schuldners, dem es unmöglich gemacht wurde, sich von diesen schweren Verpflichtungen zu befreien. Dieser Druck wurde von Leuten, meist levantinischen Griechen, ausgeübt, die fremder Konsulargerichtsbarkeit unterstanden

und durch allerlei Winkelzüge, selbst in Fällen großer Ausschreitungen, häufig Immunität zu genießen wußten.

Dem Mufetisch war es nicht vergönnt, sich des von ihm selbst angesammelten großen Vermögens lange zu erfreuen. Auf die Klagen europäischer Vertreter von Ismail in seinen Palast nach Ghezireh berufen, um Rechenschaft abzulegen, wurde er auf ein Schiff gebracht, das sich den Nil hinauf wendete; er wurde nicht mehr lebend gesehen. Seine Güter wurden konfisziert.

Auch wenn man in Rechnung zu ziehen hat, daß die einheimische Bevölkerung Ägyptens in ihren rechtlichen Anforderungen an die Regierung nicht nach europäischem Maßstabe beurteilt werden kann, so mußten Zustände, wie sie hier nur andeutungsweise berührt werden konnten, doch einen tiefgehenden Haß erzeugen und nach allen Richtungen hin demoralisierend wirken.

Der äußere Glanz der Hofhaltung Ismail Paschas, das Blendende seines Auftretens und die Illusionen, daß Ägypten bis in das äquatoriale Afrika erobernd vordringe, hatten noch bis zu einem gewissen Grade an die Einbildungskraft dieser passiven Bevölkerung appelliert, in der alle Traditionen des orientalischen Despotismus fortlebten. Dagegen mußte das prekäre Dasein seines Sohnes Tewfik, dessen erster Regierungsakt ein Verzicht auf die Hälfte der Zivilliste gewesen war, der von Fremden Befehle empfing und gegenüber der eigenen Umgebung seine Zaghaftigkeit nicht verbergen konnte, raschen Wandel schaffen.

Die Unbotmäßigkeit wuchs von allen Seiten, richtete sich aber vor allen gegen die Europäer, denen man das größte Maß der Schuld an den unleidlich gewordenen Zuständen beimaß. Agitatoren machten sich die Lage zunutze und predigten Auflehnung gegen die Fremden, die tatsächlich alle Zweige des öffentlichen Dienstes beherrschten und denen vorgeworfen wurde, daß sie im ausschließlichen Interesse der Staatsgläubiger handelten, ohne auf das Wohl und die Interessen des Landes auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen. Durch den Spartrieb der europäischen Kontrolle war selbst die Armee in den Kreis der Unzufriedenen gezogen worden, indem man ihren Effektivbestand bei dem Thronwechsel um über die Hälfte herabgesetzt und die Klasse turbulenter, meuternder Offiziere und Soldaten noch vermehrt hatte.

Aus solchem Material ist Arabi geschnitzt, ein ungebildeter Fellache, dessen militärisches Vorleben kein einwandfreies gewesen ist, und der, trotz allen Mangels an hervorragenden Eigenschaften, eine historische Persönlichkeit werden konnte. Arabi war in erster Linie das Werkzeug des ihm an Intelligenz bedeutend überlegenen Kriegsministers Mahmoud-Sami; fast alle Augenzeugen der Ereignisse, die zur Beschießung Alexandrias und der englischen Okkupation geführt haben, stimmen aber dahin überein, daß zwei in Ägypten lebende Engländer, Mr. Wilfrid Blunt und Sir William Gregory, die Inszenierung des Aufstandes besorgt haben.

Diese Phantasten wußten einer ursprünglich rein persönlichen Motiven entsprungenen Militärrevolte den Charakter einer nationalen Bewegung zu geben, und die von ihnen gewählte konstitutionelle Farce der Berufung der

Versammlung der Notabeln war darauf berechnet, den englischen Minister Mr. Gladstone zugunsten der Bewegung zu beeinflussen und überhaupt an die liberalen Sympathien von Europa zu appellieren.

Die erste Sitzung der ägyptischen Kammer der Notabeln, am Christtag 1881, wurde von den europäischen Kabinetten nicht als Festgeschenk betrachtet, vielmehr sandten, auf Gambettas Anregung, Frankreich und England warnende Noten an den Khedive, der gleichwohl nicht mehr umhin konnte, Mahmoud-Sami die Bildung des Kabinetts zu übertragen, in dem Arabi Kriegsminister wurde.

Nachdem darauf die beiden „Controllers", de Blignières und Barings Nachfolger, Sir Rivers Wilson, aus Europa die Weisung erhalten hatten, ihre Stellungen niederzulegen, war Ägypten sich selbst überlassen, das Condominium beendet, und die folgenden Ereignisse nahmen einen raschen Verlauf.

Die Westmächte vermochten den Großherrn Abdul Hamid nur zur Entsendung eines türkischen Kommissars nach Ägypten in der Person Derwisch Paschas zu bewegen. Auf bewaffnete Intervention ging der Sultan nicht ein.

Nach den blutigen, vom Auswurf der Bevölkerung begangenen Ausschreitungen in Alexandria, im Juni 1882, wurde am 11. Juli die Welt durch das Bombardement der Stadt seitens der englischen Kanalflotte überrascht. Die englischen Granaten zerrissen auch den Schleier, unter dem sich das englisch-französische Zusammengehen noch schamhaft verhüllt hatte. Das französische Geschwader war, nachdem Frankreich die wiederholten Einladungen des englischen Kabinetts zur Kooperation in Ägypten zurückgewiesen hatte, vor der entscheidenden Aktion nach Port Said gedampft und zur Rolle des stummen Zuschauers verurteilt. „Le grand Ministère de Gambetta", von dem sich Frankreich große Dinge erwartet hatte, war nach kurzer Lebensdauer ins Grab gesunken. Herr v. Freycinet, der den Tribunen ersetzt hatte, scheute vor jedem aktiven Eingreifen in Ägypten zurück, wahrscheinlich den Ratschlägen von Ferdinand de Lesseps folgend, der selbst wieder die arabische Bewegung im Nillande überschätzte und England allein nicht die Macht zutraute, sie erfolgreich niederzuwerfen.

So konnte es sich ereignen, daß gerade Mr. Gladstone, gegen alle seine inneren Überzeugungen, von Frankreich und der Türkei im Stich gelassen, zum Werkzeug wurde, um ein angeblich erwachendes ägyptisches Nationalbewußtsein im Keim zu ersticken.

Nachdem Arabi Pascha, das brennende Alexandrien aufgebend, dessen Wasserzufuhr abzuschneiden drohte, beschloß der englische Ministerrat die Absendung eines Expeditionskorps unter General Sir Garnet Wolseley, richtete aber gleichzeitig an Frankreich eine nochmalige Aufforderung zur gemeinsamen Operation. Obgleich Freycinet dieser Operation sich anschließen, sie aber auf den Suezkanal beschränkt wissen wollte, gelang es der von dem jetzigen Ministerpräsidenten Herrn Clémenceau geleiteten Opposition, die französische Regierung zur Untätigkeit zu bestimmen.

Schon am 23. August vermochten die englischen Transportschiffe den größten Teil der Truppen in Ismailia zu landen. Am 12. September schlug

General Wolseley den bei Tel el Kebir in der Wüste mit 26000 Mann und 70 Geschützen stehenden Arabi Pascha und sandte dem fliehenden Heere seine Kavallerie nach, der sich am folgenden Tage 11000 Mann in Kairo verbliebener Truppen ergaben. Die englischen Verluste betrugen etwa 50 Tote und 400 Verwundete, die ägyptischen das Vierfache; Arabi selbst stellte sich als Gefangener, sein Heer hatte aufgehört zu existieren.

Die Versuchung, in den Vorgängen dieser letzten Monate eine vorbereitete und klug durchgeführte Düpierung Frankreichs durch England zu sehen, ist eine sehr naheliegende; tatsächlich haben die Ereignisse des Sommers 1882 eine durch viele Jahre währende Entfremdung der beiden Völker zur Folge gehabt, indem die Franzosen den Verlust ihrer leitenden Stellung in Ägypten bitter empfanden. Man darf aber einerseits nicht übersehen, daß, wenn beide Mächte von dem drohenden Charakter der Lage sich nur langsam überzeugen ließen, Frankreich vor der Teilung der Verantwortung offenkundig zurückschreckte, und alle direkten Aufforderungen zur Kooperation zurückwies. Andrerseits unterliegt es kaum einem Zweifel, daß Mr. Gladstone und Lord Granville die Verantwortung selbständigen Eingreifens nur widerwillig allein übernahmen. Admiral Seymour und Lord Wolseley haben, auf ihren Posten angelangt, eine entscheidendere Sprache geführt, als bis dahin von der Themse herüber geklungen war, und sofortiges Zurückweichen unmöglich gemacht.

Auch Herr v. Freycinet, obgleich er im Jahre 1882 selbst die auswärtige Politik Frankreichs geleitet hat, gibt in seinem jüngst erschienenen Buche: „La question d'Égypte“ zu, daß die Herstellung des status quo ante für Frankreich nach der Schlacht von Tel el Kebir nicht mehr zu erstreben war, daß man sich aber sofort auf neuer Basis mit England hätte verständigen müssen. Er führt an, daß die damaligen Unterhandlungen zwischen Paris und London, so unbefriedigend sie gewesen seien, bis dahin noch keinen unfreundlichen Ton angenommen hatten, und daß er die Ansicht, England habe Frankreich hintergehen wollen, nicht für berechtigt halte. Die weitere Entwicklung der ägyptischen Frage erzeugte noch andre Situationen, in denen der Zufall England bessere Dienste geleistet hat als die konsequente Handlungsweise seiner Staatsmänner.

II.

Mit diesem Jahre 1882 beginnt die an die glänzendsten Traditionen englischer Politik anknüpfende Tätigkeit Barings in Ägypten.

Noch sieben Jahre früher hatte Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield, ein Beispiel gegeben, wie ein entschlossener, weitsehender Staatsmann, auch über die starrsten parlamentarischen Formen sich hinwegsetzend, seinem Lande ein wertvolles Angebinde machen kann.

Achtzig Millionen Mark Aktien des Suezkanal-Unternehmens waren dem Khediven Said Pascha bei Erteilung der Konzession von Lesseps als Anteil Ägyptens an dem Werke zugesprochen worden. Von Said waren diese Aktien auf seinen Nachfolger Ismail übergegangen, und letzterer suchte sie im Drange der ihn überwältigenden Geldnot im Spätherbst 1875 an den Mann zu bringen.

Durch die diplomatischen Vertretungen war die Kunde von dem beabsichtigten Verkauf gleichzeitig nach Paris und London gedrungen, und für beide Kabinette galt es, rasch zuzugreifen, wenn dem andern der Rang abgelaufen werden sollte.

Die Bedeutung des Augenblicks erfassend, schickte Disraeli seinen Privatsekretär zu Lord Rothschild in die City und erlangte von diesem einen Kredit von 4 Millionen £ St. für den Ankauf der Aktien, ohne etwas andres als seine Autorität im Unterhause dafür einsetzen zu können.

Binnen 24 Stunden waren die Kanalaktien des Khedive durch diesen politischen Husarenstreich des Verfassers des „Tancred“ in das Eigentum Englands übergegangen, und mit ihnen nicht nur eine fruchtbringende Geldanlage, sondern namentlich eine nur ihres Mannes harrende mächtige Waffe.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Indien, dessen Finanzlage damals schwierige Krisen durchzumachen hatte, kehrte der zum Kommandeur des Sternes von Indien ernannte Sir Evelyn Baring nach England zurück, als Ägypten schon von britischen Truppen besetzt war. Seine frühere Tätigkeit in jenem Lande und seine mittlerweile gesammelten Erfahrungen bezeichneten ihn als den Mann, um unter den neuentstandenen Verhältnissen die englischen Interessen in Kairo zu wahren. Mit seiner Ernennung zum diplomatischen Agenten erhielt er den Rang eines Gesandten.

Zunächst befand sich aber Lord Dufferin, britischer Botschafter in Konstantinopel, in der ägyptischen Hauptstadt, wohin er nach Arabis Sturz mit dem Auftrage gesandt worden war, „die Regierung des Khedive über die zur Wiederherstellung ihrer Autorität zu treffenden Maßnahmen zu beraten.“

Nach kurzem Aufenthalt dürfte sich dieser liebenswürdige und gewandte Staatsmann davon überzeugt haben, daß die Bewegung zugunsten der Begnadigung Arabi Paschas, die in England tiefen Boden gefaßt hatte, mit seiner Mission im Widerspruch stand. Ganz ebenso wie die schwer erschütterte Autorität des Vizekönigs nur durch die Vollstreckung der Todesstrafe an dem verantwortlichen Leiter der Insurrektion gerettet werden konnte, mußte auch England selbst zur Entscheidung darüber kommen, ob es Ägypten kurzerhand Autonomie gewähren und baldigst seine Truppen zurückziehen oder, wenn das nicht der Fall, unter Aufrechterhaltung der militärischen Besetzung die Verwaltung des Landes in eigene Hände nehmen wollte.

Mr. Gladstone bewies aufs neue, wie er durch das ägyptische Abenteuer mehr fortgerissen worden war, als er es aufgesucht hatte. Der öffentlichen Meinung Englands folgend, mußte Lord Dufferin in Kairo einen Druck ausüben, damit Arabi unter Erlaß der Todesstrafe nur zum Exil nach Ceylon verurteilt wurde, eine Maßregel, die den neuernannten ägyptischen Premierminister, Riaz Pascha, einen Mann von unbeugsamem Charakter, so sehr entrüstete, daß er von seinem Amte zurücktrat.

Denselben Geist atmete der Bericht, den Dufferin im Mai 1883 über seine Sendung erstattete, und der auf der Voraussetzung fußte, daß die militärische Besetzung nur eine provisorische sein werde.

Seine übrigen Vorschläge nahmen auf das freiwillig ausgeschiedene Frankreich keine Rücksicht und schlossen das Wiederaufleben des Kondominiums aus. Statt dessen wurde die Einsetzung eines mit den ausgedehntesten Vollmachten versehenen englischen finanziellen Beraters vorgesehen, und außerdem hat Lord Dufferin viel Mühe darauf verwendet, Ägypten auf die Anbahnung konstitutioneller Einrichtungen hinzulenken. Ironisch charakterisierte der französische Finanzmann Baron Soubeyran den farblosen Dufferinschen Bericht mit den Worten: „Occupation provisoire. je n'en doute pas, mais c'est un provisoire qui durera éternellement."

Alles schien sich vereinigen zu wollen, um die Erbschaft, die Sir Evelyn Baring in Ägypten antrat, zu einer besonders mühseligen zu gestalten, denn kaum angelangt, wurde er angewiesen, der ägyptischen Regierung die vollständige Räumung des Sudan anzuempfehlen. Die Nachricht verursachte eine Panik in Kairo, wo man im Geiste die Horden des Mahdi schon über Ägypten hereinbrechen sah. Sie tat dem wankenden Ansehen Englands solchen Eintrag, daß, nachdem andre abgelehnt hatten, Nubar Pascha nur mit großer Mühe von Baring überredet werden konnte, ein Kabinett zu bilden. Kein Wunder, daß selbst Baring in seinen Berichten aus dieser Zeit von der Voraussetzung ausgeht, Ägypten müsse von England wieder geräumt werden.

Wie früher angedeutet wurde, hatte General Gordon im Sudan einen heftigen, aber ungleichen Kampf gegen den Sklavenhandel geführt und allmählich sämtliche arabische Stämme gegen sich aufgebracht, die sich der alten Institution der Hausſklaverei nicht begeben wollten. Nachdem Gordon seine Stelle als General-Gouverneur des Sudan niedergelegt hatte, loderte der Aufstand gegen die ägyptische Herrschaft in hellen Flammen auf.

Da doch irgend etwas geschehen mußte, um der täglich wachsenden Macht des Mahdi Einhalt zu gebieten, so entschloß man sich in Kairo, nachdem die Hilfe englischer und türkischer Truppen verweigert worden war, ein noch verfügbares Aufgebot unausgebildeter Truppen unter General Hicks, einem Amerikaner, zu vereinigen und dem auf Omdurman vorrückenden Propheten entgegenzuschicken. Über das tragische Schicksal dieser Zehntausend hat man nie Genaueres in Erfahrung gebracht. Sie traten im September 1883 ihren Vormarsch an, und erst im November gelangte die Nachricht von ihrer vollständigen Vernichtung zur Kenntnis der englischen Regierung.

Kurz darauf, im Februar 1884, erlitt der englische Oberst Valentin Baker ein ähnliches Schicksal, als er mit 10000 Mann vom Roten Meere aus vorgegangen war, um Tokar zu entsetzen. Erst eine spätere englische Expedition unter General Graham erzielte einzelne Erfolge. Da sie aber von der englischen Regierung zurückberufen wurde, waren die im Sudan zerstreuten zurückgebliebenen ägyptischen Garnisonen ihrem Schicksale überlassen.

Das Los dieser unglücklichen, einem erbarmungslosen Feinde preisgegebenen Soldaten, sowie ihrer Frauen und Kinder, hatte nicht nur in Ägypten den größten Unmut erregt. Auch in England begann man die Gleichgültigkeit der Regierung allgemein zu verurteilen, und nach dem Manne auszuspähen, den die Vorsehung dazu bestimmt haben könnte, die Ehre des englischen Namens zu retten.

Die Wahl Gladstones fiel auf Gordon Pascha, der einst die chinesische Taiping-Revolution niedergeworfen hatte und durch Jahre der Schrecken der Sklavenhändler im Sudan gewesen war. Indem er mit der Mission betraut wurde, die im Sudan verbliebenen ägyptischen Garnisonen zu sammeln und in die Heimat zurückzuschicken, haben sowohl die englische Regierung als ihr Berater, Sir Evelyn Baring, den persönlichen Einfluß und die Macht Gordons über die dortigen Stämme überschätzt.

Als Gordon in Kairo anlangte, um von dem englischen Vertreter seine Instruktionen zu erhalten, waren sie beide einig, daß die Aufgabe der Mission auf den oben erwähnten Zweck gerichtet bleiben müsse, und Baring vermutete wohl damals nicht, wie bald sich der mit seltenem Mut ausgestattete und von blindem Gottvertrauen beseelte Visionär zur Erkämpfung größerer Ziele fortreißen lassen würde. Denn schon in Berber bekehrte sich Gordon zum Glauben, daß die ägyptische Autorität im Sudan wieder hergestellt werden könnte. Die zu rettenden Garnisonen bis in den Senaar und Bar el Ghazel erschienen nun in seinen Augen wieder als Stützpunkte neuer Macht, und er fühlte die Kraft in sich, Mohammed Ahmed, den Mahdi, zu besiegen.

Erst als er in Khartum eintraf und sich von den tatsächlichen Verhältnissen Rechenschaft geben konnte, trat die Ernüchterung ein. Gordon mochte wohl nun einsehen, daß er verloren war, daß aber der Sturm der Ereignisse auch das Schicksal seiner umringten Schutzbefohlenen besiegelt hatte, in deren Mitte auszuharren ihm sein ritterlicher Sinn vorschrieb. In der Einsamkeit menschlicher Größe, auf den Wällen von Khartum sein tragisches Ende erwartend, wurde Gordon von Erbitterung gegen diejenigen übermannt, die dem hohen Flug seiner Pläne nicht gefolgt waren.

Auch Barings Name fehlte nicht in der Reihe englischer und ägyptischer Beamten, denen Gordons Tagebücher grobe Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit für das Los der Seinigen vorwerfen. Sein Telegramm, in dem er Sir Evelyn Baring aufrichtigen Dank für seine Hilfe und fortwährenden Beistand ausspricht, läßt vielleicht seine gerechtere Stimmung zum Ausdruck kommen.

Es ist noch unvergessen, wie zuletzt, im Januar 1885, die Vorposten der von England endlich unter Lord Wolseley ausgesandten Militär-Expedition wenige Stunden nach der entscheidenden Katastrophe vor den Mauern der von den Derwischen erstürmten Stadt erschienen.

Zur Klarheit einer innerlich zusammenhängenden Politik konnte Baring unter solchen Verwicklungen unmöglich gelangen; denn sein und seiner Regierung Einfluß gingen auf der ganzen Linie zurück. So weit er durchdringen konnte, wirkte er aber unverdrossen an der Ordnung des durch die letzten Ereignisse in die vollständigste Unordnung geratenen Staatshaushaltes, der Förderung der Vertragsverhandlungen mit Griechenland, um wirksamere Bekämpfung des Schmuggels zu ermöglichen, und der Beschränkung der Zwangsarbeit.

Im Jahre 1884 wurde Baring zur Teilnahme an der Londoner Konferenz befohlen, auf der England sich erbot, einen Termin für die Evakuation

Ägyptens festzusetzen, wenn die Mächte in die Sistierung des Tilgungsfonds willigen und den von der Liquidationskommission festgesetzten Zinsfuß herabsetzen wollten. Meinungsverschiedenheiten der Mächte, namentlich der Widerstand Frankreichs, führten zum Abbruch der Verhandlungen, die im folgenden Jahre mit besserem Erfolge wieder aufgenommen wurden. Die schließliche Zustimmung der Mächte zu einer Anleihe von 180 Millionen Mark schuf die Basis für die Regelung der aus der Plünderung Alexandriens erwachsenen Entschädigungsforderungen, deren lange Verschleppung große Unzufriedenheit erregt und namhafte Verluste verursacht hatte. Außerdem wurde die Heranziehung der Fremden zur Erlegung der Haussteuer zugegeben, deren Ertrag zwei Jahre später von 900 000 Mark auf 2 200 000 Mark stieg.

Als Ägypten in den Genuß dieser Anleihe von 180 Millionen treten konnte, lieferte Sir Evelyn Baring den ersten greifbaren Beweis weitsehenden Blickes und administrativer Begabung, indem er sich trotz hartnäckigen Widerstandes 1 Million Pfd. St. ausbedang, um die ehemals von französischen Ingenieuren angelegten Bewässerungswerke des Nildeltas mit den neueren Erfindungen der Technik in Einklang zu bringen. Lord Milner, dem durch seine verdienstvolle Tätigkeit in Ägypten ein zuverlässiges Urteil zusteht, berechnet, daß die damals geschaffenen Werke in der ägyptischen Landwirtschaft hundertfache Erträgnisse geliefert haben. In der reichlichen Versorgung mit Wasser schloß sich fortan Glied an Glied, bis dank der Beschaffung großartiger finanzieller Mittel durch den Londoner Finanzmann Sir Ernest Cassel der mächtige Damm von Assuan und das Hilfsreservoir von Assiut im Laufe der Jahre die ganze Bewirtschaftung des Landes auf neue Grundlagen gestellt haben. Die tatkräftigen Leiter dieser Unternehmungen, Sir Colin Scott, Moncrief und Sir William Garstin, konnten ihre im indischen Zivildienst gesammelten Erfahrungen auf ihr neues Arbeitsfeld übertragen.

Wenn es Barings gewissenhaften Bestrebungen für die Aufrichtung des ägyptischen Verwaltungsapparates in Kairo auch nicht an Anerkennung fehlte, so fand er in der damaligen allgemeinen politischen Lage ebensowenig Ermutigung, als seine eigene Regierung ihm keine energische Unterstützung zuteil werden ließ. Frankreich schmollte; die Rivalitäten in Zentralasien zwischen England und Rußland entfremdeten letzteres und beschleunigten den Abschluß der französisch-russischen Allianz. Auch die übrigen Mächte, die, wie Deutschland, in Ägypten eine England wohlwollende Haltung bewahrten, mußten es wohl dem letzteren überlassen, die Festigung seiner Macht selbst zu besorgen.

Der Vertreter Großbritanniens, dessen Stellung in der ägyptischen Hauptstadt sich von der seiner fünfzehn diplomatischen Kollegen äußerlich nicht unterschied, hatte sich seinen Platz mühsam zu erkämpfen. Es boten sich ihm dafür starke Hilfsmittel: eine noch 12000 Mann starke Okkupationsarmee, eine ständig wachsende Anzahl englischer Beamten in den einzelnen Zweigen des ägyptischen Dienstes; endlich eine zum Markstein gewordene Depesche des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, Lord Granville, die der ägyptischen Regierung zur Pflicht machte, in allen wesentlichen Fragen den Rat Großbritanniens einzuholen.

Für einen Mann von selbständigen Ideen war von nun an das Wesentlichste, daß er möglichst freie Hand erlangte. Auch darin halfen Baring die Umstände; denn die irische Frage und der Konflikt mit Rußland in Afghanistan absorbierten die ganze Aufmerksamkeit der englischen Regierung, und ließen, nachdem der Sudan dem Mahdi überantwortet war, die Evolution der ägyptischen Frage für das Ausland in den Hintergrund treten.

Von dieser Ruhepause hatte Sir Evelyn Baring reichen Nutzen gezogen, um den überwiegenden Einfluß seiner Persönlichkeit in London und am Nil immer mehr zur Geltung zu bringen und vor allem das Erbübel des Landes, den Wucher, zu bekämpfen. Große Geduld, sicheres Zielbewußtsein, eiserner Fleiß und ein tiefbegründetes Gefühl von Rechtlichkeit standen ihm dabei zur Seite. Er begegnete in Nubar Pascha einem starken Willen und eingehender Sachkenntnis, und mußte viele Konzessionen dem Widerstande einer an orientalische Regierungsgrundsätze gewöhnten Beamtenschar abringen. So, als er in der Hebung des einheimischen Gerichtswesens eine notwendige Voraussetzung der moralischen Erziehung des Volkes erblickt hatte und in seinem Jahresberichte aus dieser Zeit mit Genugtuung schreiben konnte: „Das Volk beginnt, zu begreifen, daß es ein Ding geben kann, das Gerechtigkeit unter Menschen bedeutet."

Ein Seitenstück dazu bildet folgende Äußerung Nubars gegenüber einem Europäer: „Euer System der Kriminaljustiz basiert auf der Annahme, daß die Menschen den Tod am meisten fürchten. So mag es bei euch sein. Was aber der Orientale mehr fürchtet als den Tod, ist die Einmischung in seine Gewohnheiten und Sitten während seines Lebens."

Hier begegnen sich zwei Weltanschauungen. Man könnte noch hinzufügen, daß im nahen Orient Nationalität Sache des Glaubens, nicht der Rasse ist, und daß Reformen ohne Berücksichtigung von ererbten Überzeugungen und Vorurteilen nicht durchgeführt werden können.

Das ausschlaggebende Verdienst Sir Evelyn Barings um die Herstellung geordneter Zustände in Ägypten liegt aber in dem systematischen Aufbau seiner finanziellen Hilfskräfte. Hier war ihm durch den im Jahre 1882 geschaffenen Posten eines englischen finanziellen Beraters der ägyptischen Regierung ein Organ zugesellt, mittels dessen er bis in die entlegenen Teile der Provinzen die Administration überwachen und Übelständen den Krieg erklären konnte, ohne daß sie freilich je gänzlich verschwunden wären.

Man erzählt von einem Offizier der deutschen Schutztruppe in Afrika, er habe sein Glasauge zwischen die Vorposten hingelegt, um sie während seiner Abwesenheit zu überzeugen, daß sie fortwährend beobachtet seien. In Ägypten kursierende Anekdoten maßen Baring ähnliche Gaben von Allgegenwart bei und verhalfen ihm zu einem großen Namen.

Wenn die Entrüstung über seinen Sparsinn zu stark wurde, verschmähte er es nicht, sich hinter das Ansehen der mächtigen, internationalen Schuldenkasse zu flüchten und die europäischen Regierungen, deren kontrollierende Macht mit der Anstauung der Überschüsse aus den Steuereingängen zunahm, zu seinen Verbündeten zu machen.

Es ist Baring, hauptsächlich gegen Ende seiner Amtsführung, vorgeworfen worden, daß sein Eigenwille fruchtbares Zusammenwirken mit andern nicht mehr zuließ, und es ihm schwer geworden sei, auch wohlbegründeten Widerspruch zu ertragen. Eigene Landsleute fanden ihn „too overbearing“. Größeren als er sind ähnliche Vorwürfe nicht erspart geblieben; zunächst fand er überhaupt geringen Anlaß zur Selbstüberhebung.

Nubar Pascha lehnte sich gegen die Einflußnahme des englischen Generalkonsuls in die inneren Angelegenheiten auf und suchte die dem ägyptischen Kabinett noch verbliebene Selbständigkeit vor den Eingriffen der englischen Beamten zu retten. Er erhielt wirksame Unterstützung von Vertretern einzelner Großmächte und richtete seine Klagen direkt nach London.

An Lord Salisbury, der dort im Jahre 1885 an die Spitze der konservativen Regierung getreten war, fand aber auch Sir Evelyn Baring viel festeren Rückhalt als bei den Vorgängern. Dagegen hatte die Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage in London noch immer ernste Bedenken über das ungelöste Rätsel der Sphinx bestehen lassen und Lord Salisbury zur Spezialmission des Sir Henry Drummond Wolff nach Konstantinopel veranlaßt.

Des letzteren Aufgabe war es, mit dem Sultan über die ägyptische Frage zu einer Verständigung zu gelangen. Die Verhandlungen sollten namentlich die Pazifizierung des Sudan, Reorganisation des ägyptischen Heeres, Änderungen in der Verwaltung und eventuelle Erneuerung der ägyptischen Verträge mit dem Auslande umfassen. Um sich an Ort und Stelle Einsicht über die bestehenden Verhältnisse zu verschaffen, wurden Mukhtar Pascha, der Sieger von Kars, und Drummond Wolff seitens der beiden Regierungen als Delegierte nach Kairo gesandt. Sie berieten dort mehr als ein Jahr, ohne zu bestimmten Ergebnissen über das Aufhören der britischen Okkupation zu gelangen. Am 15. Januar 1887 richtete Lord Salisbury eine Depesche an seinen, inzwischen nach Konstantinopel zurückgekehrten Delegierten, in der die Räumung Ägyptens im Prinzip zugestanden wurde, England sich aber das Recht vorbehielt, im Falle erneuter innerer oder äußerer Komplikationen wieder militärisch zu intervenieren. Das Recht hierzu wurde aus den materiellen Opfern abgeleitet, die Großbritannien für Herstellung der Ruhe im Nillande gebracht habe.

Am 22. Mai 1887 brachte die zwischen Drummond Wolff und Said Pascha in Konstantinopel abgeschlossene Konvention die Punkte, die den Gegenstand so langer Beratungen gebildet hatten, endlich in bestimmtere Form, indem die Evakuationsfrist auf drei Jahre festgesetzt und die Bedingungen militärischen Einschreitens in Ägypten von einer gemeinsamen Verständigung zwischen der Pforte und England abhängig gemacht wurden. Da war es zum zweiten Male die französische Diplomatie, die dem im Dunkel irrenden England die Handhabe bot, um sine die in Ägypten zu verbleiben. Die Herren de Freycinet und Ferry verhandelten mit London, um, auf die Unterstützung der englischen liberalen Opposition rechnend, die bedingungslose Räumung Ägyptens durchzusetzen. Als sich dies nicht erreichen ließ, verfiel der Quai d'Orsay auf die verschiedensten Mittel, um die Pforte einzuschüchtern. Zu diesem Zweck versicherte sich Frankreich auch der russischen Hilfe, und als der

englische Delegierte nach langem Warten die Ratifikation der Konvention seitens des Sultans nicht erlangen konnte, reiste er im Sommer 1887 unverrichteter Sache vom Bosporus ab.

Dieses unfruchtbare Zwischenspiel in Konstantinopel hatte zwar für Ägypten eine noch ausgesprochenere Feindseligkeit des offiziellen Frankreichs sowie des jenem verbündeten Rußland zur Folge, verschaffte Sir Evelyn Baring aber im übrigen noch größere Selbständigkeit und erhöhte seine Autorität gegenüber den Ägyptern. Die in der Drummond Wolffschen Konvention angedeutete militärische Erdrosselung Ägyptens durch die Türkei mußte in Kairo ernüchternd wirken und Baring neue Bundesgenossen zuführen.

Der verdiente Nubar trat denn auch, des langen Widerstandes müde, die Führung der Geschäfte an Riaz Pascha ab, und das Reformwerk konnte nunmehr auf bisher zurückgebliebene Gebiete, wie Polizei und öffentliche Gesundheitspflege, ausgedehnt werden. Die systematische Bekämpfung der Epidemien und die vollständige Abschaffung der Tortur bei den einheimischen Gerichten erforderten aufopfernde Tätigkeit seitens der an der Spitze dieser Verwaltungen stehenden Beamten:

„Man kann," berichtete Baring an seine Regierung, „im allgemeinen sagen, daß die Reformen, welche hauptsächlich benötigt waren, gegen Mißbräuche der Gewalt durch die regierenden Klassen gerichtet sein mußten. Die Schwierigkeit dieses Problems lag einerseits in der Bewältigung dieser Mißbräuche und anderseits in der gleichzeitigen Aufrechterhaltung der legitimen Autorität bei einem Volke, das seit langer Zeit nur an Willkür und persönliches Regiment gewohnt war. Daß diese Reformen durch ein fremdes Volk anempfohlen und ausgeführt werden mußten, verstärkte nur die Opposition, während Nebenumstände religiösen Fanatismus und internationale Eifersucht erzeugten. Auch der geschickteste und wohlmeinendste Berater ist infolge seines Mangels an örtlicher Erfahrung und seiner Unkenntnis orientalischer Denkungsweise Irrtümern ausgesetzt."

Es würde ungerecht sein, aus dem geringen Hervortreten des Khediven Tewfik auf seine vollständige Passivität zu schließen. Durch natürliche Veranlagung und die Macht der Umstände mehr auf eine vermittelnde Rolle hingewiesen, wußte der Vizekönig erträgliche Beziehungen zwischen seinen Ministern und den Vertretern der leitenden fremden Macht zu erhalten. Die an staatsrechtlichen Anomalien reiche Staatsmaschine bedurfte mildernder Einflüsse nach allen Richtungen, zu deren Ausübung Tewfik Pascha sich verpflichtet fühlte, so sehr er sich selbst in seinem Innern gegen die Fremdherrschaft sträubte. Er hatte die Genugtuung, vor seinem frühen Tode, am 15. Januar 1892, noch Zeuge des außerordentlichen Aufschwunges seines Landes zu sein, in erster Linie der glänzende Ergebnisse liefernden Finanzen und der größeren Leichtigkeit, mit der der Fellah seine immer noch drückenden Lasten tragen konnte. Wer damals zum erstenmale den Fuß nach Ägypten setzte und seine trübe Vorgeschichte kannte, empfing überraschende Eindrücke von Blüte und Wohlhabenheit. Auch die Armee, die durch khediviales Dekret im Jahre 1882 zu bestehen aufgehört hatte, war durch die Generale Sir Evelyn Wood und Sir Francis Grenfell reorganisiert worden; ihre neuen Formationen ließen besseren, militärischen Geist erkennen.

Die vornehme und liebenswürdige Lady Baring verstand es, ihr Haus zum Sammelpunkt der Gesellschaft zu machen, die sich in den Wintermonaten durch viele angenehme Elemente aus Europa vermehrte. Im selben Jahre 1892 erhielt Sir Evelyn Baring von seiner Regierung in Anerkennung seiner Verdienste die Pairswürde und ist seitdem in der politischen Welt als Lord Cromer bekannt.

III.

Der Khedive Abbas Hilmi hatte noch kaum seine Studien in Wien beendet, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters im Winter 1902 zur Regierung berief. Der jugendliche, vom Machtgefühl beseelte Herrscher fand bald nach seiner Ankunft die Mauern des Abdin-Palastes zu enge und entließ plötzlich den Premierminister Mustapha Pascha Fehmi, um ihn durch Fakhri Pascha zu ersetzen, dem nationalistische Sympathien und Auflehnung gegen die englische Vorherrschaft zugeschrieben wurden.

Dieser kleine Staatsstreich hatte sich ohne Vorwissen des englischen Prokonsuls vollzogen, der nicht zögerte, den ihm hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Die konservative Regierung in England hatte wieder den Liberalen Platz gemacht, und Lord Rosebery war Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Unter Berufung auf die Depesche Lord Granvilles, die Ägypten in allen wichtigen Angelegenheiten die Konsultierung der englischen Regierung zur Pflicht machte, wurde Lord Cromer zum Protest in Kairo ermächtigt.

Es gab in dieser Angelegenheit weder Sieger noch Besiegte. Statt des mit dem englischen Regime auf gutem Fuße lebenden Mustapha Fehmi, wurde der ehrliche und starrköpfige Riaz Pascha aufs neue zur Regierung berufen.

Der Vorfall versetzte aber die ägyptische Hauptstadt in ungewöhnliche Aufregung und wurde von vielen als der Vorläufer einer neuen Zeit angesehen. Auf die Tatkraft und Entschlossenheit des jungen Vizekönigs vertrauend, traten alle Lord Cromer feindlich gesinnten und unzufriedenen Elemente, die sich bisher Zurückhaltung auferlegen mußten, an das Tageslicht und blieben der aus dem Palast kommenden Weisungen gewärtig. Die Presse, der Cromer trotz aller Warnungen grundsätzlich und fortlaufend ungebundene Freiheit gewährte, führte die heftigste Sprache, namentlich die französischen Zeitungen predigten offenen Aufruhr.

Die Knappheit des ägyptischen Budgets hatte bis dahin ausgedehnte Verbesserungen des öffentlichen Unterrichtswesens verhindert. Die wenigen vorhandenen höheren Schulen standen nach wie vor unter französischem kulturellen Einfluß, und das aus ihnen hervorgegangene „junge Ägypten" hielt seine Zeit für gekommen. Auch der infolge des Thronwechsels berufene ägyptische gesetzgebende Rat atmete denselben Geist, der durch die oppositionelle arabische Presse über das ganze Land verbreitet worden war. Er erging sich nun in einer vernichtenden Kritik der Verwaltung, der Heeresleitung und der internationalen Kontrolle. Als dieses Schattenparlament aber auch das Gebiet positiver Vorschläge berühren und unter dem Vorwande der Sparsamkeit der Regierung die nötigen Mittel verweigern wollte, geriet es bald mit dem

autoritären Riaz Pascha in offenen Widerspruch und wurde von diesem kurzerhand aufgelöst.

Sich neue Konflikte aufdrängen zu lassen, lag nicht in Lord Cromers Art, und so bewahrte er in diesen bewegten Tagen seinen Gleichmut und trug den ungewöhnlichen Verhältnissen Rechnung, die einen Augenblick den erbitterten Kampf um die Macht in unmittelbare Nähe gerückt zu haben schien. Es zeigte sich auch bald, daß die Politik ruhigen selbstbewußten Abwartens gegenüber so verschiedenen in sich uneinigen Faktoren die richtige war. Die Reihen derjenigen, die sich ohne bestimmtes Ziel an den Khedive herangedrängt hatten, fingen an, sich wieder zu lichten, als sie sahen, daß das Signal zu weiterem Vorrücken nicht erfolgte und die von ihnen aus Konstantinopel erhoffte moralische Unterstützung auf sich warten ließ. Mit rascher Auffassungsgabe versehen, hatte Seine Hoheit gemäßigten Ratschlägen Folge gegeben und wieder die Richtung angenommen, die, ihm selbst Opfer auferlegend, dem Lande zum Wohl zu gereichen schien.

Die folgenden fetten Jahre vermehrten, dank dem von Baring durchgeführten System, automatisch die Reserven der Regierung und der internationalen Schuldenkasse um ansehnliche Summen, ohne daß die Kuratel, unter die Ägypten gestellt worden war, die Verwendung dieser angesammelten Gelder zu größeren Zwecken gestattet hätte. Und gleichwohl brachte der Umstand, daß die Landesgrenze seit dem Fall von Khartum bis Wadi Halfa zurückverlegt worden war, einen großen nationalen Verlust in tägliche Erinnerung.

Der Kalife Abdullah, des Mahdi Nachfolger, beherrschte den Sudan noch mit denselben grausamen Mitteln, seine gegen die ägyptische Grenze operierenden Abteilungen kamen mit anglo-ägyptischen Detachements in fortwährende Berührung. In militärischen Kreisen vermehrte sich ebenso der Wunsch, den endlichen Vormarsch zur Wiedereroberung der weiten Gebiete beschlossen zu sehen, als Lord Cromer eifersüchtig den Staatssäckel hütete und sich nicht vorzeitig zu Abenteuern drängen lassen wollte.

Erst die schlimme Lage, in die Italien im Jahre 1896 in seiner neuerworbenen Kolonie Erythrea geraten war, brachte den Stein in unvermuteter Weise ins Rollen. Einerseits die Besorgnis vor dem wachsenden Übermut des Kalifen und andrerseits der analogen Erwägungen entspringende Wunsch der englischen Regierung, zu Italiens Gunsten zu demonstrieren, veranlaßten die Ausrüstung einer stärkeren Expedition.

Sir Herbert Kitchener, der Sirdar der ägyptischen Armee, drang mit 17 000 Mann, denen 5000 Engländer beigegeben waren, siegreich bis Dongola vor. Die Kosten des Unternehmens beliefen sich auf 10 Mill. Mark, und nichts schien sachgemäßer, als daß diese für das Land nützlichen Aufwendungen auf den damals schon 50 Mill. Mark betragenden Reservefonds der internationalen Schuldenkasse übernommen würden. Dies war auch die Ansicht der Kommissionen Deutschlands, Großbritanniens, Österreich-Ungarns und Italiens, in Übereinstimmung mit ihren Regierungen. Die Vertreter Rußlands und Frankreichs bei der Schuldenkasse verweigerten jedoch ihre Zustimmung und appellierten an die internationalen Gerichte, die nach den bestehenden

Verhältnissen nicht umhin konnten, in erster und zweiter Instanz gegen die ägyptische Regierung zu entscheiden, die ihrerseits wieder über den eigenen Reservefonds ohne Zustimmung aller Mächte nicht verfügen konnte.

Lord Cromer erklärte hierauf, daß die englischen Truppen da verbleiben würden, wohin sie den Fuß gesetzt hätten, und Dongola demnach nicht mehr geräumt werden könne, worauf er den Khedive benachrichtigte, daß die englische Regierung bereit sei, die in Frage stehenden und noch größere Summen, Ägypten vorzuschießen.

Der von den divergierenden Regierungen auf Grund des Liquidationsgesetzes hiergegen eingelegte Protest verhinderte nicht, daß die vom General Kitchener begonnene Feldeisenbahn durch die Wüste zwischen Abu Hamed und Berber ausgebaut und eine größere Zahl anglo-ägyptischer Truppen im Frühjahr 1898 gegen Khartum geschickt wurden. Am 1. September, nach Vernichtung der Heerhaufen des Khalifa und dreizehn Jahre nach Gordons Tod pflanzte diese Streitmacht nach erbittertem Widerstand der Derwische ihre Siegeszeichen auf den Wällen der eroberten Stadt auf.

Der wiedergewonnene Sudan erstreckte sich von Wadi Halfa bis Gondokora über ein Gebiet von etwa 1250 engl. Meilen in der Länge und von Darfur bis zur abessinischen Grenze von ungefähr 1080 engl. Meilen in der Breite. Das ganze Gebiet kommt etwa zwei Dritteln des chinesischen Reiches gleich, freilich nicht an Fruchtbarkeit. Die Herrschaft des Mahdismus, dessen fortwährende Kriege verheerende Epidemien im Gefolge hatten, hat, wie berechnet wird, die Bevölkerungsziffer von 8½ Millionen auf weniger als 2 Millionen vermindert. Einzelne früher dichtbevölkerte Distrikte wurden menschenleer gefunden; in einem Landstrich waren in zwanzig Jahren 800 Dörfer verschwunden. In El Obeid, der früheren Hauptstadt Kordofans, zeigte sich kein menschliches Wesen, nur verfallene Regierungsgebäude deuteten die Stätte früherer Wohnsitze an; ganze Stämme waren ausgerottet.

Die an dramatischen Begebenheiten so reiche neuere Geschichte Ägyptens sollte noch durch die Begegnung Lord Kitcheners und des französischen Obersten Marchand einen Abschluß erhalten.

Das Auftreten des letzteren am oberen Nil, wo er seine Flagge zeigen und England zuvorkommen wollte, veranlaßte Lord Kitchener, zwei Wochen nach der Einnahme Khartums in Eilmärschen nach dem Süden aufzubrechen und den Rivalen in Faschoda aufzuhalten. Wie einst General Wolseley nur wenige Tage zu spät gekommen war, um Gordon zu retten, so sah sich der französische Offizier nach abenteuerlicher und gefahrvoller Reise durch die Wendung des Schicksals um den Lohn seines wohl geplanten Unternehmens betrogen. Dem unerwarteten Zusammenstoß wurde aber auf Lord Cromers ausdrückliche Weisung durch Beobachtung aller Formen militärischer Courtoisie der bittere Stachel genommen und die Streitfrage selbst weiteren Unterhandlungen zwischen den Regierungen vorbehalten. Die von der englischen Regierung mit Herrn Delcassé abgeschlossene Deklaration vom 21. März 1899 gewährte Frankreich, gegen Verzichtleistung auf die Ansprüche am oberen Nil, Vorteile am Tschadsee usw.

Lord Cromer ist die Genugtuung zuteil geworden, seine Bemühungen um Verminderung der Spannung zwischen England und Frankreich, von der er so viele Beispiele erlebt hatte, von seinem Souverän und seiner Regierung mit Erfolg aufgenommen zu sehen, und zwar durch die englisch-französische Konvention vom 8. April 1904.

Was die inneren Verhältnisse Ägyptens betrifft, so hat diese Konvention zu dem von den übrigen Mächten angenommenen Khedivialdekret geführt, dem zufolge die privilegierte Schuld vom Jahre 1910, die unifizierte Schuld und damit zwei Drittel der ganzen Obliegenheit des Landes vom Jahre 1912 an zur Rückzahlung gelangen kann. Dasselbe Dekret ermächtigt die ägyptische Regierung, über den Reservefonds der Schuldenkasse, der im Jahre 1903 schon 120 Mill. Mark betrug, frei zu verfügen. Für den Rest der Schuld wird ein Garantiefonds aus den Ergebnissen der Grundsteuer geschaffen. Die Schuldenkasse, in deren Händen eine so große Macht ruhte, wird in die allgemeine Verwaltung des Landes nicht mehr eingreifen und sogar keinen Einspruch erheben können, wenn die Regierung sich veranlaßt sehen sollte, neue Anleihen aufzunehmen. Auch kommen die der ägyptischen Regierung durch die Londoner Konvention für ihre regelmäßigen Ausgaben auferlegten Beschränkungen in Fortfall. Wenn die Konvention durchgeführt sein wird, fällt dem Reservefonds der ägyptischen Regierung ein Betrag von etwa 140 Mill. Mk. zu, ihre jährlichen regelmäßigen Ausgaben werden sich um ungefähr 6 Mill. Mk. vermindern.

Am 19. Januar 1899 hat England durch Lord Cromer ein Abkommen mit Ägypten geschlossen, das bestimmt ist, die durch die Eroberung des Sudan geschaffene Lage zu regeln, ohne daß es vermocht hätte, eine völkerrechtliche Klärung dieser Lage herbeizuführen. Das Abkommen, dessen Abschluß Lord Salisbury im englischen Parlament als auf dem Recht der Eroberung begründet erscheinen ließ, schafft einen „anglo-ägyptischen Sudan", dessen Verwaltung gegenwärtig durch khediviales Dekret dem Sirdar der ägyptischen Armee, Sir Reginald Wingate, anvertraut ist. Die Probleme, welche die Zukunft im Sudan zu lösen hat, fallen nicht mehr in den Bereich dieser Skizze; Sir Auckland Colvin mißt ihnen in dem vorletzten Abschnitt seines Buches „The making of modern Egypt" große Bedeutung bei.

Eine in Palermo befindliche Stele erwähnt, daß vor 6000 Jahren der erste König der vierten ägyptischen Dynastie ein Heer nach dem Sudan gesandt habe, das mit 7000 Gefangenen und 300000 Kindern und Vieh zurückgekommen sei. Diese erste geschichtliche Erwähnung des Sudan unterscheidet sich nicht wesentlich von seiner allerjüngsten Vergangenheit, während Unterägypten durch seine arbeitsame Bevölkerung und alte Kultur, durch die Nähe des Meeres und den Nil und endlich durch das Zusammenwirken der Intelligenz des Westens mit dem Scharfsinn des Orients glücklichere Zeiten zu sehen berufen war. Seine Bevölkerung ist vom Jahre 1881 bis 1897 um 3 Mill. gestiegen und beträgt jetzt 12 Mill. Die Zahl der Wohnstätten ist in dem gleichen Zeitraum von 13000 auf 18000 angewachsen. Die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen des Staates sind von 1880

bis 1896 von 9 Mill. Livres Égyptiennes (das ägyptische Pfund zu ungefähr 21 Mark gerechnet) auf 17 Mill. gestiegen. Bis zum Jahre 1906 vermehrten sich die Staatsausgaben von 7 1/2 Mill. £ E. auf 18 Mill.

Die Ergebnisse der direkten Steuern haben sich in der gleichen Periode durch Steuernachlässe von 5 1/2 Mill. £ E. auf 5 150 000 £ E. vermindert. Die indirekten Steuern sind von 1 1/2 Mill. £ E. auf 3 1/2 Mill. gestiegen. Der Ertrag der Eisenbahnen hat sich von etwas über 1 Million auf 4 Mill. £ E. erhöht, die Zahl der Telegramme ist sechsmal so groß als im Jahre 1880. Die Einnahmen des Hafens von Alexandrien betrugen im Jahre 1880 62 000 £ E., im Jahre 1906 376 000 £ E.

Das Budget für öffentliche Arbeiten ist durch die fortlaufende und große Beträge erfordernde Ausdehnung der Bewässerung belastet gewesen. Seine Ausgaben sind demzufolge von 450 000 £ E. im Jahre 1880 auf 3 200 000 im Jahre 1906 gestiegen. Die Einnahmen aus den, in bescheidenen Grenzen gehaltenen Einfuhrzöllen sind auf das Fünffache angewachsen. Die Kosten des ägyptischen Heeres, dem gegenwärtig keine besondere Aufgabe zugedacht ist, haben sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren kaum verdoppelt. Die Ausgaben für die Erhaltung der Okkupationsarmee betrugen im Jahre 1883 600 000 £ E. und sind bis 1906 auf 97 000 gefallen. In diesen Summen ist nur der Unterhalt der Besatzungstruppen inbegriffen; die Aufwendungen für die größeren Expeditionen sind von England bestritten worden.

Der Dienst der Staatsschuld ist sich, da größere Rückzahlungen nicht erfolgen konnten, gleich geblieben und beträgt heute, wie im Jahre 1880, ungefähr 4 400 000 £ E., bis die Konversionen erfolgt sein werden. Der größte Tiefstand trat, wie in jeder andern Hinsicht, auch bei der Staatsschuld im Jahre 1885 ein, wo der zu erlegende Zinsenbetrag sich auf 5 156 000 £ E. erhob.

Die privilegierte Schuld hat sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren um etwa 10 Mill. vermehrt, während die unifizierte um 2 Mill. abgenommen hat. Gleichzeitig ist die Schuld auf die Domänen durch Landverkäufe von 8 1/2 Mill. auf 1 1/2 Mill., diejenige der Daira Sonich von 9 1/2 auf 4 1/2 Mill. £ E. zurückgegangen. Die letztere Schuld ist seit zwei Jahren vollständig abgezahlt.

Wenn Zahlen nicht, wie das Sprichwort sagt, die Welt regieren, so beweisen sie doch häufig, wie sie regiert wird. Diese wenigen angeführten Ziffern gereichen nicht nur Lord Cromer, sondern allen seinen ägyptischen und europäischen Mitarbeitern zur Ehre.

Angesichts des in der kritischen Periode zwischen England und Frankreich bestandenen Antagonismus dürfte ein Zeugnis aus letzterem Lande am unverfänglichsten sein, und ich gebe daher Herrn Edmond Théry das Wort, der in seinem Buche „L'Égypte nouvelle au point de vue économique et financier" das Folgende anführt:

„In den dreiundzwanzig Jahren des Prokonsulates Lord Cromers wurden die Finanzen wiederhergestellt, die Justiz unparteiischer gemacht, die Wachsamkeit der Polizei verschärft. Wenn, im Anschluß an den großen Damm von Assuan, die

projektierten Bewässerungswerke im Sudan vollendet sein werden, wird die fruchtbringende Tätigkeit des Nilflusses in vollständig regelmäßige Bahnen geleitet sein.

„Auf dem Gebiete der einheimischen Landwirtschaft sind die Grundtaxen herabgesetzt und der Frondienst, ein alter Fluch des Fellahs, abgeschafft worden. Die Schiffahrtsabgaben auf dem Nil sind beseitigt, das Wegenetz wurde vergrößert, die Eisenbahntarife sind herabgesetzt worden. Der Oktroi und die Abgaben auf Schafe und Ziegen haben zu bestehen aufgehört. Um den Fellahs die Erwerbung von Land aus dem jährlichen Verkauf der Domänen zu erleichtern, sind landwirtschaftliche Kreditbanken geschaffen und fremde Kapitalien herangezogen worden.

„Infolgedessen hat sich die einheimische Produktion mehr als verdoppelt, der Wert des Bodens ist in den zehn Jahren zwischen 1895 und 1905 von 1580 Francs per Hektar auf durchschnittlich 3900 gestiegen, und dieser Preis ist noch heute kein übertriebener. In denselben zehn Jahren ist die Ausfuhr, deren Hauptartikel Baumwolle ist, von 13 Mill. £ E. auf 20½ Mill. gestiegen."

Der Verfasser gibt zu, daß Ägypten durch die Weigerung Frankreichs, im Verein mit England die Bewegung Arabis im Jahre 1882 niederzuwerfen, nichts verloren habe.

„England, sich selbst überlassen, hat so viele wirtschaftliche und finanzielle Reformen durchzuführen vermocht, die der Bevölkerung einen bisher ungekannten Grad von Wohlhabenheit und Sicherheit verliehen haben, größer als die zugleich durch das Kondominium (Frankreichs und Englands) und durch ihr Vasallenverhältnis zur Türkei behinderte khediviale Regierung es hätte bewerkstelligen können."

Zu ähnlichen Schlüssen gelangt das noch wichtigere Zeugnis des Herrn v. Freycinet. Und allen diesen versöhnenden Umständen zum Trotz ist es doch nur in der immer gleiche Bahnen wandelnden menschlichen Natur begründet, daß der „Nationalismus" in Ägypten wieder stärker das Haupt erhoben hat.

Lord Cromer widmet dieser Bewegung Jung-Ägyptens in seinem letzten Jahresberichte ein bemerkenswertes Kapitel und bezeichnet sie zwar als tief von panislamischem Geist durchtränkt, aber gleichzeitig Ideen ganz verschiedener Art zugänglich. Der Panislamismus, meint er, predige einerseits die Erhaltung der Souzeränität des Sultans über Ägypten und schüre anderseits soziale und religiöse Gegensätze. Er umfasse nicht nur die fanatischen und darum unbrauchbaren Elemente, sondern auch solche, denen eine Reform des alten Glaubens des Propheten auf modernerer Grundlage erwünscht sei, und die dann, weitergehend, der Einführung parlamentarischer Institutionen das Wort reden.

Bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes und dem niederen Bildungsgrade der Masse der Bevölkerung glaubt Cromer, daß chaotische Zustände und das Sinken des Nationalreichtums die Folge sein würden, wenn zu früh dem Scheinbilde des Parlamentarismus gehuldigt werden sollte. Dagegen erblickt er in näherer oder fernerer Zukunft wohl die Möglichkeit der Bildung einer ägyptischen Nationalität ohne Unterschied der Rasse, der Religion noch Herkunft, auf der Basis solidarischer Interessen. Das in Übung befindliche Kapitulationsrecht wirke aber durch starke Betonung des nationalen Individualismus der Bildung solcher solidarischen Interessen entgegen. Es solle daher auf die Aufhebung der Kapitulationen hingearbeitet werden und an

deren Stelle ein internationaler gesetzgebender Rat treten. Diesen hier nur kurz berührten Gedanken hat Lord Cromer schon bei früheren Anlässen mit Vorliebe behandelt; er macht ihn jetzt in einer ausführlichen staatsmännischen Darlegung über das noch in Ausübung befindliche System der Kapitulationen zu seinem politischen Testament für Ägypten.

Aus allen Häfen des Mittelmeeres setzen reich ausgestattete Dampfer Schwärme von Reisenden in Alexandrien oder Port Said ans Land, sobald eisige Winde Europa und Amerika unwirtlich erscheinen lassen. Gute Expreßzüge führen sie nach Kairo und bis in das Herz des Sudans. Glänzende Hotels, in denen rotberockte Zigeunerkapellen abgedroschene Weisen spielen, sind auf demselben Fuß eingerichtet wie Unter den Linden, in Piccadilly, auf dem Boulevard des Italiens oder an der Riviera. Je größer die Banalität dieser Existenz, die die stille Hoheit des Ostens durch allen Flimmer einer ins Krankhafte spielenden Kultur zu übertäuben sucht, um so größer wird die Zahl solcher, nur dem Vergnügen nachgehender Besucher. Sie betrachten den ihnen liebenswürdig erscheinenden Eingeborenen als harmloses Kind und wissen nicht, wie oft sie von einer degenerierten, nur von der Ausbeutung der Fremden lebenden Klasse verlacht und insultiert werden.

Der bedeutende Administrator, unter dem sich dieser Wandel der Dinge vollzogen hat, würde sein Antlitz verhüllen, wenn man ihm nur solche Errungenschaften zugute halten wollte. Für höhere Ziele hat er die Hand an den Pflug gelegt und reelle Werte geschaffen. Weder der wohlhabender gewordene Fellah, das traditionelle Lasttier der ägyptischen Erde, weiß vielleicht ihm, dem Giaur, wirklichen Dank dafür, noch verzeihen ihm die, deren leichten und nicht immer gerechten Erwerb er geschmälert hat. Seine Fehler und Mißgriffe — und wie hätte er sich von ihnen ganz freihalten können? — werden ihm noch lange vorgehalten werden, aber das von ihm aufgebaute Kulturwerk wird in weit höherem Maße bestehen bleiben.

Nach vollbrachtem Tagewerk nimmt Lord Cromer gern seine Klassiker zur Hand, von denen er glückliche Übersetzungen geliefert hat. Sie erhalten ihm hoffentlich noch auf Jahre seinen olympischen Humor, wie sie ihn vor der Selbstüberhebung bewahrt haben, die manchen Sterblichen zum Grabe ihres Ansehens geworden ist. „Parcere subjectis et debellare superbos“ ist dem Manne zum unwillkürlichen Motto geworden, der mit reinen Händen eine Bühne verläßt, die schon manches Satirspiel erlebt hat.

Ludovico Ariosto.

Von

Alfons Kißner.

(Schluß.)

VI.

Nachdem während der drei Jahre in der Grafagnana die poetische Ausbeute notgedrungen eine geringe gewesen war — außer zwei, vielleicht drei Satiren scheint dort nichts entstanden zu sein —, konnte der Dichter nunmehr sein Musenroß wieder nach Herzenslust tummeln. Das Echo der großen Ereignisse dieses Jahres 1525 findet sich im Orlando, wie er später vorliegen sollte. Von den Gesängen, die gegenüber den Fassungen der beiden ersten Ausgaben Umgestaltungen und Erweiterungen aufweisen, steht der dreiunddreißigste obenan. Einen breiten Raum nimmt hier der Tag von Pavia (24. Februar) ein, an dem die Glücksgöttin sich von Franz I. (und seinem Bundesgenossen Alfonso) abwandte. Vom französischen König heißt es dort:

Sie, die dem Wind gleicht, der emporzujagen
Ein Weilchen pflegt den Staub im Sturmeswehn
Und jetzt ihn will hinauf zum Himmel tragen
Und wieder läßt hinab zur Erde gehn,
Gibt ihm den Wahn ein, daß, den Feind zu schlagen,
Dort bei Pavia hunderttausend stehn:
Er sieht, wie viel ihm durch die Hände laufen,
Doch nicht, ob abnimmt oder wächst der Haufen.

So, durch des Königs Güte und Vertrauen,
Und weil die Diener geizig sind und blind,
Kann man nur wen'ge bei den Fahnen schauen,
Als in der Nacht der Waffenlärm beginnt.
Die klugen Spanier, die wohl ohne Grauen
Bereit zum Sturm auf Höll' und Himmel sind,
Wenn zwei vom Haus Avalos nur sie leiten,
Dringen ins Lager ein von allen Seiten.

Seht hingestreckt von Frankreichs Edlen allen
Die besten, der Vasallen Glanz und Wert!
Wie dicht sich Feindeshaufen um ihn ballen,

Der mut'ge König unverzagt sich wehrt,
Wankt und ergibt sich nicht, als schon gefallen
Ist unter ihm — seht dort! — sein gutes Pferd;
Mag gleich auf ihn nur zielen, ihn umringen
Die Überzahl und keiner Hilfe bringen.

Zu Fuße kämpft der tapfre König weiter,
Im Blut der Feinde badend immerfort;
Doch Mut erliegt zu großer Zahl der Streiter —:
Seht ihn gefangen hier, in Spanien dort!
Pescara und del Vasto, sein Begleiter,
Der niemals ihn verläßt, sogleich am Ort
(Weil König Franz von ihnen ward gefangen
Und Sieg erkämpft) den ersten Kranz empfangen (50—53).

Des Dichters Gebieter mußte nunmehr zwar auf die Seite der bisherigen Feinde, der Kaiserlichen, sich stellen, beteiligte sich aber nicht an dem Raubzug gegen Rom. So durfte Ariost die Plünderer der heiligen Stadt brandmarken:

Seht, wie sie unsrer Roma Jammer bringen
Allüberall, durch Mord und Räuberei'n!
Am Heil'gen frevelnd und an Menschendingen,
Durch Brand und Schändung alles rings entweihn!
Zum Heer der Liga Klag' und Wehruf dringen:
Von draußen sehen sie die Wüstenei'n
Und lassen, statt sich vorwärts zu bewegen,
Den Erben Petri dort in Fesseln legen.

Die nächsten Jahre sollten Stoff zu fröhlicherem Tun und freudigeren Gesängen liefern. Die achtzehnjährige Gemahlin des Erbprinzen Ercole d'Este, Renata von Frankreich, hielt ihren Einzug in Ferrara. Als zu ihrer Begrüßung Herzog Alfons ihr nach Reggio und Modena entgegenreiste, befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach Ariost im Gefolge. Sicher ist, daß er die Oberleitung über die dramatischen Aufführungen zu Ehren der Prinzessin zugewiesen erhielt. Zwei seiner eigenen Stücke bekam die künftige Landesmutter damals zu sehen: am 25. Januar 1529 die aus der früheren Prosafassung völlig umgestaltete, durch Verseinkleidung in eine höhere Sphäre gehobene „Cassaria" und ein ganz neues Werk: „Lena" (Die Kupplerin). Vielleicht war es gut, daß Madame Renée kein Italienisch verstand: manche Stellen der zweiten Komödie hätten sie am Ende doch, trotz der Unbefangenheit der Zeit, da eine Prinzessin von Valois das Heptameron schrieb, peinlich berührt.

Im Orlando ist eine Huldigung an Renata dem dreizehnten Gesang eingeschaltet worden; die Prinzessin erscheint unter den edlen Damen der Zukunft, die der Bradamant als Zierden des Hauses Este von der Zauberin gezeigt werden. Nach einem Lobgesang auf Lucrezia Borgia fährt letztere fort:

Ich will dir nicht Renatas Ruhm verschließen,
Die man dereinst als Schnur der vor'gen kennt.
Dem zwölften Ludwig wird das Kind entsprießen
Und ihr, die man Bretagnes Glorie nennt.
Was Frauen ziert, seitdem die Ströme fließen
Dem Meere zu, — seitdem das Feuer brennt, —
Seitdem der Himmel kreist, — wird sich vereinen,
Um als ein Schmuck Renatas hell zu scheinen.

Dies und was sonst in den ihm noch beschiedenen Lebensjahren der Dichter veröffentlichte, müssen wir uns in dem kleinen Häuschen ersonnen und niedergeschrieben denken, zu dem jeder Besucher Ferraras wallfahrtet: es steht in der Contrada di Mirasole bei San Benedetto und trägt noch über der Tür die Inschrift, die ihm Meister Ludovico gab, als er den Hafen erreicht hatte und „hinter sich ließ das Meer und Stürme". Sie lautet:

„Klein, doch passend für mich, doch niemand zinsbar, nicht dürftig, Und von dem eigenen Geld hab ich das Häuschen erbaut."

(Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida, parta meo sed tamen aere domus.)

Die harmlose Besitzerfreude, die sich darin ausspricht, hat etwas Rührendes. Das „eigene Geld" wird wohl mit Recht als die Ersparnis der drei Statthalterjahre gedeutet. In der Loggia stehen die Verse De paupertate (Carm. II, 28—29). Nach der Erzählung seines Sohnes Virginio soll er auf die Frage von Besuchern, warum er, in dessen Werke sich so herrliche Beschreibungen von Palästen finden, sich mit so kleinem Hause begnüge, die Antwort gegeben haben, zu jenen Palästen habe es keines Geldes bedurft. Sehr hoch hielt er seinen Garten, pflanzte und hantierte darin mit großem Eifer, aber ohne Sachkenntnis. Einmal dachte er, Kapern zu ziehen; es kam aber Holunder heraus.

Wann Alessandra seine rechtmäßige Gattin wurde, ist ungewiß. Daß die Eheschließung stattgefunden hat, nimmt man allgemein an. Gardner setzt sie gleich in die erste Zeit nach der Rückkehr; dagegen spricht aber mancherlei. Er mußte sie heimlich heiraten, um nicht der Pfründe von Santa Agata verlustig zu gehen. Auch als Hausfrau in sein Heim sie aufzunehmen war ihm versagt. Daß er sich verstohlen zu ihr schleichen mußte, wird mehrfach in der Elegien berührt. Als der Dame Sekretär (il suo cancelliere) bezeichnet er sich selbst (vielleicht scherzhaft) in einem Brief, den er in Alessandras Namen schrieb. Seine Leidenschaft für sie war wie die eines Jünglings; er wird von den Freunden deshalb geneckt. Einer derselben, Ercole Bentivoglio, als Sohn der Lucrezia d' Este Neffe des Herzogs und selbst ein Poet, läßt uns in seinem „Liebestraum" (Sogno amoroso, 1530) erkennen, welchen Einfluß auf den Dichter man jener Frau zuschrieb. Dort heißt es:

Ich sah Ariost und sie an seiner Seite,
Die ganz von Liebesglut läßt beben ihn;
So trägt er ihren Namen in die Weite
Auf Flügeln, die sie selber ihm verliehn.

Von jungen Männern, die sich damals um ihn scharten und bewundernd zu dem Meister aufblickten, muß noch besonders Giovan Battista Giraldi genannt werden, bekannt als „Cinthio", der Verfasser der Novellensammlung „Ecatommiti" („hundert Novellen"): seine „Discorsi" geben wertvolle Aufschlüsse über Ariosts Leben und Schaffen. Zu solchen Schülern des Dichters, wie man sie nennen kann, gesellte sich auch der Thronerbe Don Ercole. Wenn er — nach Virginios Überlieferung — den Meister zur Wiederaufnahme der Poesie veranlaßt haben soll, so werden wir mit Gardner das auf die Neugestaltung des Orlando beziehen. Ariost seinerseits hatte eine außerordent-

lich hohe Meinung von dem jungen Prinzen und stellte ihn über fast sämtliche Fürsten der Zeit.

Von äußeren Ereignissen dieser letzten Jahre Ariosts ist der einzigen diplomatischen Mission, die ihm noch übertragen ward, zu gedenken. Er ging im Oktober 1531 nach Correggio zu dem Marchese del Vasto, dem von ihm so überaus gefeierten Feldherrn, dessen spanische Truppen damals im Modeneser Gebiet standen und dem Herzog Alfons zu schaffen machten. Alle Wünsche des letzteren wurden erfüllt und dem Dichter selbst eine glänzende Aufnahme bereitet. Fürstlich beschenkt, kehrte er heim. Wir wissen noch, daß er auf einigen Ausflügen, z. B. nach Venedig, den Herzog begleitete. Im übrigen lebte er, wiewohl noch Kavalier des Hofes, für sich, ein stilles Poetendasein führend. Von dichterischen Erzeugnissen gehört dem Jahre 1531 die schöne Epistel an Bembo an, dem er seinen Virginio als Studenten nach Padua schickte.

Ein Geleitbrief in Prosa, den er Virginio für Bembo mitgab, enthält die Notiz, seine Durchsicht des Orlando sei nahezu beendet. Die „Privilegien" zum Druck für die Gebiete des Herzogs von Mantua, des Kaisers, Mailands und des Papstes waren bis Ende Januar 1532 (die Venedigs schon 1527) genommen. Im März schreibt der Dichter an Calandra: „Ich bin so mit dem Druck meines Furioso beschäftigt, daß ich für nichts andres zu brauchen bin". Im folgenden Monat begleitete er wahrscheinlich den Herzog nach Venedig. Er sollte die Lagunenstadt nicht wieder sehen. Darauf nahmen ihn gänzlich die Drucksorgen in Anspruch. Unaufhörlich, bei jedem Wetter ging er von seinem Hause zur Druckerei und zurück und quälte die Setzer mit tausend Kleinigkeiten, um alles in vollendetem Italienisch nach Bembos Regeln zu haben. „Bei Korrektur der Druckbogen", meldet Giraldi, „holte er sich den Keim der Krankheit, die ihm den Tod brachte". Trotz all dieser Sorgfalt war er, als der Orlando fertig gedruckt (Anfang Oktober 1532) vorlag, unzufrieden damit und klagte, man habe ihn „gemordet". — Im November ging er mit seinem Herrn nach Mantua zur Begrüßung des Kaisers und überreichte diesem persönlich das Werk, in dem auch Karl V. seine Verherrlichung gefunden hat. Die Huldigung ist wieder in Form einer Prophezeiung gekleidet. Er gedenkt zunächst der Eroberung der Neuen Welt:

Ich seh das heil'ge Kreuz und seh entfalten
Die Kaiserbanner an dem grünen Strand;
Seh viele noch in Schiffen Wache halten,
Und als Verwalter andre viel im Land;
Seh zehn verjagen tausend, seh die alten
Reiche bis Indien in der Spanier Hand
Und Karls des Fünften tapfre Kapitane
Aufpflanzen überall die Siegesfahne.

Gott hielt den Weg in Zeiten, die vergangen,
Verhüllt, und lang noch wird verhüllt er sein.
Es soll auf ihm noch weiter Dunkel hangen,
Bis einst das achte Alter bricht herein;
Dann wird der Herrscher auf den Thron gelangen,
Dem Gott die Weltenherrschaft will verleihn,
Der weise Kaiser hehr und auserlesen,
Der edelste, der seit August gewesen. (Orl. 15, 23 ff.)

Daß Ludovico zu Mantua vom Kaiser als Dichter gekrönt worden sei, bezeichnet Virginio als Fabel. Trotzdem — auch Gardner neigt dazu — nimmt man es noch vielfach an, weil Fornari und andre Zeitgenossen, auch Urkunden es melden. In einem Dokument von 1530 heißt Alessandra „uxor . . . olim Nobilis et Laureati Poetae Ludovici de Ariostis." Fernow meint, die Ernennung möge ohne öffentlichen Akt durch kaiserlichen Brief erfolgt sein, und ein solches Privilegium solle wirklich existieren. Aber daß des Dichters Sohn davon nicht gewußt habe, ist doch kaum denkbar.

Über einen Monat dauerte der Aufenthalt in Mantua; am 17. Dezember war Ariost wieder in Ferrara (wie ein Schreiben an Guidobaldo della Rovere besagt, aber schon krank. In der Sylvesternacht brach in einer Bude unter der Schloßhalle ein großes Feuer aus und verzehrte auch die Sala grande mit der Bühne, auf der Ariosts Komödien aufgeführt worden waren. Sein Zustand verschlimmerte sich durch die Aufregung in derselben Nacht und ging im Frühling in Schwindsucht über. Am 6. Juli 1533[1]) „um ein Uhr nachts", wie ein ohnlängst veröffentlichter Brief von Girolamo da Sesto an Isabella von Este (Gardner p. 259) dartut, schied Ludovico Ariosto aus dem Leben.

Bis zuletzt war er ein Jüngling an Frische des Geistes und Wärme des Herzens, wiewohl körperlich früh gealtert. Ein Gemälde Tizians, das den Dichter „zum Sprechen ähnlich" darstellte, ist leider verloren gegangen. Um seine Züge uns zu vergegenwärtigen, sind wir auf den Holzschnitt angewiesen, der nach einer Zeichnung Tizians die Ausgabe von 1532 schmückt. Auf Grund des gesamten Materials an Abbildungen, Nachrichten, Anekdoten usw. ergibt sich nach Gardner folgendes Bild:

„Er war groß und mager, hielt sich etwas gebückt, wurde frühzeitig kahl. Was von seinem Haar blieb, war schwarz, seine Stirne umfangreich, die Nase groß und adlerartig, der Bart etwas spärlich . . . Er war freundlich und heiter in der Unterhaltung, witzig und schlagfertig, aber nicht zu vielem Lachen geneigt; dem Pomp und der Feierlichkeit durchaus abhold. Niemals im geringsten anspruchsvoll, wußte er seine Rechte geltend zu machen und wurde, wenn gereizt, nicht leicht besänftigt. Ein treuer und liebevoller Freund, war er stets hilfsbereit für andre, in Gesellschaft, zumal in weiblicher, äußerst liebenswürdig, wiewohl eigentlich von melancholischer Anlage. Er haßte Gelage und Feste, machte täglich nur zwei Mahlzeiten, mittags und abends, und aß dann rasch und reichlich, die einfachste Kost vorziehend. Eine Rübe auf eigenem Tisch, sagte er, schmecke ihm besser als köstliche Speisen an des Herzogs Tafel. Er war ungemein nervös, besonders als Reiter oder auf dem Wasser, auf Brücken und auf Reisen durch Berggegenden; ein tüchtiger Fußgänger und unglaublich zerstreut, immer im Traume."

Beim Dichten war er höchst peinlich, nie zufrieden mit dem, was er niedergeschrieben hatte. Die unzähligen Änderungen im Manuskript des Orlando überraschen jeden Besucher Ferraras; seine leichtflüssigen Verse sind — wie bei Heinrich Heine — das Ergebnis einer äußerst sorgfältigen, immer wiederholten Arbeit gewesen.

[1]) Dieses Datum ist jetzt sicher gestellt; bisher nahm man auf Grund späterer Überlieferungen den 6. Juni als Todestag Ariosts an.

Über sein inneres Leben erfahren wir am meisten aus den „Satiren". Unsre Vorstellung von dem Menschen Ariost zu vervollständigen sind sie am besten geeignet. Da, wo er in vertraulichem Geplauder sorglos sich gehen läßt, lernen wir den ganzen liebenswerten Mann kennen, seine harmlose Einfachheit, sein warmes Herz, seine Rechtschaffenheit. Übereinstimmend heben die Zeitgenossen die Güte seines Wesens hervor; sie erkennt sogar ein Pietro Aretino an. „Großen Verlust hat die Welt in diesem Manne erlitten", schreibt er nach Ariosts Tode, „der, neben seinen Geistesgaben, die Güte selbst war". Und Isabella von Este schreibt: „die Stadt Ferrara hat einen Edlen verloren, der, abgesehen von seiner Trefflichkeit, ihr größter Schmuck war durch die in ihm vereinigten seltensten und erlesensten Tugenden."

VII.

Wir wenden uns zu seinem Lebenswerk.

Wenn ein moderner Leser unvorbereitet an den „Rasenden Roland" herantritt, ist er betroffen, gleich zu Anfang einer Reihe von Personen zu begegnen, die der Dichter weder eingeführt noch in ihren Beziehungen zueinander klargestellt hat. Da ist von einer Angelika die Rede, als wäre sie eine alte Bekannte. Ist das nicht wunderlich? — Nein, für die Leser, die Ariost im Auge hatte, war Angelika, waren Sakripant und die andern in der Tat alte Bekannte. Er durfte die Vertrautheit mit diesen Personen und Dingen als etwas so Selbstverständliches betrachten, daß er nicht einmal den Namen des Grafen Bojardo von Scandiano, aus dessen „verliebtem Roland" er seine Figuren herübernimmt, zu nennen für angebracht hält. Der „Orlando innamorato" war eben in den Händen aller, der Inhalt lebte im Gedächtnis aller. Immerhin war sich Ariost der Überraschung und der etwas komischen Wirkung wohlbewußt, die er hervorrief, indem er die Existenz fabelhafter, zum größten Teil dem Gehirn eines Zeitgenossen entsprungenen Gestalten als so ausgemacht hinstellte, wie wenn es sich um historische Persönlichkeiten handele. Das gab seinem Gegenstand — nach Gildemeisters Ausdruck — etwas von der „Dignität" der Geschichte, stimmte aber zugleich eben dadurch die Gemüter auf den ironisch-humoristischen Ton, der im Furioso ganz anders als im Innamorato angeschlagen wird.

Der Streit darüber, ob eine solche Aneignung fremden Stoffes zu tadeln sei, geht nun bald durch vier Jahrhunderte; von den Tagen eines Speroni und eines Jacobus Gaddius (der den Grafen Bojardo als durch seinen Nachfolger „ausgeweidet, geblendet und des Herzens beraubt" bezeichnet) bis in unsre Gegenwart. Noch jüngst haben die beiden einander entgegengesetzten Meinungen Vertreter gefunden. Wenn nach Heinrich Morf[1]) „Ariosts unvergleichliches Poem einen Jahrhunderte alten, stolzen Bau krönt, einen Bau, dessen Fundamente in den Tiefen des Mittelalters ruhen und dessen Gipfel hineinragt in den Himmel der Renaissance", so ist jedes Steinchen

[1]) „Vom Rolandslied zum Orlando furioso". Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXV, S. 370 ff.

dieses Baues von Pio Rajna (Fonti dell' Orlando) sorgfältig auf seine Herkunft untersucht worden. Der Florentiner Forscher meint, die Phantasie eines Dichters bestehe in der Erfindung, d. h. in der materiellen Verknüpfung der äußeren Tatsachen, und weigert unserm Ariost Zuerkennung der Phantasie, weil er arm sei an Erfindung. „Er fand", sagt Rajna, „das Schöpfungswerk schon getan und brauchte nur in diese neue Welt einzudringen; und zu der Frage, ob die Entlehnungen, seien es Nachahmungen oder Umgestaltungen, Ariosts Verdienst Eintrag tun, wagt er nicht mit „Nein" sich zu äußern. Gegen Rajnas Prämissen und Schlußfolgerung wendet sich energisch sein Kollege in Palermo, G. A. Cesareo, in einem anregenden Aufsatz: La fantasia dell' Ariosto[1]). Die Vorstellungen, so führt er aus, d. h. die von den Eindrücken der äußeren materiellen und moralischen Welt in unserm Innern hinterlassenen Furchen können durch das Gedächtnis reproduziert und mannigfach kombiniert werden; das ist die Erfindung. Die Amme, die auf gut Glück Märchen schmiedet, der Lügner, der da schwindelt, das Volk, das sich Sagen webt, sie alle zeigen solche invenzione. Die Fähigkeit, die einzelnen Merkmale der Idee zu fassen und wiederzugeben, heißt ihm Imagination. Der Dichter z. B., der nacheinander die Schönheiten seiner Dame beschreibt, Augen, Haare, Stirne, Nase usw., ohne doch die Gestalt vor unser inneres Auge zu zaubern, besitzt diese „unvollkommene Phantasie"; er hat nicht die Kraft, seinen Eindruck einfach und ganz, wie etwas im Spiegel Geschautes, zur Vorstellung zu bringen. Die Fähigkeit vollkommener Vorstellung heißt Phantasie; sie ist die Kraft, das Gefühlte in seiner Ganzheit, in jeder Eigenschaft, in jeder besonderen Beziehung mit der größtmöglichen Sicherheit und Wirksamkeit hervorzurufen; sie besteht in der vollen Erzielung und Überlieferung des Eindrucks; sie ist das Allgemeine, das in ein lebendes Individuum niedergestiegen ist, kurz das Wesen, die „Gestalt" (la Forma). Gegenüber der Phantasie ist die Erfindung nur die rohe Materie, der gemeinsame Besitz, die stumme Region des Ungeschaffenen, etwas, was als Kunst gar nicht existiert. Darum ist es das Recht der Dichter, sich der Erfindungen andrer zu bemächtigen; denn das Gefundene ist nichts als der tote Stoff, der Poesie werden kann oder nicht, je nach der Wärme des Gefühles, das der, der ihn beseelt, ihm einzuflößen vermag. Dieser braucht sich, weil der Stoff, der Inhalt nichts und das Gefühl, die Form, der Ausdruck alles ist, um die Quelle des Eindrucks so wenig zu bekümmern wie der Bildhauer um das Modell zu seiner Statue. Vielleicht kein großer Dichter hat jemals es sich angelegen sein lassen, aus sich heraus den Gegenstand für sein Werk zu finden. Die Erfindung zu Dantes Comedia steckt in den vorhergehenden Visionen, in theologischer und historischer Überlieferung; die zu Shakespeares Dramen in der Chronik des Belleforeſt, italienischen Novellen, Volksüberlieferung; die des „Faust" in der Sage und in der Puppenkomödie. Für den Poeten macht es keinen Unterschied, ob historischer, ob erdichteter Stoff ihm zustatten kommt: eins wie das andre bietet ihm etwas Fremdes, nichts Eigenes, und wenn die

[1]) Nuova Antologia, 16. November 1900, S. 278 ff.

Originalität wirklich in der Erfindung bestände, wäre einer, der die Geschichte plündert, nicht mehr original als wer eine Fabel ausbeutet.

Hier drängt sich ein Einwurf auf: möge der Dichter sich des Gemeinguts bemächtigen — schön! Rührt aber die Erfindung von einem her und hat dieser ihr als Dichter schon Form gegeben, ist dann der Räuber der Idee kein Plagiator? Darauf antwortet Cesareo: der subjektive Anlaß, der zum Kunstwerk führt, kommt dennoch bei der Bewertung des Kunstwerks nicht in Betracht, weil er nicht zur ästhetischen Tätigkeit gehört. Der Anlaß ist ein physischer Vorgang; die künstlerische Tat besteht im Ausdruck. Gar viele Seeleneindrücke gelangen nicht zur Verwandlung in ein Kunstwerk, unzählige Erfindungen werden nicht zur Poesie. Wo es aber geschehen, wo aus dem innern Anlaß die entsprechende „Gestalt" geworden ist, da muß, wer dieser Gestalt sich bemächtigt, ein Plagiator genannt werden, selbst wenn der Gegenstand ein andrer ist. Gelang dem Dichter nicht, seine Erfindung zur Gestalt zu erheben, so bleibt sie toter Stoff und fällt zurück in die Nacht des Unausgesprochenen, wo sich dunkel Chroniken, Sagen, lyrische und epische Motive, die zahllosen Fälle des Menschenlebens bewegen. Ein Inhalt — ein Ahasverus, Don Juan, Faust — kann, wiewohl von einem erfunden, hundert Gestaltungen erfahren, ohne daß eine die andre wiederholt, bis die Phantasie eines großen Dichters ihm zum wahren Ausdruck, zur vollendeten, unvergänglichen Form verhilft.

Wir werden Cesareo zustimmen. Der Dichter darf sich eines schon behandelten Stoffes bemächtigen, an ihn anknüpfen, ihn weiterentwickeln — vorausgesetzt, daß ein Neues, Lebenskräftiges daraus entsteht, wie er ja auch mit geschichtlicher Überlieferung für seine Zwecke nach Belieben schalten mag („Le poète peut violer l'histoire pourvu qu'il lui fasse un enfant", pflegte Jules Janin zu sagen). Für Shakespeare war der entlehnte Stoff, die Ereignisse, Figuren, Handlungen, wie ein Gefäß, das er mit Eigenem, mit psychologischem Inhalt zu füllen hatte: daraus erwuchs das Kunstwerk, sein volles Eigentum. Wenn Ariost dem, was er vorfand, die Vollendung, la forma suprema gab, war er in seinem Recht.

Bojardos „Innamorato" ist in der Tat, wie Cesareo bemerkt, eine schwindelerregende Anhäufung von Turnieren, Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern aller Art. Aber diese Schlachten und Abenteuer sind immer dieselben, bei aller ermüdenden Abwechselung: plus ça change, plus c'est la mème chose! Von innerem Leben seiner Personen keine Spur! Sie erscheinen unfrei, niemals plastisch herausgearbeitet. Sie tragen Namen — das ist fast ihre ganze Charakteristik. Das Geschehnis allein interessiert Bojardo; Menschen uns vor Augen zu stellen, vermag er nicht. Die wahre „Phantasie", die künstlerische Gestaltungskraft geht ihm ab, und das ist — wie schon der alte de Sanctis sagte — der Tod des Dichters.

Ein voller und ganzer Künstler ist dagegen Ludovico. Was er nur berührt, das erblüht zum Leben. Läßt er seine Helden ein Wort sprechen, eine Bewegung machen, wir sehen sie leibhaft vor uns. Vierhundert Jahre haben der Wirkung seines unsterblichen Poems keinen Eintrag getan; in jugendlicher

Schönheit strahlt es aus der Welt der Renaissance in unsre Zeit herein. Ob der Dichter ernste Töne anschlägt und, wie es zuweilen geschieht, zum Pathetischen sich erhebt; ob er — was er bei weitem vorzieht — im behaglichen Plauderton erzählt, ein Lächeln auf den Lippen, köstlich in seiner leisen Ironie und schalkhaften Anmut, hier und da Leuchtkugeln des Witzes aufsteigen lassend oder die Schellenkappe des Humors — eines gar prächtigen Humors! — schüttelnd; ob er die altromantische Wunderwelt aufbaut, innerhalb der gegebenen phantastischen Bedingungen stets durch Folgerichtigkeit und einen wahrhaft modernen Wirklichkeitssinn uns überraschend — immer ist er anziehend, frisch und gegenständlich. Ganz besonders hoch werden wir neueren es ihm anrechnen, daß er, streng künstlerisch schaltend, unablässig durch fein abgewogene Gestaltung des jedesmaligen Vorwurfs den ästhetischen Sinn zu ergötzen weiß. Das gilt auch von jenen Stellen, wo er in besonders übermütiger Laune mit dem Tone des verwegensten Fableaux wetteifert und die Grenzen des Erlaubten fast überschreitet: seine vollendete Kunst weiß eben selbst den bedenklichsten Stoff zu adeln.

Die künstlerische Wirkung geht ihm über alles. Ihr opfert er auch, wenn es sein muß, andre Rücksichten, während er doch für gewöhnlich durch seine Gegenständlichkeit fast von den Anhängern des heutigen Verismus als einer der ihren in Anspruch genommen werden kann. Er weiß — um ein Beispiel zu wählen — recht gut, daß ein Schwerverwundeter keine langen Reden halten wird, läßt aber einen solchen (den Hermon von Holland im 27. Gesang) die Geschichte von Argeus und seiner schlimmen Frau erzählen, keine Beschreibung oder Ausführung ihm schenkend, die im Mund eines Gesunden angebracht gewesen wäre. Warum? Weil die Wirkung der Erzählung selbst für ihn das Wichtige ist, nicht die begleitenden Umstände. Raffaels Gemälde von der Meeresfahrt Christi zeigt uns die Jünger ruhig und harmonisch gruppiert, mit glatten Haaren und trockenen Gewändern, ohne Spur des überstandenen Sturmes, und ist deshalb getadelt worden. Aber dem Meister kam es lediglich darauf an, „schöne Menschen in einer bedeutenden Situation" zu malen; da mußten andre Erwägungen zurückstehen. Auch hier zwang Stil, d. h. strenge Kunstmäßigkeit, zur Verletzung des scheinbar Natürlichen.

Dahin gehört auch eine Gepflogenheit Ariosts, die von vielen als seltsam empfunden werden mag: die Kundgebung klassischer Anschauungen, der Gebrauch mythologischer Bilder, Erinnerungen an Sage und Geschichte der alten Welt, wo sie wenig angebracht erscheinen. Wenn Medor, der ungebildete Sarazenenjüngling, den thebanischen Kreon, Gradaß den Pompejus zitiert, Roland seinen Freund Brandimart mit Curtius und Kodrus vergleicht, so berührt uns das als ein empfindlicher Anachronismus. Aber realistisch korrekt sein zu wollen, lag dem Dichter gänzlich fern; die Wirkung auf seine Zeitgenossen mußte sein Hauptaugenmerk sein, und dafür war es erforderlich, daß er die in der feinen Gesellschaft damals übliche Ausdrucksweise auch seine Helden gebrauchen ließ. Eigentlich „wäre" — so sagt Gaspary vortrefflich — „der ganze Orlando ein Anachronismus, da er ja durchaus nicht das wahre Rittertum darstellt, sondern im Rahmen desselben die Neigungen und Tendenzen

von des Verfassers eigener Zeit. Ein solcher Anachronismus gehört aber, wie Goethe bemerkt, gerade zum Wesen der Dichtung, welche lebendig und gegenwärtig, nicht gelehrte Vertiefung in die Vergangenheit sein soll." Wenn auf Paul Veroneses Gemälde der Hochzeit von Kana alle Dargestellten sich als Venezianer des 16. Jahrhunderts zeigen, so liegt wohl ein ähnliches Gefühl zugrunde; auch, wenn Corneille seine römischen Helden wie französische Kavaliere sprechen und mit Allongeperücke und Degen erscheinen ließ. Ein Karl Simrock billigte das durchaus und sagte: „Der Dichter soll in seinem Werk nur den Anschauungen seiner Zeit gemäß verfahren." — Der Unkenntnis darf man Ariost bei solchen Fehlern nicht zeihen.

Hörten wir eben aus dem Poem die zeitgenössische Gesellschaft, so sind die Stellen von besonderem Reiz, wo das „Ich" des Dichters uns nahe tritt, wo la note personnelle erklingt. Von seiner Subjektivität ist eigentlich — zur Freude des Genießenden — das ganze Werk durchdrungen. Wer wie Grillparzer denkt: „wenn ich lese, will ich es mit Jemandem zu tun haben," findet sein Genüge im „Rasenden Roland." Aber zuweilen — und das ist das Schönste — spricht er direkt zu uns, so z. B., wenn er mitten im Erzählen eine Unterbrechung für angemessen erachtet, sei es, um eine Sentenz einzustreuen oder zur Illustration des Gesagten sich selbst oder andre als Exempel heranzuziehen, sei es, weil er aus einem ästhetischen Grund den Faden für eine Weile fallen läßt:

So wie den Appetit reizt neue Speise,
So darf ich, will mir scheinen, dann und wann,
Abwechslung der Erzählung auch bescheren,
Um böse Langeweile abzuwehren. (13, 80.)

Ein andermal:

Bedenkt, o Herr, in Huld, daß mein Beginnen
Dem klugen Saitenspieler gleichen soll:
Er läßt die Weisen durcheinander rinnen,
Spielt jetzt in Dur und gleich darauf in Moll.
Derweilen nach Rinald ging all mein Sinnen,
Erscheint Angelika mir vorwurfsvoll . . . (8, 29.)

Noch bedeutsamer als die Unterbrechungen sind zumeist die Einleitungen zu Anfang der einzelnen Gesänge. Schon Ludovicos Schüler und jüngerer Freund Giraldi weist bewundernd auf die Gesangsanfänge hin und meint, Claudians Elegien und Vorreden seien das Vorbild gewesen. Aber so weit brauchen wir nicht zurückzugehen. Die volkstümlichen Rittergeschichten boten ähnliches; auch Bojardo. Aber erst Ariost verlieh diesen Präludien die künstlerische Vollendung. Man denkt bei ihnen — auch Gardner tut es — an die vielberufenen Kapitelanfänge in Fieldings „Tom Jones. Sie verbinden das Gesagte mit dem Kommenden, bieten einen Ruhepunkt in der Erzählung und bereiten die vom Dichter gewollte Stimmung vor. Manchmal übernimmt ein solcher Eingang die Rolle des antiken Chors. Wo unsre Gefühle durch das zuletzt Vorgetragene zwiespältig sind, leiht er dem Empfinden Worte, erklärt, beschwichtigt es. Am Ende des dritten Gesangs sehen wir die ideale Heldin Bradamant vor der Aufgabe, den verschlagenen Brunel zu überlisten.

Es kann ohne Trug nicht geschehen, und ihre Handlungsweise hinterläßt ein gewisses Mißbehagen. Da setzt der vierte Gesang ein, entschuldigt die Heldin und leitet zu einem neuen Abenteuer über.

Galt es hier eine unerwünschte Wirkung zu verhüten, so steigert der Eingang zu Gesang 5 eine beabsichtigte, indem er auf das Grausen, das die späteren Stanzen wecken sollen, vorbereitet.

Am reizendsten ist er, wo er selbst ins Spiel kommt. Im sechsten Gesange sind viele Wunderdinge geschehen. Er stellt sich, als ob er sich verteidigen müsse. Man höre, wie der Schalk gravitätisch sich wehrt. Der Anfang des siebenten Gesangs lautet:

Wer weit von Hause geht, begegnet Dingen
Verschieden vom Gewohnten ganz und gar,
Und Glauben findet er daheim geringen;
Ein Lügner heißt er, aller Wahrheit bar.
Denn weiter kann's das dumme Volk nicht bringen,
Sieht es nicht selber alles klipp und klar.
Unwissenheit wird jetzt, besorg ich bange,
Auch wenig Glauben schenken meinem Sange.

Ob sie mir Glauben schenken oder keinen,
Mir gilt der dummen Leute Meinung gleich;
Euch, weiß ich, Herr, wird's Lüge nicht erscheinen,
Ihr seid an Weisheit und Verständnis reich.
All meine Kraft will ich dahin vereinen,
Daß euch gefalle meines Schaffens Reich. —

Wie er bei der Rückholung von Rolands Verstand des eigenen, verlorenen, gedenkt, haben wir gesehen.

Ein einziges Mal vergönnt er scheinbar dem lieben Ich weiteren Spielraum und stellt es geradezu in den Vordergrund. Das geschieht im Eingang zum letzten, dem 46. Gesang, aus dem uns die Freude, sein großes Werk dem Ende nahegebracht zu haben, entgegentönt. Sie zaubert vor die Augen des Dichters eine Vision; er selbst, ein Schiffer, der sein Fahrzeug dem heimischen Hafen entgegensteuert, studiert mit klopfendem Herzen die Seekarte[1]):

Wenn mich die Karte läßt die Wahrheit schauen,
So ist jetzund der Hafen nicht mehr weit:
Ich danke bald am Strand — darf ich vertrauen —
Ihm, der durchs große Meer mir gab Geleit.
Ach, drauf zu scheitern wollte schon mir grauen
Oder umherzuirren ew'ge Zeit.
Mich dünkt zu sehn — vielmehr ich kann es sehen —
Das Land, das Land! Die Küsten offen stehen.

Da, horch! die Flut erbraust, die Lüfte hallen
Und Freudenruf ertlingt und lautes Wort,
Und Pfeifen hör ich und Trompeten schallen,
Drein Jubel tönt von vielem Volke dort.
Nun seh ich auch die Züge schon von allen,

[1]) Im Vergleich eines Dichtwerkes mit einer Seereise hatte Ariost Vorgänger: Ovid (Fast. II, venimus in portum), Vergil, Boccaccio am Ende des Filocopo.

Die grüßend füllen rechts und links den Port.
Von Freude scheinen allesamt entglommen,
Daß ich ans End der langen Fahrt gekommen.

An die edlen Frauen aus dem Hause Corregio mit der Dichterin Veronica, einer Schülerin Bembos, schließen sich eine glänzende Schar erlauchter und gefeierter Damen, eine Angela Borgia, eine Vittoria Colonna, und von Männern eigentlich alle Sterne der Literatur und Kunst, von Fürsten sehr viele. Ein einziger von den führenden Geistern des zeitgenössischen Italiens fehlt in diesem durch neunzehn Stanzen gehenden Katalog der Berühmtheiten. Niccolò Machiavelli, der die Vernachlässigung zwar bitter empfunden, aber in seinem Asino d'oro dem göttlichen Ludovico nicht nachgetragen hat. Wenn wir genau zusehen, ist es dem Dichter mit dieser Aufzählung glänzender Persönlichkeiten gar nicht um eine Selbstverherrlichung zu tun, vielmehr um eine Huldigung an die Genannten. Im Orlando erwähnt zu sein, galt als die höchste Ehrung, war wie ein Diplom für die Erlesenen. Uns Modernen wird es schwer, die Wirkung dieses Abschnittes auf die Zeitgenossen nachzufühlen. Nur wer tiefer in die Geschichte der Renaissance eingedrungen ist, dem gestalten sich die neunzehn Stanzen zu einem lebensvollen Bild aus großer Zeit.

Die gegebenen Andeutungen über den Epiker Arioſt mögen genügen; dem Dramatiker können wir nicht näher treten. Auch mit den kleinen lyrischen Gedichten, Elegien, Capitoli, und selbst mit dem bedeutendsten, was Meister Ludovico, abgesehen vom Rasenden Roland, geschaffen hat, den Satiren, uns zu beschäftigen gestattet der hier verfügbare Raum nicht. Nur soviel sei in aller Kürze bemerkt, daß darunter nicht eigentlich, was wir Satiren nennen, gemeint ist — dafür war der Dichter zu mild und harmlos —; es sind vielmehr poetische Episteln, sieben an der Zahl, Sendschreiben in Terzinenform an Verwandte und Freunde, Berichte von seinem Tun, Erinnerungen an vergangene Zeiten, Betrachtungen über die Weltdinge, Stoßseufzer und Spott, auch über sich selbst —, alles in ungezwungenem Gesprächston. Man glaubt ihn zu sehen, wie er im Hausgewande das behaglich niederschreibt; hier erscheint er sogar zuweilen im stilistischen Hauskittel, soweit sein angeborenes Kunstgefühl es zuließ. Gedruckt wurden die Satiren zu seinen Lebzeiten nie; nur handschriftlich zirkulierten sie im Freundeskreise[1]).

Unter das Bild des großen Dichters, dessen Schöpfung noch kommenden Geschlechtern eine Quelle des Genusses sein wird und der ein so bescheidener, liebenswerter Mensch war, möchte man die Worte aus seinem Orlando setzen: Natura fece e poi ruppe la stampa,

„Ihn schuf Natur — und hat die Form zerbrochen."

[1]) In Vorbereitung befinden sich bei Georg Müller in München: „Arioſts Satiren". Übersetzt und eingeleitet von Alfred Kißner.

Ralph Heathcote.

Ralph Heathcote. Letters of a young Diplomatist and Soldier during the time of Napoleon, giving an account of the dispute between the Emperor and the Elector of Hesse. By Countess Günther Groeben. With numerous illustrations. London, John Lane. 1907.

In einem der früheſten Briefe, die Ralph Heathcote an ſeine Mutter richtete, ſagt der Neunzehnjährige, damals Student in Göttingen: „Ich bedauere, daß ich kein Romanſchriftſteller bin. Wohl niemand hätte beſſeren Stoff, ſeine eigene Biographie zu ſchreiben, als ich.“ Sieben Jahre vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution geboren, hatte der Jüngling freilich ſchon in jener ſturmbewegten Zeit Schickſalswendungen geſehen, die den Kreis ſeiner Nächſten nicht unberührt ließen; aber erſt ſpäter, nachdem es ihm vergönnt war, an den Ereigniſſen ſelbſt teilzunehmen, ſollte das wie vorahnend geſprochene Wort ſich erfüllen: in ſein Leben kam wirklich der romanhafte Zug, und in ſeinen Briefen iſt Ralph Heathcote bis zu einem gewiſſen Grade ſein eigener Biograph geworden.

Lange Jahre nach ſeinem Tode fand ſeine Enkelin, die Gräfin Louiſe von der Groeben, im Schreibtiſch ihres Großvaters, unter Bündeln alter Geſchäftspapiere, ein ſorgfältig verſchnürtes und verſiegeltes kleines Paket, das in verblaßter Tinte die Aufſchrift trug: „Briefe, zu verſchiedenen Perioden meines Lebens an meine geliebte Mutter geſchrieben; gefunden bei ihrem Heimgang am 2. November 1830“.

Dieſe Briefe ſind es, die uns in dem vorliegenden, ganz vorzüglich ausgeſtatteten, mit zahlreichen Porträts und Landſchaftsbildern geſchmückten Bande geboten werden: eingeleitet, mit verbindendem Text und, wo es nötig war, mit erläuternden Anmerkungen verſehen durch die diſtinguierte Herausgeberin, die ihre wahrlich nicht müheloſe Arbeit ebenſo gewiſſenhaft wie pietätvoll getan, und damit einen Rahmen geſchaffen hat, der das Gemälde ſelbſt erſt in das rechte Licht ſetzt.

Ralph Heathcote war Abkömmling einer ſehr alten engliſchen Familie, deren Stammbaum bis in die vornormanniſche Zeit hinaufreicht, und die, ſo viel wir wiſſen, heute noch fortblüht. Unter den Baronets von England findet ſich ein Heathcote, deſſen Titel vom Jahre 1733 datiert; und auf ſeiner Reiſe nach Schottland hatte unſer Ralph eine ganze Anzahl in Notinghamſhire anſäſſiger Verwandten ſeines Namens zu beſuchen. Sein Vater war außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter König Georgs III. von Großbritannien und Irland an dem kurfürſtlichen Hofe von Bonn und beglaubigt an dem landgräflichen von Kaſſel. Nicht nur amtlich, auch perſönlich ſtand er dem Erzbiſchof-Kurfürſten von Köln, Maximilian Franz, nahe, der als trefflicher Regent ein rühmliches Andenken in ſeiner Reſidenz Bonn zurückgelaſſen hat. Jüngerer Bruder Kaiſer Joſefs II. und, wie dieſer, ein Freidenker, liebte er, unbeſchadet ſeiner geiſtlichen Würde, die Geſelligkeit und die Muſen, erhob die ſeit 1777 beſtehende Akademie 1786 zur Univerſität,

die — zwar von Napoleon aufgehoben — bei ihrer Neubegründung (1818) in seinem ehemaligen Palais ihren Sitz fand, und war der erste Wohltäter Beethovens. Nach einer anmutenden Familientradition erzählt Gräfin von der Groeben, daß ihre Urgroßmutter, die Gemahlin des Gesandten, zusammen mit einer andern Dame der Hofgesellschaft dem in der kurfürstlichen Kapelle angestellten Knaben, in dem so frühe schon der Genius sich regte, ein Harpsichord geschenkt habe.

Vor den einrückenden Franzosen (1794) flüchtete Maximilian Franz zuerst nach Münster, dann in sein, nicht weit von Nürnberg gelegenes Schloß Ellingen, wohin ihn Heathcote mit den Seinen begleitete; und in demselben Jahre (1801) in dem durch den Luneviller Frieden das Erzstift säkularisiert ward, starben beide: der letzte Kurfürst von Köln und sein letzter britischer Gesandter, dessen Witwe nunmehr Kassel zu ihrem ständigen Wohnsitz machte. Infolge der langjährigen diplomatischen Beziehungen ihres Gemahls zum hessischen Hofe fand sie in der dortigen Gesellschaft viele alte Freunde; und ein zweiter Beweggrund war, daß ihr Sohn Ralph, den sie über alles liebte, im benachbarten Göttingen studierte. Geboren und erzogen im Elsaß, war sie eine Dame von vorwiegend französischer Bildung, eine feine, sympathische Erscheinung, wenn man nach den Gesichtszügen urteilen darf, wie das in diesem Buche reproduzierte Miniaturbildnis mit der Unterschrift: „Mrs. Heathcote, née Antoinette de Wolter“ sie zeigt. Ein rührend inniges Verhältnis bestand zwischen Mutter und Sohn; aus ihren französisch geschriebenen Briefen, von denen uns einige mitgeteilt werden, geht hervor, daß sie in zärtlicher Sorge nur noch für ihren „cher Rodolphe“ lebte, der hinwiederum kein Geheimnis vor ihr hatte. Zusammen mit den Briefen an seine Mutter fand sich ein Päckchen andrer von Frauenhand, welche die Geschichte einer unglücklichen Jugendliebe erzählen. In ihren zwischen Leidenschaft und empfindsamer Schwärmerei schwankenden Accenten erinnern sie an die Zeit, die noch unter dem frischeren Eindruck von „Werthers Leiden“ stand, nur daß es hier die verheiratete Frau war, die — wie die Mutter dem Sohne zum Troste schrieb — dem Tode „als eine Erlösung von dieser Welt mit Resignation und Freude entgegengesehen haben wird“.

Nach seinem Abgang von Göttingen ward Ralph Heathcote Legationssekretär bei dem Nachfolger seines Vaters auf dem hessischen Gesandtschaftsposten, Mr. (später Sir) Brook Taylor. Große Veränderungen waren in Kassel vorgegangen: der Reichs-Deputationshauptschluß vom Jahre 1805 hatte dem bisherigen Landgrafen Wilhelm IX. die Kurwürde verliehen, und als Wilhelm I. eröffnete er die Reihe der Kurfürsten von Hessen, der allerdings eine lange Lebensdauer nicht beschieden war. Der erste Kurfürst und der letzte — wie sehr ähnlich doch ihr Schicksal! Auch Wilhelm I. mußte, wenn freilich nur für sieben Jahre, ins Exil gehen, dem Enkel gleichsam den traurigen Weg nach Prag weisend, von wo dieser nicht mehr heimkehren sollte. Das drohende Vorspiel der Katastrophe, die den Kurfürsten Wilhelm I. des Thrones beraubte und das Kurfürstentum Hessen in das Königreich Westfalen verwandelte, war ein Zwischenfall, der für Brook Taylor verhängnisvoll und für die Zukunft Ralph Heathcotes entscheidend ward.

Es ist keine Frage, daß die englische Regierung bei den auf den Sturz Napoleons hinzielenden Versuchen der französischen Royalisten ihre Hand im Spiele hatte. Zwar die Verschwörung gegen das Leben des damals noch ersten Konsuls, an deren Spitze Pichegru und Cadoudal gestanden hatten, war fehlgeschlagen. Aber noch bebten in aller Herzen die Trauer, die Erschütterung und der Zorn über das unschuldig vergossene Blut des Duc d'Enghien nach, der auf den bloßen Verdacht hin, mit jenen Konspiratoren Beziehungen gehabt zu haben, auf deutschem Gebiete gefangen genommen und in den Laufgräben des Schlosses von Vincennes erschossen worden war (21. März 1804). Deutschland, durch die Schwäche der einen, den Abfall der andern zur Ohnmacht verurteilt, ging Schritt für Schritt seiner „tiefsten Erniedrigung“ entgegen; in England jedoch hatte William Pitt, der Unversöhnliche, noch einmal, zum letzten Male, die Zügel der Regierung ergriffen und die dritte

Koalition zustande gebracht gegen Napoleon, der seit dem 12. Mai 1804 erblicher Kaiser der Franzosen war.

In dieser gespannten Lage waren die Spione der französischen Polizei tätiger als je, und es gelang ihnen, sich einer geheimen Korrespondenz zu bemächtigen, die den Beweis erbringen sollte, daß die britischen Ministerresidenten an den Höfen von München, Stuttgart, Kassel und Hamburg von ihrer Regierung beauftragt waren, die französischen Emigranten in ihren Plänen durch Geld und sonstige Mittel zu unterstützen. In der Tat mußten, auf Napoleons Befehl, wie der derbe F. C. Schlosser sich ausdrückt, „Napoleons Vasallen, die deutschen Fürsten, die englischen Minister verjagen, und er selbst ließ auf sie wie Verbrecher fahnden"; in Kassel ging es nicht viel anders, obwohl der Kurfürst — und dies muß zu seiner Ehre gesagt werden — sich nicht ohne weiteres vor dem Willen des Gewaltigen beugen und, wenn nicht mehr, doch den Anstand wahren wollte.

Brook Taylor, von seinem chargé d'affaires, Ralph Heathcote, vertreten, befand sich zu der Zeit, auf Urlaub abwesend, in England; und Bignon, der französische Gesandte in Kassel, benutzte diesen Umstand, zu verlangen, daß der einer so schweren Schuld Bezichtigte nicht wieder auf seinen Posten zurückkehren dürfe. Dieser jedoch, von seiner Regierung gestützt, bestand um so mehr darauf, als ihm seine Ehre gebiete, sich gegen eine, wie er vorgab, grundlose Anklage zu rechtfertigen. In der Tat traf er alsbald wieder in Kassel ein, und nunmehr richtete Bignon an den hessischen Minister v. Baumbach die Frage, ob denn ernstlich beabsichtigt werde, den Kompromittierten zu empfangen? Allerdings, erklärte der Kurfürst in einem Handschreiben an Baumbach; er könne die alten Bande mit England in so auffälliger Weise nicht zerreißen: er werde den Minister Taylor zur Tafel bei sich sehen. Eine förmliche Audienz sei nicht nötig, damit dieser ihm die Grüße des königlichen Hauses von Großbritannien bestelle; ebensowenig erforderlich, den Herrn Bignon vorher davon zu benachrichtigen, der es ohnehin durch seine Spione frühe genug erfahren werde. Gleichzeitig aber wandte sich der Kurfürst an seinen Vetter in London, König Georg III., mit dem Ersuchen, Seine Majestät möge, um ihm weitere Verwicklungen und Unannehmlichkeiten zu ersparen, den Kasseler Gesandtschaftsposten anderweit besetzen. Unverzüglich erwiderte der König in sehr präzisen Ausdrücken, es sei mit seiner Würde unverträglich, einen treuen und eifrigen Diener auf die Zumutung des Ministers irgendeiner fremden Macht hin seines Amtes zu entheben. „Es ist daher," schloß das Schreiben, „nicht sowohl ein berechtigtes Verlangen Eurer Kurfürstlichen Hoheit, das ich ablehne, als vielmehr die unverschämte Forderung meiner Feinde."

Mittlerweile hatte der Kurfürst sich nach dem Bade Nenndorf in der Grafschaft Schaumburg begeben; aber er sollte des stillen Aufenthaltes in dieser seiner Lieblingsschöpfung und dem anmutigen Schlößlein, das heute noch unverändert unter den alten Bäumen dasteht, diesmal nicht froh werden. In Kassel war ein Kurier Talleyrands eingetroffen, welcher der peremptorischen Forderung die Drohung hinzufügte: der Kaiser sehe die fortgesetzte Anwesenheit Taylors am hessischen Hof als eine Beschimpfung an, die mit der Abberufung Bignons erwidert werden würde. Dies involviere eine Kriegserklärung und werde Seine Kaiserliche Majestät bestimmen, ihre Truppen in den Kurstaat einrücken zu lassen.

Jetzt legte Preußen sich ins Mittel, und von allen Seiten bedrängt, veranlaßte der Kurfürst seinen Sohn, den in dem Schloß Philippsruhe bei Hanau residierenden Kurprinzen, den unbequemen Engländer zu sich einzuladen, der auf diese Weise wenigstens zeitweilig aus der Hauptstadt entfernt werden sollte. Brook Taylor folgte, begleitet von Ralph Heathcote, dieser Einladung; und wie bunt und interessant die Gesellschaft war, in die sie hier kamen, erfahren wir aus den Briefen des jungen Attachés an seine Mutter. Hier begegneten sie der Gräfin v. Stolberg-Gedern, deren Tochter die unglückliche Gemahlin des Prinzen „Charlie", des Prätendenten, und nach der Trennung von diesem die Freundin Alfieris war; hier dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien, die zum Ersatz für den verlorenen niederländischen

Thron das Fürstentum Fulda erhalten hatten. Hier sahen sie vom hessischen Adel die Buttlar, die Dörnberg, die Witzleben, die Schlotheim; hier vor allem die Kurprinzessin, Schwester König Friedrich Wilhelms III., von der Ralph Heathcote ganz bezaubert ist: „Man bemerkt leicht, daß sie sich bemüht — und ich muß sagen vollkommen erfolgreich — ihrer königlichen Schwägerin (Königin Luise) zu gleichen." Auch darin ward sie, die spätere Kurfürstin Augusta, dem Vorbild ähnlich, daß sie im Andenken ihres Volkes, des hessischen, bis auf den heutigen Tag fortlebt. Wenig ahnte man in diesem frohen Kreise, wiewohl es an Wetterzeichen nicht fehlte, die Prüfungen des nächsten Augenblicks, den Zusammenbruch, der so nahe bevorstand; man amüsierte sich von früh bis spät, ging auf die Jagd, spielte Roulette in Wilhelmsbad, tanzte — tanzte wirklich auf einem Vulkan, und — seltsam genug: die Brook Taylor-Episode sollte wirklich mit einem Ball enden.

Innerhalb der nächsten Monate waren die Dinge bis zum Äußersten gediehen; die britische Regierung wollte nicht nachgeben: am 12. Oktober 1805 war ihr Gesandter auf seinen Posten zurückgekehrt, am 18. verließ der französische den seinen. Die Situation war unhaltbar geworden, und der Kurfürst sah jetzt ein, daß er — wohl oder übel — sich entscheiden müsse. England war weit und Napoleon war nah. „Was fällt ihm bei," hatte dieser gerufen, „daß er einem Mörder Vorschub leistet? Er sollte bedenken, daß ich der Mächtigere bin, daß ich vierzig Millionen kommandiere, und daß ich nicht vergessen werde." Die Koalition hatte sich aufgelöst, die Schlacht von Austerlitz war (2. Dezember 1805) geschlagen worden; so geschah es, daß zu Beginn des verhängnisvollen Jahres 1806 Mr. Brook Taylor vom hessischen Minister die offizielle Mitteilung erhielt, er könne nicht länger empfangen werden, und es sei wünschenswert, daß er das Territorium des Kurstaates verlasse. Der also Ausgewiesene versprach, dem Befehl binnen drei Tagen nachzukommen, benutzte diese aber, um Veranstaltungen zu einem großartigen Maskenball zu treffen. Lange noch erzählte man sich in Kassel von diesem glänzenden Abschiedsfeste, zu dem sich alles eingefunden hatte, was hoffähig war. Nur die kurprinzlichen Herrschaften waren aus begreiflichen Gründen fern geblieben. Es war der letzte der drei bewilligten Tage; und während die Violinen noch spielten und die letzten Paare noch tanzten, verließ der britische Minister und mit ihm sein Sekretär Ralph Heathcote den Ballsaal, um den in einer dunklen Ecke des Hofes wartenden Reisewagen zu besteigen, der sie in derselben Nacht über die hessische Grenze brachte. Beiläufig bemerkt sei hier, daß viele Jahre später, von 1828—1831, Sir Brook Taylor den Gesandtschaftsposten in Berlin bekleidete.

Für Ralph Heathcote dagegen brachte jene Ballnacht nicht nur den Abschied von der Mutter, sie bedeutete auch den Abschluß seiner diplomatischen Karriere, die er, in die Heimat seiner Ahnen zurückgeführt, mit der militärischen vertauschte. Hier nun beginnt auch die fortlaufende Reihe seiner Briefe, deren Reiz vornehmlich darin besteht, daß auf dem Hintergrunde der Zeit, in der um der Menschheit höchste Güter gerungen ward, ein intelligenter Beobachter seine persönlichen Erlebnisse schildert. Ralph Heathcote, in dem sich englische, deutsche und französische Bildungselemente vereinten, war auch in seinen Interessen ungemein vielseitig. Wie aus mannigfachen Zitaten in seinen Briefen hervorgeht, war er ein guter Literaturkenner; er liebte und übte die Kunst, besonders die Musik, und zeichnete vortrefflich — wovon einige Proben diesem Buche beigegeben sind. Vor allem war er eine temperamentvolle Natur; schon in Kassel und noch bevor er daran dachte, Soldat zu werden, ward er von seinen Freunden „Capitaine Tempête" genannt. Aber nicht sehr lange nach dem jähen Abbruch seiner diplomatischen Laufbahn brachte er es wirklich zum Kapitän. Dank seinen einflußreichen Beziehungen ward es ihm ermöglicht, als Kornet bei dem in Schottland garnisonierenden Regiment Königs-Dragoner einzutreten, und sieben oder acht Jahre lang folgt er nun den britischen Fahnen im Kampfe gegen Napoleon. Die erste Expedition, die nach Kopenhagen, war nicht eben rühmlich — Heathcote nennt sie eine „Farce"; aber sie gab ihm doch Gelegenheit, sich hervorzutun und,

nach Schottland zurückgekehrt, avanciert er zum Adjutanten des Höchstkommandierenden, Lord Cathcart, womit der Rang eines Kapitäns verbunden war. Als solcher macht er den Feldzug auf der iberischen Halbinsel mit und zeichnet sich auch hier so aus, daß Wellington ihn seinem Hauptquartier attachiert und in seinen Depeschen mehrmals erwähnt. Immer aber, während er von den Wogen der Zeit hin und her geworfen wird, sei es in den Zerstreuungen der großen Welt, sei es im Kriegslager — immer ist sein Herz bei der Mutter, immer hegt er nur den einen Wunsch, das einzige Verlangen, wenn die Stürme vorüber, wieder mit ihr vereint zu sein. Fast wie in einem Tagebuch berichtet er, um sie zu beruhigen, was ihm begegnet; beschreibt er ihr, was er nur irgend Bemerkenswertes sieht: die fremden Länder, die großen Städte, die Menschen, die er kennen lernt, und ihre Sitten, die Theater und Bälle, die er besucht, das Leben in der Kaserne und vor dem Feinde: „Mit dem Ende des Krieges wird auch meine militärische Laufbahn enden, und ich kann mit Ehren mich in meiner Mutter Haus zurückziehen und die Segnungen des Friedens genießen."

Dieser Wunsch ward ihm erfüllt: als englischer Offizier auf Halbsold kehrte er 1815 nach Kassel zurück, wo sein Mütterlein ihm noch fünfzehn Jahre lang erhalten blieb und eine durch die seltsamste Verkettung der Umstände herbeigeführte Heirat ihn bald für immer fesselte. Hier, bevor er im Gleichmaß eines glücklichen Familienlebens unsern Blicken entschwindet, erinnert uns „Capitaine Tempête" an das, was er einst seiner Mutter geschrieben, daß er zwar keine Romane verfassen kann, wohl aber Stoff zu solchen liefert.

In Kassel waren zahlreiche Pensionsansprüche der Offiziere und Mannschaften, die in der englisch-deutschen Legion gedient hatten, zu erledigen, und da zur Zeit noch kein britischer Gesandter wieder am kurfürstlichen Hofe beglaubigt war, ward Ralph Heathcote mit diesem Geschäfte betraut. Da erschien eines Tages ein liebliches, junges Mädchen bei ihm, die im Auftrage ihrer Mutter, der verwitweten Frau v. Trott zu Solz, ein Gesuch überreichen sollte. Einem der ältesten hessischen Adelsgeschlechter angehörig, hatte sie vor langen Jahren ihren Gemahl auf dem Felde der Ehre verloren und war seitdem auf die lebenslängliche Pension angewiesen, die König Georg III. ihr dafür bewilligt, daß Kapitän v. Trott, der ein hessisches Bataillon befehligte, in der unglücklichen Schlacht von Tourcoin (1794) mit Preisgabe des eigenen Lebens den Bruder des Königs, den Herzog von York, gerettet hatte. Dieses Gnadengehalt war während der sieben Jahre der Fremdherrschaft nicht ausgezahlt worden; und jetzt kam Louise v. Trott zu Ralph Heathcote, ihn um seine Vermittelung zu bitten. Der Leser errät das Weitere. In den Worten ihrer Enkelin hatte Louise nichts zu bieten als „ihre unerfahrene Jugend, ihre Schönheit, ihren alten Namen und ihren holdseligen Charakter". Aber ist das nicht genug, um einen Mann zu beglücken? Und also lebte Ralph Heathcote noch bis zum Jahre 1854: „ein stattlicher, alter Herr in einem schwarzen Rock und mit hohem Hut", wie die Frau Gräfin von der Groeben sich ihres Großvaters entsinnt. Mit treuer Liebe an der Heimat hängend, hat sie uns in diesem englisch geschriebenen Buche doch so viel Vaterländisches, so viel aus eigener Erinnerung und Familientradition gegeben, daß wir wohl sagen dürfen: in dem fremden Gewande schlägt ein deutsches, ein hessisches Herz!

J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Trauernd steht das deutsche Volk an der Bahre eines seiner edelsten und ruhmreichsten Söhne. Kurz nach der Vollendung seines einundachtzigsten Jahres, nach einem Leben voll Arbeit und Aufopferung für das Vaterland, ist der Großherzog Friedrich von Baden in seinem stillen Schloß auf der Insel Mainau im Bodensee am Morgen des 28. Septembers, wenige Minuten vor neun morgens, nach einem vierzehntägigen Krankenlager sanft entschlafen. Mit ihm ist der Fürst aus dem Leben geschieden, der das erste Hoch auf den deutschen Kaiser in dem Spiegelsaale des Versailler Schlosses bei der Proklamierung des neuen Reiches am 18. Januar 1871 ausgebracht hat. Es war einer der Höhepunkte seines Daseins, der Lohn und die Krönung einer unabläßigen Tätigkeit für die Einigung und Größe Deutschlands, achtzehn Jahre lang, seit er die Regierung Badens übernommen. Die traurigen Zustände seines Landes während der Jahre 1848 und 1849, die republikanischen Putsche, der Soldatenaufstand, hatten schon den jungen Fürsten von der Notwendigkeit eines festeren Zusammenschlusses der deutschen Staaten unter der Führung Preußens überzeugt. Er gehörte zu den Mitverschworenen der großen Zukunft, noch ehe er die einzige Tochter des Prinzen von Preußen, Luise, heimgeführt. Von der Preußen feindlichen Liga des Bundestages wurde er 1866 gezwungen, an dem Feldzuge gegen König Wilhelm und Bismarck teilzunehmen. Kaum aber war die Entscheidung bei Königgrätz gefallen, betrieb er mit Eifer und Verzicht auf fürstliche Rechte und Vorurteile den Anschluß Badens an Preußen. Dem preußischen General Beyer wurde die Reorganisation des badenschen Heeres anvertraut. In seiner Schlichtheit, Aufrichtigkeit und Abneigung gegen allen Prunk war Großherzog Friedrich eine im Auftreten und innersten Wesen dem alten Kaiser wahlverwandte Persönlichkeit. In jedem Zoll ein bürgerlicher Mann, ein Diener des Staates von strengstem Pflichtgefühl, ein Patriot von haltender Begeisterung, stand der Großherzog mit der Bevölkerung seines Landes in all ihren Schichten in innigster Beziehung und wurde von allen Deutschen als das Muster eines Regenten verehrt. Seit er am 3. April 1860 mit den Ultramontanen gebrochen, das Konkordatsministerium entlassen und liberale Männer an ihre Stelle berufen hatte, ist er dem maßvollen Fortschritt, der Geistesfreiheit und der Aufklärung treu geblieben. Ihm verdankt Baden eines seiner kostbaren Güter, die Simultanschule im Volksunterricht, und den Aufschwung der beiden Universitäten Freiburg und Heidelberg. Mit seinem Wohlwollen und seiner Duldsamkeit verband sich ein reicheres Maß politischer Erfahrung und Klugheit, als viele, die ihn nur nach der Einfachheit und Zwanglosigkeit seines Verkehrs beurteilten, annahmen. Unentwegt verfolgte er durch Hemmnisse und Gefahren hindurch die Ziele, die er sich gesteckt; aus schwierigsten Lagen fand er einen ehrenvollen Ausgang. In den letzten Jahren war er nach dem Ausspruch Kaiser Wilhelms II. die Verkörperung des Reichsgedankens. Er wurde nicht müde, in seinen Reden und Ansprachen an die große Zeit der Gründung des Reiches zu erinnern und das neue Geschlecht in der Liebe zum Vaterlande, in der Treue für Kaiser und Reich zu erziehen. So wird er in

der Geschichte, in dem Gedenken des deutschen Volkes fortleben als eine Zierde des deutschen Fürstentums, der immer getreue Eckart des neuen Reiches, zugleich ein Paladin und ein Patriarch.

Auch in den vergangenen Wochen setzten sich in Deutschland die Parteitage, die Kongresse und Sitzungen wissenschaftlicher, künstlerischer und sozialer Vereinigungen fort. Eine ganze Woche nahm die Versammlung der Sozialdemokratie in Essen vom Sonntag, den 15. bis zum Sonnabend, den 21. September in Anspruch. Vor- und Nachmittagssitzungen lösten einander in unerschöpflicher Redseligkeit und Aufnahmefähigkeit der Genossen ab. Da für die Tausende kein genügender Saal in der Stadt zu beschaffen war, hatte man in einem Vorort ein großes Festzelt für die besonderen Veranstaltungen des Parteitages errichtet. Paul Singer und August Bebel waren wieder die Matadore. In einer glänzenden Rede über die Lage, die Ziele und die Zukunft der Partei bewährte sich Bebels schwungvolle Rhetorik und seine unverwüstliche Zuversicht in den unmittelbar bevorstehenden Triumph der Partei von neuem. Aber im ganzen brachte die Versammlung in Essen wie die ihr vorangegangene in Stuttgart eine Enttäuschung. Daß es zwischen den Genossen nicht wie auf dem Parteitage des „Jungbrunnens" in Dresden zu heftigen Auseinandersetzungen kam, daß der Ton nicht so herausfordernd aus voller Proletarierbrust erklang wie in Jena unter dem Eindruck der russischen Revolution, war nach der Wahlniederlage im Januar dieses Jahres selbstverständlich: mußte Bebel doch das Geständnis machen, daß die Sozialdemokratie ihre zwölf Stichwahlsiege nicht der eigenen Kraft, sondern dem Beistande des Zentrums verdanke. Die geringe Wirkung der beiden sozialdemokratischen Versammlungen entsprang aus ihrer intellektuellen Minderwertigkeit. Die Partei hat ihren Idealismus und ihre Begeisterung verloren, sie verknöchert in Dogmen und Schlagworten, die sich überlebt haben. Ihre Unfähigkeit, den neuen Bedürfnissen und Forderungen der nationalen Entwicklung, den Kolonien und dem Welthandel, der Flotte und der Weltpolitik gerecht zu werden, trat beschämend ans Licht. Der Vorwurf des Rückständigen und Philisterhaften, den die Franzosen auf dem internationalen Proletarierkongreß den deutschen Sozialdemokraten machten, wurde in Essen nur zu sehr verdient. Durch den Kampf gegen die Bildung in ihren Reihen und die Verdrängung oder die Verdächtigung ihrer „akademischen" Genossen ist die Sozialdemokratie in die Rückbildung zu einer ausschließlichen Partei der Arbeiter geraten, die jetzt ebenso stark den Gegensatz zwischen Hand und Kopf wie den zwischen Arbeit und Kapital betont und nur noch die Magenfrage und den „Sauherdenton" gelten läßt.

Ein frischerer Geist und Zug beseelte die Tagung der nationalliberalen Partei in Wiesbaden vom 4. bis zum 7. Oktober. Sie stand unter dem Zeichen und Schutz Rudolfs von Bennigsen, dessen Standbild in Hannover vor dem Provinzialmuseum am 3. Oktober in erhebender Feier enthüllt worden war. In einer eingehenden und bedeutsamen Rede entwarf Bassermann das nationale und liberale Programm der Partei für die nächste Session des Reichstages und des preußischen Landtages. Die Änderung des preußischen Dreiklassensystems, die Ersetzung der öffentlichen Wahl durch die geheime, die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht wurden als unumgängliche Forderungen der Liberalen hervorgehoben. Die nationalliberale Partei sei die Achse der Blockpolitik und müsse dem neuen Kurs, den die Reichsregierung eingeschlagen habe, die Richtung geben. Zwischen den Jungen und Alten in der Partei wurden Versicherungen gegenseitiger Übereinstimmung, Anhänglichkeit und Treue ausgetauscht. Festlich und feierlich klang die gehobene Stimmung der Versammelten vor dem Denkmal der Germania auf dem Niederwald in einer Rede Hackenbergs aus. Einig und entschlossen, selbstbewußter, als sie es seit Jahren war, tritt die Partei in den parlamentarischen Kampf ein.

In der Verwaltung des Reichslandes Elsaß-Lothringen ist ein Wechsel eingetreten. Der Statthalter, der Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, hat seine Entlassung nachgesucht: er steht im fünfundsiebzigsten Jahre und hat die Muße des

Alters wohlverdient. Als Nachfolger des Fürsten Chlodwig Hohenlohe hat er seit 1894 dreizehn Jahre lang seines Amtes mit großem Geschick und Erfolg gewaltet und durch sein versöhnliches und liebenswürdiges Wesen die Gegensätze zwischen den alten und den neuen Deutschen ausgeglichen. Seine Amtsführung hat die innere Wiedereroberung des Elsasses durch das Deutschtum langsam, aber stetig gefördert. Zu seinem Nachfolger ist der bisherige Botschafter in Wien, Graf Karl von Wedel, ernannt worden.

Aus Deutsch-Südwestafrika ist eine gute Nachricht gekommen: Morenga ist in einem Gefecht gegen die Engländer am 20. September in der Kalahariſteppe geblieben. Er hatte die mit den Deutschen angeknüpften Verhandlungen wieder abgebrochen und sich auf englisches Gebiet zurückgeflüchtet. Der Major Elliot, der mit einer Truppe der Kappolizei in Long Klippe zwischen Ukamas und Upington stand, hatte ihn zu einer Unterredung aufgefordert und, als Morenga trotz seines Versprechens nicht erschien, am Nachmittag des 19. Septembers die Verfolgung aufgenommen. In seiner Begleitung befand sich der Generalstabsoffizier der deutschen Schutztruppe, Hauptmann von Hagen. Morenga war in die Kalahari entwichen, um sich mit Simon Copper und seinen Leuten zu vereinigen. Die Verfolgung dauerte die Nacht hindurch bis in den Vormittag des nächsten Tages. Hundert Kilometer nördlich von Upington bei Cenzanheid wurde Morenga gestellt. In einem vierstündigen Feuergefecht fielen Morenga, sein Bruder, seine beiden Neffen und einer seiner Gefolgsleute, zwei wurden gefangen, vier entkamen. Die Engländer verloren einen Korporal. Der deutsche Offizier lobt ihre Tapferkeit und Ausdauer, Mannschaften und Tiere hielten dreißig Stunden ohne Wasser aus. Durch den Tod Morengas sind wir von unserm gefährlichsten Feinde befreit worden, und der dauernden Beruhigung der Kolonie droht fortan keine ernstliche Gefahr mehr.

Die Verwirrung in Marokko hat sich noch nicht gelichtet und gelöst. Um Casablanca wie in dem Kampf der beiden Brüder Abul Asis und Muley Hafid um das Sultanat ist seit Wochen ein Stillstand eingetreten. Nach der Einnahme und Zerstörung des mauriſchen Lagers bei Taddert hatte General Drude die aufrührerischen Stämme zum Frieden und zur Unterwerfung aufgefordert. Unter dem Eindruck ihrer Niederlage folgten einige der weniger zahlreichen Stämme seiner Aufforderung, sandten Friedensboten in das französische Lager und nahmen die Bedingungen des Generals an. Die stärkeren Stämme, besonders die der Schaujas, beharren dagegen im Widerstand. Sie sollen sich bereit erklärt haben, den Franzosen gegen die Räumung von Casablanca zweiundeinehalbe Million Franken zu zahlen. Die Waffen hat kein Stamm ausgeliefert, und der Markt von Casablanca wird von ihnen nur spärlich besucht und beschickt. Das Weichbild der Stadt ist von Feinden frei, aber darüber hinaus vorzudringen fühlt sich General Drude nicht stark genug. Dabei ist in dem Verkehr mit Oran eine Stockung eingetreten. Dort ist, durch ein aus Ägypten kommendes Schiff verschleppt, die Pest ausgebrochen, und die notwendigen Fürsorge- und Überwachungsmaßregeln verzögern und erschweren jeglichen Verkehr. Die Regierung der Republik möchte das voreilig begonnene Abenteuer nicht weiter verfolgen und sich mit der Besetzung Casablancas begnügen. Wenigstens bis in dem Zwiespalt zwischen Abdul Asis und Muley Hafid die Entscheidung gefallen ist. Die Aussichten Muley Hafids, die vor Wochen so günstig schienen, haben sich durch seine Untätigkeit verschlechtert. Er verweilt noch immer in Marrakesch, und seine Soldaten laufen auseinander, weil ihnen, wie es heißt, der Sold nicht gezahlt wird. Er hat Boten und Schreiben, die sein Vezier Mohamed ben Abdel-Kebir unterzeichnet hat, an die Vertreter der europäischen Mächte nach Tanger gesandt. Darin teilt er ihnen seine Proklamierung zum Sultan durch die Ulemas und Rechtsgelehrten, die Häupter der Stämme und das Volk mit, und daß fortan Marrakesch und nicht Fez der Regierungssitz des Sultans sei; die Algesiras-Akte erkenne er an, fordere aber die Räumung Casablancas und den Rückzug der französischen Truppen. Dann werde er mit der französischen Regie-

rung Frieden schließen und die Schaujasstämme bestrafen. Mit Worten allein wird er indes weder gegen die Franzosen noch gegen Abdul Asis etwas ausrichten. Abdul Asis ist um die Mitte des Septembers mit zahlreichem Gefolge von Fez in langsamen Tagemärschen nach Rabat an der Küste des Atlantischen Ozeans aufgebrochen und am Morgen des 23. Septembers unter Kanonendonner und festlichem Pomp in die heilige Stadt eingezogen, wo er in dem Sidi Mohamed ben Abdallah-Palast Wohnung genommen hat. Unterwegs hat er seinen Großvezier entlassen und Ben Sliman das Amt übertragen, dem bisherigen Minister des Auswärtigen. Der Erfolg der Reise und der gute Empfang in Rabat sollen seiner schon halb verlorenen Sache wieder Anhänger gewonnen und ihr Prestige erneuert haben. Seine erste politische Handlung in Rabat war die Aufforderung an den französischen Gesandten Regnault in Tanger, ihn zu besuchen. Ihm und seinen Ratgebern ist endlich die Einsicht aufgegangen, daß er vor allem Frieden mit den Franzosen schließen müsse, wenn er sich in der Herrschaft behaupten will. Ihrerseits legen auch die Franzosen der Einladung entscheidende Bedeutung bei. In der Begleitung des Gesandten Regnault, der am 5. Oktober die Fahrt von Tanger nach Rabat antrat, befinden sich der Admiral Philibert, der die Schiffe vor Casablanca befehligt, und der General Liautey, der im Frühjahr die Besetzung von Udjida leitete. Am 7. Oktober sind die Herren glücklich in Rabat gelandet und am folgenden Tage von dem Sultan in feierlicher Audienz empfangen worden. Friedens- und Freundschaftsversicherungen wurden gegenseitig ausgetauscht, und Regnault überreichte dem Sultan das Großkreuz der Ehrenlegion. Offenbar möchte die Regierung dem Senat und der Kammer, die am 22. Oktober ihre Sitzungen wieder aufnehmen, beruhigende Mitteilungen über den Stand der marokkanischen Angelegenheiten vorlegen können.

Wie Marokko die europäischen Diplomaten und Politiker in Spannung hält, so beschäftigt das Verhältnis zu Japan die nordamerikanischen. Der Kriegssekretär der Vereinigten Staaten Taft bemüht sich in Tokio, wo er mit großen Ehrenbezeigungen von den staatlichen und städtischen Behörden aufgenommen und von dem Mikado empfangen worden ist, in einer Fülle von Reden die Japaner von der Friedlichkeit der Union zu überzeugen. Auf einem Festmahl, das der Stadtrat und die Handelskammer ihm zu Ehren gaben, erklärte er einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für ein Verbrechen gegen die Zivilisation; weder die Japaner noch die Yankees wollten den Krieg; beide Regierungen spannten jeden Nerv an, um einen Konflikt zu verhindern; die peinlichen Vorgänge in San Francisco seien nicht mehr als eine kleine Wolke, welche die fünfzigjährige Freundschaft beider Staaten nur einen kurzen Augenblick hätte trüben können. Trotzdem fahren die chauvinistischen Zeitungen in der Kriegshetze fort und begrüßen in der Sendung der atlantischen Flotte nach dem stillen Ozean das erste Alarmsignal. Der Präsident Roosevelt, der eine Reise durch die Südstaaten macht, hat in Memphis in Tennessee eine Rede gehalten, der es ebenfalls an kriegerischen Tönen nicht fehlte. Er empfiehlt die Erweiterung und Regulierung des Mississippi zu einer großen und sicheren Wasserstraße von den Seen bis zum Golf von Mexiko; der Panamakanal mache diesen Ausbau des Mississippi zu einer Notwendigkeit. Aber die Vereinigten Staaten hätten auch den Schutz des Panamakanals übernommen, und dieser Schutz erfordere eine Flotte von höchster Schlagfähigkeit. Ohne eine solche Flotte, die jeder andren gewachsen sein müsse, würde man die Amerikaner für schwache und eitle Prahler halten. Übrigens gab der Präsident zu, daß es mit dem Bau des Kanals nur langsam vorwärts ginge, die Erdarbeiten würden in sechs Jahren beendigt sein, der Bau der Dämme und Schleusen freilich länger dauern. Zwölf Jahre haben also die Japaner Zeit, sich zu rüsten und vorzusehen.

Am 23. September ist der schon seit Monaten vielbesprochene Vertrag zwischen Rußland und England über Persien, Afghanistan und Tibet veröffentlicht worden. Er ist eine Folge der Niederlage Rußlands im Kriege gegen Japan und ein Triumph

der englischen Politik. Die englischen Liberalen, die im Gegensatz zu den Konservativen stets für einen friedlichen Ausgleich mit Rußland eintraten, haben ihre Grundsätze dank der japanischen Siege verwirklichen können. Rußland verzichtet in diesem Vertrage auf jeden politischen Einfluß in Afghanistan und jeden Anspruch im persischen Meerbusen und erkennt an, daß sie ausschließlich in die englische Machtsphäre fallen. Beide Staaten erklären, die Unabhängigkeit und Integrität Persiens aufrecht erhalten zu wollen; wirtschaftlich aber teilen sie das Land in eine nördliche Hälfte, die bis nach Ispahan reicht, und in eine südliche, die von der persisch-afghanischen Grenze nach Kerman geht und bei Bender-Abbas am Golf endigt; die nördliche soll den Russen, die südliche den Engländern zur Ausnutzung überlassen bleiben; die dazwischenliegende Zone ist dem freien Wettbewerb geöffnet. Der Ausgleich wird dem Handelsverkehr und dem Warenaustausch, wie er sich bisher durch die geographische Lage Rußlands und Persiens gebildet hat, gerecht. Rußland ist zunächst im Vorteil, weil es seit einem Jahrhundert auf diesen Wegen und Straßen mit Persien verkehrt, mit seinem Gelde wiederholt der Regierung und dem Hofe aus ihren Verlegenheiten geholfen und mit seinen Kosaken sich längs der Grenze und weit in das Land hinein Achtung und Ansehen verschafft hat. Die einzig brauchbare und schlagfertige Truppe des persischen Heeres ist den Kosaken nachgeahmt. Hinsichtlich Tibets wollen beide Staaten sich jeder Einmischung enthalten, sie verzichten auf die Sendung diplomatischer Vertreter nach Lhassa und verbieten für die nächsten drei Jahre ihren Untertanen sogar wissenschaftliche Expeditionen dorthin. Die Oberhoheit Chinas über Tibet wird anerkannt und der religiöse Verkehr der Buddhisten im russischen und englischen Gebiete mit dem Dalai-Lama gestattet. Den Engländern gewährt der Vertrag für eine längere Frist Ruhe und Sicherheit an der indischen Grenze — eine Errungenschaft, die bei der zunehmenden Ausdehnung und Erstarkung der nationalen Volksbewegung in Indien mit ihren aufrührerischen Schriften und Tumulten doppelt zu schätzen ist, weil sie den Verschwörern die Aussicht auf russische Hilfe nimmt. Der Vertrag befreit sie ferner in Afghanistan von dem lästigen Mitbewerb des russischen Einflusses auf den Emir und seine Häuptlinge und im persischen Golf von dem gefürchteten Anblick der russischen Flagge. Dem russischen Übergewicht in Persien werden sie fortan nicht nur durch die ihnen im Vertrage eingeräumte territoriale Machtsphäre, sondern ungleich wirksamer durch das persische Parlament zu begegnen wissen, das in ihnen seine Verbündeten und Gönner schätzen, in den Russen seine Gegner und Unterdrücker fürchten muß. Natürlich wird der Vertrag nicht länger bestehen bleiben, als Rußlands Schwäche und innere Krisis dauert. Niemand darf erwarten, daß Rußland „für immer" auf die alten Pläne seines Ehrgeizes, einen Hafen im persischen Meerbusen und einen Zug nach Indien, verzichtet hat. Aber wenn nicht ein Zeugnis aufrichtiger Friedensliebe Rußlands, ist der Vertrag doch eine Bürgschaft für den festen Willen Rußlands, die nächsten Jahre seiner Sammlung und inneren Erneuerung zu widmen und kriegerischen Verwicklungen und Beunruhigungen aus dem Wege zu gehen. Diese Absicht kommt auch in den Noten zum Ausdruck, die es im Verein mit Österreich-Ungarn an die Regierungen von Sofia, Belgrad und Athen über das Mürzsteger Programm gerichtet hat. Hier wird hervorgehoben, daß die Großmächte bei ihrer Reformarbeit in Mazedonien eine Aufteilung der Provinz in bulgarische, serbische und griechische Bezirke weder beabsichtigten noch gestatten würden. An die Regierungen erginge darum die ernste Mahnung, jede Unterstützung der nationalen Banden in Mazedonien und des Terrorismus, den sie ausübten, zu unterlassen; alle Mordtaten und Greuel hemmten nur die Durchführung der Reformen. Wird auch diese Erklärung auf den Fanatismus und die Großmannssucht der kleinen Balkanvölker keine tiefere Wirkung haben, so stellt sie doch noch einmal die Aussichtslosigkeit der mazedonischen Aufstände und die Friedfertigkeit Rußlands und Österreich-Ungarns vor Europa fest.

Literarische Rundschau.

Kleist-Retzow.

Kleist-Retzow. Ein Lebensbild. Von Dr. Hermann v. Petersdorff, königl. Archivar. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1907.

Fürst Bismarck hat in den Tagen des Kulturkampfes bei einer Gelegenheit, da er seinem Zorn über die widerstrebenden Konservativen den rückhaltlosesten Ausdruck gab, zu dem Regierungspräsidenten Gustav v. Diest über den Mann, der späterhin der Nachfolger Falks im Kultusministerium werden sollte, Herrn v. Puttkamer, gesagt: „Der Mensch hat sich aus der Kirche nie was gemacht und ist nichts weiter als der allergewöhnlichste Junker, von denen viele mir zeigen wollen, daß sie ganz meinesgleichen sind; sie zeigen das aber nur durch Grobheit und Opposition." (G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. 1904. S. 437.)

Mit seinem alten Jugendfreunde und Verwandten Hans v. Kleist-Retzow ist er damals auch hart aneinander gekommen und ist viele Jahre mit ihm entzweit gewesen. Indessen soweit ist er wohl niemals gegangen, etwas Ähnliches von ihm zu sagen wie von Puttkamer. Kleist-Retzow war freilich ein pommerscher Junker, aber keineswegs einer der allergewöhnlichsten Junker. Er war eher ein ungewöhnliches Exemplar unter seinesgleichen — nicht zum wenigsten durch den heiligen Ernst, den er sein Leben lang für alles Kirchliche hegte. Er war ein ungewöhnlich ernsthafter Charakter, der fast ein halbes Jahrhundert lang in dem politischen Leben Preußens eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat, und er hat es verdient, daß ihm ein literarisches Denkmal gesetzt wurde, wie es in dem kürzlich erschienenen Buche uns vorliegt. Von der Hand desselben Autors, der für die Nachträge der „Allgem. Deutschen Biographie" den Artikel „Kleist-Retzow" (1906) bereits bearbeitet hat.

Neben den ohnehin der Öffentlichkeit angehörenden Quellen (wie Parlamentsberichten und ähnlichem) hat eine reichhaltige Korrespondenz mit Freunden und Verwandten den Stoff geliefert, unter andern mehr als 350 Briefe Kleists an den Ministerialrat Schede, die sich von dem Jugendalter bis zum Tode hinziehen. Dazu Briefe Bismarcks, der Brüder Leopold und Ludwig v. Gerlach, Moritz v. Blankenburgs, vieler Minister usw. Ein lehrreiches und unterhaltendes Buch ist auf diese Weise zustande gekommen, von dessen Inhalt die folgenden Zeilen eine Andeutung geben mögen.

Bemerkenswert in der Geschichte der Jugendzeit ist zunächst der Bildungsgang. Durch den Minister v. Kamptz auf Schulpforta hingewiesen, tritt Kleist-Retzow hier ein zu einer Zeit, da sie im besten Flor steht durch die Tüchtigkeit der Lehrer und durch eine Reihe von begabten Schülern. Sein „Obergeselle" ist Richard Lepsius, der spätere Ägyptologe. Sein bester Freund wird — und bleibt für ein langes

Leben — Ernst Ranke, der jüngste Bruder Leopold v. Rankes, der Theologe, der lange in Marburg gelehrt hat und wenige Jahre vor Kleist verstorben ist. Als Primus omnium erwarb er (1834), zwanzigjährig, das Reifezeugnis. Voll Sehnsucht, in Berlin das Studium zu beginnen und hierbei die Schulfreunde wiederzufinden, wird er durch den Wunsch von Vater und Bruder widerwillig bestimmt, zuerst sein Militärjahr bei den Husaren in der abgekürzten Form eines halben Jahres (es war die Schwadron seines Bruders!) abzudienen. Trotz der eingeborenen Achtung vor dem preußischen Soldatentum hat sein inneres Wesen dagegen immer eine gewisse Abneigung bekundet. Im Soldatenleben kam nach seinem Empfinden der innere Mensch zu kurz. Vor der Geistlosigkeit des Exerzierens hatte er einen Abscheu.

Dann ging es auf drei Semester zur Berliner Universität, um die namhaften Juristen Savigny, Homeyer usw. zu hören. Von Savigny war er freilich enttäuscht; mehr hatte er von Ranke (der in seinen jüngeren Jahren wohl wirksamer war als späterhin, wo er je länger je mehr als Lehrer versagte). Einer studentischen Verbindung schloß er sich nicht an; er fand den besseren Ersatz dafür in dem Fleiße des Studiums und dem „Familienleben" mit einigen studierenden Freunden. Dazu kam allerhand gesellschaftliches Leben, das ihn am Ende behufs größerer Sammlung nach Göttingen trieb. Dieses indessen im Kampfe mit einigen Schwierigkeiten. Göttingen stand seit dem Putsch des Jahres 1831 bei den Staatsbehörden Deutschlands nicht mehr in gutem Rufe. Unterdessen hatte das Hambacher Fest stattgefunden und der Sturm der Wache zu Frankfurt a. M. Die Demagogenfurcht und Demagogenverfolgung war auf ihren Gipfel gestiegen. In Preußen scheinen damals Bestimmungen ergangen zu sein, die den Besuch der Georg Augusts-Universität für die preußischen Studierenden erschwerten. Jedenfalls mußte die Erlaubnis, dorthin zu gehen, erworben werden. Und sie war nicht leicht zu erringen. Sowohl der Minister Altenstein wie der Referent für Universitäten, Johannes Schulze, sprachen sich dafür aus, das Gesuch des stud. jur. v. Kleist zu genehmigen; Savigny selber und der Onkel Kleists im Justizministerium hatten ihm Göttingen empfohlen. Indessen der Minister hielt es für erforderlich, das Gesuch dem Könige zu unterbreiten, und erst nach langem Warten erging eine Kabinettsorder, die dem Wunsche willfahrte.

In Göttingen war Kleist vollends ein fleißiger Student, drei Semester lang. Neben vielem Juristischen auch Vorlesungen von Dahlmann, Jakob Grimm, Otfried Müller. Er sah dort die Brüder Hohenlohe, deren einer der spätere Reichskanzler war, gleich ihm selber ernsthafte, eifrige Studierende. Denn so scheint damals die Sitte gewesen zu sein, selbst für hohen und niedrigen Adel. Im Jahre 1876 erzählte Kleist seinem Sohne, daß er die Frucht „seiner Göttinger Glückseligkeit" für das ganze Leben empfunden habe. Er meinte damit eine ganz andre Art von Glückseligkeit als diejenige, die heutzutage die Väter dieser Sphäre ihren Söhnen rühmen. So haben die Zeiten sich verändert.

Zuletzt studierte er wieder in Berlin, wurde dort Auskultator, hörte noch Vorlesungen bei Ranke, kam in manches gesellige Haus, so zu den offenen Abenden des Theologen Twesten oder des Ministers v. Rochow. „Da sollte im Kreise der Regierer des Staates die Weisheit sitzen, aber einen solchen Abend bei Twesten gegen zehn beim Minister, wenn überhaupt eine Vergleichung zulässig wäre!" so schrieb er damals an seinen Freund Ernst Ranke.

Immer beherrschte ihn der starke religiöse Zug, den er in Schule und Universität gepflegt und bis an sein Grab bewahrt hat. Er lernte in Berlin den merkwürdigen Baron Kottwitz kennen, auf den ihn seine andern Beziehungen zu den pietistischen Kreisen gelenkt hatten. Ganz besonders wirkten aber die Berührungen mit dem Präsidenten Ludwig v. Gerlach, unter dessen Anleitung er in Frankfurt a. O. fast zwei Jahre Referendar beim Oberlandesgericht war. Hier wurde der Bund geschaffen zu der religiös-politischen Sinnesgemeinschaft, die so wirksam in das Parteiwesen Preußens eingreifen durfte, um dann seltsame, aber konsequente Pfade zu betreten,

die sich von Bismarcks, des alten Zelt-Genossen, staatsmännischer Entfaltung immer weiter trennen sollten. Zu Frankfurt auch lernte er den geistesverwandten Hermann Wagener als Referendar im gleichen Kreise kennen, der danach als Redakteur der „Kreuzzeitung" eine Rolle spielte, alsbald aber der eigenen Partei und vollends der übrigen Welt die dunkleren Seiten eines politischen Charakters zeigte.

Kleist hatte eben das Assessorexamen bestanden, als er mit dem Landratsamte sozusagen das Erbe seiner Väter antrat. Übrigens nicht ohne Opposition. Die Manteuffels, welche die nächst den Kleists verbreitetste Familie in dem Kreise waren, wollten die Herrschaft dieses Geschlechts befehden. Selbst bürgerliche Elemente regten sich dagegen. Und bei Adligen wie bei Bürgerlichen gab Kleists pietistische Richtung Anstoß. Auch siegte er nur mit kleiner Mehrheit; und nicht ohne Verantwortung bei dem vorgesetzten Minister wegen seiner Wahlumtriebe, nicht ohne Verwendung von Gönnern bei dem Könige, der die Assessorprüfung als Bedingung betonte, wurde er im Herbst 1844 ernannt, gerade dreißigjährig.

Wenn man in jener Gegend den Kindern erzählt, der Papst dürfe nicht heiraten, dann fragen sie, ob es ihm der Landrat verboten habe.

Ein vorahnender Blick aus dieser Zeit in die Zukunft war es, mit dem der junge Landrat bei Bismarcks Hochzeit (die Braut war die Tochter seiner Halbschwester) den Bräutigam als Otto den Sachsen feierte, der „unserm Vaterlande in politischer und kirchlicher Hinsicht" einst ein Erneuerer werden möge. Die Tage der Stürme waren herangekommen. Das Hungerjahr 1847 meldete sich dort wie an so manchen Enden des Vaterlandes und bereitete die tieferen Umwälzungen des folgenden Jahres vor. Merkwürdigerweise wurde in der Belgarder Gegend der Berliner Märzaufstand nicht bloß in den kleinbürgerlichen Schichten, sondern auch in den Kreisen des Adels als gegen den pietistischen Geist am Hofe des Königs gerichtet angesehen. Der eigene Bruder Kleists war es, der ihm seinen Pietismus und dessen Folgen jetzt vorhielt. Ein Opfer dieser Situation wurde sein Jugendfreund Ernst Ranke, der, zum Pfarrer in Polzin ausersehen, im letzten Augenblick dem Eifer gegen den Pietismus weichen mußte. „Dem Pietismus wollen wir" — so erklärten sechsunddreißig Honoratioren der Stadt — „keinen Eingang in die Gemeinde verstatten; wo er eindringt, bringt er ja nur Unfrieden in Haus und Gemeinde." Dem jüngern Bruder Ranke wurde zum Vorwurf gemacht, daß der ältere Bruder, der Historiker, jener Richtung zuneige, wie man sage. Freilich der stärkste Trumpf richtete sich gegen den pietistischen Landrat, der Ranke empfohlen hatte.

Bald zerteilte sich das Gewölk. Am 19. April 1848 kam auf Kleists Antrieb eine Adresse der Kreistagseingesessenen an den Prinzen von Preußen zustande, in der man ihn bat, aus England zurückzukehren und sein Haupt im Schoße der Provinz niederzulegen, deren Statthalter er so lange gewesen. Mitte Juli erschien der Prinz in der Hauptstadt der „preußischen Vendée". Im August folgte das „Junkerparlament" zu Berlin, dessen Vorsitzender Kleist wurde — eine Demonstration gegen die liberalen Tendenzen der Märzministerien und ein Vorbote dessen, was alsbald kommen sollte. Der Verein hat noch mehrere Jahre im stillen durch Flugblätter usw. gewirkt. Für Kleist zunächst um den Preis einer Disziplinaruntersuchung.

Im Jahre 1849 in die Kammer gewählt, war er — und zwar mehr als Bismarck — der Mann, der für dieses oder jenes Ministerium in Frage kam. Er war es, der zur Überraschung selbst der Brüder Gerlach es durchsetzte, daß die Kammern mit einem öffentlichen Gottesdienst im Dom eröffnet wurden. Mit Bismarck wohnte er zusammen in der Friedrichstraße an der Ecke der Taubenstraße. Auch hier war das geschäftige Element, durch das die gemeinsame Wohnung zum Taubenschlag wurde, Kleist; und Bismarck war froh, wenn die Politiker und Wähler aus dem Nebenzimmer fort waren. In jener Zeit hat Ernst Dohm dem jungen Rudolf Kögel versichert, „in der ganzen Abgeordnetensippe interessierten ihn nur zwei Reaktionäre, Bismarck, der den Willen habe, Menschen und Dinge anzupacken, und Kleist, in dessen Kehle wohltuende Erzstufen steckten."

Im Sommer 1851 wurden die beiden Freunde auf ein höheres Piedestal gehoben: Bismarck ging nach Frankfurt an den Bundestag, Kleist als Oberpräsident nach Koblenz. Die Gerlachs triumphierten, zumal über das letztere; zugleich bedauerten sie Kleist; denn sie erwarteten, daß die Prinzessin von Preußen ihm das Leben sauer machen würde. Von den mancherlei Reibungen, die sich im Koblenzer Schlosse ereigneten (die prinzliche Hofhaltung in der Beletage, der Oberpräsident im Erdgeschoß), hat bereits ein andrer erzählt, der damals Assessor bei dem Oberpräsidium war — Gustav von Diest. Die öffentliche Meinung der Rheinprovinz stand obenein ganz auf seiten der Beletage. Kleist war wie eine Herausforderung in diese Rheinische Umgebung gesetzt — er, der altpreußische Junker an die Spitze der Provinz, die noch so wenig sich preußisch fühlte. Dazu nun unbequeme Untergebene, so zumal der Regierungspräsident von Köln, v. Möller.

Der Pietismus wurde auch hier und gerade hier der Stein des Anstoßes. Es war der Prinz von Preußen selber, der aus Anlaß der Tischgebete, die Kleist bei großen Festlichkeiten gehalten, dem Minister v. Manteuffel klagte, der Mann mache hier alles Gute, was er anderswo leisten könnte, unmöglich durch seine Taktlosigkeiten und seinen Fanatismus. Auf der andern Seite gefiel sich die Prinzessin darin, die durch demokratische Gesinnung kompromittierten Persönlichkeiten gegen den Oberpräsidenten und die Berliner Regierung in Schutz zu nehmen. Nach der kleinlichen Weise jener Jahre erstreckten sich die Zwiste dieser Art auf die geringsten Anlässe. Kleist verschärfte manchen Konflikt durch die Schroffheit seines Wesens, das nichts von einem Hofmann hatte. Der Prinz äußerte so manchesmal unmutig über die Politik der Regierung: „Wenn ich erst im Regimente sein werde, soll alles anders werden." Seinen ganzen Groll schüttete der hohe Herr gegen Kleist über die Pietisten aus. Das wären Heuchler, die durch ihre Heuchelei Stellen erlangen wollen.

Am Ende war der Boden für Kleist dort unterwühlt, und die Regentschaft gab ihm den Abschied — für alle Zeit. Im Staatsdienste jung emporgekommen und jung verbraucht. War es der neue König nicht, so war es die Königin, die ihm die Jahre von Koblenz niemals vergessen hat.

Jetzt wurde die parlamentarische Laufbahn wieder aufgenommen, die durch das Oberpräsidium in den Hintergrund gedrängt worden war. Und zwar gesichert durch den Sitz im Herrenhause vermöge der Vertretung des Familienverbandes derer von Kleist. Bei seinen geringen Einkünften scheute er die Kosten des Lebens in Berlin. „Doch ist — man sollte es kaum glauben, und daß es so ist, betrübt mich tief — in der ganzen Familie trotz so vieler reicher Leute darin gerade jetzt keine zu solcher Stellung recht geeignete Persönlichkeit." Auch trat er hier bald hervor in der Opposition gegen die Reformen der „Neuen Aera", so zumal gegen die „revolutionäre" Maßregel der Grundsteuerausgleichung. Oder gegen die fakultative Zivilehe, die Bethmann-Hollweg (der einstmalige Genosse aus dem Jahre 1848) als neuer Kultusminister vorlegte, und dadurch „die heiligsten und tiefsten Grundlagen des christlichen Lebens" erschütterte.

Doch die Opposition verwandelte sich in ihr Gegenteil bei der Heeresvorlage, und jetzt verschob sich die Stellung Kleists wie der Mehrheit des Herrenhauses zu der Politik der Regierung immer mehr im Sinne der Unterstützung, und zugleich der Gegnerschaft gegen das Haus der Abgeordneten. Ja, als Bismarck das Präsidium des Ministeriums übernahm, übertrumpfte Kleist dessen staatsrechtlichen Standpunkt zur Verfassung und deren Budgetrecht durch die kühne Doktrin, der König bedürfe, um König zu sein, der Bewilligungen des Abgeordnetenhauses nicht. Mit dem Tage, wo Bismarck damals die Geschäfte übernahm, ist er dem Kreise seiner alten Freunde, Kleist, Gerlach usw., verdächtig erschienen wegen seiner Neigung zur Nachgiebigkeit gegen die Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Kleists Seele erglühte von Kampfeslust. Im übrigen überschüttete er den alten Freund mit Episteln und Vermahnungen. Als er bemerkte, daß Bismarck nicht mehr zur Kirche ging, stellte er ihm zugleich im Namen von Hengstenberg vor, er möchte es doch nicht so machen

wie Otto v. Manteuffel, der erst nach seiner Entlassung wieder die Kirche besucht habe. Bismarck wehrte das ab, indem er erwiderte, er erkälte sich sehr leicht in der Kirche.

Wie es gelegentlich auch in dem engeren Kreise der Frommen mit ihrem Eifer stand, dafür ein erheiterndes Beispiel. Kleist hatte die Sonntagsruhe von früher her, so namentlich während seiner Wirksamkeit in der Rheinprovinz gegenüber den dort herrschenden Sitten schrankenloser Lebenslust, zu einem Lieblingsgegenstand seiner Bestrebungen gemacht. Da fand er bei den Pommerschen Branntweinbrennern aus seiner nächsten Freundschaft und Gesinnungsgenossenschaft heftigen Widerstand. Moritz v. Blanckenburg sandte ihm eine längere fachmännische Erörterung darüber, warum er eine Sonntagsruhe im Brennereibetriebe für untunlich hielte. „Das Geschrei der Geistlichen ist völlig unsinnig . . . es sind diese Dinge alle zweischneidig, und jeder muß sehen, wie er sich abfindet."

Mit dem Kampfe gegen Österreich trat der Gegensatz zu Bismarck immer mehr hervor. Der Präsident v. Gerlach wollte den Krieg gegen Österreich nicht; Kleist ging soweit noch mit Bismarck. Aber bei der Indemnitätsfrage nach dem Kriege entbrannte der Zorn der Ultras, und zumal Kleists. Bismarck seufzte über seine aufgeregten Briefe: „Mit den Feinden wird man fertig; aber die Freunde!"

Kleist, der in seinem rührend kindlichen Glauben damals gegen Hengstenberg und die übrige Welt für den Pastor Knak Partei ergriff, als dieser die Sonne still stehen ließ, weil es so im Buche Josua geschrieben steht — Kleist hat bei dem Ausbrechen des Kulturkampfes Bismarck den hartnäckigsten Widerstand geleistet, und Bismarck hat ihm das reichlich vergolten. Seine Diener wurden angewiesen, Kleist nicht mehr vorzulassen. Es hat lange gedauert, bis dieser tiefe Riß zwischen den alten Freunden sich wieder einigermaßen schloß. Es hat in jener Epoche furchtbare Auftritte zwischen den beiden gegeben, von denen die öffentlichen Kämpfe nur einen schwachen Widerhall boten. Als dem Grafen Harry Arnim der Prozeß gemacht wurde, war Kleist geneigt, für diesen Partei zu ergreifen, wie so mancher aus jenen Kreisen. „Arnim hat gewagt, den Gedanken zu hegen, daß er an seine Stelle treten könne, dafür soll er vernichtet werden," so schrieb er an den Freund Schede, „bei der Haussuchung suchte man nach meiner Überzeugung Briefe der Königin Augusta." Bismarck sei unzugänglich für eine jede ihm entgegentretende selbständige Persönlichkeit.

Als Kleist im Jahre 1876 Mitglied des Reichstages wurde, fühlte sich die Mehrzahl der konservativen Partei dieses Hauses beklommen über seinen Eintritt in ihre Fraktion. Bismarck hatte verlangt, sie sollten ihm die Aufnahme verweigern. Dem widersetzte sich jedoch der Vorsitzende der Fraktion, v. Seydewitz. Die Wendung kam, als im Sommer 1878 der Kampf gegen die Sozialdemokratie losging. Jetzt konnte der kampfesfreudige Mann sein Schlachtroß tummeln auf der Seite Bismarcks. Als er am 17. September, unmittelbar nach Bismarck, gesprochen hatte, stieg dieser zu dem alten Freunde hernieder, reichte ihm bewegt die Hand und vollzog damit vor dem Lande nach jahrelanger bitterer Feindschaft einen Akt der Versöhnung. Daran schloß sich das Wiedererwachen der „königlichen Huld" — 1879 ein Ordensstern, 1883 das Prädikat „Exzellenz".

Und da wir bei Orden und Titeln sind, zum Schluß ein kleiner Zug, der das Wesen des altpreußischen Junkertums beleuchtet. Dieser gottselige Mann, der jeden Tag am Morgen und am Abend und zu Mittag betete, der erfüllt war von christlicher Demut — er schrieb auf die Adresse an den Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rat Schede stets das „Wohlgeboren" — er versagte ihm das „Hochwohlgeboren", das er allein für den Adel in Anspruch nahm, wenn auch der preußische Staat sich längst herausgenommen hatte, diesen barocken Schmuck seinen höheren Beamten von allen möglichen Rangklassen und selbst den jüngsten bürgerlichen Offizieren zu gewähren. Welche unbeugsame Prinzipientreue! D.

7. **L'État présent de la Philosophie.** Par O. Merten. Namur. Wesmael-Charlier. Paris, Amat. 1907.

Von den drei in einem Bändchen vereinigten Reden, die der Verfasser, Professor an der Universität Lüttich, in den Jahren 1904, 1905 und 1906 bei Eröffnung der akademischen Kurse gehalten, behandelt die erste den „kritischen Geist in der Philosophie", die zweite „die Geschichte der modernen Psychologie", während in der dritten „die Hauptprinzipien der Philosophie auf den modernen Staatsbegriff" angewandt werden. In diesen drei, an sich heterogenen, aber durch einen leitenden Grundgedanken verbundenen Reden zeigt uns der Verfasser, wie die Philosophie seit Kant eine noch nicht zum Stillstand gekommene Krisis durchmacht. Noch immer ist sie in dem Antagonismus der beiden großen Doktrinen befangen, die das 19. Jahrhundert bewegten: dem Pantheismus, der durch „intellektuale Anschauung" die absolute Wissenschaft verwirklichen will, und dem Positivismus, der in seinen letzten Konsequenzen bei der Verneinung aller Wissenschaft ankommt. Der Autor nimmt zwischen diesen beiden Lehrmeinungen eine Mittelstellung ein, von der aus er die Extreme zu versöhnen, den Zwiespalt zu schlichten meint — aber nur meint! Denn wenn er in seiner Studie über den „kritischen Geist" die Rückkehr zu Kant anempfiehlt und dennoch in der zweiten Rede bei Behandlung der „Schicksale der Psychologie" von Seele und Seelenvorgängen spricht, so ist damit — unsres Erachtens — ein Schritt hinter Kant zurückgetan. Wissen wir doch, daß Kant seine, ihrer allgemeinen Natur nach psychologische Untersuchung über die notwendigen Bedingungen aller Erfahrung ohne jede spezielle psychologische Voraussetzung unternimmt. Alle seine Untersuchungen handeln von den Funktionen des erkennenden Menschen, ohne überhaupt eine Seele anzunehmen. Daß sich die Seele durch den „inneren Sinn" selbst beobachten könne, würde Kant ein „Blendwerk" nennen, gestattet er doch das Studium des Ich nicht anders als „am Leitfaden der Erfahrung". Der sich selbst belauschende Gedanke, die sich selbst betrachtende Seele der „introspektiven Psychologie" führen uns vielmehr in das Paradies der Romantik, zu Fichte und dem Schleiermacher der „Monologe", in die Zeiten, da — um F. A. Langes witzigen Ausspruch zu brauchen — das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt in der Erkenntnis der „Apfel im logischen Sündenfalle der deutschen Philosophie" war.

λδ. **Die Reden Gotamo Buddhas** aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Pali-Kanons. Übersetzt von K. E. Neumann. Erster Band. München, R. Piper. 1907.

Es sind Predigten und Gespräche Buddhas, die in dieser Übersetzung vor uns liegen. Genauer müssen wir sagen: Predigten und Gespräche, wie die altbuddhistische Gemeinde sie ihrem Meister beilegte — vielleicht nur selten seine Worte, aber die Situationen sicher denen gleichartig, in denen sich sein Leben bewegte, die Lehren gewiß im wesentlichen seine Lehren. Die beste Überlieferung, in der wir die in diesem Sinne Buddha beizulegenden Reden besitzen, ist die auf Ceylon bewahrte, auf gelben Palmblättern in den Klöstern der Insel niedergeschriebene. Ihre Sprache ist das Pali, ein indischer Dialekt voll weichen Wohllauts, der sich zum Sanskrit ähnlich verhält wie das Italienische zum Lateinischen. Von den verschiedenen Sammlungen dieser Buddhareden hat Neumann, der die zweite bereits übersetzt hat, jetzt die erste, in mancher Hinsicht wichtigste, zu übersetzen unternommen. Man wird seine Arbeit nicht fehlerfrei nennen, aber in den meisten Beziehungen gibt sie doch das rechte Bild von dem Original; echte Ehrfurcht vor dem großen Mann, der hier redend auftritt, und vor seiner Gedankenwelt, hat den feierlich weihevollen Ton, der diesen Predigten eigen ist, wohl zu treffen gewußt. Auch die Äußerlichkeiten des altindischen Daseins, in dessen Mitte ein halbes Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung der große Mönch vom Satyahause gestanden hat, die Typen der ihn umgebenden, ihn auch wohl befeindenden Persönlichkeiten treten in den hier vorliegenden Texten in anschaulichem Leben hervor. Dem großartig angelegten Unternehmen sei glückliche Vollendung gewünscht.

νδ. **Light on the Old Testament from Babel.** By Albert T. Clay, Ph. D. Assistant Professor of Semitic Philology and Archaeology, and Assistant Curator of the Babylonian Section, Departement of Archaeology, University of Pennsylvania. (Second Edition.) Philadelphia, The Sunday School Times Company. 1907.

In der Literatur, die die Babel-Bibelfrage gezeitigt hat, kann man leider häufig bemerken, daß die Verfasser der einzelnen „Streitschriften" ihren persönlichen Neigungen zuliebe die Unparteilichkeit des Urteils außer acht lassen, so daß es dem Publikum nicht möglich wird, die Probleme klar zu erkennen und somit die Grundlagen des Für und Wider der Meinungen zu erfassen. Von diesem Fehler ist Clays Buch frei; der Autor, der als Assyriologe schon vielfach seine Wissenschaft gefördert, hat sich den Blick für die Vorzüge des Alten Testaments nicht trüben lassen, wie dies bei manchem Assyriologen bedauerlicherweise der Fall ist. Bei Clay kommen Assyriologie und alttestamentliche Wissenschaft in gleicher Weise zu ihrem Rechte. Ein weiterer Vorzug des Buches ist die Vorsichtigkeit des Urteils: der Verfasser vermeidet es sorgfältig, aus Angaben, die bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft sichere Schlüsse noch nicht gestatten, voreilige Folgerungen zu ziehen, stellt aber das für die Beurteilung der Frage in Betracht kommende Material dem Leser übersichtlich zur Verfügung. Es wäre wohl wünschenswert, daß das Buch, dessen Wert durch viele Abbildungen erhöht wird, durch eine deutsche Übersetzung einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht würde.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abelsdorff. — Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von G. Abelsdorff. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Achleitner. — Das Hennendirndl. Roman vom Chiemsee. Von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Baedeker. — Mittelitalien und Rom. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 19 Karten, 55 Plänen, Grundrissen und Ansichten, sowie einer Wappentafel der Päpste von 1417 an. Vierzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Baudissin. — Im Laufgraben. Roman von Eva Gräfin v. Baudissin. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Baldwin. — Das Teufelchen von nebenan . . . Von M. Baldwin. Deutsch von Anna Wilke. Autorisierte Ausgabe. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Baltzer. — Heimatbilder. Von Jeannette Baltzer. Hanau, Clauß & Feddersen. 1907.

Bamberg-Nagöfen. — Die Gefahren der Veräußerlichung der Schularbeit infolge der vielen Sonderbestrebungen der pädagogischen Neuerer. Von Fr. Bamberg-Nagöfen. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bauer. — Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Von Otto Bauer. Wien, Ignaz Brand. 1908.

Bernheim. — Quellen zur Geschichte des Investiturstreits. Von Ernst Bernheim. 2 Hefte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907.

Bernoulli. — Lucas Heland. Roman von Carl Albrecht Bernoulli. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Bertling. — Geschichte der alten Philosophie als Weg der Erforschung der Kausalität. Von O. Bertling. Leipzig, Werner Klinkhardt 1907.

Betham-Edwards. — A close ring. By M. Betham-Edwards, London. T. Fisher-Unwin. O. J.

Bornhak. — Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Von F. Bornhak. Mit 25 Bildnissen. Zweite Auflage. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1907.

Breitenbach. — Abstammung und Vorgeschichte des Menschen. Eine gemeinverständliche Übersicht über den jetzigen Stand der Frage. Von Wilhelm Breitenbach. Mit einer Tafel und zwei Tabellen. Bracwede i. W., W Breitenbach. 1907.

Burte. — Drei Einakter. Von Hermann Burte. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Dantes Werke. — Neu übertragen und erläutert von Richard Zoozmann. Mit einer Einleitung: Dantes Leben, seine Zeit und seine Werke, 6 Bildnissen, 15 Abbildungen und Skizzen, einer Bibliographie: Dante in Deutschland, Proben von 52 deutschen Übersetzungen und mehreren Beigaben. Leipzig, Max Hesse.

Deledda. — Der Efeu. Sardinischer Dorfroman von Grazia Deledda. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Des Granges. — La presse littéraire sous la restauration 1815—1830. Par Ch.-M. Des Granges. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Erler. — Heidezauber. Erzählungen, Gedichte, Märchen, Schilderungen und Wanderbilder aus Heide und Moor. Gesammelt von Johannes Erler. Mit 2 Kartenbildern in Licht- und Vierfarbensteindruck, 26 Vollbildern und 46 Textabbildungen. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1907.

Fabre. — Souvenirs entomologiques. Études sur l'instinct et les moeurs des insectes. Par J. H. Fabre. Dixième série. Avec illustrations. Paris, Ch. Delagrave. O. J.

Fechner. — Über die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage, besorgt von Eduard Spranger. Mit einem Geleitwort von Friedrich Paulsen. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1907.

Fechner. — Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs und des Handelsministeriums in Berlin, des Staatsarchivs und des Oberbergamtsarchivs zu Breslau dargestellt von Hermann Fechner. Breslau, S. Schottländer. 1907.

Ferdinands. — Ri-Ra-Rutsch! Reime von C. Ferdinands. Bilder von H. R. v. Volkmann. Berlin, B. Behrs Verlag. O. J.

Ferdinands. — Im Sommergarten. Lieder und Märchen von Carl Ferdinands. Bildschmuck von Ernst Liebermann. Nürnberg, E. Nister. O. J.

Feuchtersleben. — Ausgewählte Werke Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. Fünf Teile in einem Bande. Herausgegeben von Richard Guttmann. Mit des Dichters Bildnis und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Fischer. — Zwergröschen und andere Geschichten. Zwölf Märchen für Jung und Alt. Von Konrad Fischer, Gotha, E. F. Thienemann. 1907.

Foerster. — Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit dem Modernen. Von Fr. W. Foerster. Kempten und München, Josef Kösel. 1907.

Frapan-Akunian. — Erich Hetebrink. Hamburger Roman von Ilse Frapan-Akunian. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Friedrichs. — Aus dem Leben deutscher Musiker. Biographien der Großmeister deutscher Tonkunst für Jung und Alt. Von Elsbeth Friedrichs. Mit 14 Porträts und einem Titelbilde. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann. 1907.

Frischeisen-Köhler. — Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte u. Probleme. Herausgegeben von M. Frischeisen-Köhler. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1907.

Frommel. — Novellen und Märchen. Von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Fuchs-Stermose. — Irma. Von Sofy Fuchs-Stermose. Hohen-Neuendorf bei Berlin, Richard Fuchs. O. J.

Gehre. — Allerhand Gereimtes. Von C. R. Gehre. Mit 7 Holzschnitten von A. Ehrhardt. Stuttgart, Carl Rocco. 1907.

Germain. — La cousine et l'ami. Par André Germain. Paris, E. Sansot et Cie. 1907.

Gersdorff. — Terakoya. Ein historisches Trauerspiel aus dem alten Japan nach der Tragödie des Takeda Izumo. Von Wolfgang von Gersdorff. Berlin, Cöln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Gjems-Selmer. — Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. Von Agot Gjems-Selmer. Einzig autorisierte Übersetzung von Francis Maro. München, Ezold & Co. O. J.

Gjems-Selmer. — Als Mutter klein war. Ein Buch für die Jugend. Von Agot Gjems-Selmer. Einzig autorisierte Übersetzung von Marie Ljungström. München, Ezold & Co. O. J.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1908. — Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Leipzig, Theodor Weicher. 1907.

Graeser. — Lemkes selige Witwe zur unterirdischen Tante. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. Von Erdmann Graeser. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Greif. — Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelang. 1905.

De Groot. — Beschreibung und kritisches Verzeichnis der Werke der hervorragendsten holländischen Maler des XVII. Jahrhunderts. Nach dem Muster von John Smiths catalogue raisonné zusammengestellt von C. Hofstede de Groot. Erster Band. Unter Mitwirkung von W. R. Valentiner. Esslingen, Paul Neff. 1907.

Haar. — Parenthesen zu Lessings „Laokoon". Von Georg Haar. Hanau, Clauß & Feddersen. 1908.

Hauser. — Spinoza. Roman von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1907.

Hebbel. — Durch Irren zum Glück. Tagebuchblätter von Friedrich Hebbel. Berlin, B. Behrs Verlag. 1907.

Heyne. — Max Klinger im Rahmen der modernen Weltanschauung und Kunst. Leitfaden zum Verständnis Klingerscher Werke. Von Hildegard Heyne. Leipzig, Georg Wigand. 1907.

Heyse. — Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. 1907.

Hindersin. — Die Heiligen der Freiheit. Roman von Friedrich v. Hindersin. Dresden, Carl Reißner. 1907.

Hippel. — Sei so wie ich. Roman von H. v. Hippel. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Hirschfeld. — Der Wirt von Veladuz. Roman von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer. 1907.

Hoffmann. — Die Elixiere des Teufels. Von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Ellinger. Mit Zeichnungen von Hugo Steiner-Prag. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Hornesser. — Wege zum Leben. Vorträge von Ernst Hornesser. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Hughes. — Ideen und Ideale. Grundrifs einer Weltauffassung. Von Henry Hughes. Würzburg, A. Stuber. 1908.

Ippen. — Skutari und die nordalbanische Küstenebene. Von Theodor A. Ippen. Mit 24 Abbildungen. Sarajewo, Daniel A. Kajon. 1907.

Jahrbuch. — Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Zweiter Band. Berlin, Hermann Paetel. 1907.

Kappstein. — Eduard v. Hartmann. Einführung in seine Gedankenwelt. Vorlesungen von Theodor Kappstein. Mit Porträt und Faksimile. Gotha, Fr. A. Perthes. 1907.

Keyserling. — Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen u. menschlicher Vorstellungswelt. Von Hermann Graf Keyserling. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1907.

Kiel. — Welche Aufgaben stellt die Einheitlichkeit des Unterrichtsverfahrens dem Leiter einer Lehranstalt mit einer größeren Zahl von Lehrkräften? Von A. Kiel. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Kindermann. — Parteiwesen und Entwicklung in ihren Wirkungen auf die Kultur der modernen Völker. Von Carl Kindermann. Stuttgart, Ferd. Enke. 1907.

Kohlis-Kyffhausen. — Das Wein-Turnier von C. Kohlis-Kyffhausen. Bilderschmuck von Carl Zander. Berlin, Hermann Walther. 1907.

König. — Kant und die Naturwissenschaft. Von Edm. König. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1907.

Kosch. — Martin Greif in seinen Werken. Von Wilhelm Kosch. Leipzig, C. F. Amelang. 1907.

Kösting. — Der Weg nach Eden, oder die Tragödien des neuen Weltalls. Eine Tetralogie von Karl Kösting. Zweites Stück. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Kotzde. — Der Schwedenleutnant. Von Wilhelm Kotzde. Berlin, Sujall & Rentel. O. J.

Kullmann. — Die drei Daseinsstufen in der Entwicklung. Von G. Kullmann. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungen über den Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen. Wiesbaden, Carl Ritter. 1907.

Kurz. — Die Schartenmättler. Roman von Hermann Kurz. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Kurz. — Stoffel Hiss. Roman von Hermann Kurz. Zweite Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Laßwitz. — Homchen. Ein Tiermärchen aus der oberen Kreide von Kurd Laßwitz. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Laßwitz. — Traumkristalle. Neue Märchen von Kurd Laßwitz. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Lessing. — Philotas. Ein Trauerspiel von Lessing. Bühneneinrichtung von Paul Schlenther. Berlin, Georg Bondi. 1907.

Lessing. — Theater-Seele. Studie über Bühnenästhetik und Schauspielkunst. Von Theodor Lessing. Berlin, Priber & Lammers. 1907.

Ludwig. — Jugendglück und Sonnenschein. Erinnerungen erzählt von Maria Elisabeth Ludwig. Mit 4 vierfarbigen und 3 schwarzen Vollbildern, 9 Textbildern und sonstigem Buchschmuck von Dora Gustav. Altenburg S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1907.

Massow. — Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. Zweite Auflage. Hanau, Claus & Feddersen. O. J.

Meinhardt. — Glücksuchende Menschen. Erzählungen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Morane. — Paul premier de Russie avant l'avènement 1754–1796. Avec un portrait en héliogravure. Par Pierre Morane. Paris, Plon. 1907.

Nebenzahl. — Die Puppenjungs. Szenen aus dem dunklen Berlin in fünf Aufzügen. Von Adolf Nebenzahl. Dresden, E. Pierson. O. J.

Neubert-Drobisch. — Heimatklänge. Balladen, Romanzen und Stimmungsbilder. Von Walther Neubert-Drobisch. Halle a. S., Curt Nietschmann. 1907.

Neumann. — Lebensrunen. Gedichte (hochdeutsch — niederdeutsch) von Hermann Fritz Neumann. Dresden und Leipzig, L. A. Koch. 1907.

Nikolaus. — Fürst Arvanit. Dramatische Dichtung in fünf Akten von Nikolaus I., Fürsten von Montenegro. Autorisierte deutsche Ausgabe von Carl Amico. Augsburg, M. Riegersche Buchhandlung. 1905.

Nothnagel. — Die Blüte des Menschenlebens. Prosa und Poesie von A. Nothnagel. Mit einem Ganzbilde und einer Textzeichnung von Otto Bredow. Leipzig, L. Fernau. 1907.

Odermatt. — Der Großkellner. Eine Geschichte aus dem Hochtal Engelberg. Von Franz Odermatt. Frauenfeld, Huber & Co. 1907.

Oestéren. — Der Weg ins Nichts. Novellen von Friedrich Werner v. Oestéren. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1907.

Pocci. — Märchen, Lieder und lustige Komödien. Von Franz Pocci. Reich illustriert. Mit einem Geleitgedicht von Martin Greif. München, Etzold & Co. O. J.

Prost. — La philosophie, à l'Académie Protestante de Saumur (1606–1685). Par Joseph Prost. Paris, H. Paulin & Co. 1907.

Prudhommeaux. — Icarie et son fondateur Étienne Cabet. Contribution à l'étude du socialisme expérimental. Par Jules Prudhommeaux. Ouvrage illustré de 12 photogravures, 1 facsimile et 2 cartes. Paris. Edouard Cornély & Co. 1907.

Ratzenhofer. — Soziologie. Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen. Von Gustav Ratzenhofer. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1907.

Rehs. — Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte von Alfred Rehs. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Vogt. O. J.

Reinecke. — Aus dem Reich der Töne. Worte der Meister. Gesammelt von Carl Reinecke. 1907. Leipzig, A. Seemann.

Rösener. — Im Kampfe um die Volksseele. Ein Beitrag zur sozialen Versöhnung und zur Organisation der Volkserziehung. Von Karl Rösener. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Roselieb. — Heinrich Stillfrieds Brautschau. Ein Hamburger Tagebuch von Gustav Roselieb. Wolfenbüttel, Heckner. 1907.

Rosner. — Sehnsucht. Roman von Karl Rosner. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Rousseau. — Bekenntnisse. Von J. J. Rousseau. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Zierleisten von A. Gratz. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Roussel-Despierres. — Hors du scepticisme. Liberté et beauté. Par Fr. Roussel-Despierres. Paris, Alcan. 1907.

Runge. — Einfache Seelen. Novellen von Willi Runge. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Ruskin. — Die Kunst zu lesen. — Arbeit. Von John Ruskin. Nach dem Original übertragen von Johanne Severin. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1907.

Rydberg. — Römische Kaiser in Marmor. Lebensbilder der ersten römischen Cäsaren. Von Viktor Rydberg. Aus dem Schwedischen von C. Cornelius. Stuttgart, Peter Hobbing. 1907.

Salomon. — Die deutschen Parteiprogramme. Von Felix Salomon. Zwei Hefte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907.

Saudet. — Dämon Berlin. Roman von Robert Saudet. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Schäfer. — Weltgeschichte der Neuzeit. Von Dietrich Schäfer. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1907.

Schaefer. — Rebengold und Weinrosen. Distichen zum Preis des deutschen Weines von Hermann Schaefer. Kaiserslautern, Eugen Crusius. 1907.

Schmidt. — Zur Wiedergeburt des Idealismus. Philosophische Studien von Ferdinand Jakob Schmidt. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1908.

Schubring. — Die Plastik Sienas im Quattrocento. Von Paul Schubring. Mit 143 Abbildungen. Berlin, G. Grote. 1907.

Schulte vom Brühl. — Der Meister. Roman von Walter Schulte vom Brühl. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). 1907.

Schultz. — Die französische Volksschule. Von K. Schultz. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schultzky. — Schauspiele von O. Schultzky. Band V. Wiesbaden, O. Schultzky. O. J.

Schwarz. — Inwiefern ist Eberhard von Rochow von den Philanthropen abhängig und inwiefern wandelt er eigene Bahnen? Von C. Schwarz. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Sergel. — Ringelreihen. Kindergedichte von Albert Sergel. Rostock, C. J. C. Volckmann Nachf. 1907.

Schinn. — Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes in biographischer Darstellung nach Aufzeichnungen von Milicent Washburn Schinn. Mit einem Porträt der Verfasserin und ihrer Nichte in Photogravüre. Bearbeitet und herausgegeben von W. Glabbach und G. Weber. Langensalza, F. G. L. Greßler, 1905.

Sick. — Ein Blumenstrauß. Novellen von Ingeborg Maria Sick. Autorisierte Übersetzung von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel. 1907.

Skowronnek. — Armer Henner . . . Roman von Richard Skowronnek. Stuttgart, J. Engelhorn 1908.

Sonnenfels. — Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter. Von Amanda Sonnenfels. Mit fünf Bildnissen. Berlin, Dr. Arthur Teplaff. O. J.

Spahn. — Michelangelo und die sixtinische Kapelle. Von Martin Spahn. Mit 37 Abbildungen und einer Beilage. Berlin, G. Grote. 1907.

Steinbach. — Richterseele. Roman von H. Steinbach. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Stona. — Der Rabenschrei. Roman einer Scheidung von Maria Stona. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. 1907.

Storch. — . . . aber der Wagen rollt. Allerlei Humor und Ernst von der Lebensfahrt. Von Karl Storch. Magdeburg, Creutz. 1907.

Tannennadeln. — Gedichte von Albin Lonke. Bremen, Gustav Winter. 1908.

Tettau. — Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. Von Freiherrn von Tettau. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Teutenberg. — Über Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Auf Grund seiner Schrift: „Wir Pfarrer". Von Ad. Teutenberg. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 1907.

Thalasso. — Anthologie de l'amour asiatique. Par Adolphe Thalasso. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Tieck. — Die Reise ins Blaue hinein. Sechs romantische Novellen von Ludwig Tieck. — Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Meißner. Buchschmuck von Arthur Graß. Berlin, Wiegand & Grieben. 1906.

Tschackert. — Modus vivendi. Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reiche. Von Paul Tschackert. München, C. H. Beck. 1908.

Ughetti. — Auf dem Wege der Wissenschaft. Von G. B. Ughetti. Autorisierte Übersetzung von Giovanni Galli. Wien, Wilhelm Braumüller. 1907.

Ughetti. — Zwischen Ärzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Geordnet und herausgegeben von G. B. Ughetti. Autorisierte Übersetzung von Giovanni Galli. Dritte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1907.

Ulfers. — Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten von H. Ulfers. Übersetzung aus dem Holländischen von Karl Emrich. Fünfte Auflage. Hagen i. W., Otto Rippel. O. J.

Vogt. — Mathematik und Reformgymnasium. Von Heinrich Vogt. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Voigt. — Religionsunterricht oder Moralunterricht? Vortrag. Von Voigt. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1907.

Volksliederbuch für Männerchor. — Herausgegeb. auf Veranlassung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Peters.

Wäber. — Preußen und Polen. Der Verlauf und Ausgang eines zweitausendjährigen Völkergrenzstreites und deutsch-slawischer Wechselbeziehungen. Von Alexander Wäber. München, J. F. Lehmann. 1907.

Wasmann. — Der Kampf um das Entwicklungs-Problem in Berlin. Ausführlicher Bericht über die im Februar 1907 gehaltenen Vorträge und über den Diskussionsabend von Erich Wasmann. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Weddigen. — Hans Tunichtgut. Allen Kindern zu Nutz und Lehr' gewidmet vom Märchenonkel. Von Otto Weddigen. Bilder von Friedrich Wolfgang Weddigen. Altenburg, Stephan Geibel. 1907.

Weddigen. — Krieg und Katastrophen. Ein Friedensroman von Otto Weddigen. Leipzig, Richard Sattler, O. J.

Wefers. — Nirwana. „Faust" erster Teil. Ein dramatisches Gedicht. Von Richard Wefers. Hamburg, Johannes Kriebel. 1907.

Weis. — Uno Cygnaeus, der Vater der finnländischen Volksschule. Von Anton Weis. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Wendt. — Kultur und Jagd. Ein Birschgang durch die Geschichte. Von Ulrich Wendt. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Wichera. — Im Märchenlande. Eine Sammlung Märchen, erzählt von Emilie Franck v. Wichera. Mit 3 vierfarbigen und 3 schwarzen Vollbildern, 50 Textbildern und sonstigem Buchschmuck von Helene Greinert. Altenburg (S.-A.), Stephan Geibel Verlag. 1907.

Wigand. — Urkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Von Curt Wigand. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1907.

Wilbrandt. — Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. Mit drei Bildnissen von Franz Lenbach und einer photographischen Aufnahme von Erwin Raupp. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1907.

Winter. — Friedrich der Große. Von Georg Winter. Mit dreizehn ganzseitigen Abbildungen und zwei Handschriften. Zwei Bände. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1907.

Wollny. — Die Muse des Anakreon. Ein ausgegrabenes Lied. Von Carl Wollny. Straßburg i. E., Josef Singer. 1907.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Zweiter Band. Dritte, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1907.

Wyneken. — Der Kanon der schönen Form. Anleitung zur Herstellung der rhythmischen Grundlagen für jedes Kunstwerk in jeder Stilart. Ein Handbuch für Künstler, Techniker und Gewerbtreibende mit Atlas als zweiter Teil des Werkes: Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Gemeinverständlich dargestellt von K. Wyneken. Freiburg i. B. J. Bielefeld. 1907.

Zimmerli. — Wer ist gebildet? Briefe an eine Dame. Von G. W. Zimmerli. Stuttgart, J. Engelhorn. 1907.

Zorn. — Die deutsche Reichsverfassung. Von Ph. Zorn. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Zwehl. — Hortense. Schauspiel in einem Aufzuge von Hans Fritz v. Zwehl. Berlin, Cöln und Leipzig, Albert Ahn. 1905.

Zwehl. — Die schöne Mirjam. Komödie von Hans Fritz v. Zwehl. Berlin, Cöln und Leipzig, Albert Ahn. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

Die kalte Pein.

Erzählung

von

Helene Raff.

Die Sonne warf einen schrägen, zittrigen Strahl auf den Boden der peinlich sauberen, holzvertäfelten Stube. Der Strahl streifte den Tisch nebst den mancherlei Papieren, die darauf ausgebreitet lagen, sowie das schwarze Kleid der Frau, die seitlich vom Tische saß und zerstreut in ihren Schoß blickte. Es war eine schlanke, beinahe hagere Frau, mit fahlblondem, gescheiteltem Haar, schmalen Lippen und sehr hellen, weitschauenden Augen, an denen die Wimpern nicht zu bemerken waren. Außer ihr befand sich noch jemand in der Stube, ein klug aussehender Graukopf mit glattrasiertem Kinn, der bedachtsam und geschäftsmäßig in die Frau hineinsprach. Sie hatten viel miteinander abzureden gehabt in letzter Zeit, der Gemeindevorsteher und die Witwe des unlängst verstorbenen Kaufmanns und Grundbesitzers Lorenz Althammer. Viel Schreibereien und auch gelegentliche Fahrten nach der Stadt, zum Sitz des Amtsgerichtes, hatte es sie beide gekostet, bis die umständliche Verlassenschaft geordnet war. Aber nun schien die Sache im wesentlichen erledigt — der Gemeindevorsteher schichtete die über den Tisch verstreuten Papiere säuberlich aufeinander, steckte die ihm zur Bewahrung obliegenden in die Brusttasche seiner Joppe und sagte mit einem befriedigten Aufschnaufen: „Alsdann hätten wir's in der Ordnung soweit!"

„Ich mein schon," gab die Frau zurück; ihre Stimme hatte einen verschleierten Klang, obwohl sie des Redens und Befehlens gewohnt war. „Ich sag auch vielmal Dank, daß du dich so hast plagen müssen meinethalb," fügte sie hinzu und bot ihm die Hand. Er entgegnete wohlwollend: das sei ja Schuldigkeit! „Und zudem sind wir doch gefreundet miteinand, wenn auch so um sechs Ecken herum; und ich hätt's schon dem Andenken von deinem Seligen zulieb tun müssen." Er fühlte den Drang, hier etwas Schickliches zum Lobe des Toten einzuflechten, fand aber keinen Ausdruck dafür und beschränkte sich, indem er sich vom Stuhle erhob, auf den Gemeinplatz: „Schick dich in Gottesnamen drein, Kramerin; sterben müssen wir alle."

„Ja," sagte sie nickend — ihre Blicke schweiften an ihm vorbei, zum Fenster hinaus, wo der Sonnenstrahl, der eben noch ins Zimmer gelugt, sich mehr und mehr auf die Spitzen und Grate der Berge zurückzog. Bald würde er überhaupt verschwunden sein; denn hinter den himmelhohen Wänden, die das Hochtal einschlossen, versank die Sonne früh — länger als bis vier Uhr schien sie selbst im heißen Sommer nicht.

Des Vorstehers Auge war dem ihrigen gefolgt; doch kümmerte er sich nicht um die Sonne, sondern spähte in einer bestimmten Richtung an den Berghängen hinauf, die schroff in das Tal abfielen. Bis dorthin, wo die fruchtbare Erde aufhörte und der nackte Fels begann, war das Gewänd mit Nadelwald bestanden; droben zwischen den Stämmen krabbelte es und regte sich von Gestalten, die in der gewaltigen Entfernung winzig aussahen, kleiner als Mäuse in einem Kornfeld. Aber an schädlicher Emsigkeit gaben sie jenen geschäftigen Nagern nichts nach; denn schon zeigten inmitten des Lärchenwaldes sich kahle Flecke — Stellen, an denen ein Haufe gefällter, abgeschälter Stämme kläglich übereinander lag, während die noch aufrecht stehenden im Gefühle, bedroht zu sein, enger zusammenzurücken schienen. Jetzt eben geriet einer der Riesen, dessen Wurzel die gefräßige Axt getroffen hatte, ins Wanken — neigte sich langsam, schwerfällig vornüber — plötzlich stürzte er zu den andern dahin; es war, als sei der dumpfe Hall seines Sturzes bis herab vernehmbar. — Der Gemeindevorsteher wandte sich tadelnd zu der Witwe, die neben ihm stand und ihr schwarzes Kleid glättete. „Die haben's schon recht notwendig," bemerkte er scharf. „Das war, nimm mir's nicht übel, nicht der gescheiteste Streich von deinem Mann, daß er den Wald verkauft hat. An die Gesellschaft, die wo's nicht eilig genug hat haben können mit'n Abholzen. Eine Sünd und Schand ist's — der Wald, der seit Menschengedenken steht, und hat niemand an ihn rühren dürfen! Ich bin nicht der, wo gern zum Streiten anhebt, und hab's auch zu spät erfahren; aber bei dem Handel hätt eigentlich die Gemein auch ein Wörtl dreinzureden gehabt."

Eine flüchtige Röte glitt über das blasse Gesicht der Frau. „Da laßt sich jetzt nix mehr richten, Vorsteher," versetzte sie; „hintennach ist's leicht, gescheit sein."

„Das wohl! Im übrigen sagt halt jeder, wie er sich's denkt, und ich sag so viel: wenn dein Seliger — der Herr gib ihm die ewige Ruh! — mich um Rat gefragt hätt, ich hätt ihm abgeraten. Jetzund behüt dich Gott, Frau, und laß dir die Trauer nicht zu hart tun!"

Sie geleitete ihn auf den Hausflur hinaus und wiederholte ihren Dank. Als er gegangen, blieb sie noch eine Weile in der Haustür lehnen und schaute ins Leere; ihre Gedanken waren bei einem, den sie mit ihren leiblichen Augen nicht mehr schauen sollte. „Der Herr gib ihm die ewige Ruh!" Oftmals, im Geiste, im Gebet hatte sie den frommen Wunsch wiederholt — und doch —

Die Sonne war nun wirklich im Scheiden. Schon verschwammen die Zacken und Kegel umher in dämmrigem Blauschwarz; eine seltsame Kühle schauerte durch das Tal. Nur auf dem Gipfel des höchsten, fernsten Berges,

dessen Gletscherfeld tief in das Geröll hinabreichte, glomm ein letztes Licht. Über der beglänzten Spitze ballten ein paar streifige Abendwolken sich zusammen und lösten sich langsam, allmählich in Dunst auf, daß es aussah, als sei es Rauch, der aus dem Berg emporstiege.

„Schauen Sie, Frau," rief der Altknecht Severin, der draußen hantiert hatte, im Vorbeigehen der Witwe zu, „der Gletscher dampft — die armen Seelen, scheint's, machen sich ein Feuerl an."

Die Frau erwiderte nichts, sondern kroch wie frierend in sich zusammen und verschwand ins Haus. Sie hatte drinnen noch mancherlei zu bestellen: die Abendkost für sich und das Hausgesinde, zuvor den Abschluß des Ladens. Nach dem Nachtmahl war es Sitte, den Rosenkranz zu beten zu besonderem Gedächtnis des heimgegangenen Hausherrn; dann tönte das dumpfe Gemurmel der vereinigten Stimmen weit auf die Gasse hinaus. Und hernach kam es der Kramerin zu, ihre Kasse zu revidieren und die nötigen Einträge in ihre Geschäftsbücher zu machen — so war es noch von ihres Mannes Lebzeiten hergebracht.

Auch dieser Abend verlief wie alle Abende; es war schon spät, als die Witwe dazu gelangte, ihre Lagerstatt aufzusuchen. Sie stieg in die Kammer hinauf; aber statt sich zu entkleiden, stand sie eine Weile unschlüssig, ging zögernd auf die Truhe zu, die, mit Tulpen und Herzen bunt bemalt, die eine Ecke des Gelasses ausfüllte, und kauerte davor nieder. Der eröffnete Deckel ließ allerhand Kleidungsstücke sehen; sie kramte darin, bis ein Pack Mannshemden zum Vorschein kam, die noch wie neu erschienen. Die betrachtete sie eine Weile, prüfte mit der Hand die Leinwand, währenddessen sie einen unwillkürlichen schweren Seufzer ausstieß — dann schaute sie hastig und scheu um sich, warf den Deckel der Lade zu und begab sich zur Ruhe.

Die Kammer der Mägde lag im Obergeschoß neben der der Frau, nur durch eine dünne Wand getrennt. Mitten in der Nacht erwachte die jüngere, die Wally, die erst seit wenigen Monaten im Hause war — sie hatte ein Geräusch gehört, horchte mit verhaltenem Atem und stieß die Schlafgenossin an. „Du, los zu, mir kommt's vor, die Frau schlaft wieder nicht." Die alte Mechthild hob nur ein weniges den müden Kopf vom Pfühl. „Weiß schon," sagte sie, „vorhin hab ich sie stöhnen hören. Das ist einmal so, seit der Ihrige tot ist — da kannst nichts machen."

Die Junge blieb eine Weile still, dann flüsterte sie: „Weißt, sie derbarmt mich frei. Entweder muß ihr's doch bitterlich leid sein um ihn — oder kann sein: die Pfleg und Wartung hat sie so hart angegriffen. Wenn man wochenlang eine jede Nacht aufstehen muß! So war's mit meiner Mutter nach dem Vater seinem Tod; die hat auch die ganze Zeit darnach nimmer schlafen können."

Wieder eine Pause — nur das Knistern des Bettstrohs war vernehmbar und das Ticken des Holzwurms im Sparrenwerk. Darauf kam es undeutlich aus dem andern Bett: „Ja, ja, wird schon sein! Kann sein, aber auch, daß er ihr sonst keine Ruh laßt!"

„Jesus Maria, wie meinst?"

„Sst, sei stad, red nicht so laut! Man soll seine Hausleut nicht ausrichten, ist wohl wahr — aber seine Gedanken hat man halt doch. Er — du weißt schon — ist nicht immer der Beste gewesen, mehr sag ich nicht. Wollen's hoffen, daß er in Frieden ruht — aber: nichts Gewisses weiß man nicht!"

Die Junge hub zu jammern an, da müsse sie sich ja zu Tod fürchten — keinen Tag bliebe sie im Haus, wenn sie glaubte, daß so etwas möglich sei.

„Geh zu!" versetzte die Alte gleichmütig, „das wär der erste Tote aus dem Haus nicht, der nicht in seinem Grab verblieben ist."

Nun überwog die Neugierde das Gruseln der Wally. „Wie doch? Sag!" begehrte sie und reckte lauschend den Kopf, so weit sie nur konnte, zum Nachbarbett hinüber. Und da sagte die Mechthild es ihr:

„Der Urgroßvater vom jetzigen — vom verstorbenen, meine ich — ist seinerzeit ganz ein armer Häusler gewesen. Nicht hier, wo jetzt das Haus steht, sondern ganz am drunteren End vom Ort hat er gewohnt. Natürlich hätt er's anderst haben mögen, reich sein und ein schönes Anwesen haben; aber woher nehmen und nicht stehlen? Einmal so geht er nach Aveläuten heim von einem weiten Gang, muß übern Berg, unterm Gletscher vorbei — da sieht er drei Männer sitzen um einen Stein und Karten spielen. Ganz fein beieinand soweit — grad das eine ist ihm gespaßig vorgekommen, daß sie so brettdicke Lodenröcke tragen und Wildschnr, wiewohl es im heißen Sommer gewesen ist. Sie reden ihn freundlich an; er sitzt zu ihnen nieder und schaut ihnen zu, wie sie spielen, um lauter blankes Gold. So viel Gold, daß dem Mann ganz drehend wird vor lauter Wunder und Neid. Jetzt soll er mitspielen — sie fordern ihn auf, aber er muß es ausschlagen . . . ‚Ich hab kein Geld zum Einsetzen,' sagt er, ‚ja, wenn ich so einen Haufen hätt wie ihr' — und spitzt so nebenhin auf das Gold, das ihm gar so in die Augen sticht. Die drei lachen und schauen einander an. ‚Du kannst von uns kriegen, so viel du willst,' sagt der eine, ‚bloß eine Kleinigkeit mußt du versprechen dafür.' Erst hat der Häusler gemeint, sie halten ihn für'n Narren; wie sie aber versichert haben, es ist ihr Ernst, hat er sich schier vor Freuden nimmer auskennt. ‚Her mit dem Geld — ich versprich alles!' — ‚Ja, also — daß du uns in Zukunft willst hüten helfen, was wir hüten,' haben sie gesagt. Das verspricht er; und sie geben ihm einen großmächtigen Sack voll Geld und sagen, er soll jetzt heimgehen. ‚Aber nicht umschaun darfst du dich,' hat ihm der eine noch eingeschärft. Er, ganz narrisch vor lauter Freuden, schiebt geschwind davon mit seinem Sack; aber wie er ein Stückl weit weg ist, plagt ihn der Fürwitz, und er schaut über die Schulter zurück. Was sieht er — ja, was meinst? Die Männer hocken nimmer da, wo sie gesessen sind; im blanken, blauen Gletschereis sitzen sie, eingefroren bis an die Brust und klappern und greinen vor übergroßer Kälte. Da hat er's gewußt, daß es verdammte Seelen sind, die im Gletscher die kalte Pein erleiden um ihrer Sünden willen und daß er ihnen ihre Schätze muß hüten helfen nach seinem Tod."

„Hör auf, Mechthild, mir grauft's. Hör auf!" Aber die Alte fuhr unbekümmert fort:

„Ja, den Mann hat's auch gegraust. Am liebsten hätt er ihnen ihr Geld nachwerfen mögen und sein Versprechen zurück haben; aber schließlich hat er doch zu sehr am Geld gehängt. Und wie er einmal ein Haus gebaut hat — dasselbige Haus hier — und der reichste Mann am Ort gewesen ist, da hat's keine Umkehr nimmer gegeben. Er hat sich groß getan mit seinem Wohlstand; und samt dem ist er immer vergrämter und grantiger geworden, weil er an seinen Tod gedacht hat und an das, was nachher kommt: an die kalte Pein. Richtig mittendrin wird er krank, zum Sterben krank; und kein Doktor hat nimmer helfen können. Da laßt er sich ein Gewand machen vom allerstärksten Loden, eine Pelzkappe mit Ohrenzipfeln dazu und Faustlandschuhe mit Pelz gefüttert — kurz alles so warm wie möglich, und ‚damit', hat er gesagt, ‚sollt's ihr mich anlegen, wenn's auf die letzt geht.' Die Seinigen haben nach seinem Willen getan; und in dem Gewand ist er verstorben und auf dem Schragen gelegen. Das ist am Abend geschehen; in der Früh aber war der Leichnam verschwunden, und etliche Leut haben ausgesagt, daß sie ihn in seiner dicken Kluft haben dahingehen sehen, nach dem Gletscher zu. Das Ding ist vertuscht und der leere Sarg ist begraben worden; bloß daß damit nicht alles aus war. Denn auf Kind und Kindeskind hat seine Geldgier geerbt; eine ungute, neidige Sippschaft sind sie gewest und geblieben, der Sohn wie der Enkel — und der Letztverstorbene, das war der nämliche. Sie, die Frau, ist von Haus aus anders gewesen; aber der Mann hat sie angelernt, bis sie hübsch stad auf die gleiche Seiten gekommen ist; und wer weiß, was er sonst noch angestellt hat, weswegen er ihr selbst als ein Toter keinen Frieden nicht laßt!"

Mit verhaltenem Atem hatte es die Wally gehört; trotz ihres Schauders faßte sie sich das Herz zu einem Einwand. „Geh, Mechthild, das sind gewiß bloß so Geschichten, die irgendeins aus Mißgunst aufbracht hat. Man hört doch heutzutage nie mehr, daß ein Totes umgehen muß; ich meinesteils hab's noch auf keinem Platz erfahren, wo ich gewesen bin."

„Weil die Toten jetzt fester eingesegnet werden," behauptete die Mechthild. „Der Papst soll das so eingerichtet haben. Im übrigen ist mir's gleich, ob du's glaubst oder nicht — ich weiß, was ich weiß. Und jetzt geben wir in Gottesnamen eine Ruh!"

Sie schlug ein Kreuz und zog die Decke über den Kopf; die Wally folgte ihrem Beispiel, und über ein kleines entschlummerten beide, während nebenan der ruhelose Schritt der Frau klang, die keinen Schlaf finden konnte.

Das stattliche Haus, das dem achtzehnten Jahrhundert entstammte und zu dem ein ziemlicher Grundbesitz gehörte, lag in der Hauptstraße des Ortes. „Zum Kramer" ward es benannt, obgleich der vorige Inhaber mündlich und durch Aufschrift hervorgehoben hatte, er führe eine gemischte Warenhandlung. Den ganzen Tag stand Juliana Althammer im Kaufladen hinter dem Verkaufstisch; nur wenn es etwas Wichtiges in Haus und Feld zu ordnen gab, räumte

sie der Magd für kurze Zeit ihren Platz. Fast beständig ging die Türklingel; denn alles, was zum Lebensbedarf der Leute vom Ort gehörte, war hier und nur hier zu haben. Am Sonntag zumal, nach der Kirche, ward der Laden keinen Augenblick leer; da ließen die Käufer sich Zeit zum Schwatzen, sowohl untereinander als mit der Besitzerin. Zwar galt die Juliana oder Jana, wie man ihren Namen abkürzte, keineswegs für redselig; aber es gebührte sich doch, nebenbei einmal anzufragen, wie es ihr gehe und wie sie sich schicke in ihre jetzige Einsamkeit. Ihr schlechtes Aussehen ward allgemein beredet; es fiel auf, daß ihre Wangen zusehends einsanken und in ihren Augen ein fiebrig überwachter Glanz war. „Mußt dich nicht so kränken!" mahnten die Gutmütigen; die praktisch Gesinnten rückten mit allerhand Ratschlägen für die Gesundheit ins Feld. „Mir fehlt nichts," versetzte Jana und schnitt damit alle die wohlgemeinten Redereien kurz ab.

Aber die unerbetene Teilnahme folgte ihr bis in ihr Heim. Sie empfand wohl die verstohlenen Blicke, die das Gesinde auf ihr blasses Antlitz richtete; und wenn sie ihr des Abends eine gute Nacht wünschten, so fügte die Mechthild bisweilen in bedeutsamem Tone hinzu: „Hoffentlich wirklich einmal eine gute!" — Und es geschah dann, daß sie selbst einen zustimmenden Seufzer nicht unterdrücken konnte. Eine große Müdigkeit war all ihrem Tun und Lassen aufgeprägt; nichtsdestoweniger versäumte sie keine ihrer Pflichten und ging in freien Stunden fleißig zur Kirche, mehr denn ehemals. Das wurde beifällig bemerkt und ihr hoch angerechnet; und demgemäß ward ihr auch ein freundlicher Empfang zuteil, als sie eines Tages unvermutet sich im Pfarrhofe einfand.

Der Geistliche hieß sie sitzen; Jana kam der Aufforderung etwas unbehilflich nach. Ihre Finger bewegten sich nervös; sie schluckte ein paarmal, ehe sie seine Frage beantworten konnte, was sie eigentlich hergeführt habe. Dann kam sie ganz unvermittelt mit ihrem Anliegen heraus: „Ich möcht mich erkundigen, ob es angeht — ob es zulässig ist, daß man einen Toten ausgraben und nochmal bestatten darf?"

Der Pfarrer traute seinen Ohren kaum — so verblüffend war das Ansinnen, so wenig entsprach es den ortsüblichen Anschauungen und Gepflogenheiten. „Ohne sehr gewichtige Gründe tut man so etwas nicht," gab er Bescheid. Ob sie einen solchen Grund habe?

Sie kämpfte mit sich, sah an ihm vorbei, gleich als ob sie sich schäme. Endlich, in abgerissenen, mühsamen Sätzen, gestand sie, was sie peinigte.

„Das Ding war so. Wie mein Mann — Gott tröst ihn! — gestorben ist, hab ich sein Gewand hergegeben, mit dem man ihn anlegen soll. Und das Hemd, das er hätt haben sollen, war ganz neu und vom besten Leinen; auf seinen Namenstag hat er es bekommen gehabt. Da hat es mich gereut, und ich hab ihm statt dessen eins von den alten herausgesucht, die ganz dünn und zerschlissen gewesen sind. Damit haben wir ihn begraben — und seither" — sie stockte einen Augenblick —

„Seither erscheint er mir alle Nacht im Traum und droht mir und klagt, daß er so kalt hat in dem dünnen Totenhemd. Ich halt es nimmer

aus — darum tät ich schön bitten, daß man ihn nochmal —" nun versagte die Stimme ganz.

Der geistliche Herr atmete auf. Es war ihm erleichternd, daß dem seltsamen Begehr doch nur ein solch begreiflicher, aber gewissermaßen kindlicher Gewissensskrupel zugrunde lag. Und er stellte ihr alsbald vor, wie untunlich es wäre, um einer bloßen Einbildung willen eine in jedermanns Augen so unerhörte, beinahe gottlose Handlung vorzunehmen, als das Ausgraben eines Toten aus der geweihten Erde sei.

„Dein Mann friert nicht, Althammerin! Wenn wir einmal aus dieser Zeitlichkeit geschieden sind, bedarf unser toter Leib der schützenden Hüllen nicht mehr, nur unsre Seele der Gebete und frommen Werke unsrer Nachbleibenden. Bete du fleißig für deinen Mann, tu Gutes in seinem Namen und bereue aufrichtig, was du vielleicht während seines Lebens unterlassen hast! Das nützt ihm mehr, denn das feinste Totenhemd; dessen darfst du gewiß sein."

„Ja, ja, das ist alles recht, aber —"

Immer wieder, obgleich in schüchterner Weise, kam sie auf ihren Wunsch zurück. Angesichts dieser weiblichen Hartnäckigkeit zog der Pfarrer schärfere Seiten auf, wies nachdrücklich auf das Ärgernis hin, das sie geben wolle wegen einer Sache, die jeder am besten mit sich und seinem Herrgott abmache. „Nimm Vernunft an, Althammerin!" schloß er seine Vermahnung; „du bist immer eine brave Frau gewesen — so sei auch verständig! Geh mit Gott und red von der Geschichte nichts mehr!"

Sie war schon aufgestanden. „Wie Hochwürden meinen!" versetzte sie, bückte sich, seine Hand zu küssen und verließ die Stube gemessenen, ein wenig schleppenden Schrittes, so wie sie gekommen war.

Einen Augenblick, als sie draußen stand, durchzuckte sie der rebellische Gedanke, ob sie vielleicht versuchen solle, noch erst mit dem Gemeindevorstand zu reden. Aber wenn der Pfarrer nicht wollte, so war von dem ganz sicher kein Beistand zu erwarten. Und überdies hatte der Pfarrer wahrscheinlich recht. Sie war selbst früher der Ansicht gewesen, ein Toter fühle und brauche nichts mehr, außer Fürbitten für seine arme Seele. Aber die armen Seelen litten doch wie lebendige Menschen — zum mindesten bezeugten das die kläglichen Malereien, die auf Wegkreuzen und Martertäflein zu sehen waren: die nackten, sich windenden Leiber, an denen spitze Flammen leckten. Das war die heiße Pein, die Pein des Fegefeuers; und daß man auch frieren konnte in der Ewigkeit, davon wußten die mancherlei Volksüberlieferungen zu erzählen, nach denen die sündhaft Abgeschiedenen in schauerliche Klammen, in Gletscher und Abgründe gebannt waren zur Buße. So wie ihres Mannes Ahn, dessen Geschichte sie kannte, ohne daß sie sich viel daraus gemacht hätte. Denn wie gesagt, sie hatte an dergleichen nicht geglaubt; nur jetzt war sie plötzlich nicht mehr sicher, was sie eigentlich glaubte. Des zwiespältigen Denkens müde nahm sie sich vor, des Pfarrers Rat zu befolgen, vernünftig und eine brave Frau zu sein. War sie das denn nicht gewesen?

Jana verlangsamte ihren Schritt, so angestrengt dachte sie der Frage nach. Wenn man unter einer braven Frau eine tüchtige, arbeitsame versteht,

dazu eine, die die Treue hält, so konnte sie es getrost mit der bravsten aufnehmen. Nicht eine Minute am Tage war sie müßig gewesen; an keine Arbeit hatte ihr Mann sie je zu mahnen gebraucht. Eine unermüdliche Mehrerin des Besitzstandes — und vom Besitz hauptsächlich war doch die Sprache gewesen, als ihr Ehebund beredet wurde. Daß sie neben dem Manne als sein Weib gelebt, das hatte einen Teil des Paktes gebildet und war Pflicht so gut wie alles Übrige. Einer wirklichen Zärtlichkeit, die sie empfangen oder gegeben, entsann die Frau sich nicht; doch war ihr wohl erinnerlich, wie sie ihr eigenes Wesen aus Fügsamkeit nach dem des Ehegatten gemodelt hatte. Von ihm hatte sie dies beständige Merken auf Vorteil, dies Sparen in Kleinigkeiten gelernt. Es war unbewußt in seinem Sinne geschehen, daß die schöne neue Leinwand sie gereut hatte. Nein, ihr Gewissen war ein ungerechtes Gewissen, wenn es ihr deshalb Vorwürfe machte!

Sie lehnte sich auf gegen solche Ungerechtigkeit; sie suchte Trost im Bewußtsein, daß sie während der jähen Krankheit, die ihn daniedergestreckt hatte, unermüdlich gewesen war, ihn zu pflegen und für ihn zu sorgen. Außer wenn er selbst sie forttrieb, im Geschäft nach dem Rechten zu sehen — noch am letzten Tage seines Lebens, als sie in ahnungsvoller Sorge gern bei ihm geblieben wäre, hatte er das getan. Aber in der schweren Todesstunde war sie nicht von ihm gewichen — wahrlich, sie hatte sogar über ihre Kräfte geduldet und geschafft in jener Zeit; denn obschon Wochen seither verstrichen waren, spürte sie immer noch eine bleierne Schwere in den Gliedern und um ihr Haupt ein schmerzhaftes Band. Eben heute drückte und stach es besonders; es war ordentlich, als täten die Gedanken ihr weh.

So gelangte sie nach Hause. Im Hof erwartete sie der Altknecht Severin, der augenscheinlich etwas auf dem Herzen hatte; denn als sie grüßend an ihm vorbeischreiten wollte, vertrat er ihr den Weg und bat um Gehör. „Nichts für ungut, Frau, aber ich hätt ein Wörtl zu reden von wegen dem Dani."

„Was ist's denn mit dem?" — Sie wußte schon, daß der Jungknecht Daniel sich mit dem Alten nicht besonders vertrug. Der hub auch alsogleich seine Klagen an: „Ich sag nicht, daß er nix tun mag — das müßt man lügen: was man ihm schafft, das tut er schon. Aber er hat halt kein Gemüt dabei: er tut sein Sach so obenhin, weil er muß, ohne irgend eine Freud und Lieb. Von so einer Arbeit kommt seiner Lebtag nix."

„Du magst ihn einmal nicht, Veri," mahnte die Frau; „zuletzt kommt's doch darauf an, daß er an seiner Schuldigkeit nichts fehlen laßt — ob's ihn freut, das geht ihn alleinig an."

„Da wird sich die Frau aber irren! Was ohne Lieb geschieht, dabei ist kein Segen nicht! Einer, dem seine Arbeit nicht lieb ist, der schaut nur, daß er geschleunig damit fertig wird, und aufs Wie paßt er nicht auf. Sogars Vieh kennt's genau, wer sich mit dem Gemüt drum annimmt und wer so gedankenlos fortmacht. Das ist der Fehler beim Dani und deshalb — tut leicht der Frau der Kopf weh?" — unterbrach er sich, da er sah, wie die Althammerin sich mit der Hand an die Stirn griff.

„Ein bißl schon," gestand sie zu. „Und ich mein, mit dem Dani haben wir in Gottesnamen noch ein Zeitl Geduld. Er hat halt die rechte Einsicht nicht; die kommt oft erst viel später." So sprechend, wandte sie sich hinweg; der Alte brummte etwas hinter ihr drein, wovon man nicht wußte, war es Mißbilligung ihrer Nachsicht oder Mitleid mit ihrem Kopfschmerz.

Wiederum war es Nacht geworden, eine klare, spätsommerliche Mondnacht, die das Hochtal mit silberigem Dunst erfüllte. Um die Schneefelder der Firne wob ein magischer Glanz; der Widerschein davon leuchtete in die Kammer hinein, wo die Witwe auf ihrem einsamen Lager ruhte. Sie warf sich unruhig von einer Seite zur andern, denn sie hatte vergessen, die Vorhänge vor den Scheiben zuzuziehen, und die eindringende Mondhelle störte ihren Schlummer, der ohnedies nur ein verworrener Zustand zwischen Traum und Wachen war. Ganz deutlich, obwohl mit geschlossenen Augen, sah sie den Gletscher vor sich, wie er weißschimmernd gegen den gestirnten Himmel stand; er schien aus durchsichtigem Glase zu bestehen, durch das man in alle Tiefen hinabschauen konnte. Kleine, lichte Wolken bildeten sich über dem Eise und verwehten, wie sie gekommen waren; plötzlich war es der Frau, als rege es sich unter der beglänzten Fläche, als stiegen wellige Gebilde daraus hervor, den Wolken ähnlich, aber doch körperhafter als sie. Es huschte, schwebte über den Schrunden des Gletschers dahin, blasse, verschwommene Gestalten, deren Glieder sich in rastloser Bewegung befanden, als suchten sie sich zu erwärmen auf solche Art. Ihrer etliche waren zwar in dicke, abenteuerliche Kleidung vermummt, daß kaum das bläulich verfrorene Antlitz hervorsah; sie glichen haarigen Bergtieren mehr als Menschen. Aber andre wandelten inmitten der Eiswelt, nur mit langen, weißen Sterbegewändern angetan; sie litten am meisten — ihre Körper zitterten und krümmten sich vor Frost. Die Frau im Bette, die das alles sah, entsetzte sich so, daß sie strebte, sich aufzurichten, zu helfen oder zu entrinnen vor dem Anblick; aber sie war nicht fähig, sich zu rühren. Sie stöhnte und bebte, als sie unter der unseligen Schar denjenigen erkannte, den sie geahnt und gesucht hatte — ihn und das Totenhemd, darein sie selbst ihn gehüllt!

Sie konnte ihre Blicke nicht davon wenden; überall entdeckte sie schadhafte Stellen, die sie früher nicht wahrgenommen — lieber Heiland, wie dünn es war, wie schlecht! Und sie fühlte, daß das Gesicht des Toten dem ihrigen zugewandt war, fühlte den Vorwurf, der in den erloschenen Augen zu lesen stand. Es war, als vermindere sich die Entfernung zwischen ihm und ihr — er nahte sich ihr oder sie ihm — wie ging es doch zu? Nicht, nicht — nur das nicht! Sie wehrte sich hilflos, aber dennoch schien er hereingekommen zu sein und war da, in der Kammer, neben ihrem Bette. Ihre Zähne schlugen aufeinander, so fürchtete sie sich.

„Ich halt es nicht aus" — sie erriet die Worte, mehr als daß sie sie hörte —, „ich will mich wärmen bei dir. Deine Schuld ist's, daß ich so frieren muß."

„Verzeih mir's doch!" bat sie. „Ich hab es ja nicht gemeint, das mit dem Hemd." Wenn sie nur hätte weinen können, daß er ihre aufrichtige Reue gesehen hätte!

„Am Hemd allein liegt's nicht," sagte der Tote. „Warum giebst du nicht acht, was der Severin sagt? Wo keine Lieb dabei ist, da ist kein Segen! Hättst du die Lieb gehabt, die richtige, so wäre schließlich ein jedes Hemd warm genug." — Seine Miene, während er so sprach, war unverändert die gleiche wie zu Lebzeiten, das kühle, feste, alltägliche Männergesicht, darin ihr jeder Zug vertraut war und wovor ihr doch jetzt so graute.

„Das hab ich nicht gewußt — wie hätt ich es wissen sollen?" verteidigte sie sich zaghaft. Und ein unbewußter Trotz trieb sie, hinzuzusetzen: „Du hast es ja nie begehrt."

„Weil ich es zu spät bin inne worden! Du hast noch Zeit, du bist der Mensch, der einzige, der mir noch helfen kann. Darum laß ich dir keinen Frieden, darf ihn dir nicht lassen. Willst du wissen, du, wie kalt es ist in einer Ewigkeit ohne Lieb?"

Ihr deuchte, er strecke die Hand aus, den Arm, sie an sich zu ziehen. Eine furchtbare Kälte strömte von ihm zu ihr, ein Frost, der den Atem in ihrer Brust erstarren machte. Nicht anders, als ob sie versinke in Schnee und Eis, in eine Spalte des Ferners — und die gefrorenen Wände schlössen sich über ihr, hielten sie gefangen wie in einem Sarg. Da rang sie, bis ihre Todesangst in einem wilden Schrei zum Ausbruch kam und sie, gewaltsam sich aufbäumend, über den Bettrand hinabstürzte.

Die durch den Fall und Schrei herbeigerufenen Mägde aus der Nebenkammer fanden, da sie zur Tür hereinhasteten, die Frau im Hemde am Boden ausgestreckt, von Fieberschauern geschüttelt. Als sie sich mühten, sie aufzurichten, starrte sie ihnen mit leerem Blicke ins Antlitz, irre Reden hervorstoßend — sie erkannte sie nicht mehr.

Wochenlang lag Juliana Althammer danieder, zwischen Leben und Tod. Das Gesinde, vom Schrecken völlig verwirrt, suchte anfänglich seine Zuflucht in allerhand unverständigen Hausmitteln, bis der Gemeindevorsteher sich ins Mittel schlug und auf Zuziehung eines zünftigen Arztes drang. Diesen Beweis gebildeter Gesinnung glaubte er seiner Stellung als entfernter Verwandter des Hauses und als erster Mann am Orte schuldig zu sein. Der herbeigerufene Arzt tat sein Bestes, doch verhehlte er den ängstlich Herumstehenden nicht, wie groß die Gefahr sei. Das ergab sich schon aus dem fortwährenden Phantasieren der Kranken, die von schrecklichen Wahnbildern gepeinigt schien und aufschrie, wenn der zur Kühlung verordnete Eisumschlag ihre heiße Stirn berührte.

Aber die sachgemäße Behandlung und die ungebrochene Natur der vierzigjährigen Frau trug dennoch den Sieg davon. Es kam der Tag, an dem sie, auf den sorglichen Arm der Mechthild gestützt, vom Lager herabsteigen und matten Schrittes die vertrauten Räume durchwandeln konnte. Fast wie ein Wunder deuchte es den Pflegern, denn sie hatten kaum eine Hoffnung für ihr Leben gehegt, auf den düstern Glauben fußend, daß in einem Hause, wo ein Todesfall sich ereignet hat, nur zu leicht der zweite eintritt.

Übrigens war das Wunder ein halbes zu nennen, denn wenn auch Janas Körper sich allmählich zu erholen schien, hielt ihre Seele nicht gleichen Schritt. Sie verharrte stundenlang in geistesabwesendem Hinbrüten, gab auf wiederholte Fragen nur einsilbige Antwort; ihr ganzes Wesen zeigte sich von einer tiefen, schwermütigen Versonnenheit erfüllt. Überdies hatte sie eine seltsame Gewohnheit angenommen: häufig, selbst im durchwärmtesten Raum, machte sie mit den Schultern die Bewegung des Fröstelns. Das alles bewog den Doktor, der sich nun einmal als haftbar für ihre Genesung empfand, einen Nervenspezialisten zur Beratung beizuziehen.

In dem einsamen Bergdorfe hoch in den Ostalpen war solche neumodische Hoffart noch nie erhört worden. Aber freilich: die Witwe des reichen Althammer! Die konnte es sich vergönnen, alle herrischen Untugenden mitzumachen!

Der Spruch des Nervenarztes war bald gefällt; er lautete auf schwere, durch Kummer und Überanstrengung hervorgerufene Gemütsdepression. Rechnete man noch die Folgen der soeben überstandenen Krankheit hinzu, so war es klar, daß nur nach und nach die ehemalige Frische zurückkehren konnte. In jedem Falle würde es schneller gehen, wenn die Leidende sich entschlösse, eine Heilanstalt aufzusuchen.

Als dieser Vorschlag, in behutsamer Einkleidung, der Kranken nahegelegt ward, wandte sie nur ein weniges den Kopf und ließ ihre trüben Augen von dem bekümmerten Antlitz der Mechthild zu dem des Doktors hinübergleiten, der sie sachlich, aber doch anteilvoll betrachtete. Dann sagte sie, indem sie auf ihre gewohnte Weise die Schultern emporzog: „Warum nicht? Mir ist's gleich."

Auf dies Einverstandensein hin begann der Arzt, der selbst Leiter eines in schöner Umgebung gelegenen und vielbesuchten Sanatoriums war, die Abreise alsbald ins Werk zu setzen. Er fand es das Rätlichste, die Patientin gleich unter seinem persönlichen Geleite mitzunehmen.

So verließ Jana Althammer das Haus, in dem sie über ein Dutzend Jahre als Herrin geschaltet, als gebrochene Kranke, die einer unbestimmten Heilsmöglichkeit entgegenging.

Jana war noch wenig in ihrem Leben gereist. Das eine Mal, als sie von ihrem Heimatsorte in den des Ehegatten übersiedelte, dann etliche Male von da in Geschäften nach der Amtsstadt. Sie hatte niemals eine liebliche und fruchtbare Gegend erschaut gleich der, in die sie nun an des Doktors Seite ihren Einzug hielt. Das erste, was sich ihrem abgestumpften Bewußtsein aufdrängte, war die staunende Wahrnehmung, wie nur auf einem Flecke so viel Obstbäume beieinander stehen könnten.

Des Doktors Genesungsheim war ganz im Grünen gelegen, umgeben von einem großen, parkähnlichen Garten; die hochgeschossenen Bäume und Sträucher verhüllten gefällig das ihn absperrende Gitter. Hier ging Jana wie im Traume einher, nicht sogleich wissend, was sie mit der ungewohnten

überreichlichen Muße anfangen sollte. Ihr ganzes bisheriges Leben hatte sie gearbeitet, ohne Rast und Stillstand; unwillkürlich bewegte sie fortwährend die hageren Hände zu irgend einer Tätigkeit. Sie verdachte es sich, daß sie jetzt so träg in den Tag hineinlebte, verdachte es auch den andern, die mit ihr auf den Parkwegen wandelten oder, hingestreckt im Freien, auf den Liegestühlen ruhten. Einige hatten wohl ein kränkliches Aussehen, andre jedoch machten äußerlich einen ordentlich blühenden Eindruck, so daß sie nicht begriff, warum sie eigentlich hier seien. Aber ihr ward die Belehrung zuteil, daß man zugleich am Leibe gesund und an der Seele desto kränker sein könne.

Es liegt in der Menschennatur, daß ein Ding an Wert gewinnt, wenn man sieht, daß viel Mühe und Geld dafür aufgewendet wird. So wuchs in Jana beim Anblick der Sorgfalt, die hier den seelisch Leidenden gespendet ward, eine neue Anschauung empor: die Ehrfurcht vor der menschlichen Seele. Sie hatte zwar von der Kanzel herab stets verkündigen gehört, daß die Seele des Menschen kostbarstes unsterbliches Teil sei; aber im alltäglichen bäuerlichen Leben war den seelischen Bedürfnissen kein Platz eingeräumt. Hier in der Anstalt gab es Menschen, die anders gelebt hatten und mit andern Werten rechneten. Von ihnen hielt sich die Frau aus dem Gebirgsdorfe anfänglich mißtrauisch fern; aber das Leiden, das ein großer Gleichmacher ist, stellte zwischen ihr und jenen allmählich doch die Verbindung her.

In der weiblichen Krankenabteilung war zumal eine, eine junge, blasse Frau, zart und zerbrechlich, die sich ihr freundlich anschloß. Mit ein paar flüchtigen Wechselreden begann die Bekanntschaft; dann trafen sie einander an einer etwas entlegeneren Stelle des Gartens, und die Fremde fragte Jana, was ihr denn fehle.

Jana schwieg und sah gequält aus; da ward die andre sofort reuig. „Nein, verzeihen Sie — ich weiß ja, daß wir hier nicht von unsern Krankheiten sprechen sollen. Der Doktor kann es nicht leiden — er sagt, die Patienten schaden sich nur, wenn sie einander vorjammern. Ganz gewiß gibt es solche, die sich durch Klagen mutlos machen; aber mir ist nie wohler, als wenn ich davon reden kann."

Das wunderte Jana, die an Verschlossenheit Gewöhnte; allein die junge Blasse erzählte mit der Einfachheit eines Kindes ihr Schicksal. Sie war Mutter geworden unter unsäglichen Leiden, und das winzige Leben, das sie beinahe mit dem ihrigen erkauft hatte, war ihr nicht erhalten geblieben. Dennoch beschäftigte es ihre Gedanken bei Tag und Nacht; sie zeigte Jana verstohlen ein gestricktes Jäckchen, an dem sie arbeitete, wenn sie unbeachtet war.

„Bitte, lachen Sie mich nicht aus! Ich weiß ja, es ist töricht von mir, weil doch mein armer Kleiner kein Jäckchen mehr braucht. Aber ich bilde mir nun einmal ein, er freut sich, wenn seine Mutter für ihn arbeitet — und dann: ich kann es vielleicht doch noch verwenden — wenn ich erst gesund bin."

„Lieber Gott," sagte Jana in unwillkürlichem Mitleid, „wo Sie doch so viel ausgestanden haben! Am Ende halten Sie es ein zweites Mal gar nicht aus."

„O doch!“ widersprach die andre, und ihr hübsches, weiches Gesicht verklärte sich gleichsam von innen heraus. „Das bißchen Leiden trägt man ja gern, wenn solch ein Glück damit erkauft wird. Haben Sie Kinder?“

„Nein,“ versetzte Jana hart, „ich bin ganz allein.“

„Ach!“ — Die Junge war sehr erschrocken und streichelte ihr wie abbittend die Hand. Augenscheinlich deuchte Alleinsein ihr das bitterste Los von allen. Von da an tat sie der schwarzgekleideten, ernsten Frau alles Liebe, das sie nur ersinnen konnte, und verbrachte die meiste Zeit mit ihr. Nur an den Tagen, an denen ihr Mann, der als Beamter wenig Urlaub erhielt, sie besuchte, ward sie der bäuerlichen Freundin untreu. Da stand sie schon stundenlang, ehe der Ersehnte eintreffen konnte, am Gittertor und spähte verlangend hinaus; kam er dann wirklich in Sicht, so trippelte sie auf den Fußspitzen vor Ungeduld, um ihm, sobald das Gitter aufging, mit hellem Jubellaut an den Hals zu fliegen.

An solchem Reichtum inmitten der Prüfung und des Leides lernte Jana die eigene Armut ermessen. Sie fragte sich bisweilen, ob sie denn immer so arm gewesen.

Als Mädchen hatte sie es für ganz sicher gehalten, daß sie bestimmt sei, eine glückliche Frau und Mutter zu werden. In etwas andrer Art, minder weichlich als so — aber doch glücklich. Die Hoffnung war gescheitert an dem sehr einfachen Umstand, daß der, an den sie ihr Herz gehängt, sie nicht mochte. Sie gefiel ihm nicht. Da hatte sie die Zähne aufeinander gebissen und bei sich beschlossen, den Nächstbesten zu heiraten — aus Trotz. Der Nächste, der sich einfand, hatte obendrein in den Augen ihrer ganzen Sippschaft als der Beste gegolten, weil er reich war und angesehen. Also war sie ihm als sein Weib gefolgt und jahrelang des Glaubens gewesen, daß sie ihr Traugelöbnis pünktlich und tadellos erfülle. Nun, da sein Andenken ihr ein gespenstischer Vorwurf geworden, hätte sie um alles gern wissen mögen, ob der Mann ebenso gedacht, ob er nichts vermißt hatte neben ihr. Sie rief sich jedes Wort, jede seiner Handlungen zurück und fand sie alle nur erfüllt von dem gleichmäßigen Trachten nach Erwerb. Er war gegen sie gewesen wie gegen andre, nicht schlimmer, aber auch nicht gut, hatte nichts getan, was er nicht durfte und nichts, was Dank verdient hätte. Bisweilen meinte sie: wenn sie ihm etwas zu verzeihen gehabt, hätte es besser um sie beide gestanden.

Das Grauen übrigens, mit dem er ihre Nächte heimgesucht, milderte sich. In der neuen Umgebung, wo es keine Gletscher gab und keine hohen, finsteren Felswände, wagte der Spuk sich nicht so an sie heran. Sie schlief mehr, wenngleich noch unruhig, und ihre Gebärde des Frierens ward seltener. „Wir werden Sie bald ganz gesund haben,“ sagte der Doktor aufmunternd zu ihr und sah befriedigt in ihr frischer gefärbtes Antlitz. Jana bejahte, höflich und dankbar, wie es seine Bemühungen um sie verdienten. Sie wußte, daß er recht hatte, so weit ihre Krankheit wirklich mit dem Körperlichen, mit überreizten Nerven zusammenhing. Aber das andre, was auch dabei war — sie hatte es ihm nie offen eingestanden, nur einmal in halben Worten angedeutet, in der ersten Zeit, da sie noch vieles litt und der Doktor ihr häufig be-

ruhigend zusprach. Da hatte sie ihm die gewisse Nachsicht angemerkt, die Nachsicht eines Mannes, der an das Anhören unvernünftiger Reden gewöhnt ist; und dies eine Mal war das Wort „Wahnvorstellungen" gefallen. Er hatte ihr viel Kluges und Teilnehmendes gesagt; und Jana wollte ihm gern glauben, daß es nur kranker Wahn gewesen, der ihrem leibhaften Auge büßende Geistergestalten vorgespiegelt hatte. Aber daß eine Seele sich Vorwürfe macht um einer kleinen Liebllosigkeit willen, in der eine große beschlossen ist — das war kein Wahn. Darin stimmte Jana dem gelehrten, gutgesinnten Doktor nicht zu.

„Gehen Sie gern nach Hause?" fragte ihre neugewonnene Freundin Klara, nachdem sie gehört, daß Jana bald aus dem Sanatorium entlassen werden sollte.

„Einesteils ja," antwortete Jana.

Die junge Städterin schmiegte sich an sie. „Es wird mir leid sein, wenn ich Sie gar nicht mehr sehe — wir leben ja so weit voneinander. Aber ich schreibe Ihnen einmal, und Sie müssen mir auch schreiben. Ich möchte hören, daß es Ihnen gut geht."

Jana versprach es, obschon solche briefliche Freundschaftsergüsse in ihrer Heimat nicht Brauch waren. Die Annäherung des feinen, innigen Geschöpfes tat ihr wohl.

Fast gleichzeitig, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, verließen beide die Anstalt.

Der Severin war es, der Jana mit dem „Zeugl", dem kleinen, offenen Bauernwägelchen, von der Bahn abholte. Sein lederfarbiges Antlitz verzog sich zu einem gerührten Grinsen, als er der Frau ansichtig ward und ihr gesünderes Aussehen feststellte. — Er gab alsbald ausführlichen Bescheid von den Dingen des Hauses und Geschäftes: im Laden hatte die Wally sich gar nicht übel bewährt; und übrigens hatte die Mechthild eine tatkräftige Oberaufsicht geführt. Aber mit dem Dani — es sei ihm leid, es ihr zu sagen! — habe es auf die Länge nicht gut getan. Nach Abreise der Frau sei der Tropf immer nachlässiger und liederlicher geworden. Zuletzt, weil er selbst eingeräumt, es freue ihn nicht mehr, habe man ihn fortgehen lassen, nach der Stadt, wohin ihm der Sinn gestanden. Das focht Jana nicht weiter an. „Wir kriegen leicht einen andern," sagte sie, indem sie das Wäglein bestieg.

Der Severin meinte, da wolle man gescheiter noch eine Weile zuwarten; ehe er sich ein zweites Mal so ärgern müsse, tue er lieber alle Arbeit alleinig.

Das Gefährt rollte dahin auf dem schlechten, von Steinen und Räderfurchen holprigen Fahrweg, zwischen den langdornigen Berberitzstauden, deren schöne, rote Beeren durch die einbrechende Dämmerung leuchteten. Unter der Berglehne ging es entlang, von der dumpfe Axtschläge herabhallten. „No, die machen weiter kein Spektakel," bemerkte der Severin; mehr sagte er nicht, damit die Frau sich nicht in ihres Mannes Andenken verletzt fühlen sollte. Jana überhörte es; sie ließ ihre Augen in der abendlichen Gegend herumwandern — es bewegte sie, wieder daheim zu sein. Ein wenig scheu streifte

ihr Blick den Gletscher, der fahl herüberschimmerte. Aber sie richtete sich fest und gerade in dem stoßenden Wagen auf: nun sie gesundet war, mußte sie trachten, die Rechnung mit ihm, vor dem sie geflohen, zu begleichen.

Nur daß sie noch nicht wußte, wie.

Und da hielt das Gefährt vor den Steinstufen ihres eigenen Hauses, und an der Tür stand winkend die Mechthild. „Willkommen zu tausendmal," sagte sie. „Gott segne den Eingang!"

Die Heimkehr der genesenen Althammerin ward alsbald allen Ortsbewohnern kund. Sie verhielten sich kühl und einigermaßen mißtrauisch in betreff der Genesung; denn sie konnten eine Nervenanstalt von einem Irrenhause kaum unterscheiden und behaupteten: wer einmal närrisch gewesen, bei dem komme es immer wieder zum Vorschein. Deshalb bezeigten sie der Heimgekehrten keinerlei Zutulichkeit; nur ein Schlag von Menschen, die Armen der Gegend, fanden sich jetzt häufig an ihrer Tür ein, nachdem es ruchbar geworden, daß daselbst, im Gegensatze zu früher, ihnen allen gespendet wurde. Die Beschenkten wunderten sich freilich über diese Wandlung in dem ehemals gabenfeindlichen Hause; und es ging da und dort die Rede, das sei eben die Wunderlichkeit der Frau, daß sie nun hinauswerfe, wo sie sonst gekargt. Jana kümmerte sich wenig darum, wie man ihre Milde auslegte; sie ging ihren eigenen Weg, seit sie in den Wochen des Leidens und Nachdenkens ihre verschüttete Seele ausgegraben hatte. Sie vergaß des Toten nicht; auf dem Untergrunde all ihres Tuns lag beständig der Wunsch: „Wenn ich herausfinden könnte, was ihm die Ruhe gäbe, was ihm wohl täte über das Grab hinaus!"

Als der erste Reif sich einstellte und bald danach die ersten Schneefälle das Hochtal in blendendes Weiß hüllten, ward sie unruhiger. Der Anblick der Schneedecke, die wie ein flockiges Laken über Felder und Äcker sich breitete, erweckte einen Nachklang der alten schlimmen Vorstellungen in ihr. Die Mechthild überraschte sie oft in schwermütigem Nachsinnen am Fenster sitzend. Es war nicht mehr das, durch das der Gletscher hereinsah; seit ihrer Heimkehr hatte sie ihre Kammer nach der andern Seite verlegt. Von hier bot sich der Ausblick nach dem bewaldeten Rücken hinaus, der allerdings jetzt, da die Arbeit des Abholzens fast zur Hälfte gediehen war, sich in immer kläglicherer Kahlheit darstellte. „Geschunden wie der heilige Bartholomäus" — sagten die Dorfleute mißbilligend. Einigen unter ihnen griff die Waldverderbnis so ans Herz, daß sie sich zusammentaten, um den gefährdeten Fleck von dem Konsortium, das ihn an sich gebracht, zurückzuerstehen. Jedoch der Preis war hoch und unter den Bietenden keine rechte Einmütigkeit, so daß die Verhandlungen sich zerschlugen.

Einmal um die Feierabendzeit stand Jana in der Tür ihres Kaufladens, im Begriff, ihn abzuschließen — da kamen soeben die Holzschläger von droben herunter. Eine verhältnismäßig geringe Zahl, und unter diesen meist fremde Gesichter, wetterharte Gestalten, die gewichtigen Schrittes dahinstapften. Den Beschluß machte einer, der gar nicht dazu zu gehören schien: ein dem Knabenalter noch nicht entwachsenes Bürschchen, rank und schlank, auf dem durch-

löcherten Hütlein eine kühn gesteckte Feder, die ein gleichfalls unternehmend in die Welt hineinragendes Näschen beschattete. Die Holzaxt, die er über der Schulter trug, mußte dem Kleinen eigentlich zu schwer sein; doch ließ er sich davon nichts merken, sondern trabte flink und stramm einher. Als er dicht bei Jana vorbeikam, lupfte er sein Hütlein mit dem lakonischen Gruße „'s God!"

„Grüß Gott," erwiderte die Frau und setzte mit einem Anflug von Lächeln hinzu: „Aber an dir haben die Holzleut wohl einen mächtigen Helfer erwischt." — „Oho," machte der Bub ein wenig beleidigt, „was glaubt die Frau? Ich hab schon gehörige Kraft — ist's epper nicht wahr?" wandte er sich an die voranschreitenden Männer. Die lachten und nickten. „Wahr ist's: er ist schon hübsch stark für sein Alter," sagte einer von ihnen, „und auch brav soweit," ergänzte ein andrer. Es war augenscheinlich, daß sie sämtlich ihm wohlgewogen waren; in diesem Gefühl sich sonnend, stand das Büschchen breitbeinig, ein Bild gerechten Stolzes, vor Jana da. „No, wer hat jetzt nachher recht?" begehrte er zu wissen.

„Du, versteht sich," gab sie gutmütig zur Antwort, „wart einmal einen Augenblick!" Hurtig ging sie in den Laden hinein; denn es fiel ihr bei, daß eine Sendung schöner Äpfel, die sie vom Gärtner der Heilanstalt bestellt, eben heute eingetroffen war. Sie griff einen davon heraus und trat wieder vor die Tür. „Da," sagte sie, dem Kleinen den Apfel hinreichend; „nun laß sehen, ob auch dein Beißwerk gut im Stand ist!" — Verschämt zögerte er anfänglich, dann langte er zu und biß herzhaft hinein. „Gelt's Gott!" — Auf beiden Backen kauend, wollte er hinter den andern drein, die schon ein Stück voraus waren. „Halt," wehrte Jana, „erst sagst mir, wie du heißest."

„Pauli!"

Weg war er wie Wirbelwind — Jana schaute ihm eine Weile nach, so wohl gefiel ihr die Mischung von Kind und angehendem Jüngling. Plötzlich trat ihr ein Vorfall aus ihrem Eheleben vor Augen: ein gelegentlicher Besuch eines Befreundeten, der auf die Kinderlosigkeit der Althammerischen zu sprechen gekommen und der Meinung gewesen war, sie täten am besten, ein Kind anzunehmen. Dazu hatte ihr Mann geschwiegen, indem er sie, sein Weib, prüfend von der Seite angelugt. „Ich mein immer, meine Frau hätt keine Freud zu Kindern" — mit diesem Ausspruch hatte er sodann die Unterredung abgeschnitten, und jetzt nachträglich war ihr, als habe das Wort so vorwurfsvoll geklungen. Je länger sie darüber nachsann, desto mehr schmerzte es sie, daß er sie für so ungut und herzkalt gehalten hatte. Allerdings war es nie ihre Gewohnheit gewesen, sich viel mit Kindern abzugeben; aber das geschah nicht aus Abneigung, sondern aus Verständigkeit, die Sehnsucht nicht zu schärfen, die sie insgeheim, wie alle Kinderlosen, empfand. Manche Träne hatte das versagte Mutterglück ihr gekostet, manches hohe Gelübde hatte sie darum getan; aber es schien, als ob der Spender des Lebens ihres Mannes Ansicht geteilt und ihr gleichsam zur Strafe seinen Segen vorenthalten hätte.

Am nächsten Sonntag nach der Kirchzeit saß Jana in der ebenerdigen Stube über ihren Rechnungsbüchern — da ward an die Tür gepocht, von minder festen Fingern, als die meisten Besucher besaßen. Auf Janas Herein erschien im Türrahmen eine kleine schlanke Gestalt, ein schäbiges Hütchen und arg geflicktes Jöpplein — kurz, der Pauli in eigener Person.

Sie bewillkommte ihn freundlich, hieß ihn aber, vor Eintritt seine Schuhe draußen auf der Strohmatte abzuputzen. Mit einem ehrfürchtigen Blick auf den tadellos gescheuerten Stubenboden befolgte er die Weisung; dann schob er sich vorsichtig herein. In den Händen hielt er ein ehemals rot gewesenes, durch häufige Wäsche mißfarbig gewordenes Tuch, das er zum Bündel zusammengeknotet hatte und dessen Inhalt ihm große Verlegenheit zu bereiten schien; denn er brachte es zu keiner Anrede.

Jana kam ihm zu Hilfe. „Was bringst du da?" fragte sie. Sogleich band er sein Tuch auf und hielt es ihr stumm entgegen. Es war angefüllt mit den schönen blassen Blüten, die der Volksmund „Schneerosen" nennt; an den Wurzeln hingen noch dicke schwarze Erdbrocken.

„Die hab ich ausgraben — droben im Wald," meldete Pauli wichtig, „um die jetzige Zeit find't man ihrer am ehesten." — Die Frau zeigte sich erfreut ob des ungewohnt lieblichen Anblicks; sie nahm vom Eßschrank herab eine irdene Schüssel und setzte die Pflanzen hinein. Dann versenkte sie die Hand in die Tasche und fingerte etwas heraus, ein funkelnagelneues Nickelstück. „Das gehört für deine Müh," sagte sie.

Aber der Knabe, obwohl er unwillkürlich verlangend nach der blanken Münze schielte, zog die Rechte zurück und schüttelte trotzig den Kopf. „Nein," versetzte er, „dafür nimm ich nix. Die bring ich bloß so von selber, weil — weil die Frau letzthin so gut gewesen ist und hat mir den Apfel geschenkt." — Nun war Jana gerührt. Was für ein dankbares Gemüt in dem Buben, und wie viel gesundes Selbstbewußtsein zugleich, das von Fremden nichts geschenkt haben will!

„Nimm's nur!" gebot sie; „weißt: nicht daß ich dich zahlen will, sondern wie du mir was schenkst, weil dich der Apfel gefreut hat, so schenk ich dir was, weil du mir eine Freud gemacht hast." — Er sträubte sich lange, bis sie ihn endlich doch überredet hatte, die Gabe einzustecken. „Nachher will ich halt fleißig dafür beten," verhieß er, „für die Frau und alle, wo ihr die Liebsten sind." Offenbar dachte er gar nichts dabei, sondern sprach die fromme Zusage lediglich den Erwachsenen nach. Die Frau seufzte und betrachtete ernsthaft das junge Gesicht, aus dem ein seltsam bekannter Zug sie anmutete, wenngleich sie nicht wußte, wohin mit ihm. „Wem gehörst du, Bub?" fragte sie.

„Niemand", war die sorglose Antwort.

„Geh zu! Ein so junger Bub wird doch noch Eltern haben!" — Aber er schüttelte den Kopf wie vorhin. „Die Mutter ist gestorben, schon vor ganz lang. Und nachher hat er wieder geheiratet; und seither bin ich ihnen überall im Weg umgangen — und was ich getan hab, ist nicht recht gewesen. Sie hat mich gehaut und er hat mich gehaut und —"

„Er? Ist das dein Vater?“ unterbrach ihn Jana. Pauli machte eine zweifelhafte Miene. „Ich denk nicht. Ich hab wohl Vater sagen müssen, aber sie hat immer gesagt, ich bin sein Sohn nicht, und gehör gar nicht ins Haus. Des zwegen bin ich fort.“

„So, so, du bist durchgebrannt!“ — Sie hob warnend den Finger. „Das sind mir schöne Geschichten, mein Bürschl; da darfst fein achtgeben, daß sie dich nicht erwischen und per Schub heimschaffen!“

„Ich bin nicht heimlicherweise davon,“ verwahrte sich Pauli lebhaft; „denen daheim war's ja ganz recht, daß sie mich weiterbringen. Und meine G'schriften hab ich auch dabei — die kann ich der Frau einmal sehen lassen —, und unterwegs hab ich überall gearbeitet, grad wie hier.“

Wieder regte sich in Jana die beifällige Empfindung für den kleinen tapferen Kerl, der sich so selbständig durchs Leben schlug. Sie erkundigte sich, ob er denn hier aus der Nähe sei; das verneinte er. „Ganz weit weg bin ich zu Haus; bloß die Mutter, das ist eine Hiesige gewesen — hab ich sagen hören — drum hat's mich daher belangt.“

„So, und gefällt's dir jetzt da?“

„Das weniger,“ gab er kleinlaut Bescheid. „So, die Leut, die wären ganz recht. Aber die Arbeit am Schlag droben, die freut mich nicht. Weil ein jedes so drüber schimpft, daß der Wald geschlagen wird — sie sagen, es ist ein Schutzwald und steht schon viele tausend Jahr. Und daß man ihn jetzt niederlegt, das wär eine Sünd, und wir würden schon sehen, es geschieht noch ein Unglück dabei.“

Jana errötete und biß sich unwillig auf die Lippen. „Die Leut sollen auf sich selber schauen und einem Kind wie dir nicht solche Sachen in den Kopf setzen,“ erwiderte sie gereizt.

„Ich red halt bloß den Holzern nach,“ entschuldigte sich Pauli; „die giften sich oft genug, weil sie solche Sprüch anhören müssen, und schlecht zahlt sind sie auch — drum sind uns schon etliche ausgestanden. Nebstdem reut es mich selber, wenn so ein Baum am Boden liegt, und wir müssen 's Geäst davon herunterhacken, daß er gar nichts mehr gleich sieht.“

„Es ist schon gut; geh jetzt in Gottesnamen!“

Ihre Verstimmung bemerkend, wandte er sich folgsam zum Gehen; nur an der Schwelle zögerte er noch einen Augenblick. „Ich tät recht schön bitten,“ brachte er schüchtern und treuherzig heraus, „wenn die Frau vielleicht einen Dienstbuben braucht — zum Hüten oder sonst — ich wollt schon fleißig meine Schuldigkeit tun.“ — Jana gedachte flüchtig des entlassenen Dani; jedoch an Stelle eines Erwachsenen einen vierzehnjährigen fremd zugelaufenen Knaben zu setzen, schien ihr allzu gewagt. „Ich glaub kaum,“ antwortete sie und sah an seinem enttäuschten Antlitz vorbei. „Also behüt dich Gott!“

Als er gegangen, machte sie sich daran, die Schneerosen mit Wasser zu tränken; sie hatte im Sinn, sie auf ihres Mannes Grab zu tragen. Währenddessen kam die Mechthild herein, wißbegierig, wer denn vorhin der nette Bub gewesen. „Er hat ein aufrichtiges Gesichtel,“ meinte sie; „jetzt studier ich die ganze Zeit, wem er doch gleich sieht. Gar so bekannt kommt er mir vor.“

Jana nahm sich vor, durch den Severin nähere Umfrage nach dem Kleinen halten zu lassen. Ihre vorige kurze Abweisung tat ihr leid.

Der Severin führte seinen Auftrag pünktlich aus; beim Nachtmahl war er imstande, sein neu geschöpftes Wissen mitzuteilen. Er berichtete, die Holzknechte insgesamt hätten den Pauli gern — als ein aufgeweckter, flinker Bub sei er bekannt, um den es eigentlich schade sei; denn viel Gutes lernen könne er da droben nicht. „Gewissermaßen stammt er aus dasiger Gegend," fügte der Alte bedächtig hinzu; „die Leut von seiner Mutter haben das Mahderhäusl gehabt, das zu höchst am Berg steht — Staudacher, scheint mir, haben sie sich geschrieben — kruzisakerment, was hast du?" fuhr er mittendrin die Mechthild an, die durch einen Fußtritt ihn bedeutete, daß er schweigen möge, worauf des Knechtes Aufbegehren in unverständlichem Gemurmel erstarb.

Der kleine Zwischenfall war Jana nicht entgangen; erst hatte sie seiner nicht acht — nachdem sie jedoch sich zur Ruhe begeben, kam er ihr wieder in Gedanken. Es nahm sie doch wunder, ob mit des Pauli Verwandtschaft irgend etwas sich zugetragen, was ihr eigenes Gesinde vor ihr verbergen wollte. Über dieser plötzlich auftauchenden Vermutung ward sie beinahe so erregt wie ehemals, da der Schatten, den sie zu bannen trachtete, ihr durch unbestimmten Schrecken seine Nähe ankündigte.

Andern Tages brachte ihr der Postbote einen Brief von zierlicher Frauenhand. Die junge Frau Klara teilte ihr in allerhand verschämten glückseligen Andeutungen mit, daß Gott sie gesegnet habe. „Wissen Sie, wie mir zumut ist?" schrieb sie. „Wie wenn die Seele von meinem kleinen Verlorenen in dem neuen Kindchen wäre, und ich hätte sie nun alle beide und müßte sie zweifach lieben." — Weiterhin forschte sie angelegentlich nach Janas Befinden, so herzlich, als wolle sie ihr das Glück abbitten, das sie vor ihr voraus hatte. Jana verstand es und gönnte der andren ihre große innerliche Freude; aber sie fühlte doch etwas von geheimem Weh, das Weh der Frauen, die nicht geboren haben. Wie der unfruchtbare Feigenbaum in der Schrift kam sie sich vor; der um sie gehäufte Reichtum, der sich täglich noch mehrte, erschien ihr sinnlos, da sie ihn auf niemanden vererben konnte, der ihr auch nur einigermaßen nahe und vertraut gewesen wäre.

Gesenkten Hauptes stand sie, den Brief in der einen, die Klinke der Stubentür in der andern Hand haltend. Im Begriff, hinauszutreten, sah und hörte sie durch den geöffneten Spalt, wie die Mechthild draußen im Hausflur dem vorbeigehenden Severin abpaßte und ihn halblaut aufforderte, ihr in die Mägdekammer zu folgen — sie hätte ein Wörtl mit ihm zu reden.

„Ja, was wird das sein?" brummte der Alte, verhieß aber doch, mit ihr hinauf zu kommen, sobald er nur sein Arbeitsgerät abgestellt. Er humpelte durch die Hintertür auf den Hof, indes die Mechthild noch einen Augenblick in die Küche zurückkehrte. — Jana stutzte ob der Heimlichkeit — bezog sich das verstohlene Zwiegespräch vielleicht auf gestern — auf die Herkunft des Pauli? Obwohl ihrer Natur alles Spähen und Lauschen durchaus zuwider war, deuchte ihr doch, sie habe ein Recht, zu erfahren, was in ihrem Hause vorgehe. Mit raschem Entschlusse schlüpfte sie über den Flur, die Stiegen

hinan, der Kammer zu, die ehemals die ihrige gewesen, und die neben der Mägdekammer lag.

Einen Atemzug lang zögerte sie auf der Schwelle; dann trat sie festen Fußes hinein.

Nebenan knarrte eine Tür; Geräusch von Tritten und Stimmen näherte sich. Die Mechthild sprach anfänglich gedämpften Tones, so daß nur manchmal ein verständliches Wort das Ohr der Frau erreichte, die ungesehen ihr Haupt der trennenden Wand zuneigte. Der Severin dagegen hielt Vorsicht offenbar für überflüssig; ganz vernehmlich hörte Jana ihn sagen: „Ja mein, das hab ich nicht wissen können. Um so Liebesgeschichten und üppige Sachen hab ich mich meiner Tag nicht angenommen."

„Aber das haben Leut genug gewußt. Ich bin dazumal schon im Haus gewesen und hab die Reden anhören müssen von dem und der: ‚So, dein Hanssohn geht ja mit der Staudacherischen!' Ja, und wie's erst so weit war, daß was Kleines in der Wiege drin geschrieen hat — meinst, da hat man die Ohren zuheben können?" — Der Severin besann sich; es deuchte ihm nun selber, er habe etwas von dem Ding läuten hören. „Aber er, der Alte, der wird recht grantig drüber gewesen sein?" meinte er.

„Alle heiligen Nothelfer!" — Die Mechthild erhob ihre Stimme bei der aufregenden Erinnerung. „Keinen Begriff macht man sich, wie der Mann getan hat! Ums Haar hätt er ihn niedergeschlagen, seinen Sohn, wie's ihm der gesagt hat von dem Kind, und daß er der Mutter 's Heiraten versprochen hat. War das eine Zeit! Ein Streiten, ein Hin und Her bis in die Nacht! Aber er, der Alte, hat zuletzt kurzen Prozeß gemacht. So und so viel biet ich, daß die Dirn aus dem Weg kommt — und ihren Leuten hat das Gebot in die Augen gestochen, wie's halt geht."

„Was hat sie machen wollen? Ihre Alten haben's ihr vorgestellt, daß sie auswärts mit dem Geld schon einen andern findet, wenn sie der Althammersohn doch nicht heiraten darf." — Der Severin bewegte mißbilligend den Kopf. Das sei ihm auch ein trauriger Bursch, der sich die Schneid so abkaufen lasse, meinte er. Hätt er einen Charakter gehabt, so — die Mechthild schnitt ihm das Wort ab.

„Hätt ich! — wär ich!" — sagte sie betrübt und zugleich spöttisch. „Er hat sich lang drum gewehrt, aber wie's einmal geheißen hat: von der Dirn lassen oder enterbt werden, da hat ihm die Stärke nicht gelangt. Das bringt aus dem Haus hier keiner zuweg, daß er lebendiges Fleisch und Blut lieber hat als das Geld. — An dem Tag, wo die Staudacherischen abgezogen sind von dem Häusl droben, da ist er heimgekommen — wahrscheinlich hat er sie und den Buben noch besucht gehabt zum Abschied — und an mir vorbei gegangen mit einem Gesicht wie die teure Zeit. In seine Kammer hat er sich eingesperrt; derweil aber hat der Alte uns allesamt, jedes einzeln, zu sich gerufen und gedroht: wenn sich eins unterfängt und ein Wörtl von der Geschicht verlauten laßt, vorab gegen die künftige Sohnsfrau — dann darf dasjenige nur geschleunig sein Bündel schnüren. Natürlich, daß sich keins mehr zu

schnaufen getraut hat; und nachdem die Dirn samt dem Kind doch fort war, ist das Ding nach und nach in Vergessenheit geraten."

Was der Severin erwiderte, war nicht deutlich zu verstehen; er schien sein Erstaunen auszudrücken, daß nicht doch jemand, auch nicht der Mann selbst, seiner nachmaligen Frau davon geredet habe. Die Mechthild meinte, das hätte am Wesen der Frau gelegen.

„Sie ist keine von denen, an die man leicht hinkommt; das weißt du schon. Auch er, ihr Mann, hat das verspürt — obschon er's, glaub ich, eingesehen hat, was er hat an ihr. Wenn zwei sich darin gleich sind, daß sie nicht mehr reden und deuten, als was not tut! — Jesus Maria, es hört uns doch niemand?" — unterbrach sie sich ängstlich.

„Kannst unbesorgt sein — es ist kein Seel um und um! Aber das muß ich sagen: eine gespaßige Fügung ist's, die das verlaufene Bübel gerad daher führt. Und wissen möcht ich, ob er, der Kramer selig, nicht manchmal auf den Buben gedacht hat, wo der doch sein einziger verblieben ist?"

Die Mechthild versetzte: da sei sie überfragt. „Ein paarmal, glaub ich, hat er noch Geld hingeschickt heimlicherweise — sonst wüßt ich auch nichts. Aber letzthin, wie mir der kleine vor Augen kommt, denk ich bei mir: wem sieht jetzt der gleich? Nachher, wie du gesagt hast, die Staudacherische ist seine Mutter, da sind mir die Schuppen von den Augen gefallen. Und gelt, du bist gescheit und laßt dir nichts ankennen, damit die Frau nichts inne wird!" — Das leuchtete dem Severin nicht ganz ein. „Es kann ihr zuletzt ja gleich sein, was vor ihrer Zeit geschehen ist."

„Schau, sie ist aber krank gewesen. Und leicht, bald sie's erfährt, eifert sie doch. Das wär dann auch dem Bübel sein Schaden; denn jetzt mag sie ihn noch und tut Gutes an ihm. Geh, versprich mir, daß sie's nicht merken soll!"

Das versprach der Severin, mit Handschlag obendrein; und darauf kehrten sie einträchtig an ihre beiderseitige Arbeit zurück.

Über eine Weile hätte die Mechthild die Frau etwas zu fragen gehabt; sie suchte sie in der Stube, im Laden drüben und fand sie nicht. Im Laden war die Wally allein, die angab, die Frau sei ausgegangen; sie habe es offenbar sehr eilig gehabt. „Ja, hat sie nicht gesagt, wohin?"

Die Wally verneinte. „Sie war zuvor gar nicht bei mir herin; vom obern Stock ist sie heruntergekommen, aus der Kammer neben der unsren. Und ganz fremd hat sie ausgeschaut."

Von da droben! Der Mechthild wurde mit einem Male unbehaglich und ahnungsvoll zumute.

Auf der Straße, die vor das Dorf hinaus, in der Richtung der Waldberge führte, schritt eine Frau. Den Saum des faltigen Rockes hochhebend, kreuzte sie die nassen, schlüpfrigen Stellen des Weges; denn es hatte getaut, und in kleinen Rinnsalen quoll das Schneewasser zu Tale. Unaufhörlich rieselte es von den abfallenden Hängen; es tropfte vom Geäst, von den moosigen Steinblöcken, an denen hier und da noch ganze Bündel seltsam ge-

bildete Eiskristalle hafteten. — Da, wo ein holpriger Pfad aus dem Walde herabkam und der Hall der Äxte sich am deutlichsten vernehmen ließ, blieb Jana stehen. Sie lauschte nach oben, maß ein Stück die Straße zurück, dann stand sie abermals still, um Atem zu holen und das Haar aus den pochenden Schläfen zu streichen. Die Entdeckung war ihr noch wie ein Traum; sie meinte noch immer, es könne nicht sein — darum drängte sie nach Gewißheit. Zu Anfang hatte sie ganz betäubt droben in der Kammer gesessen, hatte es als einen bitteren Stachel empfunden, daß sie so hintergangen worden, daß der Tote so wenig Vertrauen zu ihr gehabt. Aber vielleicht hatte er es ihr sagen wollen — das Gedächtnis seiner Todesstunde überkam sie, mit der Erinnerung, wie angstvoll seine Augen sie angeblickt hatten, und wie er sich abgemüht hatte, Worte hervorzustoßen, die nicht mehr verständlich waren. Da war das Erbarmen wieder da mit dem, dessen Leben so freudlos und dessen Sterben so schwer gewesen — und es ward ihr zum Trost, daß er in einem andern Geschöpfe fortleben sollte, an dem sie ihr Mitleid noch betätigen konnte.

Daheim, vor ihrem Hause hatte sie die Ankunft der Holzarbeiter nach Feierabend erwarten wollen. Aber dann hatte die innere Erregung ihr nicht Ruhe gelassen — es hatte sie weiter getrieben, bis zu den letzten Häusern, vor das Dorf hinaus. Wo sie jetzt harrend stand, mußten die Holzleute unfehlbar vorbeikommen — da würde sie den Pauli zu sich winken, ihn ausfragen, ihn heißen, ihr seine Papiere zu bringen. Und wenn sie alles bestätigt fand, so wollte sie für ihn sorgen, ihn betreuen, wie nur sein Vater gekonnt, mehr als er vielleicht getan hätte. „Wenn es Gottes Wille ist, will ich . . . Ich will," wiederholte sie sich und erstaunte, weil sie das Wort unwillkürlich laut in die freie Luft hineingesprochen hatte. Anstatt des Echos traf ein langgezogener, entfernter Ton ihr Ohr, den sie kannte: es war der Warnungsruf, mit dem die Arbeiter droben einander zur Vorsicht mahnten. Obwohl er sie nicht anging, spähte sie unwillkürlich an der Berglehne empor und gewahrte mit Verdruß, wie bedrohlich die Waldverwüstung fortgeschritten war. Soweit ihr Auge reichte, aufwärts und aufwärts, war alles kahl; nur ganze Stöße von Scheitern waren aufgeschichtet und mit Rinde zum Schutz vor der Nässe bedeckt. Überall lagen die zweigberaubten, glattabgeschälten Stämme am Boden; eben knarrte schwerfällig ein Holzfuhrwerk von dannen, das etliche der Verstümmelten hinwegführte. Auf und zwischen den übergebliebenen Baumstümpfen hatten sich kleine Wassertümpel gesammelt, in denen die Abendsonne sich rötlich spiegelte.

Jana horchte mit Befremden — es war plötzlich so still auf dem Berge geworden. Die Feierstunde hatte doch noch nicht geläutet — oder — konnte sie die Glocke überhört haben? Fast schien es so, denn schon sah sie die ersten Arbeiter langsam den Pfad herniederklimmen. Sie traten sonderbar behutsam — nun wurden hinter ihnen auch andre sichtbar, und es zeigte sich, daß sie etwas in ihrer Mitte trugen, etwas Dunkles, das ihre Gestalten verdeckten. — Jana wußte nicht, was ihr unversehens die Brust beklemmte — hastend, stolpernd daß sie fast gefallen wäre, tat sie ein paar Schritte vorwärts — da

sah sie eine aus Baumästen notdürftig hergestellte Tragbahre, auf der ausgestreckt jemand ruhte — eine kleine, zarte Menschengestalt.

„Pauli!“ — schrie sie auf — ihre Angst schrie es, noch ehe sie an seiner Seite war und das kindliche, blasse Antlitz erkannte. Er war nicht tot; doch von Wange und Schulter sickerte das Blut. Bei dem Anblick schluchzte die Frau, wie sie noch nie, auch nicht an ihres Gatten Leiche geschluchzt.

Die Männer umher, die ihn trugen, schauten finster drein und berichteten in kurzen mürrischen Worten den Hergang. Die Schärfe eines vom Stiele abspringenden Beiles hatte das Büblein gestreift — wie so es eigentlich geschehen, könne niemand begreifen. — „Ich hab's immer gewußt,“ sagte einer von ihnen — „auf dem Schlag haben wir noch einmal ein Unglück. Morgen sag ich auf — ich mag der Nächste nicht sein, dem was zustoßt.“ — Die andern gaben ihren Beifall zu erkennen und schossen schadenfrohe Seitenblicke auf die Frau, die eben recht kam, das zu hören, die Frau des Mannes, der den Wald verkauft hatte.

Sie hätte antworten mögen: „Warum werft ihr mit Steinen nach seinem Grab? Es ist ja sein Sohn, den das Unheil getroffen hat“ — da legte der Pauli sich ins Mittel. Die halbgeschlossenen Lider ein wenig öffnend, schaute er die Umgebenden an. „Was wollt's denn? Es hat mir gar nicht viel gemacht“ — behauptete er mutig und versuchte sich aufzurichten, sank jedoch gleich wieder zurück. Jana bedeutete ihm, sich ruhig zu halten. „Wohin schafft ihr ihn eigentlich?“ fragte sie die Männer, die, wie sich nun verwies, darüber noch keinen klaren Beschluß gefaßt hatten. Es gab wohl eine Art von Siechenhaus am Ort, aber —

„Dort hinunter!“ gebot Jana kurz und stark. „ich nehme ihn zu mir, in mein Haus.“ Dagegen erhob sich keine Widerrede; folgsam wandten die Holzer sich dem Hause der Kramerin zu, während sie nebenher schritt, die kleine derbe Knabenfaust mit ihrer Rechten fest umschließend.

Es gab ein Raunen und Zusammenlaufen, eine Bewegung im ganzen Dorf, als die Kunde des Unfalls sich verbreitete. Allgemein war das Mitleid mit dem arg geschädigten jungen Blut; nur die Neunmalweisen, deren ja kein Ort ermangelt, empfanden zugleich Genugtuung über ihre eingetroffene Vorhersage, daß das Abholzen droben noch zu schlimmen Dingen führen werde.

Die Mechthild, die vom Fenster ausgelugt, lief dem Trüpplein entgegen; ihr gebot die Frau, alsbald für den Verletzten Bett und Kammer zu richten, die Kammer, die vordem ihre eigene gewesen. Ganz verwirrt gehorchte die Alte. — „Herrgott, jetzt kommt er doch ins Haus, und die Frau bringt ihn gar selber. Ich sag's ja: dem, was sein soll, entläuft der Mensch nicht.“

Jana half, so gut es ging, den Knaben verbinden; sie ward nicht müde, während sie an seinem Lager saß, jeden seiner Züge prüfend zu durchforschen — kaum begriff sie, daß sie nicht augenblicklich gewußt, an wen er sie gemahnte. „Er sieht ihm ja gleich,“ dachte sie, „wie ein Tropfen dem andern sieht er ihm gleich.“

Der Severin wollte den Bader zur Stelle holen; aber die Frau bestand darauf, nach dem Arzte zu senden, der sie selbst behandelt hatte. In der Zeit,

da sie seiner harrte, fand sich einer der Holzschläger nochmals ein, die den Pauli hergeschafft und, weil die Frau ihnen die Hilfe gut belohnt, sich innerlich mit ihr ausgesöhnt hatten. Er brachte des Knaben geringe Habseligkeiten aus der Hütte, wo jener bisher mit drei Kameraden genächtigt hatte und übergab das Bündlein in Janas Hut.

Sie öffnete es ohne Zeugen. Etliche armselige Gewandstücke — ein paar eingenähte größere Münzen, offenbar ein Patengeschenk. Weiter ein Päckchen abgegriffener Papiere — die „G'schriften", wie Pauli sagte. Mit zitternden Fingern riß sie es auf.

Das Taufzeugnis auf den Namen Paulinus Staudacher — ein paar Zeugnisse von Arbeitgebern, die dem Kleinen ihre Zufriedenheit bestätigten. Das ging sie nichts an — aber da, die Handschrift — die steifen, ebenmäßigen Schriftzüge, die kannte sie! Wenige Zettel mit vergilbtem Datum, kurz im Inhalt, den stets die gleiche Formel einleitete: „Anbei sende ich dir . . ." Bloße Beizettel zu Geldsendungen, aber von ihres Mannes Hand geschrieben, Beweise der Fürsorge für sein Kind. — Wenn sie noch gezweifelt, jetzt zweifelte sie nicht mehr.

Die Mechthild, die für einige Augenblicke Janas Platz bei dem Kleinen eingenommen hatte, sah wundernd auf, als die Frau plötzlich mit so seltsamem Ausdruck zu ihr trat. „Mechthild," sagte sie leise, auf den dunklen Knabenscheitel deutend — „Mechthild, es ist schon an dem! Er ist meines Mannes Sohn!"

Der Doktor war da gewesen und hatte die beruhigende Versicherung abgegeben, daß die Verletzung keineswegs gefährlich sei. In einer Woche werde sie geheilt sein; bei solch einem festen Buben währe dergleichen nicht lang. Auf diesen Ausspruch war der Pauli, der sich bereits kräftiger fühlte, ersichtlich stolz und erklärte den ihn wartenden Frauen nachdrücklich: es sei nicht etwa sein eigener Fehler, daß ihn der Streich getroffen. Bloß die andern seien ungeschickt gewesen. — Dazu lächelte Jana — ein Lächeln, wie es niemand zuvor an ihr gewahrt hatte, und das ihr ein junges helles Aussehen verlieh.

Sie wich nicht von ihrem Pflegling. Eine einzige Stunde des folgenden Tages war sie abwesend und berichtete heimkehrend den Ihrigen, daß sie beim Gemeindevorsteher gewesen. „Ich hab ihm doch anschaffen müssen, er soll das Amt in Kenntnis setzen davon, daß ich den Pauli an Kindesstatt annehmen will. Und dann hab ich noch ein Gewerb gehabt. Den Wald laß ich nimmer mehr verderben; was noch steht, kauf ich zurück."

„Heiliger Josef! wird das ein Trumm Geld kosten," konnte der Severin sich nicht enthalten auszurufen. Jana nahm es gelassen; sie blickte nur seitwärts nach der Mechthild, die sprachlos die Hände überm Kopf zusammenschlug.

„Für den Pauli bleibt schon genug übrig," versetzte sie. „Für uns alle miteinander. Jetzt hab ich ein Lebendiges — da steh ich auf das tote Geld weniger an." Damit ging sie hinein zu dem Pauli, der ihr schon verlangend die Hand entgegenstreckte. Etwas kleinlaut und beschämt folgte ihr die Mechthild.

„Frau," bat sie, „was ich hab sagen wollen: ein bißʼl ein besseres Hemd muß der Pauli als Hauskind schon haben. Seine paar Lümperln halten kaum noch zusamm."

Jana, die über das Bett gebeugt stand, richtete sich empor. Sie nickte und wandte sich der Ecke unterm Fenster zu; da war noch die Truhe, die buntbemalte, vor der sie in schlaflosen Nächten gekniet hatte — und der Pack seiner Hemden lag noch darin. Den suchte sie hervor, wählte eins aus der Zahl. „Legen wir ihn damit an!" sprach sie freudig, beinahe feierlich.

„Ein bißl lang wird's sein," meinte die Mechthild, indeß sie ihr half, dem Knaben an Stelle seines ärmlichen Flickenhemdes das neue überzustreifen. Die Frau antwortete nicht. Sie hielt den schmeidigen jungen Leib im Arme und richtete ihren Blick nach draußen, wo überm weißen Schein des Gletschers das Himmelsblau flimmerte. „Du brauchst kein Gewand mehr; und doch ist's dein Fleisch und Blut, das ich damit bekleide. Wir sind auf gleich — du darfst mir nichts mehr vorrücken. Hab du den Frieden! Ich hab ihn auch!"

Der Pauli strich ehrfürchtig an seinem feinen Hemde entlang. Das gehöre ihm gar nicht — so gut sei er's nicht gewöhnt, gab er zu bedenken.

„Nimm's nur!" sagte Jana. „Es gehört schon dein; denn hier ist jetzt deine Heimat, mußt du wissen."

Fast verschlug es ihm den Atem. „Ist das wahr?"

„Wohl ist's wahr," bestätigte sie, „und auch, daß ich fortab deine Mutter bin. Willst du, daß ich's sein soll? Sag „Mutter" zu mir!"

Und der Knabe wiederholte, schüchtern, doch voll Zutrauen, das tiefe, seinen Lippen nicht mehr geläufige Wort:

„Mutter!"

Die Funktionen der Phantasie im wissenschaftlichen Denken.

Von

Benno Erdmann in Bonn[1]).

Auch die Worte haben bekanntlich ihre Geschichte, und zwar eine oft seltsame, insbesondere dann, wenn sie vom praktischen Sprachgebrauch aus zu Bestandteilen des wissenschaftlichen werden und sich daneben in ihrem ursprünglichen Gebrauchsgebiet erhalten, oder wenn sie von der wissenschaftlichen Namengebung aus allmählich auch in den Verkehr des Tages übergehen.

Die griechischen Worte des Stammes, der in unserm Worte „Phantasie" enthalten ist, bezeichnen ursprünglich Gegenstände der Gesichtswahrnehmung. Von dieser Grundlage aus gewinnt das Wort „phantasia" bei Aristoteles einen festen wissenschaftlichen Sinn. Es dient ihm zur Bezeichnung des Vermögens, die schwachen Nachwirkungen der Sinneswahrnehmungen festzuhalten, die selbst unser Denken als Bilder (Phantasmen) durchziehen. Es umfaßt demnach bei ihm alle die Vorstellungsbedingungen und Vorstellungen, die jetzt, wenigstens zumeist, mit Recht als Gedächtnis, Erinnerung und Wiedererinnerung, sowie Phantasie im engeren Sinne unterschieden werden.

Auf der Grundlage dieser Unterscheidung handele ich im folgenden lediglich von der Phantasie im engeren Sinne, demgemäß sie ausschließlich die Bilder nicht wahrgenommener Gegenstände umfaßt. Diese engere Bedeutung des Wortes ist erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im psychologischen Sprachgebrauch allmählich fest geworden.

Das psychologische Bedürfnis nach strengerer Scheidung der unter dem Wort „Phantasie" zusammengefaßten Arten des Vorstellens und ihrer Gedächtnisbedingungen ist jedoch für jene Verengerung des Sinnes nicht

[1]) Umgeformt aus einer Rektoratsrede vom 18. Oktober 1907.

ausschließlich maßgebend gewesen. Es kam hinzu, daß die Wissenschaft, speziell die Ästhetik, sich nach dem Vorgang des praktischen Sprachgebrauchs gewöhnte, die künstlerische Produktion vorzugsweise als ein Werk der Phantasie anzusehen, also das Wort in dem engeren, uns jetzt geläufigen Sinne in Anspruch zu nehmen.

Eine spezielle, fruchtreiche Verzweigung der Frage nach dem Wesen und den Funktionen der Phantasie boten die Untersuchungen über die geniale künstlerische Produktion, die schon im 18. Jahrhundert eine reiche Literatur zutage gefördert haben. Durch Schopenhauers eindringende Erörterungen über das Genie, das er entsprechend seiner Gesamtauffassung von Wissenschaft und Kunst meinte den Künstlern und Philosophen vorbehalten zu sollen, haben diese früheren Auslassungen einen ersten Abschluß gefunden. Eine zweite, damals neue Verzweigung der Frage boten seine Erörterungen über die Metaphysik der Geschlechtsliebe. Fortbildungen sind diesen älteren Lehren, die bei Schopenhauer insbesondere in Kants Erörterungen über das künstlerische Genie, in dem Vorbild Goethes und nicht zum wenigsten in eigenen Erlebnissen wurzeln, seitdem nach verschiedenen Richtungen hin zuteil geworden. Eine Erweiterung brachten vor allem die psychopathologischen Erörterungen der letzten Jahrzehnte, die den seit alters bemerkten Zusammenhang zwischen genialer Produktion und geistigen Erkrankungen genauer, wenn auch nicht ohne arge Übertreibungen und auf unzureichender psychologischer Basis zu bestimmen suchten. Vertieft wurden sowohl die allgemeinen Erörterungen über die Phantasie als auch die spezielleren über die geniale Produktion durch die psychologischen Untersuchungen über die unbewußten Bedingungen des Bewußtseins, die seit der Einordnung dieser Vorgänge in das geistige Leben durch Leibniz nicht aufgehört haben die Wissenschaft zu beschäftigen und neuerdings wieder in den Vordergrund der psychologischen und erkenntnistheoretischen Diskussion getreten sind.

Alle diese spezielleren Probleme können jedoch mit einiger Aussicht auf dauernden Erfolg nur gelöst werden, wenn die Eigenart der Phantasie gegenüber den andern Formen unsers Vorstellens, ihre Hauptarten und ihre Funktionen für das geistige Leben überhaupt festgestellt sind.

Die nachstehende Erörterung soll eine solche allgemeine psychologische Grundlage skizzieren und in der Anwendung auf ein Gebiet ausführen, das nicht häufig zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden ist. Sie bietet damit eine notwendige Ergänzung logischer Formulierungen des Denkens.

Im ersten Augenblick mag das Thema unsrer Erörterung, *die Funktionen der Phantasie im wissenschaftlichen Denken*, paradox klingen. Manche werden geneigt sein zu sagen, die Phantasie gehöre in die Träumereien des praktischen Lebens; eben deshalb sei sie als schöpferische Phantasie das eigentliche Instrument künstlerischer Produktion, sowie der Ideen, die das religiöse Bedürfnis erzeugt. In der Wissenschaft habe sie kein Bürgerrecht. Sie beginne als Trägerin des Scheinwissens erst da, wo das eigentliche Wissen aufhöre, das Nichtwissen anfange und ungegründetem Hypothesenbilden Raum gebe. Was einer der wissenschaftlich Größten,

Newton, am Schlusse seines klassischen Hauptwerkes ausgesprochen hat: „Hypotheses non fingo“ (ich bilde keine Hypothesen), das sei die Inschrift für den Tempel der Wissenschaft. Die strenge wissenschaftliche Arbeit, der Ernst der Forschung setze mit der hingebenden Beobachtung der Tatsachen ein und bewähre sich in dem nüchternen, besonnenen Denken, das kein Wort mehr sagen lasse als die Tatsachen darbieten. Darin bestehe die kühle Objektivität des Wissens im Gegensatz zu der gefühlswarmen Subjektivität des religiösen Vorstellens, zu der schöpferischen Freiheit des künstlerischen Schaffens und der schrankenlosen Willkür des bloßen Meinens, dieser nie versiegenden Quelle von Vorurteilen aller Art, die allmählich zu verstopfen das kritische Ziel der Wissenschaft sei.

Wir wollen solchen, gerade in unsrer Zeit für manche nahe liegenden Urteilen gegenüber zuerst feststellen, welche Tatsachen geistigen Geschehens es sind, die wir zweckmäßig in dem Worte „Phantasie“ zusammenfassen.

In der künstlerischen Produktion liegt sie uns als „die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis“ allen am nächsten. Die Eigenart dieser Produktion zeigt sich in eben dem, was die Kunst von der bloßen Nachahmung des Wirklichen unterscheidet. Sie gibt das Wirkliche nicht wieder, wie es in einem gegebenen Augenblicke mit allen belanglosen oder gar störenden Zufälligkeiten des Moments besteht, sondern wie es in dem bildenden Geist des Künstlers nach dem Wesentlichen seiner Erscheinung zu innerem Leben erwacht ist. Sie macht das Einzelne, und sei es seinem Stoff nach das geringste, zu einem typischen Repräsentanten des Wirklichen. „Das Schöne ist,“ um in Worten Goethes zu sprechen, „wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Tätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Tätigkeit versetzt fühlen.“ Das, was Goethe im Gegensatz zur Nachahmung und zur Manier als den „Stil“ der Kunst bezeichnet, ruht ihm zufolge „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.“ Diese zu innerer Einheit abgerundete, in solchem Sinne selbständige Gestaltung des Wesentlichen, wie es sich im Konkreten offenbart, zeigt sich in der Kunst, wohin wir auch schauen: schon in dem Liede oder in der Melodie, die eine flüchtige Stimmung wiedergeben, in dem Porträt, das den Gesamtcharakter einer Persönlichkeit aus dem beweglichen Spiel ihrer wechselnden Ausdrucksbewegungen heraus fixiert, und erst recht in der gegliederten Einheit jedes umfassenderen Kunstwerkes.

Von diesem Gesichtspunkte aus stellt jedes originale Produkt der künstlerischen Phantasie dar, was so, wie es dargestellt ist, nie und nimmer wirklich war. Es ist als Ganzes kein Nachbild, sondern ein typischer Repräsentant des Wirklichen, auch wenn jeder einzelne seiner Bestandteile der Wirklichkeit abgelauscht sein sollte: „Kein Strich, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden,“ sagt Goethe bei Eckermann von seinen „Wahlverwandtschaften“. Das Kunstwerk bliebe eine geistige Umbildung der

Wirklichkeit selbst dann, wenn wir ein Recht hätten, es nach dem Beispiel alter metaphysischer Spekulationen als Repräsentanten einer Idee zu fassen, die dem Wirklichen zugrunde liegt.

Es bedarf kaum des Hinweises, daß diese Auffassung der ästhetischen Phantasie durch die Vorstellungsverläufe, die wir der Einbildung des praktischen Lebens zuschreiben, lediglich bestätigt wird. Die Phantasie, durch die wir uns die Zukunft oder eine „imaginäre" Vergangenheit ausmalen oder die Farben und Formen der Gegenwart umbilden, prägt ihren Gestalten den Charakter des Unwirklichen, des bloß Eingebildeten, wie wir zu sagen pflegen, nicht weniger ein als diejenige, die wir im Wunderglauben, im Traum, in der Suggestion, bei funktionellen nervösen Störungen, im Fieber sowie in den Geisteskrankheiten, z. B. in Illusionen und Halluzinationen, wirksam finden.

Dennoch ist diese Umgrenzung der Phantasie ohne Zweifel zu eng. Versuchen wir, die Leistungen, die wir der Phantasie zuzuschreiben haben, psychologisch zu bestimmen, indem wir die verschiedenen Arten unsres Vorstellens zugrunde legen, so kommen wir zu einer weiteren Fassung.

Den Ausgangspunkt unsres Vorstellens bilden — darüber besteht kein Zweifel — die *Wahrnehmungen*, die wir von der Außenwelt durch unsre Sinne, z. B. den Gesichts-, Gehörs-, Temperatur-, Tast-, Muskel- und Gelenksinn, erhalten, sowie weiterhin diejenigen, die uns von der Innenwelt unsres Bewußtseins, unserm Fühlen, Vorstellen und Wollen, Kunde geben. Aus diesen Wahrnehmungen entwickeln sich auf Grund des Gedächtnisses die *Erinnerungsvorstellungen* mit Einschluß der räumlich und zeitlich bestimmten Wiedererinnerungen. Ihrem Inhalt nach sind alle Erinnerungen *Repräsente*, wie wir sagen wollen, dessen, was uns in der Wahrnehmung früher *präsent* war. Aus eigener täglicher Erfahrung ist jedem bekannt, in wie verschiedener Weise diese Repräsente auf den verschiedenen Sinnesgebieten auftreten: die Gehörserinnerungen z. B. bei dem einen schnell, leicht, sicher und deutlich, während die Gesichtserinnerungen bei eben diesem vielleicht nur langsam, schwer, unsicher und verworren wiedererstehen; bei dem andern etwa in entgegengesetzter Weise. Aber gleichviel, mit welcher Sicherheit und Treue die Erinnerungen wiedergeben, was wir früher erfahren und erlebt haben: immer sind sie *unmittelbare* Repräsente dessen, was in unsern Wahrnehmungen der Außen- und Innenwelt vordem präsent war.

Die Erinnerungen jeder Art sind solche unmittelbaren Repräsente im Unterschied gegen zwei Gruppen von Vorstellungen, die wir als nur *mittelbare Repräsente* früherer Wahrnehmungen bezeichnen müssen.

Eine *erste* dieser beiden Gruppen entsteht dadurch, daß sich die Merkmale, Bestandteile und Beziehungen, die sich uns in wiederholten Wahrnehmungen ähnlicher Gegenstände als gemeinsame, und in wiederholten Wahrnehmungen eines und desselben veränderlichen Gegenstandes als konstante darbieten, auf der Grundlage dieser Wiederholungen allmählich zu *abstrakten* Vorstellungen verdichten. Wir nehmen das Wort „abstrakt" hier demnach in

einem weiteren, logischen Sinne gegenüber dem engeren Sprachgebrauch der Grammatik. So entstehen die abstrakten Allgemeinvorstellungen des Wirbeltieres, der Pflanze, des Körpers, des Gewitters, des Krieges, der Geschichte, der Naturgesetze, des Vertrages, des Staates, der Menge im allgemeinsten Sinne des Wortes, der Zahl, des Kreises, des Kegelschnittes; und ganz in derselben Weise bilden sich die abstrakten Einzelvorstellungen einer bestimmten Persönlichkeit, einer Stadt, in der wir leben, zuletzt des einen Raumes und der einen Zeit. Die Masse der Beispiele soll verdeutlichen, wie diese abstrakten Vorstellungen in reichsten Verzweigungen wesentliche Bestandteile unsres praktischen wie unsres wissenschaftlichen Denkens ausmachen.

In den unmittelbaren Repräsenten der Erinnerung und zuletzt auch in den eben besprochenen mittelbaren Repräsenten der Abstraktion sind wir lediglich Sklaven unsrer eigenen Erfahrung, des kleinen Ausschnittes also aus dem Gesamtgebiet des Wirklichen, das sich der Wahrnehmung des Individuums darbietet, sei sein Erfahrungskreis auch noch so groß. Denn die Erinnerung setzt durchaus, die Abstraktion wenigstens in ihrer grundlegenden direkten Form, die voraufgehende Wahrnehmung voraus.

Dadurch scheiden sich diese Repräsente von einer zweiten Gruppe mittelbarer Repräsente. Wir finden die Glieder dieser Gruppe überall da, wo sich in uns Vorstellungen entwickeln, deren Gegenstände in der Art und Weise, wie das in ihnen vorliegende Material der Erinnerung verknüpft ist, für uns neu, also in dieser ihrer Eigenart von uns nicht wahrgenommen sind und dementsprechend auch nicht auf Grund solcher vorhergehenden Wahrnehmungen erinnert werden können. Diese Vorstellungen, deren wesentliche Eigentümlichkeit demnach darin besteht, daß ihre Gegenstände nach der Art ihrer Verknüpfung für den Vorstellenden neu sind, haben wir uns gegenüber der früheren, weiteren Bedeutung des Wortes gewöhnt, unter dem Namen „Phantasie" zusammenzufassen. Gar nicht notwendig ist es deshalb, daß diese Gegenstände der Welt des Unwirklichen angehören. Wir hören oder lesen z. B. die Schilderung einer Persönlichkeit, einer Landschaft, die Beschreibung eines komplizierten Apparates oder eines Ereignisses, die wir nie gesehen haben, also auch nicht auf Grund solcher Wahrnehmungen erinnern können. Aus den Bedeutungsvorstellungen der gehörten oder gelesenen Worte entstehen in uns die Bilder dieser Gegenstände als Glieder des erkennbaren, wenn auch von uns selbst nicht wahrgenommenen und demgemäß nicht erinnerbaren Wirklichen. Sie sind nicht Nachbilder wahrgenommener, sondern Vorbilder nicht wahrgenommener Wirklichkeit. Sie bleiben solche Vorbilder für das vorstellende Subjekt, das hier allein in Betracht kommt, obgleich sie, objektiv betrachtet, Nachbilder der wahrnehmbaren Wirklichkeit sind. Daß sie selbst in den geistig Regsamen oft genug hinter dem später wahrgenommenen Wirklichen zurückbleiben oder anders ausfallen, als eine nachträglich kontrollierende Wahrnehmung sie aufweist, bestätigt ihren Einbildungscharakter.

Ich erwähnte oben, daß die Phantasievorstellungen sich von den Präsenten der Wahrnehmung und den Repräsenten der Abstraktion unterscheiden, sofern

wir in diesen Sklaven unsrer eigenen, engbegrenzten Erfahrung bleiben. Die Freiheit, die wir der Phantasie damit vorbehielten, bedarf der Erläuterung. Das Material, mit dem sie baut, entstammt mit manchen hier belanglosen Ausnahmen — den sogenannten Tonphotismen und verwandten Gebilden — lediglich dem Vorrat der Erinnerung. Es ist bekannt, daß der Blindgeborene sich keine Farbe, der Taubgeborene keinen Ton einbilden kann, daß die blind und taub Gewordenen ihre Farben- und Tonphantasie allmählich verlieren, daß der Gemütsrohe den Barmherzigen, der kühl Verständige den religiös Ergriffenen, der Willensstarke den Willensschwachen nicht versteht. Es gibt kein noch so freies Erzeugnis der Kunst, dessen zeitliches und örtliches Milieu nicht aus dem Material seines ideellen Aufbaues annähernd bestimmt werden könnte. In dem *Material* der Phantasie bleiben wir also Kinder unsrer Zeit und Enkel der vergangenen Generation, deren geistige Arbeit uns überliefert ist. Frei sind wir nur in der *Verknüpfung* dieses Materials: frei aber auch hier nicht im Sinne der Gesetzlosigkeit, sondern vorerst innerhalb der Grenzen der unserm geistigen Leben eigenen Gesetze. Es sind gesetzmäßige, wenn auch leicht bewegliche Formen der assoziativen Verknüpfung durch Ähnlichkeit und Verflechtung, die den schier unerschöpflichen Reichtum der Phantasie erzeugen. Was uns das Recht gibt, sie als frei anzusehen, beruht auf der individuellen Eigenart der gesetzmäßigen Verknüpfung. Aus ihr erschließen wir dementsprechend, wo ein Anlaß zu solcher historischen Untersuchung ist, den Urheber. Freilich haben wir damit nur kurz und künstlich getrennt, was in Wirklichkeit untrennbar verknüpft ist. Auch die Auswahl und noch mehr der Bestand des unwillkürlich zufließenden Materials bezeugt die Eigenart des Urhebers, und auch in der Art der Verknüpfung wird selbst der originale Künstler von den Schranken des Milieus seiner Zeit nicht frei.

Phantasievorstellungen sind demnach *alle diejenigen mittelbaren Präsente, in denen aus dem Material der Erinnerung für den Vorstellenden selbst neue Gegenstände gebildet sind*, gleichviel ob diese der Welt des Wirklichen oder dem Reiche des Scheins angehören.

Damit haben wir die Einschränkung der Phantasie auf das Feld des Unwirklichen aufgehoben und damit zugleich die Bedingung gefunden, die Phantasie auch auf die wissenschaftliche Betätigung unsres geistigen Lebens zu übertragen.

Aber ehe diese Übertragung vorgenommen werden darf, haben wir uns, wiederum am praktischen Leben und an der Kunst, die *Hauptformen* der Phantasie zu vergegenwärtigen.

Die Art der Phantasie, die ich zuerst charakterisieren möchte, ist, wenn wir zu lernen beginnen, längst geweckt. Ehe uns deutlich wurde, wie hart sich die Personen und Sachen im Raume stoßen, haben wir mit naivem Kinderglauben den Erzählungen gelauscht, die uns in die Wunder- und Zauberwelten des Mythus, der Sage, der Legende, des Märchens und der Fabel einführten. Langsam sind uns alle diese Phantasiegebilde zu Dichtungen zerronnen, auch wenn kein grausamer pädagogischer Realismus diese natürliche

Welt der Kindesträume vorzeitig zerstörte. Aber was wir so verloren, wurde uns reichlich ersetzt durch alles, was eine reifere Kunst uns an Typen des Wirklichen jeder Art vorführte, die unsern noch dürftigen Ausschnitt aus der Erfahrung durch Nichtwahrgenommenes ergänzten, indem sie ihn bereicherten, verfeinerten, vertieften und ordnen halfen. Absichtlich habe ich hierbei die Aufmerksamkeit insbesondere auf die Kunst hingelenkt, die durch Worte zu uns spricht. Denn an der Dichtkunst läßt sich die Eigenart dieser ursprünglichen Form der Phantasie am leichtesten verdeutlichen. Die konkreten Gebilde der unwirklichen Welten und der wirklichen Welt, die auf solchem Wege in unserm Vorstellen aufleben, gehören im wesentlichen der nachahmenden, reproduktiven oder *nachbildenden* Phantasie an. Denn alle diese Bilder von Dingen und Menschen, Taten und Leiden, Ereignissen und Verhältnissen werden in uns lebendig, indem wir die Worte der Mitteilung verstehen, d. h. indem die Bedeutungsinhalte, mit denen die Worte verknüpft sind, durch Erinnerung in uns aufleben und sich gemäß dem Zusammenhang der Aussage, also den in den Sätzen der Mitteilung formulierten Urteilen, zu für uns neuen, noch unerhörten und ungesehenen Gegenständen assoziativ verknüpfen. Vorbilder des Wirklichen oder Unwirklichen sind alle diese Gegenstände deshalb nur für denjenigen, der sie ohne vorhergehende eigene Wahrnehmung kennen lernt; tatsächlich sind sie Nachbilder dessen, was in dem Bewußtsein des Mitteilenden lebendig war.

Aber diese nachbildende Phantasie ist nur, wenn wir sie künstlich isolieren, die ursprüngliche. Früh schon, bereits in den Vorbedingungen des kindlichen Spieles, wird die schöpferische, produktive oder *vorbildende* Phantasie mittätig. In den geistig Lebhaften ist das Nachahmen der eben geschilderten Form der Phantasie von Anfang an durchsetzt von Gebilden produktiven Schaffens. Selten nur zeigen die Gestalten aller Art, die wir nachahmend bilden, lediglich den Bestand, den wir nach den Intentionen des sprachlichen Zusammenhanges bilden sollen; sie gewinnen vielmehr Formen und Farben nach Maßgabe unsrer eigenen Individualität. Diese Selbständigkeit ist um so größer, je reicher und eigenartiger die aufnehmende Persönlichkeit veranlagt ist. Wir brauchen dabei nicht an die Eigentümlichkeiten zu denken, die ausschließlich oder in besonderem Umfange bei einzelnen vorhanden sind: an die angeborenen Eigenheiten z. B., welche Klänge und Geräusche, und dementsprechend auch Worte gleichsam in Farben getaucht erscheinen lassen, oder an die eigentümlichen Diagramme und andren Synopsien, wie man diese Formen genannt hat, die Zahlenreihen, Jahrhunderte, Reihen von Ereignissen und begriffliche Zusammenhänge aller Art in oft seltsamen Raumformen und bewegten mechanischen Gebilden darstellen. Insoweit sind auch die vielen Individuen, daß jeder von ihnen dem, was er bildend in sich entstehen läßt, den Stempel seiner Eigenart aufprägt. In den Zukunftsmalereien und in den Gedanken über eine imaginäre Vergangenheit, in den Luftschlössern, die wir auch späterhin in Zuständen unwillkürlicher geistiger Erregung froher oder trüber Stunden bauen, tritt diese Produktivität der praktisch gerichteten Phantasie noch deutlicher hervor. Wenn in den Entwicklungsjahren ein Strom

sehnender Gefühle unser geistiges Sein durchzieht, entstehen neue Impulse zu solcher Produktion, wenn auch schweifend und unfertig, bei den meisten vielfach nachahmend und anempfunden, in besonderem Reichtum. Und doch beginnt das Verständnis des Lebens und mit ihm das Kunstverständnis nicht nur reicher und tiefer, sondern auch originaler zu werden, sobald der Samen der Gefühle aufgegangen ist, um die das Leben in der Zeit seiner größten Entfaltung sich konzentriert.

Vorbildend ist diese Phantasie in dem Maße, wie sie selbständig ist; produktiv und schöpferisch ist sie selbstverständlich nur in dem Sinne, in dem für uns Produktion und Schöpfung möglich ist. Denn auch sie ist, wie wir bereits gesehen haben, an das Material der Erinnerungselemente und die Gesetzmäßigkeit des Vorstellens gebunden. Noch mehr. Nicht nur gleichsam formlose Elemente der Erinnerung gehen in das produktive Einbilden ein, sondern auch reichgegliederte Bestandteile des Erinnerns, der Abstraktion und des nachbildenden Phantasierens mit aller der Gesetzmäßigkeit, die dem erkennbaren Wirklichen immanent ist. Auch die freieste künstlerische Produktion ist, solange sie besonnen bleibt, nicht nur von der subjektiven Gesetzmäßigkeit der Vorstellungsverknüpfung, sondern auch von der objektiven, der möglichen Wirklichkeit abhängig:

Du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand,
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein'
Zum Ungemeinen aufzuschwingen;
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh man was Gutes macht,
Man muß es erst recht sicher kennen.

Die Freiheit ist also auch in diesem Falle nur eine besondere Art der Gesetzmäßigkeit.

Dieser Sinn des freien Spieles der Phantasie ist zu beachten, wenn wir sie in ihrer normalen praktischen Betätigung erkennen wollen, die ein Vorbild für ihre wissenschaftliche ist. Die Ziele unsres Handelns liegen sämtlich in der Zukunft, in einer um so ferneren, je weiter die Ausblicke sind, die unser gegenwärtiges Tun und Lassen bestimmen. Hervorstechende Beispiele hierfür bieten etwa der Großindustrielle, der die Chancen einer verantwortungsvollen Erweiterung seiner Anlagen im voraus berechnend überschlägt, der Staatsmann, der die Wirkungen einer unerwarteten, eingreifenden Maßregel auf die Parteien seines Landes oder auf fremde beteiligte Nationen erwägt, der Feldherr, der einen Schlachtplan mit den im Ernstfalle noch unerprobten Mitteln einer neuen Angriffsweise überdenkt. In der Innenwelt ihrer Phantasie vollziehen sich die Ereignisse, handeln die Freunde und Gegner nicht in der Weise von Nachbildern wirklicher, sondern als Vorbilder möglicher Erfahrung. Wer so vorschauend Gebilde seiner praktisch gerichteten Phantasie überdenkt, der fühlt sich nicht als Sklaven der Vergangenheit, sondern, freilich nur in Gedanken, als Herrn einer imaginativen Zukunft. Er bildet nicht nach, was

geschehen ist, sondern vor, was geschehen kann und nach seiner Erwartung geschehen wird. Gewiß sind es zumeist verwickelte Bestandteile der Erinnerung der nachahmenden Phantasie sowie der Abstraktion, die unter der Leitung wohlerprobter Erkenntnis der kausalen Gesetzmäßigkeit die Erwägung bedingen. Aber die gestaltende Verknüpfung des voraussichtlichen Geschehens bleibt ein Werk der produktiven Phantasie. Und was in Fällen dieser Art im großen geschieht, vollzieht sich bei uns alltäglich im kleinen.

Es bedarf nach dem bereits Gesagten auch keiner Ausführung mehr, daß die Trennung der vorbildenden und der nachbildenden Phantasie, wie bei allen veränderlichen Gegenständen, und insbesondere bei allen Lebensvorgängen, keine festumgrenzten Arten, sondern nur repräsentative Typen gibt, die durch zahlreiche und mannigfaltige Übergangsformen miteinander zusammenhängen.

Daß nur eine solche Typeneinteilung vorliegen kann, behalten wir in Gedanken, indem wir zu einer vorläufig für uns letzten Form der Phantasie übergehen. Bisher hatte es den Anschein, als ob die Phantasie sich nur an dem Material der Erinnerung betätige, die Quelle aller unsrer Erkenntnis dagegen, die Wahrnehmung, frei lasse. Aber eben weil beide bisher besprochenen Arten der Phantasie sich auf Assoziationen aufbauen — wir wollen sie als assoziative zusammenfassen —, betätigen sie sich zuletzt und nicht am wenigsten auch in der Wahrnehmung. Wir wollen die Phantasie in dieser ihrer Funktion als apperzeptive bezeichnen.

Es fällt nicht schwer, uns die Eigenart dieser sowohl nach- als vorbildenden, also in beiden bisher besprochenen Formen ergänzend wirksamen Phantasie deutlich zu machen.

Es sind Gedächtnisleistungen, die unsre aufeinander folgenden Wahrnehmungen zur Einheit der Erfahrung verknüpfen. Die meisten konkreten Wahrnehmungen des entwickelten Bewußtseins sind nur zum Teil lediglich Erneuerungen früherer Wahrnehmungen. Sie werden durch alle die Hilfen ergänzt, welche die Erinnerungen an vordem vollzogene, in diesem oder jenem Punkte reichere Wahrnehmungen derselben oder ähnlicher Gegenstände darbieten. In zweifacher Form treten diese apperzeptiven Ergänzungen auf. In einer ersten sind sie durch den vorliegenden Wahrnehmungsbestand bedingt; in einer zweiten sind sie Vorbedingungen für das, was der Wahrnehmungsbestand uns zu sagen hat. In beiden Formen bilden sie die Grundlage, auf der das Nachdenken zu einem Vordenken, unser Wissen zu einem Vorherwissen, das savoir zum prévoir und damit zur Macht über das Wirkliche wird.

Die Beispiele für die erste Art dieser Wahrnehmungsergänzungen liegen auf der Hand. Auf Grund vorliegender Gesichtswahrnehmungen reproduzieren wir die Erinnerungen aus andern, früher beteiligten Sinnesgebieten vorweg, wenn ein Anlaß vorliegt, die gegebenen Wahrnehmungen nachträglich zu ergänzen, also etwa die vorerst nur gesehenen Gegenstände zu tasten, zu temperieren, zusammenzudrücken, ihre Bewegungen zu hören usw. Ebenso ergänzen wir die Wahrnehmungen der gehörten oder gelesenen Worte durch die Erinnerungen an ihre Bedeutungen, indem wir sie verstehen, desgleichen die

sachlichen Wahrnehmungsinhalte durch die Erinnerungen an die Worte, mit denen wir sie bezeichnen wollen. Aber auch an Beispielen der apperzeptiven Ergänzung, die in Form von Erinnerungen die Wahrnehmung vorweg bedingt, ist kein Mangel. Schon in dem angeführten Beispiel wirkt diese Art der Ergänzung mit. Sie liegt überall vor, wo die Aufmerksamkeitsspannung der Erwartung zeitverkürzend, schwellenvertiefend, d. i. die Intensität der zur Wahrnehmung ausreichenden Reize herabmindernd, sowie die Erkenntnis erleichternd dem Eintritt der Wahrnehmung vorhergeht.

Die Wahrnehmungsergänzung ist jedoch in ihren beiden Formen auf das Gebiet der Erinnerungen oder unmittelbaren Repräsente nicht beschränkt. Neben den mittelbaren Repräsenten der Abstraktion, die uns hier nicht interessieren, wirken, wo Anlaß ist, auch diejenigen der Phantasie mit. Daß sie beim Hören und Lesen überall da eine leitende Rolle spielen, wo die Bedeutungsinhalte, die gebildet werden sollen, dem Reiche der Phantasie zugehören, hatte ich bereits anzudeuten. Sie wirken nicht minder entscheidend bei jedem Versenken in ein Werk der bildenden Kunst, dessen Gehalt wir zu erfassen suchen, sowie auf der Grundlage reichverzweigter Gefühle bei jedem hingebenden Verständnis einer musikalischen Komposition. Sie durchsetzen in derselben Weise unser praktisches wie unser ästhetisches Wahrnehmen. Apperzeptive Ergänzungen beider Formen der Phantasie gewähren uns die Möglichkeit, aus den Ausdrucksbewegungen unsrer Mitmenschen das uns fremde Innere des geistigen Lebens zu erraten, das sich in diesen Bewegungen kundgibt. Feinste Gemütsregungen, flüchtig vollzogene Vorstellungsverläufe und versteckte Motive des andern vermögen wir mit ihrer Hilfe zu erkennen, auch wo wir wesentlich andersartigem geistigen Leben gegenüberstehen. Ebensolche imaginativen Ergänzungen beleben und beseelen für uns die Dinge und Ereignisse der uns umgebenden Natur je nach den Stimmungen, die wir für unser Anschauen mitbringen, oder die sie in uns erregt. Sie wirken stets mit, wo sich uns auf solcher Stimmungsgrundlage die Gegenwart verdüstert oder verklärt. Denn wir sind geneigt, vor allem andern wahrzunehmen, was wir suchen und zu finden erwarten. Solche Ergänzungen bedingen ferner einen wesentlichen Teil des Traumbewußtseins, der Fieberphantasien, der nervösen oder der auf schwereren Erkrankungen beruhenden maniakalischen und melancholischen Verstimmungen. Sie können endlich zu illusionierendem Verkennen dessen treiben, was sich uns in der Wahrnehmung darbietet.

Nur scheinbar haben wir mit dem allen lediglich eine breite Grundlage für unser Thema geschaffen. Der aufmerksame Leser hat durch das Spiel seiner Einbildung in apperzeptiver Ergänzung des bisher Besprochenen längst erraten, wie sich alle diese ineinander fließenden Formen der Phantasie, eben weil sie ein Gemeinbesitz unsres geistigen Lebens sind, auch in der Wissenschaft geltend machen.

Absehen möchte ich im weiteren von dem Einfluß der künstlerischen Phantasie auf das Wissen, der sich in der künstlerischen Gestaltung der Gegenstände unsres Wissens geltend macht und noch mehr, als insbesondere bei uns zu geschehen pflegt, geltend machen sollte. Ich möchte nur hervorheben, daß

nicht nur die literarische Darstellung und die mündliche Überlieferung der Lehre von solchem künstlerischen Geist erfüllt sein sollte, daß vielmehr schon jede echte Forschung von ihm getragen ist. Die Wissenschaft gestaltet die Bestandteile des Wirklichen sowie die Gebilde unsres Denkens nach Art der Kunst, indem sie jeden Gegenstand, den sie forschend ergreift, aus dem Zusammenhang mit allen übrigen heraushebt, zu einer Einheit isoliert, gleichsam abrundet und so ebenfalls zu einem repräsentativen Typus innerlich umbildet. Schopenhauer hat diesen Zusammenhang der Wissenschaft mit der Kunst in glänzenden Ausführungen dargelegt. Er hat ihn jedoch, wie aus dem Folgenden ohne weiteres hervorgehen wird, allzu einseitig, allerdings in der Konsequenz seiner eigenwilligen Metaphysik, lediglich auf das Verhältnis der Kunst zur Philosophie bezogen.

Für unsre engere Aufgabe trennen wir zweckmäßig die Hauptgruppen der Wissenschaften. Wir scheiden fürs erste die *Wissenschaften von Tatsachen* und die *mathematischen Disziplinen*, die nur von bestimmten formalen Bedingungen unsres Denkens handeln. Wir trennen ferner innerhalb des ersten Gebietes, also der Erkenntnis des Tatsächlichen, die *Natur-* und die *Kulturwissenschaften*. Bei diesen Unterscheidungen halten wir fest, daß die Verschiedenheiten der Wissenschaften zuletzt, selbst da, wo ein und derselbe Gegenstand je nach dem Gesichtspunkt der Betrachtung verschiedenen Wissensgebieten eingeordnet werden muß, stets durch die sachliche Differenz der Gegenstände bedingt ist.

Die zur wissenschaftlichen *Beobachtung* gesteigerte Wahrnehmung, also die aufmerksame Wahrnehmung auf die Tatsachen, die sich dem sachlich geschulten, mit allen Hilfsmitteln wissenschaftlicher apperzeptiver Ergänzung ausgerüsteten Erkennen darbieten, ist die methodische Grundlage aller Wissenschaften von Tatsachen. Sie ist auch die Seele der naturwissenschaftlichen, speziell der experimentellen Beobachtung, in der wir durch willkürliche Veränderung einzelner Bestandteile zusammengesetzter Vorgänge den kausalen Anteil dieser Bestandteile an dem Gesamtvorgang zu bestimmen suchen. So werden wir zuerst auf die Form der Phantasie geführt, die uns als apperzeptive zuletzt beschäftigt hat.

Schon die bloß wiederholenden, der Überlieferung des Wissens dienenden naturwissenschaftlichen Beobachtungen fallen in unser Gebiet. Für denjenigen freilich, der solche Beobachtungen leitet, sind sie nur ein Produkt der Erinnerung. Für die Lernenden aber liegt in den sprachlichen Erläuterungen, die den dem Lehrer bekannten Erfolg vorhersagen oder so nahe legen, daß er von ihnen erraten werden kann, der Anlaß zu einer apperzeptiven Ergänzung der vorliegenden Wahrnehmung durch ein Gemisch von produktiver und reproduktiver Phantasie, zu einer Vorarbeit für die noch nicht beobachtete, erwartete Tatsache. Ähnlich liegt es, wenn der Geograph an der Hand einer Karte eine ihm selbst bekannte, den Hörern dagegen fremde Landschaft schildert, oder der Biologe Entwicklungsphasen an einem vorgezeichneten Gewebe charakterisiert, die er bei mikroskopischer, im Augenblick nicht ausführbarer Beobachtung wahrgenommen hat.

Es ist überflüssig, diese Beispiele zu häufen. Sie werden durch andre ergänzt, an denen die apperzeptive und assoziative Phantasie einen wesentlicheren Anteil hat.

Seit den Zeiten Kepplers, Galileis und Newtons ist die mechanische Naturauffassung, die das physische Geschehen auf Bewegungen von Körperteilchen zurückführt, aufs neue zur Basis der formalen Naturwissenschaft geworden, die wir gewohnt sind als Physik und Chemie voneinander zu trennen. Und allem Anschein nach ist sie berufen, den Anstürmen siegreich zu widerstehen, die aus ihrem eigenen Lager heraus in den letzten beiden Jahrzehnten von verschiedenen Seiten her entstanden sind. Eine Fülle systematisch miteinander verketteter Hypothesen hat für das Gesamtgebiet der anorganischen Körperwelt sowie auch für den chemischen Aufbau einer ins Unbegrenzte wachsenden Reihe organischer Verbindungen mechanische Bilder geschaffen, deren Bestandteile, die Atome und weiterhin die Elektronen sowie die Bewegungen dieser kleinen Körperteilchen, niemals Gegenstände der Sinneswahrnehmung gewesen sind und ohne Zweifel niemals Gegenstände möglicher Sinneswahrnehmung werden können: Trillionen von Molekeln in einem Wassertropfen; viele Billionen von Schwingungen in der Sekunde für die strahlenden Bewegungen, die den Licht- und einer Reihe von elektrischen Vorgängen zugrunde liegen; entsprechend feine Spaltungen und Verkettungen von Atomen in chemischen Zersetzungen und Verbindungen; Bewegungen in den Molekeln der Gase von der Geschwindigkeit unsrer schnellsten Geschosse — das sind Bestandteile der mechanischen Bilder, in denen sich die Abstände und Bewegungen der kosmischen Körper in der Welt des Kleinen wiederholen. Die wissenschaftlich geschulte Phantasie hat sie in apperzeptiver Ergänzung der sicht- und greifbaren Tatsachen der Sinneswahrnehmung erzeugt, als produktive im Geiste der Urheber dieser Hypothesen, als nachbildende bei allen denen, die sie aufgenommen haben. Vom Standpunkte der mechanischen Naturauffassung aus, deren erkenntnistheoretische Voraussetzungen wir hier nicht zu prüfen haben, sind es Bilder des in der Außenwelt erkennbaren Seienden. Es sind Bilder, an deren gedanklicher Ausführung die produktive Phantasie, die sie erzeugt hat, im Konkreten nicht weniger erlahmt als an den Vorstellungen der Entfernungen und Bewegungen der kosmischen Körper. Und gewiß ist, daß wir mit dem allen nicht am Ende, sondern am Anfang der Leistungen stehen, zu denen die wissenschaftliche Phantasie im Dienste der Naturkenntnis sich erheben soll.

Die geschichtlichen Naturwissenschaften mit Einschluß der Astronomie im weiteren Sinne bilden von dieser Regel der Konstruktionen apperzeptiver und assoziativer Phantasie keine Ausnahmen. Das bezeugen die Bilder der Beschaffenheiten und der Entwicklung der Gestirne, durch die wir seit einem halben Jahrhundert gelernt haben, die unscheinbare und doch so beredte Sprache der Spektralanalyse, in der die kosmischen Körper auch aus noch unermeßlichen Fernen jenseits der Grenzen unsres Planetensystems zu uns reden, in apperzeptiver Ergänzung durch die astronomische Phantasie zu verstehen. Das bekunden die Bilder, die der Geologe von den Phasen

unsrer Erdentwicklung ausmalt, die keines Menschen Auge gesehen hat, sowie die befremdenden Ausblicke, die er mit Hilfe der mechanischen Wärmetheorie auf Grund des Energiegesetzes für eine ferne Zukunft unsrer Erde eröffnet, die keines Menschen Auge mehr sehen wird. Das sichern endlich die Bilder der Faunen und Floren jener, ungezählte Hunderttausende von Jahren hinter uns liegenden Zeiten, die der Paläontologe für die Entwicklung des organischen Lebens aus kümmerlichen uns erhaltenen Resten rekonstruiert, sowie die Konstruktionen der Anfänge und der allmählichen Entwicklung des Menschengeschlechts bis zu dem Beginn der Geschichte unsrer Kulturgemeinschaft, die der Anthropologe beginnen darf aus überraschenden, immer reicher und sicherer werdenden unscheinbaren Funden zu entwerfen.

Daß den Funktionen der wissenschaftlichen Phantasie hier, bei dem Übergange der Natur- zu den Kulturwissenschaften, Halt geboten werde, nehmen wir von vornherein nicht an. Die Kulturwissenschaften bilden die Domäne der wissenschaftlichen Phantasie sogar in noch eigentlicherem Sinne und in selbstverständlichem Bestande.

Die Kultur umfaßt den Bestand und Verlauf der geistigen Entwicklung unsres Geschlechts und damit auch der Entwicklung der Herrschaft des Geistes über die physische Natur, so weit seine engbegrenzte Macht vordringt, die Einordnung der Natur in den Dienst des geistigen Lebens und ihre technische Umgestaltung für dessen Zwecke. Die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklung ist die praktische, zwecksetzende, teleologische unsrer Innenwelt, die Gesetzmäßigkeit der Freiheit, die der kausalen nicht entgegensteht, sondern eine Art der kausalen bildet.

Auch für den Historiker im weiteren Sinne, den ich hier der Kürze wegen als Vertreter aller Kulturwissenschaften nehme, bildet die Beobachtung von Tatsachen den selbstverständlichen Ausgangspunkt: in erster Linie die beobachtende Prüfung der Kulturreste vergangener Zeiten, die von den materiellen Manifestationen des geistigen Lebens an bis hin zu den feinsten Verzweigungen der geistigen Überlieferung als Quellen zu gelten haben; in zweiter Linie die Beobachtung der Kulturströmungen der eigenen Zeit, die sinnlich wahrnehmbaren Daten der Sprache, der Wirtschaft, des Rechts, der politischen Verhältnisse, der Sitte, der Religion, der Kunst und Wissenschaft in ihrer Abhängigkeit von dem geistigen Leben der früheren Generationen.

Für die Kulturwissenschaften ist die Aufgabe der apperzeptiven Ergänzung der überlieferten, zuletzt sinnlich wahrnehmbaren Tatsachen demnach eine andre als für die Naturwissenschaften. Die Vergangenheit unsres Geschlechtes aus den unmittelbar und mittelbar gegebenen Quellen für uns wiedererstehen zu lassen, ist, wenn sie diese recht versteht, ihre Aufgabe. Was man als Entwicklungsgesetze bezeichnet, sind in der Welt des Seelischen wie des Physischen nur bestimmte Kombinationen der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, denen die Innen- und Außenwelt untersteht. Das Konkrete ist für den Kulturforscher demnach nicht, wie für den Physiker oder Chemiker, lediglich ein Gelegenheitssymbol für den Aufweis allgemeiner Gesetze d. i. der Konstanten des Geschehens. Der Historiker ist überdies nicht in der Lage, die für den Physiker und

Chemiker fast jederzeit besteht: er kann seinen eigentlichen Gegenstand für die Sinneswahrnehmung nicht wieder erzeugen. Von den Entwicklungswissenschaften der äußeren Natur sind die historischen Kulturwissenschaften dadurch getrennt, daß ihnen das Konkrete nicht lediglich ein Typus für viele Gestalten seinesgleichen ist. Wiedergeben soll die Geschichte, was in seiner Besonderheit nur einmal war. Nichts ist auf ihrem Gebiete schon dagewesen. Das Phantasiespiel, das seit alters von einer Vielheit aufeinanderfolgender, untereinander kongruenter Welten träumen ließ, dürfen wir als historisch müßig beiseite lassen. Diese Einzigartigkeit ihrer Gegenstände unterscheidet sie auch, wennschon ohne feste Grenzen, von der allgemeinen Sprachwissenschaft sowie von der Prähistorie. Offenbar ist endlich, daß die durch ihren Gegenstand bedingte Besonderheit der kulturwissenschaftlichen Forschung auch dann nicht aufgehoben wird, wenn der Historiker im Dienste seiner Aufgabe sein Augenmerk auf das Ähnliche richtet, das zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern aus ähnlichen Bedingungen selbständig entstand.

Infolge dieser Eigenart ihrer Aufgabe werden die Personen, Ereignisse, Einrichtungen und Beziehungen jeder Art, welche die Kulturwissenschaft aus den Trümmern der Überlieferung wiedererstehen läßt, in besonderem Maße Produkte einer objektiv nachbildenden und, wo sie von späteren Generationen noch nicht Rekonstruiertes lebendig macht, subjektiv vorbildenden wissenschaftlichen Phantasie. Das ist den Historikern denn auch niemals verborgen geblieben. Kein Geringerer als Mommsen hat es in unsern Tagen ausgesprochen, daß „die Phantasie, wie aller Poesie, so auch aller Historie Mutter ist".

Eine besondere Funktion fällt in beiden Wissenschaftsgruppen von Tatsachen, den Natur- und den Kulturwissenschaften, der apperzeptiven Phantasieergänzung durch *Erwartung* zu, jener Ergänzung also, die der Beobachtung vorausgeht. Gerade die forschende Beobachtung ist ihrem Ziele nach zumeist vorweg bestimmt. Gerade in ihr pflegen wir zu suchen, was wir nach dem Stande unsres Wissens zu finden erwarten. Nicht nur die experimentelle Beobachtung ist in diesem Sinne, schon in ihren Zurichtungen, durch die Vermutungen über den möglichen Ausfall der Wahrnehmung vorweg durchgeistigt: *alle* Zurüstungen zu einer wissenschaftlich forschenden Beobachtung sind, logisch gesprochen, der Ausdruck einer Hypothese; sie dienen, anders ausgedrückt, mit ihrem induktiven Gehalt einer vorhergehenden Deduktion. Einer der geistig Größten, Kant, hat als das Ergebnis eigenster Erfahrung ausgesprochen: „Niemand versucht es, eine Wissenschaft zustande zu bringen, ohne daß ihm eine Idee zugrunde liege". Das trifft schon für jede wissenschaftliche Beobachtung zu. Und selbst wenn das Ergebnis einer deduktiv vorgerüsteten Beobachtung der Erwartung nicht entspricht, wenn unerwartete Tatsachen auftreten, unvorhergesehene Reste verbleiben oder unverstandene Reste früherer Beobachtungen bei Gelegenheit neuer Tatsachen verständlich zu werden beginnen, tritt die produktive Phantasie, nur nachträglich ergänzend, in Funktion.

Ich trage Bedenken, in diesem Zusammenhang auszuführen, wie die Funktionen der Phantasie jeder Form sich auch an dem bloßen Gedanken-

material der mathematischen Wissenschaften betätigen. Für die mathematisch Kundigen kann daran kein Zweifel bestehen. Die Raumphantasie des Geometers, die längst schon die Grenzen der Maßbeziehungen und sogar der Ausdehnungsverhältnisse des ebenen Raumes unsrer Wahrnehmung überschritten hat, bietet die nächstliegenden Belege. Wir wissen, welche Schwierigkeiten schon die geometrische, geschweige denn die stereometrische Phantasie einzelnen bereitet, zu wie erstaunlichen Leistungen auf der andern Seite die Raumphantasie auf praktischen Gebieten, sowie der Technik und in der reinen Mathematik andre befähigt. In der Funktionentheorie und der aus ihr heraus entwickelten Mengenlehre, die zur prinzipiellen Grundwissenschaft der Mathematik geworden ist, treten für den Orientierten ihre Wirkungen Schritt nach Schritt zutage.

Ich darf es nach dem allen auch unterlassen, die öfter geschilderten offenkundigen Belege der schöpferischen Phantasie in den verzweigten Gebieten der Technik, nicht nur der naturwissenschaftlichen, speziell in ihrer Bedeutung für das technische Erfinden anzuführen. Ihre Wirkungen erstrecken sich, wie vor allem die Einrichtungen experimenteller Beobachtungen zeigen, ohne feste Grenzen von der theoretischen Wissenschaft aus in die Technik hinein und verlaufen von dieser aus in gleicher Weise in alle Zweige der bildenden Kunst. Ich erwähne nur, daß gerade auf diesem Gebiete das Spiel der Phantasie sich besonders gern in Diagrammen, in Synopsien jeder Form und nicht zum wenigsten in dynamisch bewegten Bildungen ergeht. So reizvoll es gerade für diese Fälle werden kann, solchen räumlichen und mechanischen Substraktionen gleichsam der Phantasie nachzuspüren: es ist uns hier nicht um die Weisen der subjektiven Gestaltung, sondern um die objektive Bedeutung der Phantasie für das wissenschaftliche Denken zu tun.

Und längst hat sich, wie ich annehmen darf, die stille Einrede geregt, daß hier für die Phantasie in Anspruch genommen werde, was, eben weil es sich um das Wissen handelt, dem Denken gebühre. Diese Einrede ist berechtigt. Aber sie bietet, wie schon der Wortlaut des Themas besagen soll und die bisherige Ausführung überall angedeutet hat, nur eine notwendige Ergänzung des bisher Erörterten.

Gewiß bedarf die wissenschaftliche wie alle auf das Wirkliche gerichtete Phantasie des Denkens, d. h. des aufmerksamen vergleichenden und unterscheidenden Urteilens, in besonderem Maße und in anderm Sinne als die freier spielende künstlerische Phantasie. Das Denken ergreift und durchdringt jeden Gegenstand, der sich unserm Vorstellen darbietet, die Phantasie in allen ihren Formen nicht weniger als die Abstraktion, die Erinnerung und selbst die Wahrnehmung. Denn das Denken ist nicht, wie die eben genannten Arten des Vorstellens, durch die Verschiedenheit seiner Gegenstände bestimmt, sondern durch die Art, wie unsre vergleichende und unterscheidende Aufmerksamkeit die Gegenstände, gleichviel welcher Art, und, wie wir noch sehen werden, deren reproduktive Bedingungen bearbeitet, d. i. aufeinander bezieht. Alle jene Arten des Vorstellens sind demnach, von hier aus betrachtet, Arten des Denkens, die nur durch das Vorstellungsmaterial voneinander getrennt

werden. Ich durfte dehhalb keinen Zweifel lassen, daß die apperzeptiven Ergänzungen der wissenschaftlichen Phantasie sich, logisch genommen, als Hypothesen darstellen, die von eben diesem Gesichtspunkt aus durch Schlüsse jeder Form, durch Deduktions-, Induktions- und insbesondere durch Analogieschlüsse gewonnen werden. Und es bedarf für den Kundigen keines Hinweises, daß Newton in dem eingangs zitierten Wort nicht diejenigen Annahmen ausschließen wollte, die wir als wissenschaftliche Hypothesen bezeichnen. Was er als Hypothese bezeichnet hat, schließen wir mit ihm von dem wissenschaftlichen Denken aus: „Was nämlich nicht aus gegebenen Erscheinungen abgeleitet wird, sollte Hypothese genannt werden. Seine Annahme einer kosmischen Gravitation ist in unserm Sinne des Wortes das Musterbild einer wissenschaftlichen Hypothese. Die wissenschaftliche Phantasie ist durchweg eine gedanklich oder urteilsmäßig bestimmte. Sie kann in jeder der beiden Formen gedanklich bestimmt sein, die wir als Arten des Denkens zu unterscheiden haben, in der Weise des formulierten, in auch innerlich gebildeten Sätzen aussagenden oder diskursiven, sowie in der Weise des anschauenden oder intuitiven Denkens. Es gibt demnach ein intuitives Wahrnehmen, Erinnern, Phantasieren und selbst Abstrahieren, wie wir einen diskursiven Verlauf aller dieser Vorstellungsreihen mit Einschluß der Phantasie anzuerkennen haben.

Der Anteil dieser beiden Arten des Denkens an den Gebilden der wissenschaftlichen Phantasie muß etwas genauer dargelegt werden.

Das sprachliche oder diskursive Denken ist das uns nächstliegende. Es ist des Menschen eigenster Besitz. In seinen Vorstadien aus dem lautlichen Ausdruck des Gefühlslebens erwachsen, wird es das Mittel zur Prägung der Gedanken in der Form von Aussagen aller Art: von Benennungen, von Behauptungen und von Fragen im eigentlichen Sinne, in denen wir die Probleme formulieren. Die Sprache wird lediglich dadurch, daß sie eine Art unsres Denkens bildet, zum Medium aller Gedankenmitteilung und dadurch zur Grundlage aller unsrer Kultur, in reichstem Maße dann, wenn sie in der Schrift die engen räumlichen und zeitlichen Schranken der Lautsprache überwunden hat. Indem das diskursive Denken die Vorgedanken der Berufenen und Auserwählten fixiert, macht es die geistigen Errungenschaften der Wenigen auf jedem Gebiet, das sich der sprachlichen Symbolik fügt, zum Gemeingut für die Vielen. Es ist wie eine wesentliche Vorbedingung der nachahmenden, so auch eine nicht geringe Stütze der vorbildenden wissenschaftlichen Phantasie. Es bietet das einzige Mittel, die Ergebnisse auch des intuitiven Denkens zu präzisieren, für uns selbst zu begründen, also den Sinn der Probleme festzustellen, den Wahrheits- oder Wahrscheinlichkeitsgehalt der Behauptungen zu verdeutlichen und zu begründen, jenen wie diese endlich andern mitzuteilen und an deren Einspruch im Widerstreit der Gedanken zu erproben.

Die dem Denken eigene Funktion des aufmerksamen Vergleichens und Unterscheidens ist jedoch an die Sprache nicht gebunden. Das Denken ergreift die Gegenstände, die sich unserm Vorstellen jeder Art darbieten, sogar

unmittelbarer, wenn es ganz um die Sache selbst konzentriert ist. Das intuitive Denken betätigt sich auf seiner entwickeltsten Stufe — von deren Vorstufen sehen wir ab — vorzugsweise an dem Material der vorbildenden Phantasie: an den Bildern auch des möglichen Wirklichen, die ohne Hilfe der Worte in unserm Innern gleichsam vorüberziehen, die oft noch nicht einmal benannt worden sind und mit der Benennung nicht selten ihren Reichtum, ihre Frische und ihre Tiefe einbüßen.

Das wird insbesondere deutlich, wenn wir eine Voraussetzung fallen lassen, die wir bisher als eine scheinbar selbstverständliche festgehalten haben. Wir haben bis jetzt stillschweigend angenommen, daß sich die Arbeit des Denkens auch an dem Material der Phantasie lediglich im Bewußtsein im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, d. i. in dem Umkreis des Vorstellens, Fühlens und Wollens, abspiele, gleichviel auf welchem praktischen, poetischen oder theoretischen Gebiete es sich betätigt. Unsre Bestimmung des Denkens als eines aufmerksamen Vergleichens und Unterscheidens scheint sogar zu fordern, daß es sich ausschließlich in dem kleinen Felde der Aufmerksamkeit, des Oberbewußtseins, wie wir sagen wollen, vollziehe. Ohne Zweifel ist die Aufmerksamkeit die Seele des Denkens; je konzentrierter ihre Spannung ist, desto sicherer wandelt es seine Wege. Aber unsre Aufmerksamkeit ist teilbar und zumeist geteilt.

Nicht bei höchster Spannung und Konzentration, wohl aber bei allen geringeren Graden kann sich ein Teil der reproduktiven Energie, in der die Aufmerksamkeit allem Anschein nach besteht, dem ungleich breiteren Felde des Bewußtseins zuwenden, das als Unterbewußtsein neben dem Oberbewußtsein in jedem Augenblick des Wachens, auch des auf- oder abdämmernden Bewußtseins sowie des Träumens besteht. Wo immer dieses Nebendenken, wie wir sagen wollen, sich regt, ohne die Gegenstände, denen es sich zuspannt, dem Oberbewußtsein einzuordnen, pflegt es ein intuitives zu sein, das nur stückweise in ein diskursives übergeht. Die Fülle seines sachlichen Gehaltes drängt die Benennungen bei dem flüchtigen Verlauf dieser schwachen Aufmerksamkeitsspannungen zumeist zurück. Nehmen wir jetzt hinzu, daß die fließenden und schwachen Bestandstücke dieses Unterbewußtseins in beträchtlichem Umfang der nachbildenden und vorbildenden apperzeptiven Phantasie angehören, so wird deutlich, daß sich in diesem Nebendenken wertvolle wissenschaftliche Arbeit vollziehen kann, unter Umständen sogar wertvollere, als die Konzentration des Oberbewußtseins gewinnen läßt.

Aber auch diese erste Erweiterung unsrer ursprünglichen Fassung des Denkens, insbesondere des intuitiven, reicht nicht aus. Unser Bewußtsein bietet nicht nur als Ober-, sondern auch als Unterbewußtsein in jedem Augenblick nur einen verschwindend kleinen Ausschnitt aus dem, was uns an Gefühlen, Vorstellungen und Wallungen bewußt gewesen ist und unter geeigneten Bedingungen in jeder Weise der Repräsenz wieder auftauchen kann. Alle diese Residuen früherer Bewußtseinsinhalte, die zugleich Dispositionen zu künftigen möglichen Repräsenten jeder Art ausmachen, sind in dem gegebenen Augenblick unbewußt.

Auch in diesem Bereich des Unbewußten vollzieht sich eine gedankliche oder, wenn wir das Wort Denken in dem bisher gebrauchten beiden Bedeutungen festhalten, vorgedankliche Arbeit. Aber ich finde keinen Anstand, sie kurz als *vorbewußtes Denken* zu bezeichnen. Denn die reproduktive Energie der Aufmerksamkeitsspannung ist, wie die Analyse jeder Form der Erwartung sicher bezeugt, nicht an das Bewußtsein gefesselt: das, was die Aufmerksamkeitsspannung der Erwartung mit seiner reproduktiven Energie beherrscht, braucht während ihres Verlaufes nicht durchgängig bewußt zu sein; es ist sogar vielfach, speziell in den Augenblicken höchster Erwartung, *nicht* bewußt. Man darf dieses vorbewußte Denken nur nicht als ein Vergleichen und Unterscheiden, sondern muß es als eine Art reproduktiver Verknüpfung auffassen. Man darf es ebensowenig ein unbewußtes Urteilen und Schließen nach der Weise des diskursiven Denkens deuten. Die so formulierten Urteile sind zum Teil, die Schlüsse durchweg, Kunstformen des Denkens im engsten Sinne, zu denen wir den Reproduktionsverlauf der apperzeptiven Ergänzungen sowie der übrigen assoziativen Reproduktionen umbilden müssen, wenn wir uns die Aufgabe stellen, die Bedingungen ihrer *Geltung* zu verdeutlichen und zu begründen.

So gelangen wir zu einer zweiten Erweiterung der Fassung des Denkens, von der wir ausgingen. Sie muß von der ersten, der Hinzunahme des Nebendenkens im Unbewußtsein, strenger geschieden werden als gemeinhin geschieht.

Wir finden die Spuren, d. h. hier die Bewußtseinswirkungen, dieses vorbewußten Denkens schon deutlich im praktischen Leben. An dem Material der Erinnerungen erkennen wir sie bei dem plötzlichen Auftreten eines gesuchten, im Augenblick vergessenen Wortes, bei dem Verständnis von schnell Gesprochenem oder Gelesenem über Gegenstände, die uns vertraut sind, auch bei dem selbständigen stillen und lauten formulierten Denken über Geläufiges. An dem Material der produktiven Phantasie tritt das vorbewußte Denken an den oft fernliegenden „Einfällen" zutage, die schwach aufleuchtend und schnell verschwindend wie gedankliches Wetterleuchten fast in jedem Augenblick des Wachens und Halbschlafens unser Unterbewußtsein durchziehen; speziell auch in den Momenten halber Aufmerksamkeit während der unwillkürlichen Vor- und Nacharbeit an Gedanken, die uns intensiv beschäftigen. Sie können dem scheinbaren Nichtstun auf einsamen Spaziergängen einen besonderen Reiz verleihen. Sie machen uns wohl auch inmitten der Geselligkeit einsamer und unaufmerksamer auf das Nächstliegende und Gebotene, als zumeist recht ist.

Gelegentlich erleben wir alle die Bewußtseinsergebnisse, die solcher stillen Arbeit in der Werkstätte des vorbewußten Denkens entstammen, an bedeutsamerem und bedeutsamstem Gehalt der produktiven Phantasie: bei tiefgreifenden Erregungen, wie sie das Leben für jeden mit sich bringt, in Stimmungen religiöser Ergriffenheit, bei der Versenkung in das Große eines Kunstwerkes, das uns im Innersten erregt und zu sich hinaufzieht, in der Hingebung an neue bedeutsame Erkenntnisse, die uns weite, ungeahnte Perspektiven eröffnen. Dann erfahren wir mit Staunen, wie plötzlich eine Fülle

der Gesichte in uns aufstrahlt, wie blitzartig sonst nie von uns geschaute Weiten und Tiefen der Natur und des Lebens sich vor unserm inneren Blick auftun. Ebensolche Aufwallungen aus dem tiefsten Grunde unsres geistigen Lebens erfährt jeder Lehrer, wenn ihn der Gegenstand fortreißt, erlebt jeder Forscher in den glücklichen Augenblicken des Findens.

Je reicher endlich ein Geist ist, desto mehr gleicht sein Bewußtsein in solchen Augenblicken der Oberfläche eines Sees, dessen Wirbel durch Strömungen bedingt sind, die aus tiefliegenden „nie entdeckten" Quellen emporsteigen. Je lebendiger er ist, desto stärker arbeitet es in diesem Untergrund des Unbewußten. Je tiefer er ist, desto mehr steigt an Neuem, Unerwartetem und Unerhörtem in günstigen Augenblicken aus ihm empor.

Die Erlebnisse solcher Momente höchster geistiger Produktion unterscheiden sich auch bei den geistigen Heroen der Art nach von den eben geschilderten nicht. Sie geben auf jedem Gebiet geistiger Betätigung nur Reicheres, Weiteres und Tieferes, als die meisten produzieren können. Sie bieten in der genialen Produktion dasjenige, was berufen ist, als tiefste religiöse Offenbarung, als weitgreifende politische Umwälzung unser Geschlecht zu erschüttern, als höchste künstlerische Leistung, als umfassende, grundlegende neue Wahrheit klassisch zu werden, d. i. für alle Zeiten zu gelten. Denn es gibt kein Gebiet des geistigen Lebens, das dieser aus der Tiefe stammenden Arbeit entzogen sein könnte.

Wiederholt ist von solchen Auserwählten auch auf dem Gebiet der Wissenschaft versucht worden, in Worten wiederzugeben, was sich im Grunde der Fassung durch das diskursive Denken entzieht. Jeder jener Versuche bezeugt ebenso wie die häufigeren und reicheren Ausführungen dieser Art über künstlerische Produktion, daß es sich stets um jene plötzlich zum Bewußtsein aufsteigende gedankliche Vorarbeit des unbewußten geistigen Schaffens handelt. Immer wieder zeigt sich in allen diesen Bekenntnissen, daß nicht wir selbst denken, sondern daß es in uns denkt, wir wissen nicht was: die Muse, der Dämon, die Geister, die uns behandeln, eine innere Stimme, das Schicksal, Gott. Es ist da ohne unser Zutun; wir sind nicht tätig und nicht leidend, sondern wie einer der Großen es formuliert hat, willenlose Subjekte, hingegeben dem Schauspiele, das sich ungerufen in uns vollzieht, so daß unsre Umgebung und gleichsam wir selbst verschwinden.

Die Belege hierfür sind für das Gebiet der Kunst oft, neuerdings insbesondere in feinsinnigen Ausführungen von Franz Brentano, Wilhelm Dilthey und Otto Behaghel erörtert worden. Ich darf mich darauf beschränken, auf ein klassisches, unter diesen Zeugnissen hinzuweisen: auf das bekannte, in der Hauptsache doch wohl echte Selbstbekenntnis Mozarts, das O. Jahn am Schlusse des dritten Bandes seiner Biographie genauer bespricht. Für die intuitive wissenschaftliche, nicht nur für die philosophische Produktion treten ihm die lehrreichen Äußerungen Schopenhauers, über die Art seines ursprünglichen Schaffens zur Seite, die in J. Frauenstädts Memorabilien aus dem Nachlaß des Philosophen abgedruckt sind.

Freilich sind die beiden Arten des formulierten und des intuitiven Denkens in jeder ihrer drei Stufen — als Denken im engeren Sinne, als das Nebendenken, das die Bestandteile des Unterbewußtseins nur flüchtig ergreift, und als das vorbewußte Denken — in Wirklichkeit nicht so scharf voneinander getrennt, wie unsre bisherige Besprechung im ersten Augenblick annehmen läßt. Wir können zuletzt jeden Gegenstand des Denkens und jeden seiner Bestandteile benennen, und weitaus die meisten uns bekannten Gegenstände sind im entwickelten Bewußtsein benannt. Deswegen sind bezeichnende Worte im intuitiven Denken nicht ausgelöscht, sondern treten nur in den Hintergrund des Bewußtseins oder bleiben unbewußt erregt. Die beiden Arten des formulierten und intuitiven Denkens sind also gleichfalls nur durch Abstraktion gewonnene Typen, die tatsächlich mehr oder weniger ineinander verfließen.

Dennoch können wir, während das anschauende Denken dem Künstler vorzugsweise eigen ist, wie für das praktische, so auch für das wissenschaftliche Denken zwei Arten von Geistern unterscheiden, je nachdem das diskursive oder das intuitive Denken in ihrem Vorstellen überwiegt.

Auf der einen Seite finden wir die klaren Köpfe, deren geistige Arbeit wesentlich in dem festen Boden der Erfahrung wurzelt, in stetigem Suchen nach Begriffen, die das Gegebene scharf begrenzen und bemeistern und das Allgemeine in dem Besonderen erkennen lassen, mit gespanntem Blick zu diesem Zweck auf das Einzelne, mit kritischer Besonnenheit, mit geregeltem Tun, Muster des Berufslebens und gesicherter Lebensführung überhaupt. Bei vorwiegend reproduktiver Phantasie werden diese Geister auf wissenschaftlichem Gebiete Gelehrte im engeren Sinne des Wortes; bei vorwiegend produktiver Phantasie können sie Musterbilder erfolgreichsten scharfen und behutsamen Forschens werden, das sich der Grenze des Sicheren und Unsicheren stets bewußt bleibt. Auf der andern Seite stehen die tiefen Geister, die nicht sowohl berufen sind, vieles zu sichten, als vielmehr weniges zu vielem zusammenzufassen und das Besondere im Allgemeinen zu sehen, voll Ideen, die das Gegebene vorahnend gestalten, den Blick auf größere Ganze gerichtet, aber widerstrebendes Einzelne leicht übersehend oder gewaltsam ihren Ideen einfügend, weniger geregelt auch in ihrem wissenschaftlichen Tun. Bei schwächerem Können verbleibt ihr Denken wohl im Nebel unbestimmter Allgemeinheiten; bei starker innerer Regsamkeit laufen sie Gefahr, Einfälle ohne festen inneren Zusammenhang aneinander zu häufen; bei großem Können werden sie Könige der Wissenschaft, deren Produktion den Stempel der wissenschaftlichen Genialität trägt, deren Leistungen das Wissen ihrer Zeit für die Zukunft vorbestimmend umformen. Der mehr diskursive Denker wird kritisch bleiben auch gegen sich selbst und dementsprechend dauernd empfänglich zu- und umzulernen. Der mehr intuitive dagegen pflegt früh in seinen leitenden Ideen fest zu werden und sich geistig abzuschließen. Bei jenem verläuft auch die produktive Arbeit zumeist ohne schwere innere Kämpfe; bei diesen ist die Produktion dagegen vielfach eine den ganzen inneren Menschen erregende. Daher dort die gleichmäßigen, abgeklärten Persönlichkeiten, die nichts Fremdartiges für den andern

an sich haben; hier die Persönlichkeiten voll Atopie, disponiert zu geistiger Überreizung bis hin zu schweren Formen geistiger Störungen. Dort die Kinder der Welt, hier die Kinder fremder Welten. Auch die geistig Großen dort mehr repräsentative Forscher, hier die vorschauenden Denker aus dem Stoff, aus dem auch in der Wissenschaft Märtyrer geschnitzt werden.

Allerdings treten diese beiden entgegengesetzten Typen in der Wissenschaft weniger deutlich hervor, als in den verschiedenen Gebieten des praktischen Lebens sowie in der Technik. Das Wissen verlangt die diskursive Begründung und Formulierung nicht weniger als intuitive Ideen, jene nachgestaltende Arbeit, so können wir auch sagen, ebenso wie diese vorgestaltende. Deshalb bilden auf dem Felde des Wissens die Misch- und Übergangsformen die Regel; nicht ganz selten finden wir auch einen Übergang von dieser zu jener vorherrschenden Denkart in einer und derselben Persönlichkeit. Wo die Berufswissenschaft das stille Treiben der Phantasie nicht befriedigt, drängt sie wohl zu künstlerischem Nebentun oder zur Versenkung in die religiösen Probleme; seltener finden wir beim Künstler zugleich das Bestreben, sich in der Weise des diskursiven Denkens über das Wesen der Kunst Rechenschaft zu geben oder in der strengen Arbeit solchen Denkens, wie in größtem Maßstabe bei Leonardo da Vinci, allgemeine Probleme des Wissens zu lösen.

Was sich so an ursprünglichen Verschiedenheiten in den einzelnen aufweisen läßt, reflektiert sich in dem Gegensatz der Überzeugungen, der die Entwicklung unsres Wissens bedingt.

Die Entwicklung der Philosophie bekundet diesen Zwiespalt in besonderem Maße, weil es ihre Aufgabe ist, den Blick von der Innenwelt aus, die unserm Geiste eigen ist, auf das Ganze der Wirklichkeit gerichtet zu halten. Früh mußte es der Philosophie deshalb zufallen, diese Gegensätze der geistigen Arbeitsweisen auf dem Boden der wissenschaftlichen Phantasie zu erkennen. Wir werfen nur einen Blick in die Geschichte der abendländischen Philosophie.

Das intuitive Denken bot ihr in ähnlichem Umfang wie dem religiösen Bewußtsein auf seinem Gebiet die leitenden Ideen schon für die ersten Versuche, das Wirkliche als ein Ganzes, einen Kosmos zu erfassen. Sie traten ein, sobald der Drang nach Wissen beginnen konnte, sich von der Not des Lebens frei zu machen. Einer der reichsten unter den intuitiven Geistern, Platon, gab dem Schaffen der vorbildenden wissenschaftlichen Phantasie das erste, noch halb mythische systematische Gepräge: in seiner Lehre, daß wir die Ideen des wahrhaft Seienden nur durch Wiedererinnerung an ein vorirdisches, sinnenfreies Anschauen erfassen. In der späteren Lehre von der Ekstase, in dem wissenden Unwissen des Nikolaus Cusanus, in der Intuition Spinozas, in der intellektuellen Anschauung der großen deutschen Philosophen am Anfang des vorigen Jahrhunderts, bei Hegel in spekulativer Vollendung, bei Schopenhauer in der philosophischen und ästhetischen Kontemplation, und bis in die Gegenwart hinein ist sie in verschiedenster Weise fortgebildet worden. In allen Gestaltungen der Lehre von einer intelligibelen Welt hat sie ihren systematischen Ort in der Philosophie.

In unaufhörlichem Kampfe mit ihr ringt die nüchternere diskursive Denkart, die in dem größten Schüler Platons, in Aristoteles, ihren ersten prägnanten Ausdruck fand. Im dreizehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, als die Zeit des weltlich konzentrierten Wissens aufs neue zu dämmern begann, hielt sie ihren Einzug in das christliche theologische Philosophieren. Im siebzehnten Jahrhundert kommt sie zu selbständiger Entfaltung nach dem Vorbilde der mathematischen Methode der Zeit. Descartes und Hobbes sowie späterhin Locke sind ihre führenden Geister; selbst so intuitive Denker wie Spinoza, Malebranche und Berkeley zwingt sie in ihren Bann. Im achtzehnten Jahrhundert ist David Hume ihr hervorragendster Repräsentant. In erstaunlicher Mischung mit dem anschauenden Denken bedingt sie die Großtat Kants. Seit dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts setzt sie, bei uns in scharfer Reaktion gegen die intuitive nachkantische Metaphysik, aufs neue ein. Zwei Generationen hat sie seitdem beherrscht.

Wollen wir diesen Gegensatz der Denkweisen auf dem Boden der wissenschaftlichen Phantasie kurz bezeichnen, so können wir in engerem Sinne gebrauchte Ausdrücke in weiterer Bedeutung nehmen und sagen, es sei ein Gegensatz zwischen einem intuitiven und demnach deduktiven Rationalismus und einem diskursiven, induktiven Empirismus, der die Entwicklung der Philosophie durchzieht.

Aber dieser Gegensatz der Denkweisen kommt in der Entwicklung der Philosophie nur deutlicher zum Vorschein als in der Einzelforschung. Er kann nicht umhin, die Geschichte unsres Wissens in allen seinen Verzweigungen zu durchziehen, weil er in der Natur unsres Vorstellens angelegt ist; er wird deshalb bleiben, solange es ein Wissen gibt. Die Epochen weittragender Voraussichten, die jedes größere Wissensgebiet erlebt, rufen die intuitiven Geister zur Mitarbeit auf; die Perioden systematischer Durchdringung sowie der verifizierenden und korrigierenden Arbeit schaffen die großen repräsentativen Geister des diskursiven Denkens zur Stelle. Und weil in jedem Zeitraum beide Arten von Geistern in jeder Abstufung, wenn auch nach dem eben Gesagten nicht in gleicher Verteilung, vertreten sind, so ist auch die Trennung solcher Abschnitte nur eine relative, so daß Anfänge und Enden ineinanderlaufen. Deshalb ist die Geschichte der Wissenschaften ein ausgleichender Kampf der Geister in reagierender Entwicklung neben und nacheinander wirksamer entgegengesetzter Antriebe.

Das Schiff des Wissens durch die Klippen dieser Gegensätze hindurch mit den Mitteln des intuitiven Denkens zu immer neuen Entdeckungen zu steuern, seine Zurüstung durch das diskursive Denken immer mehr zu vervollkommnen und dadurch seine Fahrt zu sichern, die wissenschaftliche Phantasie in immer neuer, vorwärtsdrängender geistiger Arbeit zu betätigen, das Einzelne des Wissens immer mehr zu einem Ganzen zusammenzuschließen: das ist, von diesem Gesichtspunkte aus bestimmt, die Aufgabe alles Forschens und wissenschaftlichen Lehrens.

Karl Frenzel.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

(6. Dezember 1907.)

Von

Ernst von Wildenbruch.

Alte Menschen — das Alter hat zwei Gesichter, ein finsteres und ein lichtes, ein schlimmes und ein gutes. Und freilich — solch ein alter Acker, über den das Leben achtzig Jahre lang die Pflugschar geführt hat, wie kann es eigentlich anders sein, als daß die Furchen, die ihm gerissen wurden, sich nach und nach zu Höhlungen vertiefen, abgründigen, zu Spalten, auf deren dunklem Grunde, wie in Gletscherspalten, der Haß lauert, Haß gegen die Jugend, das Leben, gegen alles, was mit zielstrebendem Fuße darüber hinweggeht?

Denn das Alter weiß ja nur zu wohl, was es von der Jugend zu leiden hat! Wenn wir Ohren hätten, „das Gras wachsen zu hören", dann würden wir auch hören, wie es stirbt. Der Lebensprozeß, der sich wahrnehmbar für unsre Augen, unvernehmbar für unser Gehör vollzieht, würde uns vernehmbar werden. Das Aufbrechen des Keimes im Erdenschoße, das prickelnde Brausen im steigenden Saft, das Jauchzen und Jubilieren im Treiben der Blüte, im Schwellen der Frucht, das alles würden wir hören. Aber neben dem allen auch den andern großen, den dunklen Laut, den Generalbaß der Natur, das grollende Seufzen des sterbenden Seins, die Stimme des Welkens und Vergehens.

Es bleibt nun einmal, solange wir an die Bedingungen unsrer Mutter, der Erde, geknüpft sind, allen Friedensaposteln zum Trotze dennoch wahr das alte Wort des alten Heraklit, daß Kampf der Vater aller Dinge ist. Nur aus dem Tode von etwas Altem wird neues Leben geboren. Kein grünes Baumblatt im Frühling, ohne daß im Herbst vorher die alten Blätter vergilbend zu Boden geraschelt wären. Kein wogendes Kornfeld im Sommer, ohne daß der Acker im Herbst zuvor ein kahles Stoppelfeld geworden wäre, dem der Pflug die Eingeweide hat aufreißen müssen, damit er empfänglich für neues Leben werde.

Und nun — solch ein alter Acker, an dem die Pflugschar vorübergeht, weil sie weiß, daß es doch nichts mehr nützen würde, wenn sie ihn bestellte! Der so oft getrieben hat, daß er nicht mehr treiben kann! In den man keine Saat mehr streut, weil man weiß, daß seine Krume zu alt, zu kalt, zu steinern geworden ist, um junge Saat zum Leben zu erwärmen, der brach liegen muß, weil er nichts mehr kann, als brach liegen. Ist es zu verwundern, wenn er mit scheelen Augen auf das junge Nachbarfeld blickt, das in tausend Ähren prangt? Wenn er den Lerchen, die sich tirilierend emporschwingen, „haltet den Schnabel" zuruft? „Haltet den Schnabel, einfältige Vögel, die ihr meint, euer Gesang wäre das erste Lied am ersten Tage, während ich weiß, der ich an achtzigmal dreihundertfünfundsechzig Tagen euere Vorgänger habe singen hören, daß das Lerchenlied vor achtzig Jahren ganz ebenso erklang, wie es heute klingt?" Und endlich — der Mensch, der den ganzen tragischen Weltvorgang da draußen in sich selbst wiederholen, ihn nacherleben muß in seiner Seele, der kleinen Welt! Nicht als unbewußt elementaren Kampf, sondern mit Bewußtsein und mit all der grimmen Bitterkeit, die aus dem Bewußtsein des Leidens kommt. Der alternde Mensch, der Schritt für Schritt und Tag nach Tag sich die Würze des Lebens entschwinden sieht, die Macht, die er besessen und geübt hat, die Frau ihren Reiz, der Mann seinen Geist. Denn wie kein Blatt am Baume anderswo entsteht, als an der Stelle, wo zuvor ein älteres sich verdorrend gekrümmt hat, so kein Gedanke im Reiche der Geister, der sich nicht einem andern, der vor ihm gedacht worden war, auf die Schultern stellte. Und ob das immer sanft und glimpflich, ob es auch nur mit konventioneller Höflichkeit geschieht? Den Teufel auch! Der Stein da droben, der den Giebel krönt, was fragt er nach dem, der in der Tiefe das Fundament trägt? Und wenn nun das, was da drunten liegt, kein fühlloser Stein, sondern ein Wesen voll der Fähigkeit zum Denken, zum Fühlen, wenn es ein Mensch ist, der das alles einmal besessen und gekonnt hat, was jetzt die da über ihm besitzen und können, der es nicht mehr ausüben kann aus dem elenden, mechanischen Grunde, weil er zu alt geworden, ist es anders möglich, als daß dieser Mensch, dieser alte, mit scheelen Augen zu dem Gebäude aufblickt, das sich prahlend „die Welt" nennt, während er doch weiß, daß „die Welt" in das Haus gehört, in dem er einmal jung war? Anders möglich, als daß er sich mit finsterer Verbissenheit in die Erinnerung vergräbt, weil nur in seiner Erinnerung die wahre, die echte Welt lebt, während diese neue, diese junge ihm falsch und schlecht und unecht ist? Wer sieht und fühlt die unbewußte Geringschätzung, mit der Jugend auf Alter blickt, wer hört und versteht das verhaltene Gähnen, mit dem Jugend den Erzählungen des Alters lauscht, und wundert sich, wenn das Alter die Geringschätzung der Jugend mit Ingrimm, ihr Gelangweiltsein mit Verachtung vergilt? wenn es die Jugend befeindet, verlästert und haßt? Nein, ihr Friedensapostel, bevor ihr dem Menschen euer „Waffen nieder" aufzwingen wollt, ändert die Grundbedingungen der kämpfenden Natur, denen der der Natur unterworfene Mensch unterworfen ist!

Aber indem ich dieses schreibe, stockt mir die Hand; ein großes Auge sieht auf mich herab, das Auge der Menschheit: „Ist es nur der Mechanismus, und die unbewußt elementare Natur, die mir gebietet? der ich gehorche? Weißt du von der Gott-geborenen Seele im Menschen nichts, die ihn widerstandsfähig macht gegen Fleisch und Blut, die sein Auge zur Erkenntnis öffnet, daß es hinwegzuschauen lernt über Eintag und Augenblick in den weisheitsvollen Zusammenhang der ewigen Dinge, wo sich das versöhnt, was dem Eintag und Augenblick unversöhnlich erschien? wo Werden und Vergehen zu der großen Harmonie zusammentönen, aus der das geheimnisvolle Wort „Leben" erst herausklingt? Und indem ich dieses höre, kommt mir eine Ahnung, daß das Alter des Menschen doch vielleicht etwas andres sein möchte als nur die Schlacke am feurigen Leibe der Menschheit, als nur der Neidblick der Unkraft, der sich an die strotzenden Glieder der Kraft hängt und ihr die Freudigkeit aus dem Herzen saugt; eine Ahnung, daß im Gegensatz zu diesem allen der alte Mensch etwas Köstliches für den jungen bedeuten möchte, eine Vorratskammer, aus welcher dieser Stab und Werkzeug holen kann, wenn er nicht weiter weiß, ein klar geläuterter Wein, an welchem sich dieser Erquickung trinken kann, wenn der heiße Weg ihm gar zu heiß macht. Er kann es sein, der alte Mensch — nicht daß er es immer wäre. Bedingung steht voran, daß in dem alten Leibe die Seele jung und wach geblieben und nicht verkümmert sei unter dem vielen Bitteren, das ein langes Leben über den Menschen ausgießt. Bedingung, daß diese seine Seele nicht auf der dürren Halde des Egoismus nur zur Weide gegangen sei, sondern sich genährt habe von den großen Dingen, die die dumpfe Sehnsucht aller und die Nahrung der erlesenen Geister sind. Da aber, wo diese Bedingungen sich erfüllen, geschieht dann etwas Schönes: da verwandelt sich der geringschätzige Ausdruck im Auge der Jugend in den warmen Blick der suchenden Liebe, da ist kein verhaltenes Gähnen mehr, wenn der Alte spricht, sondern andächtiges Lauschen; und wenn ein neuer Jahresring sich um den alten Stamm zusammenschließt, da kommen sie alsdann, die Jungen, Starken, die Lebendigen, und „wir haben dich noch"; rufen sie ihm zu, „und wollen dich behalten, weil wir einen brauchen, der nicht im Tale drunten steht, wo die Parteien, wo wir stehen, sondern darüber, auf überschauender Warte, die Kenntnisse und Erfahrungen unter ihm gebaut haben, der uns Rat erteilen kann von seiner Weisheit herab, Belehrung, Tadel und Preis. Und ein solcher, den wir brauchen, lieber Alter, der bist du!"

Dieser Ruf geht heute durch Deutschland. Ein Baum steht unter uns, um den ein neuer Jahresring sich schließt, Karl Frenzel, unser lieber Alter, der am 6. Dezember achtzig Jahre alt wird.

Vor zehn Jahren, zu seinem siebzigsten Geburtstage, habe ich ihn begrüßt. In den zehn Jahren seitdem bin ich ihm nicht ferner gerückt, sondern näher. Ich habe verfolgt, was er in der Zeit geschrieben hat, ich habe ihn kennen gelernt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Berliner Zweigniederlassung der großen Wohltätigkeitsanstalt, der Schiller-Stiftung, ich bin mit ihm in Vereinigungen zusammen gekommen, zu denen nur seine vertrautesten Freunde Zutritt fanden. Ich kann über ihn aussagen als Zeuge. Das was

ich zu sagen habe, ist dies: das Erdreich in diesem Acker ist nicht versteint, die Seele in diesem Leibe nicht müde, das Herz in diesem Manne nicht bitter geworden.

Und doch sind bittere Dinge in dieser Zeit über ihn hingegangen.

Wir haben uns gewöhnt, wir Menschen, vielleicht um uns eine Art von Scheuklappen vor den Lebensbeschwerden zu schaffen, gewisse böse Dinge mit sanfteren Bezeichnungen zu nennen: der Wundarzt spricht von „Beseitigung eines Gliedes", der Zahnarzt, daß er einen Zahn „entfernen" will, wenn er uns nachher den Leib zerschneidet und den Kiefer bricht. So sprechen wir davon, daß „im Alter sich das Leben allmählich vom Menschen ablöst." Was bedeutet das, in die Sprache der Wahrheit übersetzt? Verlust bedeutet es, Schmerzen bis ins Mark. Es besagt, daß gute Gefährten und Kameraden, die mit uns waren, plötzlich nicht mehr an unsrer Seite sind, daß Tätigkeiten, die wie ein pünktliches Uhrwerk neben uns hergegangen sind, die Räder still stehen lassen, so daß wir ihr belebendes Surren nicht mehr hören; daß Gewohnheiten, die uns treu gewesen sind, wie ein warmer Hausrock, uns mit einem „ich mag nicht mehr" verlassen. Und zwei Verluste solcher Art, zwei schwere, hat der alte Mann in dieser Zeit zu verzeichnen gehabt: Am 20. Juni 1903 ist Berta Frenzel von ihm gegangen, um zu sterben, die ihm mehr als vierzig Jahre eine gute Ehefrau gewesen war. Im Jahre 1905 hat Frenzel die Tätigkeit von sich gelegt, deren er Jahrzehnte und Jahrzehnte lang gewaltet, die ihn zu einem Führer im Geistesleben Deutschlands gemacht hatte: die Feuilletonredaktion der „National-Zeitung".

Berta Frenzel — ich habe sie erst kennen gelernt, als sie keine junge Frau mehr war, als von der „madonnenhaften Schönheit, dem goldschimmernden aschblonden Haar, den blauen Augen, die ihr von denen nachgesagt werden, die sie in ihrer Jugend gekannt haben, nur die blauen Augen noch geblieben waren. Aber auch damals noch, als diese Augen sich zum ersten Male auf mich richteten, war etwas Strahlendes, Beherrschendes darin, der Ausdruck einer Natur, die mit dem Leben fertig zu werden verstand; wenn ich sie mit einem Worte charakterisieren soll, es waren tapfere Augen. Und das erklärt sich, denn die Frau war die Tochter eines tapferen Mannes, des alten Invaliden-Hauptmanns Schmack.

Seltsam, wie das Leben zusammenführt — lange lange bevor ich auch nur ahnte, daß es eine Berta Schmack in der Welt gab, und daß aus dieser nachher Berta Frenzel geworden, habe ich ihren Vater gekannt, der im Berliner Kadettenhause, zur Zeit, als ich dort Kadett war, den Unterricht im militärischen Planzeichnen erteilte. Alle meine Lehrer sind mir in der Erinnerung geblieben, kaum einer so lebendig wie der alte Schmack. Und wer hätte sie auch vergessen können, die beinah abenteuerliche Erscheinung? Die lange, hagere, eigentlich klapperdürre Gestalt im verschlissenen blauen Uniformrock, die, wenn sie sich bewegte, die Gliedmaßen so schlenkernd warf, daß sie an eine wandernde Windmühle erinnerte. Auf dem hageren Leibe ein Kopf, den halblanges eisgraues Haar umhing, beinah wie ein alter Künstlerkopf anzuschauen — von dieser in ihm verborgenen künstlerischen Ader hat jedenfalls

die Tochter geerbt, die sich unter der Leitung des Landschafters Eschke zu einer nicht unbedeutenden Malerei entwickelt hatte, als sie Karl Frenzel heiratete —, und aus dem knochigen Gesicht sprang eine gewaltige Nase hervor. Bedeckt — richtiger gesagt überdacht war dieses alles, Gestalt, Kopf und Gesicht von einer Mütze, die noch an die militärische Tracht aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. erinnerte: der Schirm hing bis auf die Nase herunter, und der Teller war von riesigem Umfang. Diese Mütze war ein Gaudium für uns Kadetten, und nicht die Mütze allein, ein Gaudium war uns der ganze alte Schmack. Unsre Leistungen im Planzeichnen befriedigten ihn nur sehr mäßig, und er gab uns das mit unzweideutiger Deutlichkeit zu verstehen. Er war sackgrob. Aber seine Grobheit war polternd, nie bösartig; sie hat niemals weh getan, im Gegenteil, wir freuten uns an ihr. Freuten uns und buchten mit Entzücken die drastische Erklärungsart, mit der er uns die Theorie des Bergstrichzeichnens klarzumachen versuchte: der Bergstrich deutet bekanntlich die größere oder geringere Steilheit des Abhangs durch stärkere oder schwächere Schattierung, durch größere oder geringere Länge an. Der Gedanke, der dabei zugrunde liegt, ist, daß er den Lauf des Wassers versinnbildlicht, das von der Höhe zur Tiefe fließt. Darum ist die wesentliche Bedingung, daß die Bergstriche senkrecht auf den Horizontalen stehen, die das Profil des Berges bezeichnen. In grimmigen Zorn nun geriet der alte Schmack, wenn er bei der Ausführung unsrer Kunstwerke die Bergstriche nicht gehörig senkrecht gezeichnet sah: „Ihr Botokuden! werdet ihr es euch denn niemals merken? Wenn ein Hund gegen den Stein oder die Hausecke p . . ., wie läuft das Wasser? herauf? oder nach der Seite? Herunter läuft es! senkrecht herunter.“ Das war ein unsterbliches Wort für uns geworden, und unsterblich auch unser Vergnügen. Aber so sehr wir über ihn lachten, den alten Schmack, eins war an ihm, worüber wir nicht lachten: das war das eiserne Kreuz, das ihm am schwarzweißen Bande aus dem Knopfloche hing. Im Freiheitskriege hatte er sich das geholt, mit Einsatz seiner Knochen; das wußten wir; und wußten, daß er im Felde wegen Tapferkeit vom Unteroffizier zum Offizier gemacht worden war; und daß so etwas in der preußischen Armee etwas ganz Seltenes, Außerordentliches bedeutet, das wußten wir auch.

Die Tochter dieses Mannes also war Berta Schmack-Frenzel, die zur Zeit, als ich ihr näher trat, nicht mehr jung, die einstmals aber jung und schön gewesen war, und die sich mit Karl Frenzel kennen gelernt hatte am 10. November 1859 an Friedrich Schillers hundertjährigem Geburtstag. In seiner Bankettrede zum siebzigsten Geburtstage Frenzels hat Julius Rodenberg in reizvoller Weise die Gesellschaft geschildert, die sich nach der Grundsteinlegung von Schillers Denkmal in Berlin zu einem Festmahl in der französischen Straße zusammengefunden hatte, und hat beschrieben, wie die beiden jungen Menschen sich bei der Gelegenheit zum erstenmal gesehen haben, um sich nicht wieder zu verlieren. Von symbolischer Bedeutung ist es mir immer erschienen, daß der Bund der beiden sich an dem Tage geknüpft hat, der dem Andenken an den Großen geweiht war, der dem deutschen Volke seine

große Heilslehre, die Lehre vom Idealismus verkündet hat. Denn ein ideales Zusammenkommen war es, als der mit Glücksgütern nicht gesegnete junge Journalist, der die mager besoldete Stellung eines Gymnasiallehrers soeben mit der auch nicht glänzend dotierten Tätigkeit als Redakteur an Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" vertauscht hatte, sich die Tochter des bitter-armen alten Invaliden-Hauptmannes holte, und ein ideales Zusammensein war es, das diese beiden in mehr als vierzigjähriger Ehe gelebt haben, in einer Ehe, in der sie nicht nach Geld und äußeren Ehren ausblickten, nicht nach Gunstbezeugungen irgendeines Mächtigen fahndeten, sondern in der sie, zwei wahrhaft freie Menschen, sich selber Haus- und Lebensgesetz schrieben, sich einzig beugend vor dem, was sie als das Heilige erkannt hatten, dem wahrhaft Guten, Schönen, dem wahrhaft Wahren.

Seit dem 20. Juni 1903 ist es still geworden in den traulichen Räumen an der Dessauer Straße. Von zweien ist nur einer noch da, ein alter, nicht veralteter, ein einsamer, nicht vereinsamter Mann. Er hat Gesellschaft, wird immer Gesellschaft haben: die großen Angelegenheiten der Welt, mit denen er sein Lebenlang verkehrt hat, sind heute noch bei ihm und um ihn her. Wie er es früher getan hat, sieht er ihnen heute noch ins Gesicht, musternd läßt er sie an sich vorüberziehen. Wenn ihre Gesichter leidenschaftlich sind, das seine bleibt leidenschaftslos; wenn sie verworren sind, sein Auge ist klar. Dinge der äußeren und inneren Politik, der Kultur, der Literatur, insbesondere der dramatischen, der sein Herz heute noch gehört, wie vor fünfzig Jahren. Damals, als ich hörte, daß er das Feuilleton der „National-Zeitung" niedergelegt habe, überlief mich ein Schreck. Die Erfahrung kam mir in Erinnerung, die ich so manches Mal an Beamten, an Männern gemacht habe, die an eine bestimmte, fest geordnete Tätigkeit gebunden gewesen waren: Aufrecht und ausdauernd, solange sie, wenn auch bejahrt, dem Amte und dem Berufe angehörten, klappten sie zusammen, sobald sie dessen ledig wurden. Der Mechanismus der Gewohnheit hatte für sie aufgehört, die mächtige Stütze des Menschen. Der alte Beamte, den die Uhr zur festgesetzten Stunde täglich ins Bureau ruft, empfindet es ja wie eine Pflichtversäumnis, ausspannen zu sollen und zu sterben. Dazu hat er erst Zeit, wenn sich die Akten für ihn schließen. Und wie der Beamte, so der Redakteur. Nicht ohne Besorgnis gab ich darum acht, was und wie es nun mit dem alten Redakteur werden würde, der nicht mehr zur Redaktion ging — meine Besorgnis war ohne Grund. Die „National-Zeitung" ist ihrem lieben Alten treu geblieben, und er seiner Zeitung. Treue — von allen Eigenschaften der Deutschen die edelste, von allen Gewalten die unsichtbarste und zugleich mächtigste.

Der treibende Wasserstoß ist sie im ruhigen Strom, den man eigentlich nicht sieht, und dem auf die Dauer nichts widersteht, die in Tatkraft sich umsetzende Sonnenwärme des Herzens, aus der die Wirkungen stammen, die das Staunen der fremden Nationen wecken, wenn sie nicht begreifen, wo die Erfolge Deutschlands herkommen. Festhalten können an einem Gedanken, einem Gefühl, einem im Herzen gehegten ersehnten Ziel durch Jahre, Jahrhunderte, durch Tag und Nacht und Freude und Leid: das ist Glaubenskraft,

ist Religion, und darum ist das deutsche Volk das tragende Volk der Religion. Ein in diesem Sinne religiöser, von seiner Überzeugung nicht abirrender, in seinen Gefühlen nicht erkaltender, seinen Freunden anhänglicher treuer deutscher Mann, das ist der Mann, von dem ich hier spreche. Wer die „National-Zeitung" in den Jahren gelesen hat, als Karl Frenzel ihr Feuilleton leitete, der weiß, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß sie die Stätte war, wo alles sich begegnete, was Reife und Erlesenheit im deutschen Geistesleben hieß. Kaum ein Name von literarischer Bedeutung, der nicht in ihren Spalten zu großen Fragen das Wort ergriffen hätte, und wenn man diese Worte gelesen hatte, wußte man, daß man nicht eine Partei hatte sprechen hören, sondern die Sache selbst. Der erlauchte Kreis hat sich gelichtet; von den einstigen Mitarbeitern Frenzels sind kaum einige noch vorhanden. Aber die geistige Tradition dieses Kreises, die Angelegenheiten der Welt nicht durch das Brillenglas einer Richtung und Partei, sondern sie so anzusehen, wie sie sich ausnehmen, wenn man, über Richtung und Partei stehend, mit den Dingen selbst verkehrt, ist in ihm, dem Überlebenden, lebendig geblieben. Wer die „National-Zeitung" seit dem Tage, da Karl Frenzel das Feuilleton niederlegte, weiter und in ihr seine Aufsätze gelesen hat, wird mir recht geben. Was mich betrifft, so ist mir diese Wahrnehmung nie lebendiger zum Bewußtsein gekommen als in diesem letzten Sommer, als ich in der Nummer vom 7. Juli 1907 seinen Aufsatz über den Peters-Prozeß in München und in der vom 14. desselben Monats seinen Artikel „Vatikan und Wissenschaft" kennen lernte. Wieviel habe ich zur Zeit des genannten Prozesses über den Mann und seine Sache gelesen, und alles, was ich las, war nur „für" oder „wider" Karl Peters. Der einzige, der wirklich über dem „Für" und „Wider" stand, der erkannte, daß es sich hier um ganz etwas andres als um den Streit über eine Persönlichkeit, daß es sich um einen elementaren Vorgang, um den Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Pole in der Menschennatur handelte, war Karl Frenzel. Er, und soweit ich weiß, er allein, hat es ausgesprochen, daß der Name Karl Peters nicht eine Individualität nur, sondern einen Typus deckt, einen Menschentypus, der in der Eroberungsgeschichte der Menschheit unter anderm Gesicht schon oftmals dagewesen ist und wiederkehren wird, „solange es Rassen gibt, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen geboren sind". Der Mann, der diese mannhaften, durch keinen sentimentalen Seitenblick verschiesten Worte niederschrieb, stand, als er es tat, mitten in seinem achtzigsten Lebensjahre. Und in demselben Alter stand derselbe Mann, der acht Tage später in seinem Artikel „Vatikan und Wissenschaft" mit Glut und Mut und Siegeszuversicht der Jugend gegen „die geistige Knechtung des deutschen Katholizismus durch das Papsttum" in die Schranken trat. „Seit dem Beginn der Gegenreformation im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts steckt der römische Pfahl im Leibe Deutschlands. Alle Anstrengungen der Aufklärung und der Kultur, die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Stämme zu einer einheitlichen Nation sind nicht imstande gewesen, ihn zu entfernen; wenn jetzt der Vatikan selbst durch seine Maßregeln gegen die deutsche katholische Wissenschaft die Axt an ihn legt, geht

uns die Hoffnung seines Falles auf. Immer mehr deutschen Katholiken muß es einleuchten, daß es für sie, auch wenn sie sich noch so löblich unterworfen haben, keinen Platz im Schatten des Vatikans gibt, und daß ihre Wissenschaft dort heute und in alle Zukunft hinein, wie zu den Tagen Reuchlins und des Erasmus, als Ketzerei gelten wird. Sie wollen keine Protestanten sein, aber dem päpstlichen Bannfluch verfallen sie doch." — Wer Worte zu schreiben vermag, wie Karl Frenzel sie zum Peters-Prozeß geschrieben hat, den nenne ich einen nur seiner Überzeugung gehorsamenden, einen innerlich, d. h. einen wahrhaft freien Mann. Wessen Seele sich in Worten ausspricht, wie die soeben aus seinem Vatikan-Artikel angeführten es sind, in dessen Seele ist Deutschland mit all seinen besten Elementen, mit seiner Auflehnung gegen Geistesunterdrückung, seinem Glauben an den endlichen Sieg des Lichts lebendig, der ist lebendig mit den Lebendigen, jung mit dem jungen Geschlecht. Und weil wir uns in einer Zeit befinden, in der wir solcher innerlich freien, innerlich lichten Männer mehr vielleicht bedürfen denn je, darum ist es keine willkürliche Voreingenommenheit, keine Verstiegenheit persönlichen Gefühls, sondern die aus den Tatsachen entquillende Wahrheit, wenn ich sage und ausspreche, daß heute am achtzigsten Geburtstage dieses Mannes alles, was jung und stark und gesund ist in Deutschland, die Hand nach ihm ausstreckt und „bleibe bei uns" ihm zuruft, „bleibe bei uns, du lieber mutiger alter Karl Frenzel, denn wir brauchen dich noch lange! Noch lange!" —

Weimar, im Oktober 1907.

Den Worten des Dichters möge hier ein kurzes Nachwort des Herausgebers folgen, der dem Jubilar für seine bis zum ersten Hefte dieser Zeitschrift zurückreichende Mitarbeit dankbar ist. Viele Wandlungen haben sich seitdem vollzogen — unwandelbar, unberührt von entgegengesetzten Strömungen sind die Grundsätze geblieben, die uns zusammengeführt und verbunden haben. Treu seinen ästhetischen und politischen Überzeugungen hat Karl Frenzel, der noch ein Zeitgenosse des jungen Deutschlands und ein Zeuge der Märztage des Jahres 1848 war, teilgenommen an allen geistigen Bewegungen der Gegenwart, freudig fördernd, unerschrocken bekämpfend, immer in der vordersten Reihe. So haben ihn die Leser der „Rundschau" kennen gelernt; so ist keiner ihrer Jahrgänge, kaum einer ihrer Bände, die er nicht mit einem Beitrag aus seiner feinen Feder geschmückt und bereichert; und wie der Achtzigjährige sich den Eifer und die Kraft jener Jugend bewahrt hat, die nicht nach Jahren zählt, so rufen auch wir ihm in den Versen unsres Horaz (Epodon Liber, XIII, 3—5) zu:

— rapiamus, amice,
Occasionem de die, dumque virent genua
Et decet, obducta solvatur fronte senectus!

Berlin, im November 1907. **Julius Rodenberg.**

Das Bauerntum und die Landfrage in Rußland.

Von
Dr. Martin Ludwig Schlesinger.

In unserm östlichen Nachbarreiche spielen sich vor unsern Augen Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung ab. Die wichtigste Tatsache, die das Interesse der ganzen Kulturwelt verdient, ist die Neuregelung der bäuerlichen Verhältnisse, welche die Regierung des Zarenreiches in Angriff genommen hat. Da sieben Achtel der Bewohner Rußlands auf dem Lande leben, so hängt von der Lösung der Agrarfrage das Wohl und Wehe dieses größten Bauernstaates der Welt ab.

Ein Verständnis der gesamten russischen Verhältnisse kann man nur gewinnen, wenn man den russischen Landbewohner kennt, wenn man mit seiner wirtschaftlichen Lage, den Sitten und Gesetzen, nach denen er lebt, seinem Denken und Fühlen vertraut ist. Die vorliegende Skizze ist die Frucht mehrjährigen Studiums des russischen Bauerntums. Nicht durch Ausschreiben russischer Fachschriften oder der politischen Tagesliteratur, sondern durch Reisen in den Dörfern und persönlichen Verkehr mit den Landleuten sind die Ergebnisse gewonnen worden, die hier mitgeteilt werden sollen. Dies muß besonders betont werden, weil in Rußland die Psychologie der russischen Bauern der Gegenstand lebhafter Parteikämpfe ist. Dort hat kürzlich mir gegenüber der Leiter der großen privaten Hilfsaktion für die hungernden Bauern, ein russischer Professor, das Bauerntum eine Sphinx genannt. Hier liegt ein selbständiger Versuch vor, das Rätsel dieser Sphinx zu lösen.

Das wirtschaftliche Leben des russischen Landvolkes wird am deutlichsten durch den Gemeindebesitz oder Mir gekennzeichnet. Das Ackerland steht im Gesamteigentum der Gemeinde, die es nicht veräußern darf, im übrigen aber volle Selbständigkeit besitzt. Die Macht der Gemeinde ruht in der Gesamtheit der Hausvorstände, die sich gewöhnlich an einem Sonn- oder Feiertage unter freiem Himmel versammeln. Diese Gesamtheit der Familien-

häupter wird ebenfalls wie die ganze Einrichtung Mir genannt. Zum Mir gehören auch die Frauen, die wegen des Todes oder der Abwesenheit ihrer Männer einem Hauswesen vorstehen. Die Gemeindeversammlung, die vom Dorfvorsteher oder Schulzen geleitet wird, bestimmt über alle wichtigen Angelegenheiten der Gemeinde. Sie wählt die Gemeindebeamten — den Schulzen, das Dorfgericht, den Steuereinnehmer, den Wächter und den Gemeindehirten — vor allem aber weist sie jeder Familie einen Landanteil zu. Am Boden seiner Gemeinde hat der Bauer kein volles Eigentum, sondern ihm wird von der Gesamtheit der Hausvorstände sein Anteil am Gemeindelande auf eine Reihe von Jahren — jetzt zwölf bis zwanzig — zugewiesen, nach deren Ablauf wieder eine Umteilung stattfindet.

Der Landanteil, den jede Familie erhält, ist nicht etwa ein zusammenhängendes Stück Land, sondern besteht aus einer großen Anzahl schmaler Parzellen, die zumeist weit auseinander liegen. Diese Einteilung ergibt sich aus dem heute in Rußland vorherrschenden Wirtschaftssystem, der sogenannten Dreifelderwirtschaft. Das der Gemeinde gehörige Ackerland ist in drei gleiche Teile zerlegt. Der eine Teil wird mit Sommergetreide, der zweite mit Wintergetreide bestellt, während der dritte brach liegt. Jedes dieser Felder wird in einer Anzahl gleich langer Streifen geteilt, und wenn die Beschaffenheit des Bodens nicht überall gleichmäßig ist, so müssen die einzelnen Streifen nochmals geteilt werden, damit schließlich alle Teile an Güte und Größe gleich sind. Dabei kann es vorkommen, daß solch ein Landanteil aus 30 etwa 2 m breiten Ackerstreifen besteht, die zuweilen eine Länge von mehreren Kilometern erreichen. Nach welchen Grundsätzen die Gemeinde ihr Land verteilt, ist ihre eigene Angelegenheit. Es erhält entweder jeder Hausstand so viel Anteile, als er männliche Seelen zählt, oder es werden die Anteile entsprechend der Arbeitskraft der Familien den einzelnen Haushaltungen zugewiesen. Abgesehen von diesen wichtigen Aufgaben der Beamtenwahl und der Landverteilung gewährt die Gemeindeversammlung die Erlaubnis zu Neubauten auf den Dorfterrains, sie bestimmt die Zeit der Heuernte und den Anfang des Pflügens. Es darf nämlich bei der herrschenden Wirtschaftsform kein Bauer die Brache eher einpflügen als die andern, da dadurch die Weide für das Gemeindevieh verringert würde.

Der Anblick eines Dorfes im zentralen Rußland mit seinen in einer oder zwei dichten Reihen nebeneinander liegenden strohbedeckten, rohen Blockhütten, denen keine Blume, kein Baum den geringsten Schmuck verleiht, ist öde und traurig. Es fehlt dort auch an einem dem Hof angrenzenden Gärtchen, wo das notwendige Gemüse, wie Gurken, Zwiebeln und Rüben, gepflanzt werden könnten. Tritt man in eine Bauernhütte, so sieht man in einer Ecke ein Heiligenbild mit Lämpchen, in der Mitte den großen russischen Ofen, in dem das Brot gebacken wird, auf welchem des Nachts ein Teil der Familie schläft, und in dem sogar zuweilen gebadet wird. Ein Tisch, einige Bänke und an der Wand ein Öldruck des Zaren bilden die ganze Wohnungseinrichtung des russischen Bauern. Bettstellen und Betten habe ich im mittleren Rußland nirgends gesehen. Alt und jung, Männer und Frauen

liegen auf harten Pritschen und decken sich mit den abgelegten Kleidern zu. Ein einziges geringwertiges Messer mit rohem Holzgriff, zwei Schüsseln, zwei Töpfe und mehrere Holzlöffel sind das ganze Küchengerät einer fünfköpfigen Familie. Brot, Kartoffeln, Buchweizengrütze und, wenn es hoch kommt, Gurken, Kraut und Zwiebeln bilden die Nahrung des russischen Bauern. Seine übrigen einfachen Bedürfnisgegenstände stellt er sich selbst her. Die Frauen spinnen mit der Spindel oder sitzen am Webstuhl und nähen sich die Kleider selbst. Im Winter, der hier sechs Monate dauert, kauert die ganze Familie um den Ofen, dem häufig der Kamin fehlt, so daß der Rauch in die Hütte zieht. In demselben Raum finden wir vielfach auch Kälber, Ferkel und Lämmer untergebracht, die in ihren Ställen erfrieren würden. Denn es fehlt den Bauern im mittleren Rußland an Brennholz. Wenn der Frühling kommt, dann sind die Erntevorräte gewöhnlich erschöpft, und der Bauer muß vom benachbarten Gutsbesitzer borgen, um wenigstens drei Tage in der Woche zu essen. Und wenn die Ernte mißrät, was sich in regelmäßigen, immer geringer werdenden Zwischenräumen wiederholt, dann bleibt nur ein Mittel: der Staat und die private Wohltätigkeit müssen die Bauern ernähren, da sie sonst verhungern würden. Auch das vorige Jahr brachte eine Mißernte in den östlichen Provinzen. Im letzten Frühling aber hat die Regierung, allerdings mit schweren Opfern, ihre Aufgabe, Millionen von Menschen zu speisen, wie ich mich durch eine Reise in den Hungerprovinzen an der Wolga persönlich überzeugt habe, im großen ganzen glücklich gelöst. Eine Merkwürdigkeit zeigt noch das russische Dorf. Es gibt dort fast gar keine Schlosser, Ofensetzer oder Tischler. Es fehlt sogar an tüchtigen Pferdeknechten und Hirten, obwohl diese von den Gutsbesitzern einen hohen Lohn erhalten.

Sowohl im Zivil- wie im Strafprozeß sind die Bauern in allen Sachen, die bei uns der Kompetenz der Amts- und Schöffengerichte angehören, einem aus Bauern zusammengesetzten Gerichtshof unterworfen. Für denselben bestehen keinerlei geschriebene Gesetze. Die Richter sollen die Rechtsstreitigkeiten nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden und sich hierbei von den örtlichen Gewohnheiten leiten lassen. Bei ihrer Rechtsprechung kümmern sich die Bauern um alle Prinzipien, die die Rechtswissenschaft in Jahrtausende dauernder Arbeit festgestellt hat, blutwenig. Diese Richter bestrafen wegen Handlungen, die zwar nicht die Merkmale einer Straftat in sich tragen, ihnen aber tadelnswert erscheinen. Sie stellen bei einem Diebstahl das Verfahren ein, wenn der Bestohlene nicht vor Gericht erscheint, oder wenn er sich mit dem Diebe vergleicht. Es kommt auch vor, daß im Strafprozeß nicht der Angeklagte, sondern die durch die Straftat Verletzten und sogar die Zeugen bestraft werden.

Daß in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten unter Umständen nicht der Beklagte, sondern andre Personen, die gar nichts von dem Prozesse wissen, zur Leistung an den Kläger verurteilt werden, wird uns nunmehr nicht mehr wundernehmen. Das ist nun die Justiz der Bauerngerichte. Da vielfach der Dorfgerichtsschreiber die einzige schriftkundige Person ist, so kommt es auf

seinen guten Willen an, daß er das Urteil niederschreibt, das die Richter gefällt haben. Häufig setzt sich aber eine Partei mit ihm ins Einvernehmen und erhält dann natürlich eine ihr günstige Entscheidung. Vielfach werden die bäuerlichen Richter auch durch Branntwein oder Geldgeschenke bestochen.

Was die Bildung der Bauern betrifft, so versteht in Rußland nur der fünfte Teil seiner Bewohner die Kunst des Lesens und Schreibens. Für den russischen Bauern ist noch heute die Kugelgestalt der Erde eine unbewiesene Behauptung, und das Wesen einer geographischen Karte ist ihm vollständig fremd. Zur Zeit des japanischen Krieges forschte man mich in den russischen Dörfern aus, ob Deutschland bei Japan liege. Ich pflegte dann zu erwidern, es liege auf der andern Seite der Welt, womit man sich meistens zufrieden gab. Einmal aber wollten es mir einige besonders schlaue Bäuerlein nicht glauben und zeigten mich bei der Polizei als Spion an. Im russischen Dorfe erzählen die Alten noch heute von fabelhaften Ländern, so von einem „Weißen Arabien", wo der Acker ungeheure Ernten bringe, oder dem „Weißwasserlande", wo noch der wahre Glaube herrsche, das heißt die alte, von den Aposteln sich herleitende Kirche unverfälscht erhalten sei. Vor etwa einem Jahrzehnt erschien im Uralgebiet eine Persönlichkeit, die sich für einen Erzbischof des „Weißwasserlandes" ausgab. Zu seiner Beglaubigung wies Arkadius — so nannte sich der Betrüger — eine Investitururkunde vor, die von Meletius, Patriarchen von Weißwasserland, Indianien, Ostindien, Justindien und Festindien, und außerdem von Gregor, Kaiser und König der Magellanischen Länder usw., unterzeichnet war. Vor wenigen Jahren wurden aus dem Uralgebiete einige Kundschafter nach diesem Eldorado abgesandt, die bis nach Hinterindien und China kamen, ohne das Land ihrer Sehnsucht zu finden. Es sind nur wenige Wochen her, daß ich selbst in dieser Provinz im Volke ganz ernsthaft nach dem „Weißwasserlande" herumgefragt und ebenso ernsthaft Bescheid erhalten habe. Die russischen Bauern sind wahrhaft religiös. So oft der Geistliche während des Gottesdienstes den Namen Christi ausspricht, geht es wie eine Woge über die Häupter der Gemeinde. Von der Persönlichkeit des Heilands und von dem Wesen der christlichen Religion hat die große Mehrzahl der Bauern fast gar keine Vorstellung. Der orthodoxe Geistliche, der arm und wenig gebildet ist, genießt bei seinen Pfarrkindern meist wenig Ansehen, und kennzeichnend für die Volksstimmung ist es, daß es für das größte Unglück gilt, auf der Straße einem Popen zu begegnen. Der Russe sieht im Geistlichen nur einen Menschen, der für sein schweres Geld gottesdienstliche Handlungen vornimmt. Der Bauer hat vielfach höhere religiöse Bedürfnisse, die aber die Mehrzahl der russischen Geistlichen nicht befriedigen kann. Infolgedessen ist in Rußland das Sektenwesen sehr verbreitet. Nahezu der sechste Teil aller russischer Bauern gehört nicht der Landeskirche an. Evangelische und rationalistische Sekten zählen allein wohl an fünf Millionen Anhänger. Viele der Sektierer, die wegen ihres Fleißes und ihrer Nüchternheit gewöhnlich in einem gewissen Wohlstand leben, kennen die Bibel fast auswendig. Diese russischen Bauern haben damit, daß sie Jahrhunderte lang trotz aller Verfolgung von Kirche und Staat ihre religiöse Freiheit bewahrt haben, eine

beispiellose Energie bewiesen. Daneben finden wir aber auch in den russischen Dörfern einen finsteren Glauben verbreitet. Vor kurzer Zeit hörte ich, daß auf einem Kirchhofe große Volksansammlungen stattfanden, weil das Gerücht ging, eine dort begrabene Frau werde in diesen Tagen auferstehen. Alljährlich kann man in den Zeitungen lesen, daß in irgend einem Dorfe ein kleines Kind mit abgeschnittenen Händchen tot vorgefunden wird. Es herrscht nämlich der Glaube, daß die Hand eines unschuldigen Kindes die Kraft hat, den, der sie bei sich führt, unsichtbar zu machen.

Das ist also die wirtschaftliche und geistige Verfassung des russischen Landvolkes. Ist sie gänzlich eigenartig, wie man in Rußland vielfach annimmt, oder kennen wir aus der Geschichte ähnliche Verhältnisse? Als ich unmittelbar nach den letzten großen Bauernaufständen im Frühjahr des Jahres 1905 in den von ihnen berührten Kreisen der Provinzen Kursk und Orel in der durch die Not mir aufgezwungenen Rolle eines Hanfhändlers reiste und in einem federlosen Wagen zehn Meilen durch wegloſe Sümpfe und reißende Bäche zurückzulegen hatte, als mir die Bauern auf meine Fragen, wer sie denn veranlaßt habe, die Höfe der Gutsbesitzer zu verbrennen, antworteten, sie seien vom Satan oder von „Chinesen" verführt worden; als ich ferner vor den Posthäusern von einem Kaiserlichen Geheimrat aus Petersburg unterzeichnete Urkunden vorfand mit der Einleitung: „In jüngster Zeit haben die Bauern sich erfrecht, die staatliche Ordnung mißachtend, die Höfe der Gutsbesitzer niederzubrennen", da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Hier war ich unter Menschen und unter Verhältnissen, wie sie das mittelalterliche Deutschland kannte. Das war hier die deutsche Bodenkultur mit ihren Hufen und Gewannen und mit der Dreifelderwirtschaft. Alle Bauern, die ich traf, klagten mir, daß die Gutsbesitzer ihnen ihr Land entzogen hätten, vor allem aber, daß es ihnen an Wiesen fehle, und daß sie genötigt seien, das Brenn- und Zimmerholz von den Gutsbesitzern für den doppelten Preis zu kaufen, den es wert sei. Nach Deutschland zurückgekehrt, schlug ich die berühmten zwölf Artikel nach, welche die deutschen Bauern zur Zeit des großen Bauernkrieges im Jahre 1525 aufgestellt hatten, und siehe da, die oberschwäbischen Bauern sagen da wörtlich dasselbe: „Wir seyn beschwert, das etlich haben inen zugeaignet wisen dergleichen ecker, die dann ainer gemain zugeherendt. Dieselbigen werden wir wider zu unsern gemainen handen nemen. — Wir seyn auch beschwert der beholtzung halb, dann unsere herschafften haben inen die hoeltzer alle allein geaignet, und wann der arm man was bedarf, muß ers umb zway geldt kauffen."

Der Landmann ist also in Rußland heute ein mittelalterlicher Mensch. Das Zeitalter der Entdeckungen, die Reformation und die französische Revolution haben ihn vollständig unberührt gelassen. Nun hungert er aber, und wenn ein Mensch hungert, dann fragt er sich, warum er nichts zu essen habe. Solche Fragen stellt natürlich ebenso der mittelalterliche Mensch, wie sie sich unsereiner stellen würde. Für den Bauern ist die Antwort auf die Frage klar und einfach: Es fehlt ihm an Land, und das Land fehlt ihm deswegen, weil es ihm die Grundherren, das sind die Gutsbesitzer, weggenommen haben. In alten Zeiten hätte doch den Bauern der gesamte Grund und Boden im

heiligen Rußland gehört, während die „Herren" am Hofe des Zaren gedient hätten. Später habe es dem Zaren beliebt, den „Herren" das gesamte Land zugleich mit den Bauern zu schenken. So seien die Bauern Leibeigne geworden, das Land sei aber ihr Eigentum geblieben. Der gute Zar Alexander II. habe nun die Not seiner Kinder erkannt, ihnen deshalb die alte Bauernfreiheit geschenkt und einen Teil ihres Landes zurückgegeben. Heute genüge das Land aber nicht mehr, und die Bauern müßten alles Land wieder haben, das sie in alten Zeiten besessen hätten. Deswegen müßte ihnen von rechts wegen das gesamte Land der Gutsbesitzer jetzt zurückgegeben werden. Den „Herren", die ja doch ihr Land nicht selbst bebauten, könnte der Zar, wie in früheren Zeiten, ein Gehalt bezahlen. An Geld könne es dem Zaren hierzu nicht fehlen, da dem Zaren ja das von Gott verliehene Recht zustehe, so viel Geld zu machen, wie er wolle.

Das ist die einfache und in sich geschlossene Weltanschauung des russischen Bauernvolkes. In ihr spiegelt sich treu und wahrhaft die geschichtliche Entwicklung. Die in einzelne Dorfgemeinden gegliederte, ländliche Bevölkerung setzte sich zunächst wohl aus freien Bauern zusammen. Da der Staat dem Hofadel als Gegenleistung für militärische Dienste immer größere Rechte an die Bauern einräumte, wurden sie zu Hörigen. Aus der Fesselung an die Scholle entwickelte sich allmählich eine persönliche Knechtschaft, bis mit Alexander II. eine rückläufige Bewegung eintrat. Nach der von ihm erlassenen Bauernordnung von 1861 wurden den einzelnen Dorfgemeinden zugleich mit der persönlichen Freiheit ein Landanteil gegen Zahlung einer Ablösungssumme zu Eigentum überwiesen. Bis zur Tilgung dieser Ablösung sollte ein Verkauf oder Verpfändung dieser Länder eine unzulässige sein. In diesem Gesetze wollte Alexander II. die Existenz der befreiten Bauern durch einen ausreichenden Landanteil sicher stellen. Seine Absicht ist aber nicht folgerichtig durchgeführt worden: Da den Bauern nur Ackerland, und zwar vielfach weit von ihren Höfen entfernte Grundstücke, zugewiesen wurde; da man ihnen aber meist nicht das notwendige Wiesen- und Weideland gab, da sie auch nicht mehr, wie in den Zeiten der Leibeigenschaft, das Holz den Beständen der Gutsherrschaft entnehmen konnten, so waren sie auf die benachbarten Gutsbesitzer angewiesen, die nun zum großen Teil für die Wiesen eine unverhältnismäßig hohe Pachtsumme verlangten oder sich für die Holzlieferung, da die Bauern kein bares Geld haben, für den kommenden Frühling und Sommer Dienste ausbedangen, wobei sie teilweise die Notlage der Bauern in verwerflicher Weise ausnutzten. Da in den sich völlig selbst überlassenen Gemeinden mit ihren selbstgewählten Beamten bürgerlicher Ehrgeiz etwas gänzlich Unbekanntes ist, so will niemand Schulze oder Schöffe werden, da diese gering besoldeten Ämter lediglich als Last erscheinen. Die angesehensten und reichsten Bauern setzen alles daran, um sich einer Wahl zu entziehen. Um den Mißständen, die infolgedessen sich im Schoße der Gemeinde gebildet hatten, wie der Bestechlichkeit und Trunksucht der Gemeindebeamten, zu steuern, wurde von Alexander III. die Behörde der Landhauptleute geschaffen, die ein Kontrollorgan dieser unabhängigen Gemeinde bilden sollte. Die Landhaupt-

leute erhielten die Aufgabe zugewiesen, über die Gesetzmäßigkeit der von den Bauern gefaßten Beschlüsse zu wachen; sie haben auch eine Disziplinargewalt über die Schöffen und die Dorfgerichtsschreiber. Durch das Gesetz wurde ihnen „die Fürsorge für das wirtschaftliche Gedeihen und das sittliche Wohlverhalten" der Bauern übertragen. Dieser unklare Begriff gibt ihnen eine diskretionäre Gewalt über die Gemeinde. Die ausschließlich aus den ortsangesessenen Adligen ohne Rücksicht auf ihre Vorbildung ernannten Landhauptleute sind leicht geneigt, alle ihnen nicht genehmen Beschlüsse der Gemeindebeamten mit der Begründung zu kassieren, daß sie gesetzwidrig seien. Wenn die Dorfrichter nach der Auffassung des Landhauptmannes das Recht gebeugt haben, so kann er sie einige Tage einsperren lassen. Es kommt aber auch vor, daß er ihnen Strafe androht, wenn sie im Rechtsstreit nicht in einem bestimmten Sinne entscheiden. Bei der Einrichtung dieser Behörde ist die Trennung der Justiz und Verwaltung mit voller Absicht aufgegeben worden. Was sind nun die Folgen davon? Die Bauern sehen die Entscheidungen des Landhauptmannes als Willkür an und glauben rechtlos zu sein.

So ist es erklärlich, daß die Bauern überzeugt sind, ihre Armut und Rechtlosigkeit seien von den Beamten verschuldet, die den Zaren in Unwissenheit über die Lage des Volkes und seine Nöte hielten. Das russische Volk glaubt also, daß die „Herren" den Zaren täuschen und seine volksfreundlichen Erlasse einfach nicht ausführen. Herren sind nun für die russischen Bauern alle Gutsbesitzer und alle Beamten, alle Leute, die eine Uniform tragen, wie Offiziere, Richter, Studenten und Gymnasiasten. Aber auch die Leute, die an Stelle der Bauernbluse oder des russischen langschößigen Rockes die sogenannte „deutsche" Kleidung tragen, wie Rechtsanwälte und Ärzte, betrachtet das Volk ebenso als „Herren," da es doch sieht, daß sie aus den Kreisen der Gutsbesitzer hervorgehen und jedenfalls mit ihnen gut Freund sind. Allen diesen Herren mißtraut das Volk im höchsten Maße und trägt ihnen geradezu einen stillen Haß entgegen. Ihre politische Richtung ist dem Volke gleichgültig. Die Politik wird als das Amüsement der Herren betrachtet: der konservativste Staatsanwalt wie der liberalste Rechtsanwalt sind für den Bauern einfach „Herren". „Juristen sind schlechte Christen", denkt das mittelalterliche Volk, und die Bauern sind überzeugt, daß alle „Herren" gewissenlos und bestechlich seien. Muß doch die Gemeinde, die mit dem benachbarten Gutsbesitzer über das Eigentum an einem Walde streitet, da dieser Rechtsstreit vor das Kreisgericht in der Stadt gehört, einem dort zugelassenen Rechtsanwalt sogleich einen Vorschuß, also eine Bestechung, bezahlen, und sie bekommt schließlich Unrecht, verliert auch den Wald endgültig an den Gutsbesitzer, weil sie, anstatt gegen das Urteil ein Rechtsmittel einzulegen, im geheimen, ohne Vorwissen der Behörden, eine Gesandtschaft an den Zaren abschickt, die dann gewöhnlich in der nächsten Stadt von der Polizei wegen Paßlosigkeit eingesperrt wird oder, was noch schlimmer ist, Schwindlern in die Hände fällt.

Auf dieser Anschauung der Bauern über ihr Recht am Lande fußend und ihren Haß gegen Gutsbesitzer und Beamte klug ausnützend, erklärten die russischen Sozialrevolutionäre im Frühjahr 1905, daß jetzt der Zar die Bitten

der Bauern erhört habe. Zum Teil wendeten sie dabei die Taktik an, daß sie in goldstrotzenden Uniformen in den Dörfern erschienen und den Bauern „Kaiserliche Botschaften" überbrachten oder sogar irgend einen leichtgläubigen Geistlichen veranlaßten, eine gefälschte „goldene Bulle" von der Kanzel herab zu verkündigen, wonach den Bauern jetzt von dem Zaren gestattet werde, das ihnen von den Gutsbesitzern entzogene Land in Besitz zu nehmen. Das glaubten die Bauern und begannen sogleich die Wälder abzuholzen und die Gutsbesitzer „auszuräuchern". Sobald aber „kaiserliche Soldaten" erschienen, sahen die Bauern ihr Unrecht ein, baten kniefällig den Befehlshaber der Truppen um Verzeihung, und ihre Wut wendete sich gegen die Agitatoren. Wurde das Volk ihrer habhaft, so übergab es sie der Polizei oder warf sie in das Feuer. Als ich in diesem Frühjahr in der Provinz Saratow reiste, wurde in einer Kreisstadt ein Prozeß verhandelt, der besser als alle sonstigen Berichte die wahre Stimmung der Bauern kennzeichnet. Im Dorfe Malinowka und einigen umliegenden Ortschaften waren Plünderungen und Brandstiftungen vor sich gegangen. Das Wohnhaus eines Geistlichen war in Flammen aufgegangen, und es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß eine Kirche dadurch entweiht worden sei, daß eine Herde Schafe hineingetrieben wurde. Nunmehr taten sich mehrere Dorfschaften zusammen, ließen die Sturmglocke läuten und holten alle die, welche „gegen den Kaiser waren", und die gesagt hatten, „daß es keinen Gott gebe", aus ihren Wohnungen heraus und schlugen, nachdem sie sie gezwungen hatten, den Geistlichen um Verzeihung zu bitten, mit Heugabeln und Knütteln so lange auf sie ein, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Dreiundvierzig Menschen fanden so unter furchtbaren Martern den Tod.

Gegen alle Feinde des Zaren wendet sich die Wut des mittelalterlichen Volkes. Gewisse nationalistische Schriftsteller suchen die Bauern gegen die revolutionäre Bewegung dadurch einzunehmen, daß sie in den Dörfern die Kunde verbreiten, die Revolution sei von den Juden veranstaltet, um den Zaren abzusetzen und nachher das russische Volk zu knechten. Hier und da hört man in den Dörfern, die Juden wollten wieder den König David auf den Thron setzen. Die Bauern im inneren Rußland wissen von den Juden nur aus der Osterpredigt, daß sie Christus gekreuzigt haben, sie kennen sie aber nicht aus persönlicher Erfahrung, da die Juden im Inneren Rußlands kein Wohnrecht haben und ihnen vor allem der Aufenthalt im Dorfe verboten ist. Es wäre insbesondere ein Irrtum zu glauben, daß die Juden in Rußland etwa Dorfwucherer oder Schnapshändler seien. Den Branntwein verkauft in Rußland ausschließlich der Staat, und die große Mehrzahl der Juden in den ihnen zur Ansiedelung überlassenen Provinzen ist so bettelarm, daß sie nichts zu verborgen hat. Ungeheuerliche Taten wurden gegen die Juden verübt. Säuglinge wurden aus den Häusern auf die Straße geworfen und die weichen Kinderschädel durch schwere Bauernstiefel zermalmt. All diese Greuel beruhen auf einem falsch geleiteten Patriotismus mittelalterlicher Menschen, die das Höchste, was sie in der Welt kennen, den Zaren, zu verlieren fürchten, und zwar durch dasselbe Volk, das den Heiland gekreuzigt hat.

Der Bauer ist im wahrsten Sinne des Wortes Patriot. Das heilige Mütterchen Rußland ist für ihn aber mit der Person des Zaren unlösbar verbunden. Nicht sklavisch oder knechtisch ist das Verhältnis des Bauern zum Zaren. Die Bauerndeputierten treten dem „Väterchen Zar" mit einem Freimut gegenüber, wie man ihn allen Leuten, die für Männerstolz vor Königsthronen schwärmen, nur wünschen kann. Die Bauern kennen nicht den Majestätsbegriff und machen dem Zaren dieselbe Verbeugung wie ihrem Vater. Sie sind fest überzeugt, daß der Zar sie ebenso liebe, wie sie ihn verehren. Unumschränkt ist der Zar nach der Auffassung der Bauern niemals gewesen, da ihm von Gott aufgetragen worden sei, gerecht zu regieren, und er hierfür vor Gott die Verantwortung habe.

An das russische Volk treten in der Gegenwart neue, ihm bisher unbekannte Erscheinungen heran, und zwar eine gegen die absolute Herrschaft des Zaren gerichtete Propaganda, große wirtschaftliche und politische Streike, schließlich die Verkündung einer Verfassung und die Einberufung einer Volksvertretung. Der mittelalterliche russische Mensch beginnt über all dies nachzudenken und kommt naturgemäß zu ganz andren Ergebnissen als ein Mensch der modernen Zeit. Wie anders eine neue Kulturerscheinung in Rußland als bei uns aufgenommen wird, sehen wir, wenn wir die beiden letzten Volkszählungen vergleichen. Bei uns hielt wohl ein altes Mütterchen den Zähler für einen Versicherungsagenten. In einem südrussischen Dorfe wurde aber bei der letzten Volkszählung der Kommissar, der in die einzelnen Hütten die Zählbriefe brachte, für einen Sendboten des in der Offenbarung Johannis angekündigten Antichrist angesehen, und die Dorfbewohner begannen unter Hallelujahgesängen sich gegenseitig lebendig zu begraben, um der ewigen Verdammnis zu entgehen.

Halten wir uns dies gegenwärtig, so ist es ganz natürlich, daß alle gegen die absolute Herrschaft des Zaren gerichteten Bestrebungen an den russischen Bauern spurlos abgeprallt sind. Die schönsten Reden über Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde sind ihnen ein leerer Schall. Die sozialdemokratische Lehre, die man in ihre Dörfer hereinzutragen suchte, erklären sie in ihrer drastischen Weise für Schwindel. Die Interessen der besitzlosen Klassen sind ihnen gleichgültig, sie selber haben Grundbesitz und wollen ihn erweitern, nicht aber noch mit andren teilen. Die Streike der Eisenbahnbeamten, durch welche die Preise für die Lebensmittel verteuert wurden, und ebenso die Ausstände der Studenten und Schüler erbitterten die Bauern auf das höchste. „Alle wollen mehr Gehalt und nichts arbeiten, und wir sollen dafür zahlen; wer zahlt uns denn mehr?" Mit dem Kaiserlichen Manifest vom 17./30. Oktober 1905, durch das Rußland in die Reihe der Verfassungsstaaten getreten ist, waren die Bauern wenig zufrieden, weil darin „nichts vom Lande vorkam". Sie meinten, für die „Herren" möge das Manifest vorteilhaft sein, dem Bauernvolke habe es aber so gut wie gar nichts gewährt. „Was nützt uns die Freiheit, wenn wir nichts zu essen haben?" sagen diese von der Theorie unverbildeten Naturmenschen. Was kann tatsächlich die Preßfreiheit einem Menschen bedeuten, der nicht lesen kann? Was ist ihm Ver-

sammlungsfreiheit, wenn er von alters her gewohnt ist, in der Gemeindeversammlung sich mit seinen Gemeindegenossen über alle Nöte auszusprechen? In den Dörfern erzählt man sich, daß die „Herren" gefürchtet hätten, der gute Zar Nikolaus, der erklärt habe, in die Bahnen seines Großvaters, des Zaren-Befreiers, zurückzukehren, werde jetzt seinen treuen Bauern alles Land geben, und daß sie ihn deswegen schnell gezwungen hätten, eine Urkunde zu unterzeichnen, daß er keine Gesetze mehr ohne die Duma geben wolle. Das Verfassungsmanifest hatte aber auch, wie es im mittelalterlichen Rußland mit allen Kaiserlichen Kundgebungen zu gehen pflegt, sehr unerwünschte Folgen. Da diese Manifeste von der Kanzel herab verkündet werden und die Bauern sie nicht vollständig verstehen, da auch niemand im Dorfe ist, der ihnen den Sinn derselben erklären könnte, so sind sie auf die Deutungen angewiesen, die ihnen Hausierer, Landstreicher oder Agitatoren zuteil werden lassen. Die Sozialrevolutionäre, die diesmal das echte Kaiserliche Manifest bei sich führten, legten den Bauern das darin gebrauchte Wort „Gewissensfreiheit" dahin aus, daß fortan jeder so handeln dürfe, wie ihn sein Gewissen heiße. Da die Bauern sich für die wahren Eigentümer am Grund und Boden halten, so glauben sie nunmehr berechtigt zu sein, den Gutsbesitzern das Land wegzunehmen. Den Soldaten, die ja weiter nichts als Bauern in Waffen sind, wurde unter Hinweis auf das Wort „Versammlungsfreiheit" beigebracht, daß die Offiziere sie um das ihnen vom Kaiser verliehene Recht, sich nach getanem Dienst zu versammeln, betrügen wollten. „Unverletzlichkeit der Person" wurde dahin ausgelegt, daß jetzt alles gestattet sei, und daß niemand dafür von der Polizei angerührt werden dürfe. So wurden die treuesten Bevölkerungsklassen zur Empörung gebracht. Das Wesen der Volksvertretung begriffen die Bauern dagegen recht gut. Die Bauern stellten sich die Reichsduma als eine gewaltige Gemeindeversammlung vor, in der die gemeinsamen Interessen des ganzen Volkes beraten und deren Beschlüsse unmittelbar dem Zaren zur Bestätigung mitgeteilt werden sollten. So sandten die Bauern im vollen Verständnis der Wichtigkeit der zutreffenden Wahl ihre Vertrauensmänner in die Duma, wobei sie ihnen besonders ans Herz legten, für sie Land zu verlangen.

Mehr Land! ist nicht nur die Forderung der Bauern, sondern auch der russischen Intelligenz. Daher müssen hier einige Zahlen mitgeteilt werden, um das Verhältnis der Verteilung des Grundbesitzes zu bestimmen. Sie sind zwar ungenau, wie alle russischen Zahlen, entsprechen aber im allgemeinen dem wirklichen Leben. Fast drei Viertel des ganzen kulturfähigen Landes im europäischen Rußland gehört schon heute den Bauern, und nur ein Viertel den adligen Gutsbesitzern, während der staatliche Besitz an Ackerland kaum nennenswert ist. Nun hören wir vielfach von einem ungeheuer großen Landbesitz des russischen Staates reden. Freilich ist es richtig, daß dem Staate dem Namen nach 150 Millionen Hektar Land gehören; davon sind aber 30 Millionen der Kultur nicht zugängliche, am Eismeer gelegene Tundren, und das übrige sind Waldbestände, die zum größten Teil in den nördlichen Provinzen liegen oder die Bergabhänge des Ural und Kaukasus bedecken. Kulturland hat der Staat nur etwa fünf Millionen Hektar, und diese sind

an Bauern gegen einen geringen Zins ausgetan. Das ist die einzige große Wahrheit in der Welt der russischen Zahlen. Wir sehen daraus, daß in Rußland die Bauern bezüglich ihres Anteils am Grundbesitz günstiger gestellt sind als in irgend einem der europäischen Großstaaten. In England und im größten Teile der Staaten Südeuropas sind die Bauern heute zu einer Klasse ärmlicher Pächter herabgedrückt. Die russischen Bauern haben noch weit mehr Grundbesitz als die Bauern in den Ostprovinzen Preußens, wo ihre Lage als besonders günstig gilt. Wenn den russischen Bauern dies unbekannt ist, so kann man ihnen es nicht groß übel nehmen. Wenn aber gewisse russische Schriftsteller und Führer politischer Parteien fortwährend mit den „ungeheuren Staatsländereien" operieren, ohne zu sagen, daß diese Ländereien für den Ackerbau nicht in Frage kommen, so ist diese Irreführung der großen Masse des Volkes geradezu verwerflich. Nicht nur die Bauern, sondern auch ausländische Schriftsteller lassen sich vielfach durch solche Zahlen täuschen. So heißt es z. B. immer, die russischen Klöster und die Geistlichkeit besäßen einen ungeheuren Grundbesitz. Tatsächlich ist dies keineswegs der Fall. Zu jeder Pfarre gehören etwa 36 Hektar Land, das den wesentlichen Lebensunterhalt des russischen Dorfgeistlichen bildet, der weder von der Gemeinde noch vom Staate ein nennenswertes Gehalt bezieht. Rechnet man diesen Landbesitz zusammen, so mag ja eine stattliche Zahl herauskommen. Würde nun dieser Grundbesitz zugunsten der Bauern eingezogen werden, so müßte den Geistlichen, die sehr schlecht gestellt sind, von denselben Bauern ein Gehalt gewährt werden. Das eine sagen uns die Zahlen, daß die allgemeine Not der Bauern nicht vom Landmangel kommen kann.

Was sind nun aber ihre wahren Ursachen? Die erste und wichtigste ist die niedrige Bodenkultur der Bauern. Die Dreifelderwirtschaft mit ungedüngter Brache ist heute nicht mehr zeitgemäß. Die Erträge der bäuerlichen Felder sind viel niedriger als auf denen der benachbarten Gutsbesitzer, obwohl diese selbst keineswegs eine sehr intensive Kultur betreiben. Jeder, der einmal ein russisches Dorf zur Erntezeit besucht hat, lernt schon von weitem „herrschaftlichen Hafer" von „Bauernhafer" unterscheiden. Die Schmalheit der bäuerlichen Ackerparzellen erschwert eine gute Bearbeitung des Bodens; infolge der vielen Grenzraine, die bei der vorherrschenden Form der Bodennutzung notwendig sind, wird viel Land unnütz verloren, vor allem aber sprießt auf ihnen das Unkraut üppig auf und verdirbt die Saaten. Vielfach sind die Felder zwei bis drei Meilen weit vom Hofe entfernt. Dorthin lohnt es sich dem Bauer nicht, den Dung hinauszufahren. In den südöstlichen Provinzen fehlt es den Bauern völlig an Dünger, da sie ihn in gepreßter Form als Kisiak zur Feuerung verwerten. Wenn sie aber Dünger herausfahren, so tun sie es zu spät, nicht aus Faulheit oder Dummheit, sondern weil sie die Brache als Weide benützen. Das müssen sie aber, da ihnen Wiesen fehlen und sie noch nicht gelernt haben, Klee auszusäen.

Die zweite Hauptursache der bäuerlichen Not ist ihre Sonderstellung, die durch die der Bauernordnung des Zaren-Befreiers folgende Gesetzgebung Alexanders III. immer schärfer ausgeprägt worden ist. Die Geschlossenheit

der Gemeindeverfassung fesselte den einzelnen und beraubte ihn der Unternehmungslust. Der Austritt aus der Gemeinde war nur gegen Verzicht auf das Recht am Boden möglich und überdies durch viele Formalitäten erschwert. Das Gemeindeland war weder veräußerlich noch verpfändbar, und die Bauern persönlich waren wechselunfähig. Das Sondergericht und vor allem die besondere Verwaltung verleitete sie stets, auf die Regierung zu hoffen und ihr die Verantwortung aufzubürden. Falsch ist es aber anzunehmen, daß der Mir selbst die Notlage verursacht hat. Der Mir ist ungemein elastisch und kann nach jeder Richtung hin abgeändert werden. Er hindert nicht die Mehrheit der Hausvorstände, zu einem intensiveren Ackerbausystem überzugehen. So haben in der Provinz Smolensk einige Bauerngemeinden durch Beschluß den Kleebau eingeführt. Diese natürliche wirtschaftliche Genossenschaft könnte leichter als der einzelne Verbesserungen einführen, wenn die Bauern hierzu überhaupt geneigt wären. Der Mir hindert die Bauern auch nicht, zum System der Einzelhöfe überzugehen. Das Seelenlandsystem mit den Umteilungen ist zwar in Rußland vorherrschend, aber nicht ausschließlich. Auf einem Siebentel des den Bauern nach ihrer Befreiung zugewiesenen Landes haben sie zwar eine geschlossene Gemeindeverfassung, dabei aber erblichen Hofstellenbesitz. Dies ist vor allem in Südrußland und Litauen der Fall. Auch die Umteilungen finden nicht überall statt. Es gibt keine Einrichtung der Welt, die besser als der Mir die Aufgabe erfüllt hätte, den Bauern den Landbesitz zu sichern. Der Mir hat bisher in Rußland die Bildung einer besonderen Landarbeiterklasse und eines größeren Proletariats in den Städten gehindert. Die meisten russischen Fabrikarbeiter, auch in St. Petersburg und Moskau, sind noch heute Bauern: sie besitzen ihren Landanteil, ihre Frauen und Kinder bleiben in dem Dorfe, und sie selbst kehren früher oder später in dasselbe zurück. Überdies gibt der Mir seinen Mitgliedern eine Art politischer Schulung. Dies kleine Gemeinwesen zeigt einen durchaus demokratischen Charakter und hat eine eigene, zwar ungeschriebene, aber im Volksbewußtsein fest eingewurzelte, im Laufe der Jahrhunderte auf das feinste ausgebildete Verfassung. An alles hat die russische Bureaukratie ihre Hand gelegt, vor dem Mir ist sie jedoch stets in heiliger Scheu zurückgewichen.

Als dritte Ursache der bäuerlichen Not wird vielfach die Steuerpolitik der russischen Regierung bezeichnet. Die Ablösungszahlungen waren wohl seinerzeit zu hoch bestimmt worden. Denn die Bauern, die doch erfahrungsmäßig pünktliche Steuerzahler sind, blieben mit ihnen stets im Rückstande. Später sind die Bauern in steuerlicher Beziehung sehr rücksichtsvoll behandelt worden. Ihre Abgaben wurden ermäßigt, vielfach auch ganz niedergeschlagen.

Was hat nun die gegenwärtige Regierung getan, um die Lage des russischen Landvolkes zu verbessern? Durch das Verfassungsmanifest sind die Bauern in ihren Rechten den übrigen Bevölkerungsklassen gleichgestellt worden. In Ausführung des kaiserlichen Willens brachte die Regierung bei der Volksvertretung eine Reihe von Gesetzen ein. Jede Sonderstellung in Justiz und Verwaltung wird in ihnen beseitigt, und Bauer, Bürger und Edelmann werden einem allgemeinen Gericht und derselben Verwaltung unterstellt. Kurz nach Erlaß

des Verfassungsmanifestes wurden von dem Zaren die Ablösungszahlungen der Bauern für das Gemeindeland vom 1. Januar 1907 an vollständig aufgehoben. Das war ein Schritt von großer Tragweite und wurde von den Bauern mit größerer Freude begrüßt als das Verfassungsmanifest. Da nach der Bauernordnung Alexanders II. die Verfügungsbeschränkungen an dem den einzelnen Bauerngemeinden zu vollem Eigentum überwiesenen Lande nur die Tilgung der Ablösungszahlungen sichern sollten, so können sie nunmehr wegfallen. So stehen heute den Bauerngemeinden über hundert Millionen Hektar kulturfähigen Landes zu vollem Eigentum zu. Jetzt sind die Bauern kreditfähig geworden, da ihr Landbesitz ein gewaltiges Kapital bildet. Im November 1906, nach der Auflösung der ersten russischen Volksvertretung, erging nun eine Kaiserliche Verordnung, wonach jedem Gemeindegliede freigestellt wird, jederzeit von der Gemeinde die Zuweisung seines Landanteiles in einem zusammenhängenden Ganzen zu vollem Sondereigentum zu verlangen und persönlich ohne weiteres aus der Gemeinde auszutreten, um sich dort niederzulassen, wo es ihm beliebe. Diese Verordnung bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der russischen Agrarpolitik. Die Regierung, die bisher stets den Bodenkommunismus wie ihren Augapfel gehütet, hat eine völlig neue Bahn betreten. Mit der Novemberverordnung wurde die Verfassung des Mirs ihres Zwangscharakters entkleidet, den sie bisher zu großem Unsegen gehabt hat. Eine plötzliche Auflösung des Mir liegt darin aber keineswegs, da jede Gemeinheitsteilung nur auf Antrag der einzelnen vorgenommen wird. Die tatkräftigsten und tüchtigsten Bauern sind nun berechtigt, aus dem Gemeindeverbande auszuscheiden. Es können aber auch in Rußland nicht alle Dorfbewohner Bauern bleiben; Handel, Handwerk und Industrie vermögen auch ihren Mann zu nähren. Wer sein Glück außerhalb des Dorfes sucht, oder wer in diesem Schlosser oder Zimmermann wird, was sehr erwünscht ist, der kann heute seinen Landanteil an die Gemeinde oder an einen einzelnen Bauer verkaufen und erhält so ein kleines Kapital in die Hand. Die russische Regierung weiß aber heute, daß der Grundsatz vom freien Walten der Privatinteressen in der Bodenpolitik nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Der Erwerber des Bauernlandes muß selbst Bauer sein. So wird verhindert, daß der Grundbesitz an Gutsbesitzer oder Kapitalisten übergeht. Überdies soll eine Maximalgrenze festgesetzt werden, bis zu der ein Bauer Land aufkaufen kann. Einer Zertrümmerung des Grundbesitzes sollen die einzelnen Gemeinden, deren innere Verfassung unangetastet bleibt, selbst entgegenwirken. Durch eine weitere Kaiserliche Verordnung wurde die Bauernlandbank angewiesen, zu produktiven Zwecken, also zur Vergrößerung des bäuerlichen Grundbesitzes und zur Verbesserung der Landeskultur, Darlehen zu gewähren, wobei aber die Trennung und Zusammenlegung der im Gemenge liegenden Felder obligatorisch gemacht wurde. Besondere landwirtschaftliche Regierungskollegien, die aus Verwaltungsbeamten, Vertretern der Kommunalverwaltung und Bauern zusammengesetzt sind, also etwa unsern Generalkommissionen entsprechen, sollen die Agrarreformen in die Praxis überführen. Eine Zentralbehörde in Petersburg soll sie mit den not-

wendigen Anweisungen versehen und die Einheitlichkeit ihrer Tätigkeit sichern. Damit hat sich die russische Regierung dem Wege zugewandt, der vor allem von Preußen beschritten worden ist. Die Gesetzesentwürfe der Regierung entsprechen der preußischen Gemeinheitsteilungsordnung, dem Landeskulturedikt und dem Gesetz betreffend die Landeskulturrentenbanken.

Keiner der genannten Reformschläge der Regierung fand nun bei der Volksvertretung Zustimmung. Nachdem die erste Reichsduma sich gegen die Agrarpolitik der Regierung erklärt hatte, wurde sie hauptsächlich aus diesem Grunde aufgelöst. Auch in der zweiten Reichsduma wollte die Opposition die grundsätzlichen Bestimmungen der Regierungsentwürfe, die bereits im Wege der Notverordnung in Kraft gesetzt worden sind, rückgängig machen. Die Sozialisten fürchteten nämlich, daß die Bauern durch die Reformen der Regierung befriedigt werden könnten. Sie selbst wollen den Gutsbesitzern das Land ohne Entschädigung wegnehmen und es unter die Bauern verteilen. Daß dies nicht angeht, darüber braucht man wohl kein Wort zu verlieren. Da die Sozialisten unter den Bauern so gut wie gar keine Anhänger gefunden haben, so können sie ihre Absichten mit Gewalt nicht zur Verwirklichung bringen. Die konstitutionell-demokratische Partei will in Rußland eine großartige Bodenreform durchführen und zu diesem Zweck das Staatsland und „einen Teil des Privatlandes" enteignen, daraus einen staatlichen Landfond schaffen und den Bauern nach einer gewissen Norm zu Erbpacht geben. Da das russische Staatsland, wie wir gesehen, kaum nennenswert ist, so würde dies darauf hinauskommen, daß der größte Teil des Gutsbesitzerlandes enteignet werden müßte. Da nun die Gutsbesitzer heute ihr Land besser bestellen als die Bauern, so würden die Erträge geringer werden. Zu einer solchen in der Geschichte der Völker unerhörten Bodenenteignung sind aber Milliarden erforderlich, die dem russischen Staate heute bekanntlich nicht zur Verfügung stehen. Würde sie durchgeführt, so würden die Franzosen, Deutschen und Engländer, die ihr Geld in russischen Staatspapieren angelegt haben, dem russischen Staate, der sich auf ein so unsicheres Experiment einläßt, mit Recht das höchste Mißtrauen entgegenbringen. So scheitert dieser theoretisch ganz annehmbare Plan schon am Geldpunkte.

Enteignungen sind als Ausnahmen wohl zulässig und überall aus Gründen des Staatswohls angewendet worden. Wo es den Bauern an Wiesen, an Zufuhrwegen und Viehtriften fehlt, muß eine Enteignung stattfinden. Hierzu hat sich aber die russische Regierung bereit erklärt. Sie ist sogar noch weiter gegangen, indem sie einen Landfond aus allen dem Staate gehörigen kulturfähigen Ländereien und aus dem durch die Bauernlandbank von den Gutsbesitzern angekauften Grundbesitz gebildet hat, um ihn den ärmsten unter den Bauern unter günstigen Bedingungen zu überlassen. Es gibt nämlich tatsächlich Fälle, wo der Übergang zu einer intensiveren Kultur ohne Vergrößerung der Bodenfläche unmöglich ist. Dort muß der Landbesitz der Bauern vergrößert werden. Wo sie unter 40 Morgen auf die Familie haben und einen andern Lebensunterhalt als den Ackerbau nicht kennen, auch zu wenig Unternehmungsgeist besitzen, um in der Fremde ihr Glück zu suchen,

dort muß ihnen der Staat zu Hilfe kommen. Ende Juni wurde gemeldet, daß die landwirtschaftliche Zentralbehörde einen Fond von zehn Millionen Hektar aufzuweisen hat, der an die Bauern zu vollem Sondereigentum ausgetan werden soll.

In den Kreisen der russischen Intelligenz meint man, die Bauern würden sich mit diesen Maßnahmen nicht zufrieden geben. Das ist aber ein Irrtum. Zwischen den gebildeten Klassen des russischen Volkes und den Bauern hat sich eine Kluft gebildet, die zur Unmöglichkeit einer Verständigung führt. Höchster Idealismus und Neigung zum Exzeß, die man wohl als die hervorstechendsten Eigenschaften der russischen Intelligenz bezeichnen kann, sind dem Bauern fremd und verächtlich. Er lernt die Gebildeten fast nur dann kennen, wenn sie sich ihm nähern, um ihn aufzuklären, d. h. ihm ihre politischen und sozialen Ideale aufzupfropfen. Selbst die Hungersnot wird benutzt, um Propaganda zu machen. Dann kommt es wohl vor, daß die Polizei die Hungerküchen, deren Leitung die Agitatoren betrieben, schließt. Man hört alsdann, daß die Regierung die Bauern verhungern lasse. Ich habe persönlich Gelegenheit gehabt, Sozialrevolutionäre bei ihrer Tätigkeit auf dem Lande zu beobachten. Ich habe mit eigenen Ohren in der Vorhalle der Duma gehört, wie man den bäuerlichen Abgeordneten beizubringen versuchte, sie würden, wenn sie zur Audienz zum Zaren gingen, einen Verrat an der Volkssache begehen. Auch die Früchte der Tätigkeit der Revolutionäre habe ich in den Provinzen Kursk und Orel gesehen. In der Runde lagen dort die Trümmer der Schlösser, der Brennereien und Zuckerfabriken, die den Bauern einen so schönen Nebenverdienst gewährt hatten. Und in den Dörfern sah man nur verhärmte Frauen, gebrechliche Greise und hungernde Kinder; die Ernährer der Familien saßen aber in den Gefängnissen. Und doch hatten sie nur den Willen des Zaren zu erfüllen geglaubt. Alle Bauernaufstände und alle Soldatenmeutereien beruhen auf einem ungeheuren Betruge des frommen und patriotischen Volkes. Fromm ist das russische Volk, und die vom Zaren den Sekten nunmehr gewährte Religionsfreiheit wird Millionen von russischen Bauern mit neuen unzerreißbaren Banden an den Zaren fesseln. Die Bauern sind patriotisch gesinnt. Wenn sie meinen, daß nicht eine Beschränkung des Zaren, sondern seine Befreiung von dem Einflusse der „Herren" nottue, so sind sie damit der durchaus vernünftigen Ansicht, daß der Herrscher über den Parteien stehen müsse.

Die Bauern sind freimütig, sie kennen keine Kriecherei, und ihre Gemeindeverfassung beruht auf der Gleichheit aller. Die gewöhnlich noch sehr jungen, mangelhaft vorgebildeten, aus allen Ständen der Bevölkerung außer gerade den Bauern hervorgehenden Sozialrevolutionäre, die überdies einen auffallenden Mangel am geschichtlichen Sinne zeigen, sind daher auf den Gedanken gekommen, daß der Bodenkommunismus, die demokratischen Einrichtungen und ihre freiheitliche Gesinnung die Bauern befähige, schon heute eine kommunistische Republik einzurichten. Sie beabsichtigen deswegen, einen allgemeinen Bauernaufstand zu erregen, und vermeinen, wenn die Bauern sich insgesamt erheben würden, so würde der Zar notgedrungen eine „konsti-

tuierende Versammlung" berufen, in der das Volk selbst über sein Schicksal beschließen könne.

Anderseits zeigen die russischen Bauern eine seltene Gutherzigkeit, Frohsinn und bewundernswerte Uneigennützigkeit. Sie sind offen, jedem Betruge abgeneigt, und ihnen kommt nie der Gedanke, man könne auch ohne Gott und ohne Religion leben. Die russischen Nationalisten meinen nun mit diesen Bauern auf der Grundlage der absoluten Herrschaft des Zaren und der Dorfgemeinschaft eine neue Weltordnung einführen und uns Westeuropäern in Rußland das Muster eines wahren christlichen Staates zeigen zu können. Beide extreme Parteien bauen für den russischen Bauern ein Haus, ohne ihn darum zu fragen, ob er darin wohnen wolle. Beide Bewegungen gehen von idealgesinnten Männern aus. Es sei fern von mir, den Nationalisten wie Sozialrevolutionären unedle, persönliche Motive zuzuschreiben. Beide wollen ihr Vaterland glücklich machen. Die Mittel aber, die ein Teil von ihnen — nicht alle — anwendet, um diesen Zweck zu erreichen, sind derart, daß sie wohl den Abscheu jedes anständigen Menschen hervorrufen müssen. Von ihnen verführt, hat der Bauer dem Gutsbesitzer den roten Hahn aufs Dach gesetzt und die Juden totgeschlagen. Es lag in jüngster Zeit die große Gefahr vor, daß die Bauern, die gar nicht mehr wußten, woran sie waren, den Knüppel zur Hand nahmen und zu Gottes und des Zaren Preis und Ehre alle „Herren, Juden und Pfaffen" erschlagen würden. Gegen einen allgemeinen russischen Bauernaufstand wären aber alle Greuel des großen deutschen Bauernkrieges und der französischen Jacquerie nur eine Fastnachtsposse gewesen. Die Möglichkeit des Aufstandes mußte die Regierung stets im Auge behalten. Daher suchte sie schleunigst nach Maßregeln, um die Bauern zu beruhigen.

Die Reformen der Regierung sind nun wohl geeignet, die Beruhigung der Bauern herbeizuführen. Nachdem diese gesehen hatten, daß ihr Versuch, die Gutsbesitzer mit Gewalt zu vertreiben, gescheitert ist, nachdem sie vergeblich von der Duma die Zuweisung der Ländereien des Adels erwartet haben, zeigen sie sich jetzt geneigt, einen andern Weg einzuschlagen. Der russische Bauer ist nichts weniger als Theoretiker. Er ist ebenso praktisch wie jeder deutsche Bauer. Da sich ihm die Möglichkeit bietet, mit Hilfe der Bauernlandbank Grundbesitz zu erwerben, so ergreift er sie gern, und er verhandelt auch selbst ganz friedlich mit den benachbarten Gutsbesitzern. Noch eines ist zu berücksichtigen. Die Bauern warteten auf das „kaiserliche Wort bezüglich des Landes". Dieses ist nun mit voller Klarheit ergangen. Der Zar hat in seinen Erlassen und bei den Empfängen von Bauerndeputierten stets betont, daß das Eigentumsrecht der Gutsbesitzer ebenso wie das der Bauern unantastbar sei. Wenn diese Worte unter den Bauern eine weite Verbreitung finden, dann werden sie sich mit den Vorschlägen der Regierung befreunden. Die Bauern sind nämlich einerseits wahrhaft freiheitlich gesinnt, anderseits überzeugte Monarchisten. Das sind keine Gegensätze, wie die russische Intelligenz annimmt, sondern beides läßt sich recht wohl vereinigen. Die Bauern haben den Bestrebungen des Zaren, Rußland zu einem Rechtsstaat zu machen, ein höheres Verständnis entgegengebracht als die Intelligenz, die sogleich eine

„Freiheit" einrichten wollte, die mit dem Kunstausdruck „Anarchie" bezeichnet werden muß. Die Bauern wollen, daß die Vertreter des Volkes den Beamten auf die Finger sehen, damit sie nicht die Staatsgelder veruntreuen. Dieselben Bauern aber wollen dem Zaren, wenn die Mehrheit der Volksvertreter mit ihm nicht übereinstimmt, die Entscheidung überlassen. Daher haben sich die Bauern bei der bereits wiederholten Auflösung der Duma, auf die sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten, nicht gerührt. Die Auffassung der Bauern ist staatsrechtlich als konstitutionell-monarchisch zu bezeichnen. Auf ihr beruht das preußische Staatswesen. Die russische Intelligenz kennt sie nicht oder will sie nicht kennen. Daher ist ihnen der russische Bauer ein Rätsel.

Neben den schon erwähnten Reformen wird eine vom Staate geleitete innere Kolonisation der weniger bevölkerten Landesteile in Angriff genommen. Ein breiter Strom von Auswanderern flutet ja seit den letzten Jahren nach den Küstenstrichen am Schwarzen Meere, nach dem Kaukasus, in die Kirgisensteppe und weiter nördlich nach Mittelsibirien. Ein Teil der in den nördlichen Provinzen liegenden Staatsforste könnte ferner gerodet werden, und ebenso ließen sich die dort unbenutzt liegenden großen Strecken Moorlandes in ausgezeichnete Wiesen verwandeln. Mit solchen Kleinigkeiten geben sich aber die russischen Theoretiker, die stets nach Allheilmitteln suchen, um Rußland von heute auf morgen zum glücklichsten Staate der Welt zu machen, nicht erst ab.

Sind nun die Bauern befähigt, von den Reformen Nutzen zu ziehen? Wenn gewisse ausländische Schriftsteller auf die Russen hochmütig als auf die Vertreter einer niederen Rasse herabsehen und sie als schmutzig und dem Trunk ergeben oder als stumpfsinnig bezeichnen, so zeigt dies nur die Unwissenheit der Herren. Einem russischen Bauern ist es verzeihlich, wenn er von fremden Ländern nichts weiß. Er schreibt aber nicht über Dinge, die er nicht gesehen und nicht versteht, Leitartikel oder gar Bücher. Ein Volk, welches das größte kontinentale Reich der Welt geschaffen hat, das heute in seiner Mitte einen der größten Dichter der Zeit, Leo Tolstoi, aufweisen kann, dessen Komponisten in jedem deutschen Konzertsaal heimisch sind, das neuerdings im Moskauer Künstlerischen Theater den Bewohnern der deutschen Reichshauptstadt die Offenbarung einer größeren, wahreren Kunst gezeigt hat, das kann nicht als barbarisch betrachtet werden. Was die Trunksucht betrifft, so zeigen hier ganz zweifellose Zahlen, daß im Durchschnitt der Russe heute fast nur die Hälfte so viel Branntwein trinkt wie der Deutsche. Der Unterschied ist nur der, daß der Russe auf einmal eine größere Quantität zu sich nimmt und dann wieder wochenlang keinen Tropfen mehr. Überdies trinkt der Russe keinen Fusel, denn diesen verkauft der russische Staat nicht. Stumpfsinnig wird der Bauer wohl nur deswegen genannt, weil er sich für moderne Schlagworte nicht begeistern kann. Der Bauer weiß, daß es im Leben nicht darauf ankommt, wonach ein Ding im Augenblick aussieht, sondern darauf, was es auf die Dauer wert ist.

Wer die russischen Bauern wirklich kennt und ihre Sprache versteht, der muß eine ganz andre Anschauung von ihnen erhalten. Sie sind reich begabt,

es fehlt ihnen nur die Möglichkeit, etwas Tüchtiges zu lernen. In den deutschen Kolonistenschulen an der Wolga habe ich einige russische Bauernkinder getroffen, die dort zu den besten Schülern gehörten. Die Bauern sind häufig wahre Tausendkünstler. Jeder russische Zimmermann ist Drechsler und Bildhauer zugleich, und es kommt vor, daß ein Mann, der bisher nur Blockhütten gebaut hat, wenn man ihm ein Muster zeigt, ein Büfett zimmert, das das Entzücken aller Kunstkenner hervorruft. Ich habe in den Hungerdörfern Frauen bei den prachtvollsten Stickereien, beim Klöppeln der feinsten Spitzen getroffen. Unsre Damen, denen ich Proben der Arbeiten zeigte, wollten gar nicht glauben, daß russische Bäuerinnen sie gefertigt hätten. Auch in geistiger Beziehung sind die Bauern einem gesunden Fortschritte durchaus zugeneigt, sie zeigen eine große Wißbegier; nur darf man ihre religiösen und politischen Überzeugungen nicht verletzen. Würde die Regierung in großem Maßstabe Versuchsfelder einrichten, Körordnungen aufstellen und vor allem auf Einführung des Klee- und Kartoffelbaues, nötigenfalls mit Zwang, hinwirken, so würde eine solche Tätigkeit reiche Erfolge zeitigen. Es kommt nur darauf an, den Fleiß der Bevölkerung zu wecken und den schon regen Sinn zu Verbesserungen unter ihnen zu verbreiten. Auch gute Volksschulen würden bei den Bauern wohl Anklang finden, wenn sie dem Volksbewußtsein Rechnung trügen.

Die großen wirtschaftlichen Gesetze gelten für Rußland ebenso wie für Westeuropa. Zielbewußtes Streben, ausdauernder Fleiß, Kenntnisse und ein gesunder wirtschaftlicher Egoismus werden auch hier den Fortschritt nach sich ziehen. Im übrigen muß die Entwicklung Rußlands sich insoweit eigenartig vollziehen, als Bodenverhältnisse, Klima, Lebensgewohnheiten des Volkes von denen Westeuropas abweichen. Die Russen sind aber in der glücklichen Lage, die Erfahrung der älteren Kulturländer Europas zu verwerten; sie brauchen nicht die Fehler, die vielfach gemacht worden sind, zu wiederholen. Von der Agrarpolitik des absoluten Staates können sie sogleich zu der modernen sozialpolitischen Bodenpolitik übergehen. Durch die gegenwärtigen Reformen, die dem Ministerpräsidenten Stolypin einen Ehrenplatz in der Reihe wahrhaft großer Staatsmänner sichern, wird sich, wenn die russische Intelligenz an ihnen mitarbeitet, die Wohlfahrt des russischen Volkes heben. Und hat erst der russische Bauer das Geld, so hat's die ganze Welt.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von

Ernst Elster.

(Fortsetzung.)

Heines und Laubes Briefwechsel war über ein Jahr lang ins Stocken geraten: jener hatte zum letzten Male am 10. Juli 1833, dieser am 23. Februar 1834 geschrieben, und der nächste Brief, den wir mitzuteilen haben, ist vom 3. Mai 1835 datiert. Schon diese Äußerlichkeit deutet auf besondere Vorfälle hin, und in der Tat war die Zeit, von der wir reden, die schmerzvollste in Laubes ganzem Leben: es war die Zeit seiner Verhaftung und neun Monate langer Qualen in der Stadtvogtei und Hausvogtei zu Berlin. Laube selbst hat in dem prächtigen ersten Bande seiner „Erinnerungen" höchst eindrucksvoll und spannend davon erzählt, und Ludwig Geiger hat in seinem Buche „Das Junge Deutschland und die preußische Zensur" (Berlin 1900) die Untersuchungsprotokolle mitgeteilt, die uns über alle Einzelheiten dieser Vorgänge unterrichten. Nur wenig mehr als sieben Jahrzehnte sind seit jenen verworrenen Tagen dahin gegangen; unsre Väter und Großväter waren noch Zeugen der zwecklosen Verfolgungen, die viele der besten Geister damals erlitten, und doch ist es uns, als ob wir ein schwüles Märchen aus grauer Vorzeit vernähmen. Wir haben jetzt schon Mühe, uns in die Gedankengänge der beiden sich befehdenden Parteien mitfühlend zu versenken, und seien wir ehrlich: das Verhalten der Verfolgten bietet der psychologischen Erklärung weit größere Schwierigkeiten dar als die grobe Beschränktheit der Verfolger.

Laube insbesondere befand sich damals, wie wir bereits gesehen haben, in einer unverkennbaren Gärung und Wandelung. Er hielt sich zur Partei der Bewegung, er gab die Parole aus, und mutig entrollte er das Banner der Freiheit. Aber ganz wohl wurde es ihm nicht in dem Kampfe, weniger wegen der Gefahren, die dieser brachte, obgleich er sich auch ihrer wohl bewußt war. „Wir leben hier unter dem Terrorismus" schrieb er am 9. Mai 1833,

„und ich dürfte genötigt sein, nächstens nach Paris zu kommen“. Und auch noch kurze Zeit vor seiner Verhaftung, am 15. Juni 1834, schrieb er an seinen Freund Gustav Schlesier: „Deutschland mit der intellektuellen Höhe seiner Herrscher ist mir in diesem Augenblick so trostlos, daß ich Lust habe, nach Frankreich zu gehen und die Sprache so lange zu lernen, bis ich sie schreiben kann“. Aber er war viel zu sehr ein „grober Teutscher“, er wurzelte viel zu tief im heimischen Boden, als daß er sich dauernd in der Fremde hätte wohl fühlen können. Er hielt also ruhig den Gefahren stand, die ihm in der Heimat drohten, und vorderhand bekümmerten ihn diese nicht allzusehr. Nein, nicht die Gegner, sondern die Genossen im eigenen Lager erfüllten sein Herz mit Unbehagen, und am meisten beklemmte ihn wohl das dumpfe Gefühl, daß er mit sich selbst noch nicht ins reine gekommen sei, und daß ihm keine unverrückbaren Ziele vor Augen schwebten. Er, der als ein Häuptling des Liberalismus aufgetreten war, schreibt: „Es ist gar nicht mehr zu verkennen, daß der Massenausdruck ‚Liberale‘ vorüber ist, wir sind längst gesondert und haben nur den Kampf gemeinschaftlich“; er fügt hinzu: „es liegt klar vor Augen, daß solch eine jakobinische Periode unsrer Literatur gut und nützlich war, aber ich halte es an der Zeit, einzulenken“, und er wird sich bewußt: „Es sind viel aristokratische Reste in mir, ich leugne es nicht“. So schrieb Laube, als er noch nichts davon ahnen konnte, daß er einen Zusammenstoß mit den politischen Gewalten erfahren werde, und wenn er sich später, als der Druck dieser Gewalten schwer auf ihm lastete, in demselben Sinne ausgesprochen hat, so darf ihm also nicht, wie das früher und auch neuerdings oft geschehen ist, eine Preisgabe seiner Überzeugungen vorgeworfen werden. Der Ansturm gegen die politischen Zustände lag ihm seit längerer Zeit kaum noch am Herzen. Aber wonach strebte er denn jetzt? Wie weit hatte er sich von seinem früher mit so ungestümem Eifer ergriffenen Ideal schon vor seiner Verhaftung abdrängen lassen? Auch auf diese Frage geben uns die Briefe, die wir früher kennen gelernt haben, eine klare Antwort: der Saint Simonismus steckte ihm noch in den Adern; Laube huldigte modernen und sehr radikalen religiösen und moralischen Anschauungen; „es handelt sich“, so schrieb er in einem der früher erwähnten Briefe „um eine literarisch moderne Richtung, die andre moralische und somit andre kritische Gesetze einführen, viel Christentum, Prüderie, sogenannte Tugend und sehr, sehr viel Worte hinauswerfen will“. Der Nachdruck liegt in diesem Bekenntnis auf der Moral, und insbesondere ist die Moral in erotischen Dingen gemeint; in dieser Hinsicht hatte Laube, stark von Heine beeinflußt, sehr freie Anschauungen an den Tag gelegt, namentlich in seinen „Poeten“, dem ersten Bande seines „Jungen Europa“. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich darin in der nun beginnenden Zeit der Leiden und Prüfung, in der Zeit von 1834—36, wesentlich änderte. Sollen wir diese Änderung allein oder in der Hauptsache der väterlichen Fürsorge der Regierungen zuschreiben? Sie nahmen ja gerade an diesen, die Sitten vergiftenden Äußerungen Laubes entschiedenen Anstoß. Es mag ja sein, daß ihr Eingreifen ihn zum Nachdenken zwang, und daß er sich in den bitteren Stunden der Haft der Hohlheit mancher Lieblingsgedanken der

früheren Zeit bewußt ward. Die Motive, die das menschliche Herz in eine andre Richtung drängen, sind meist sehr mannigfaltig und verwickelt. Aber daß die genannten von entscheidender Bedeutung für Laube gewesen seien, ist sehr unwahrscheinlich; vielmehr wurde ihm auch diese Wandlung nicht von außen aufgezwungen, sondern sie entwickelte sich von innen heraus: er, der manches flüchtige Liebesabenteuer durchgemacht hatte, wurde von reiner Liebe zu einer klugen und edlen Frau ergriffen, der Witwe des Leipziger Professors Hänel, die im November des Jahres 1836 ganz die Seine wurde. Gegenüber den Gefühlen, die sie ihm ins Herz flößte, zerplatzten die leichtfertigen Schwärmereien der früheren Jahre wie Seifenblasen im Winde. Nicht die Polizei, sondern Gott Amors eigene Offenbarung führte ihn zu tieferer und gesünderer Auffassung der Liebe. Wenn man also den Dichter der Charakterlosigkeit bezichtigt, weil er auch in diesen Dingen sich 1836 anders äußerte als 1834, so tut man ihm unrecht.

Dies alles muß man im Auge behalten, wenn man Laubes Verhalten während der nächsten Jahre klar und vorurteilslos würdigen will. Und hält man den Blick weiterhin nach rückwärts und vorwärts geöffnet, vergegenwärtigt man sich die Grundrichtungen des Seelenlebens, die der Dichter in früherer Jugend und die er dann wieder in seinem besten Mannesalter und bis in sein rüstiges Greisenalter hinein an den Tag gelegt hat, so muß man hinzufügen: die Entwicklung, die er durchmachte, war seiner Natur gemäß, sie offenbart den gesunden Menschenverstand, der eine der hervorstechendsten Eigenschaften seines inneren Lebens ausmacht, während dagegen umgekehrt mancherlei Extravaganzen der letztverflossenen Jahre mit durch äußere Einflüsse und durch den brausenden Übermut der ersten sich aufbäumenden Manneskraft zu erklären sind. Hat man der Betrachtung derart den festen Boden der Tatsachen gesichert, so muß man nun freilich doch unumwunden bekennen, daß Laube seine neuen Überzeugungen, die ihm in den Augen der Machthaber nützen konnten, recht geflissentlich hervorkehrte, so geflissentlich, daß Mißdeutungen auf seiten seiner bisherigen Gesinnungsgenossen gar nicht ausbleiben konnten. Aber der Mann befand sich in schwerster Notlage; er kämpfte um seine geistige Existenz, und so kümmerte er sich weniger um den äußeren Schein der Gesinnungstüchtigkeit, wenn er sich nur frei hielt von jedem Frevel gegen die Regungen seines Gewissens.

Die Lebenserfahrungen, die Laube in diesen Jahren machte, liegen jetzt dank den Aufschlüssen der Staatsarchive in voller Klarheit vor unsern Augen. Seit dem 27. August 1832 weilte er in Leipzig, wo er zunächst als Kritiker für die im Brockhausschen Verlage erscheinenden „Blätter für literarische Unterhaltung", hierauf, seit dem 1. Januar 1833, als Redakteur der von Leopold Voß verlegten „Zeitung für die elegante Welt" tätig war. Er war preußischer Staatsangehöriger, „Ausländer" in Sachsen, und seine Bemühungen, in die Leipziger Bürgerliste eingetragen zu werden, waren nicht von Erfolg gewesen. Die preußischen Behörden hatten schon seit 1832 ihr Augenmerk auf Laube gerichtet; v. Rochow, der in dem benachbarten Merseburg als Regierungspräsident waltete (derselbe, der bald als Minister des Innern und der Polizei

eine stramm reaktionäre Tätigkeit entwickelte), riet im Dezember des genannten Jahres, den gefährlichen Schriftsteller durch Heranziehung zum Militärdienst unschädlich zu machen. Aber das war unmöglich, da Laube bereits 1826 wegen Kurzsichtigkeit zum zweiten Aufgebot der Landwehr versetzt worden war. Das Oberzensurkollegium in Berlin erwirkte aber ein Verbot gegen fast alle von Laube bisher veröffentlichten Schriften: gegen die beiden Bände des „Neuen Jahrhunderts" („Polen" und die „Politischen Briefe"), von denen der erste als ein Werk von „seltener Frechheit", der zweite als revolutionär und „in religiöser Hinsicht lästerlich" charakterisiert wurde, ferner gegen den ersten Band des „Jungen Europa" („Die Poeten"), der der Behörde geradezu als „eines der unzüchtigsten Bücher" erschien. Zu einem Verbot der „Zeitung für die elegante Welt" konnte man sich jedoch nicht entschließen, und man begnügte sich damit, bei der sächsischen Regierung vorstellig zu werden, daß sie dem Leipziger Zensor und der Redaktion stramme Weisungen zugehen lasse. Das hatte zur Folge, daß die Leipziger Polizei Laube im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1834 die fernere Aufenthaltserlaubnis entzog, und dieser Schritt war der Anfang aller weiteren Wirren. Bereits am 10. Mai ließ sich Laube einen Reisepaß ausstellen und am 12. befand er sich in Berlin, wo er interessante Bekanntschaften, namentlich diejenige Varnhagens, machte und heiter dahin lebte, nicht ahnend, daß die Polizei ein wachsames Auge auf ihn gerichtet hielt: war doch hier jener Rochus von Rochow am 28. April desselben Jahres als neuer Herr in die Räume des Polizeiministeriums eingezogen, der ihm schon in Merseburg seinen liebevollen Anteil geschenkt hatte. Gleichwohl erhielt Laube am 19. Mai einen neuen, preußischen Paß, mit dem er wenige Tage darauf über Sprottau, seine Vaterstadt, und Breslau nach Gräfenberg weiterfuhr, wo er sich bei dem bekannten Prießnitz einer wenig angenehmen Wasserkur unterzog. Da er hier vernahm, daß seiner auf der preußischen Grenze ein Haftbefehl harre (Gräfenberg liegt auf österreichischem Gebiet), so floh er nach Dresden, hörte aber nicht auf den Rat des Ministers v. Carlowitz, der ihm dort zu bleiben empfahl, sondern kehrte in trotziger Laune nach Berlin in die Höhle des Löwen zurück. Varnhagen war aufs höchste betroffen, als ihm Laube am 10. Juli wieder gegenübertrat; er empfahl ihm, sich dem Fürsten Pückler als Reisebegleiter anzubieten, und am 22. ließ Laube in der Tat ein derartiges Gesuch an den Fürsten abgehen, aber ehe eine Antwort hatte eintreffen können, wurde er am 26. Juli auf Veranlassung Rochows verhaftet und in die Stadtvogtei gebracht, um sich über verschiedene gegen Preußen gerichtete Artikel der „Zeitung für die elegante Welt" vernehmen zu lassen. Anfangs ließ sich die Sache noch leidlich an; die ersten sechs Wochen in der Stadtvogtei waren erträglich. Die Verhöre erstreckten sich in der Hauptsache auf die uns bekannten Werke Laubes. Aber schon am 28. Juli, zwei Tage nach der Einlieferung des verdächtigen Mannes, hatte Rochow angeordnet, daß man nach seiner etwaigen Beteiligung an der Hallischen Burschenschaft fragen solle, und Laube hatte geleugnet, deren Mitglied gewesen zu sein. Damit war die sehr gründlich arbeitende Behörde nicht zufrieden gewesen, sie ließ Erkundigungen einziehen, und diese schienen zu er-

geben, daß Laube die Unwahrheit gesagt habe. Jetzt erst nahm die Sache eine sehr ernste Wendung: Laube wurde am 7. September aus der Stadtvogtei in die ungleich strengere und peinlichere Haft der Hausvogtei hinübergeführt und verbrachte hier in einem elenden Loch zwei entsetzlich qualvolle Monate. Man beraubte ihn der Bücher, man versagte ihm jede Beschäftigung — es war eine grauenvolle Zeit. Jener Widerspruch zwischen Laubes Aussagen über seine Beteiligung an der Burschenschaft und denjenigen der von den Behörden herangezogenen Zeugen erklärte sich dadurch, daß 1826, als Laube in Halle studiert hatte, dort noch nicht in aller Form eine Burschenschaft bestand, sondern nur sogenannte „Kränzchen" von burschenschaftlicher Tendenz, und daß Laube seine Zugehörigkeit zu diesen nicht als eine eigentliche Beteiligung an der verfemten Burschenschaft angesehen wissen wollte. Bei dieser Auffassung blieb er auch während der späteren Verhöre. Denn in der Hausvogtei wurden diese Verhöre, nunmehr von einem harten Inquisitor, dem Kriminalrat Dambach, mit verschärfter Strenge fortgesetzt. Das Protokoll über die wichtigste, die am 11. September stattfand, ist 1900 von Geiger in dem erwähnten Buche, neuerdings genauer von Houben in seiner Ausgabe von Laubes Werken (Bd. IX, S. 445) vollständig mitgeteilt worden, und es darf als wertvolle Ergänzung zu den von Laube für das Publikum bestimmten biographischen Darstellungen angesehen werden. Besonders wichtig scheint mir darin eine Stelle zu sein, in der sich Laube über seine politischen Überzeugungen ausspricht; sie lautet:

„Schon dieses Buch (nämlich die ‚Reisenovellen') spricht episodisch meine damalige Ansicht über den Liberalismus, dessen Anhänger ich früher war, scherzend aus. Ich hatte nämlich nach längerer Erfahrung wahrgenommen, daß alle Statt gehabten politischen Aufregungen die Ruhe einer bürgerlichen Existenz gefährdeten; deshalb schrieb ich im sogenannten liberalen Sinne nicht nur nichts mehr, sondern suchte denselben geeigneten Orts auch in diesen Reisenovellen als unzulänglich zu schildern . . .

„In diesem Sommer schrieb ich einen Aufsatz unter dem Titel: Historische Zustände, dessen Concept sich unter den bei mir in Beschlag genommenen Papieren gefunden hat. Er stellt meine dermalige politische Ansicht beweismäßig fest und beschäftigt sich damit, zu zeigen, daß bei dem sogenannten liberalen Treiben und den beweglichen constitutionellen Formen keine dauernde Garantie wäre, und daß dies eben nur ein Balancirsystem sei und eine fortwährende Beweglichkeit offen lasse, daß es aber durchaus notwendig wäre, als dauernden Mittelpunkt der Staaten irgend ein religiöses Moment aufzufinden, um den Mangel aller Sicherheit bei den jetzigen Eidesverhältnissen und ähnlichen Zusagen und Verpflichtungen von Grund aus zu heben. Der Artikel fällt in den Anfang einer Periode, wo ich mich von allen früheren Sympathien löste und eine völlig neue Anschauung der Dinge suchte."

Wenn die wesentlichsten Punkte dieser Darlegungen durch Laubes Äußerungen in vertraulichen Briefen als wahr erwiesen werden, so ist es doch zu verstehen, daß die Behörden ihnen noch keinen vollen Glauben schenkten, und daß Laubes bisherige Gesinnungsgenossen, wo sie derartiges vernahmen, sich über den schnöden Verrat der liberalen Sache entsetzten.

Nach einigen Wochen wurden dem Gefangenen einige Erleichterungen gewährt, er erhielt ein besseres Zimmer angewiesen und durfte sich wieder

literarisch beschäftigen; endlich kam die Stunde der Befreiung heran: am 20. März 1835 wurde Laube vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt gegen die eidliche Versicherung, daß er sich dem Urteil des Kammergerichts, das demnächst zu erwarten sei, nicht entziehen werde. Nachdem ihm gestattet worden war, noch einige Wochen in Berlin zu bleiben, begab er sich am 15. April 1835 nach Naumburg, wo er, mit Unterbrechungen, länger als ein Jahr verweilte. Volle Freiheit genoß er noch nicht, die Polizei hielt ein scharfes Auge auf ihn gerichtet, und mit banger Spannung sah er dem Spruch des Gerichts entgegen. Wenige Wochen nach seiner Ankunft richtete er wieder einige Zeilen an Heine; aber aus dem weichen Ton, den er anschlug, ist leicht zu entnehmen, daß die furchtbaren Erlebnisse des letzten Jahres nicht spurlos an ihm vorüber gegangen waren.

Heine befand sich um diese Zeit in einer ganz andren Geistesverfassung als sein jüngerer Freund, doch nicht in einer solchen, die ihn von diesem irgendwie hätte entfernen können. Er ahnte nichts von den Wandlungen, die Laube inzwischen durchgemacht hatte; von seinem schweren Schicksal hatte er erfahren, und er schenkte ihm aus der Ferne den stillen, aber wärmsten Anteil seines Herzens. Ja, er hatte Gelegenheit, ihm auch öffentlich Lob und Anerkennung zu spenden; dies geschah in den zu Anfang des Jahres 1835 geschriebenen Abschnitten seiner „Romantischen Schule", in denen er das Junge Deutschland und namentlich Laube in seiner lebhaft eindringlichen Sprache feiert, kurz bevor die Regierungen ihre Verfolgungen gegen eben diese Schule in Szene setzten. Er spricht dort zunächst von Jean Paul und fährt dann fort (Werke, Bd. V, S. 328):

„Sein Herz und seine Schriften waren eins und dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen Jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind.

„Ja, ich wiederhole das Wort Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden: daß diese Erde groß genug ist; daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht einer auf Kosten des anderen leben will; und daß wir nicht nötig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen. Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr wert als ein ganzer Tiergarten von Raupachen und Komödianten?

„Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn, wie könnte ich von dem Jungen Deutschland sprechen, ohne des großen, flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet. Heinrich Laube, einer jener Schriftsteller, die seit der Julirevolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer sozialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden, und verbindet damit den apostolischen Eifer des Jungen Deutschlands. Dabei

ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne ebensosehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nutzen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen."

Es ist bemerkenswert, daß sich Heine in diesen letzten beiden Absätzen unmittelbar an die Äußerungen anlehnt, die Laube in seinem zuletzt von uns veröffentlichten Briefe (Nr. VII) getan hatte, und unter dem patriotischen Pöbel, der noch immer nicht aufhört, unsern großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen, ist natürlich in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, Menzel zu verstehen. Doch noch ist sein Lob für Laube nicht erschöpft; Heine fährt fort:

„In dieser Hinsicht verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht ebensoviel Talent zutraue, noch viel weniger, weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muß ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urteilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in allem, was Laube schreibt, herrscht eine weitaustönende Ruhe, eine selbstbewußte Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkowschen Geistes."

So erscheint das Einvernehmen zwischen Laube und Heine zu Anfang des Jahres 1835 wohl noch größer als zuvor, obwohl sich der jüngere Dichter in einigen Punkten von den Überzeugungen des älteren leise entfernt hatte, und die nächsten Briefe atmen eine Wärme und Innigkeit, wie sie nur der erhöhten Stimmung der bewegten Stunde entspringt. Aber die Gedanken und Gefühle der beiden Männer waren doch nach ganz andrer Richtung gewendet: Laube im Kampf mit seiner Weltanschauung und im Kampfe mit übermächtigen äußeren Gewalten; Heine gleichfalls von Affekten erschüttert, aber von solchen, die aus den Wirrnissen seines Privatlebens hervorgingen: er lag im Kampf mit einer Macht, die in seinem eigenen Herzen einen gefährlichen Bundesgenossen fand, im Kampf mit der Liebe zu einem dämonisch-sinnlichen Weibe. Angst wurde ihm vor der Emanzipation des Fleisches, die er selbst mit wilder Begeisterung gepriesen hatte; er konnte wie der Zauberlehrling die Geister nicht mehr bannen, die er gerufen hatte, und er erlag. Im Oktober 1834 hatte er mit Crescentia Eugénie Mirat, die unter dem Namen Mathilde in seinem Leben eine so große Rolle spielen sollte, eine Verbindung eingegangen, die ihn beglückte und berauschte, die ihn aber zugleich durch die Überfülle der Seligkeit bedrückte und betäubte; er war zu alt und zu ernst, um im monatelangen Taumel dahinjagen zu können; die Achtung, die er sich selbst schuldete, gebot ihm, den Qualen, die ihm Mathilde durch ihren kindischen Übermut, ihre Putzsucht und dreiste Gefallsucht erweckte, ein Ende zu machen; nachdem er etwa neun Monate hindurch das aufreibende Glück dieser Liebe genossen hatte, riß er sich um die Mitte des Jahres 1835 los, in der festen Erwartung,

daß es ihm gelingen werde, in reineren Sphären sein besseres Selbst wiederzugewinnen. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er seine in vielen Partieen großartige Neudichtung des Tannhäuserliedes, in der wir ein bedeutendes Selbstbekenntnis des Dichters zu erblicken haben. Und wir wissen's: auch Heine kehrte in den Venusberg zurück wie der Held der alten Sage. Die Schilderung, die Heines Tannhäuser dem Papst gegenüber von den Reizen seiner Schönen gibt:

Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmutreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche . . .

diese Schilderung, der in der Vorlage des alten Tannhäuserliedes nichts Entsprechendes zur Seite steht, sie ist nichts als ein Echo von des Dichters eigener Sehnsucht. Diese Sehnsucht führte ihn zu Ende des Jahres 1835 wieder in Mathildens Arme:

Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämtliche Sterne.

Man sieht, die geistige Verfassung, in der sich die beiden Dichter befanden, als sie ihren Briefwechsel wieder aufnahmen, war so verschieden wie nur möglich, und man muß sich ihrer bewußt werden, wenn man die Töne und Untertöne des Gefühls, die aus ihren Äußerungen hervorklingen, richtig verstehen und würdigen will.

Wie mehrere der späteren Briefe, so ließ Laube auch den folgenden durch einen Bekannten an Heine übermitteln, und wie ebenfalls in mehreren der späteren Fälle traf der Bekannte den Dichter des „Buchs der Lieder" nicht zu Hause; Heine befand sich zurzeit auf dem Schlosse der Fürstin Belgiojoso in der Nähe von Saint-Germain, und er hoffte hier von den Herzensstürmen der letzten Monate zu genesen. Daß Laubes Vertrauter ein Arzt war, der sich den neuen homöopathischen Lehren angeschlossen hatte, ist dabei wenig auffallend, denn er, der eine weite Reise machte, um der Segnungen der Prießnitzschen Wasserkuren teilhaftig zu werden, hielt viel von der neuen medizinischen Lehre; auch im Gefängnis wurde er von einem Homöopathen behandelt. Der Überbringer wird schmerzlich berührt gewesen sein, daß er den berühmten Dichter nicht antraf; und Heine hätte ihm nach der Lektüre der herzlichen Zeilen des Freundes gewiß einen warmen Empfang bereitet. Die Lieder aus dem zweiten Bande des „Salons", auf die Laube anspielt, durfte er mit vollem Rechte preisen, denn es waren die prachtvollen Gedichte des „Neuen Frühlings", die dann nach einigen Jahren in die „Neuen Gedichte" aufgenommen wurden und einen Hauptschmuck dieser Sammlung bilden. Das Buch „Sur l'Allemagne", das am Schlusse erwähnt wird, hatte er ebenfalls allen Grund mit Freuden zu begrüßen, denn es war nichts andres als die „Romantische Schule", in deren letztem Buche, wie wir wissen, auch Laube in so sehr anerkennender Weise besprochen wurde. Heine hatte jedoch nur wenig Gelegen-

heit gehabt, sich genau mit den Arbeiten Laubes vertraut zu machen; die „Reisenovellen" hatte er nicht erlangen können, über das „Junge Europa" geht er mit einer flüchtigen Bemerkung hinweg, und nur die wenigen Nummern der „Eleganten Welt", die er sich zu verschaffen gewußt, wurden durch ein freudiges Lob ausgezeichnet. Aber der Brief, den er in die Hand nahm, konnte ihm wieder zeigen, wieviel er an Laubes Freundschaft besaß, und so wird er die folgenden Zeilen nicht ohne innere Bewegung gelesen haben.

VIII.

Naumburg a/Saale Fürstenhaupts-Garten
d. 3. Mai [1835].

Es ist gar lange her, mein sehr lieber, geehrter Freund, daß ich nicht mehr daran denken konnte, an Sie zu schreiben. Ich weiß nicht, ob Ihnen zu Ohren gekommen ist, was unterdeß mit mir vorgegangen. Es stellt ein Schriftsteller-, ein Gattungsschicksal vor, also nur zwei Worte darüber. Man verbannte mich plötzlich aus Sachsen, nicht weil ich irgend was gethan hatte — ich schrieb im Gegentheile von Tage zu Tage sanfter u. milder — sondern, weil ich da war, u. weil ich schriftstellerte. Ich wurde als Begriff verbannt. Dazu erfuhr ich, daß man mich in Preussen verhaften wollte — ich hatte wiederum nichts gethan, als über das historische Unrecht gegen die Polen u. für den sogenannten Liberalismus geschrieben, ich wollte Deutschland nicht aus Furcht vor Möglichkeiten aufgeben — ich reis'te selbst nach Berlin, und ward denn auch glücklich von der Polizei empfangen, der Ministerialcommission eingehändigt u. 3/4 Jahr lang — untersucht. Als die Untersuchungsakten nun geschlossen u. dem Kammergericht übergeben waren, entließ mich dieses, weil nichts Genügendes zu weiterer Haft vorliege. Aber die Polizei nahm sich meiner sogleich wieder an, u. befahl mir meine kleine schlesische Vaterstadt Sprottau zum Wohnort an; mit großer Mühe habe ich Naumburg erhalten, u. hier erwarte ich mein Urtheil, was mir leicht noch Festung bringen kann.

Interessiren Sie sonstige Détails, so kann Ihnen selbige Herr Reil, Ueberbringer dieses, geben. Er ist ein großer Verehrer Ihrer Schriften, u. hat mich um diese Gelegenheit ersucht, um dabei Ihre Bekanntschaft zu machen. Sein Begleiter und baldiger Schwiegervater, Medicinal-Rath Stapf ist einer der Heerführer unsrer Homöopathie, u. dadurch von wirklichem historischen Interesse. Ausserdem ein enthusiastischer Freund der schönen Literatur, namentlich Goethes, Jean Paul's, Byron's u. Ihrer Schriften, und ein sehr wackrer Mann, dem das Herz blutet über das Unglück unsrer Jugend. Lassen Sie sich aus alter Freundschaft die Herrn für ein herzliches deutsches Gespräch empfohlen sein — eine liebenswürdige Familie des alten Herrn, namentlich seine hübschen, artigen Töchter, die Jahre lang für Heine geschwärmt, harren gespannt auf die Beschreibung dieses Gesprächs u. des Dichters, Sie wissen, wie so was in der Familie eine Tradition für ganze Geschlechter werden kann; lassen Sie sich, wenn Sie Migraine haben, vom Papa ein homöopathisches Riechfläschchen vorhalten, u. seien Sie recht freundlich, ich bitte. Er kommt direkt vom Schooße der Königin von England, die ihn nach London citirt hat, um Gott weiß was beschwichtigt zu haben. Ach, ich weiß, ich kenne Ihr Herz, lieber Heine, wie Sie oft nach einem stillen deutschen Abende, nach gutmüthigem Geschwätz von der Großmutter u. der wunderlichen weiten Welt schmachten mögen; ach, ein Dichter wie Sie, der uns liebt u. bis in die Seele hinein kennt, muß ja Heimweh haben; ich habe Sie oft im Gefängnisse noch bedauert, wenn ich mein eigen Leid vergaß. Vor diesem Heimweh fürchtete ich mich auch, u. mochte zum Theil darum nicht der Hausvoigtei aus dem Wege gehn. Freilich als ich dann einsam im dunklen Loche lag, kein Buch hatte u. die Stunden langsam vorüberschlurften wie die Gespenster, als der Wahnsinn auf den endlosen Spinngeweben der Langenweile sich mir auf

die Augen legen wollte, da seufzt' ich wohl: Ach wärst Du doch im weiten, offnen Frankreich!

Diese Bilder, mein Theuerster, mögen Sie trösten in schmerzlich sehnsüchtigen Stunden, oh, Leute unsrer Art haben's schlimm im Vaterlande. Wer weiß, wenn ich meine Gesundheit wiederfinde, u. dies schöne, sonnige Jahr meiner Jugend sind ich nimmer wieder.

Nun, das hilft nichts; wer in den Kampf gelaufen ist, muß sich nicht wundern, daß es Blut kosten kann; ich glaube, Sie sind auch der erste Mensch, gegen den ich klage, Sie werden's am Ersten fühlen, ob man Muth haben u. doch weinen kann. Was helfen die Bravaden, die meist die Lüge bedecken.

— Ihren zweiten Salon hab ich erst flüchtig bei Varnhagen durchblättert. O, Sie sind noch glücklich, da Ihnen noch so alte, junge, schöne Lieder kommen — u. wie verdient machen Sie sich um die Deutschen, daß Sie ihnen die Philosophie verdeutschen, wie verdient! Die Kritik über Sie mag jetzt rührend sein, da nur Ihre Feinde schreiben; die Elegante war wirklich unsre letzte Festung. Vielleicht erobre ich wieder eine, nicht um zu erobern, das wäre lächerlich, nur um unsre Kriegsehre zu retten.

Ich kann mir nicht denken, daß Sie mit unsern kothigen Revolutionairs, Spatzier u. Consorten verkehren, ich glaube, diese Gattung Landsleute mögen Einem auch noch den Rest von Vaterland verleiden, den man in Paris haben könnte. Ist Ihnen denn damals endlich der Anfang meines „jungen Europa" zugekommen; ich schreibe jetzt den Schluß, der reifer u. besser werden soll. Meine „Reisenovellen" haben Sie wahrscheinlich auch nicht gesehn; ich möcht' es wohl, da Sie selbst zum Oefteren darin berührt werden. Lassen Sie mir doch ein Lebenszeichen zukommen; ich möchte z. B. gern Ordre geben, daß Ihnen meine letzten Bücher geschickt würden.

Und was haben wir denn von Ihnen zunächst zu erwarten? Ist das „sur l'Allemagne", wovon ich in der „Allgemeinen" eine Andeutung gelesen, was Neues? Ach, der Brief kommt ja erst nach 4—5 Wochen zu Ihnen! Möchten Sie nur recht wohlauf sein u. von aller Welt so geliebt werden wie von

Ihrem ergebensten H. Laube.

Ziemlich lange verschob Heine die Antwort auf diesen Brief seines jungen Freundes, offenbar deshalb, weil er von den erwähnten Dingen, die sein eigenes Herz bedrückten, allzusehr in Anspruch genommen war. Endlich am 27. September 1835 griff er zur Feder, und er schrieb:

„. . . seit neun Monden sind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden und unabsehbar lange Schatten lagerten sich um mich her. Dieses Bekenntniß mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beschäftigt, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen, und wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens mich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten."

Dem Freunde bekundete er seine treue Gesinnung nicht nur durch Worte der Teilnahme, sondern auch dadurch, daß er ihm „für den Almanach" vier Gedichte übersandte. Woran Heine bei diesem „Almanach" dachte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen: vielleicht an das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", für das Laube in seinem ersten an Heine gerichteten Briefe um Beiträge gebeten hatte; vielleicht war es ihm aber auch bekannt geworden, daß sich Laube jetzt mit einem neuen derartigen Plane trug: er wollte bei dem jungen Verlagsbuchhändler Löwenthal, der auch Laubes „Moderne Charakteristiken", Wienbargs Schrift „Zur neuesten Literatur" und bald darauf Gutzkows „Wally, die Zweiflerin" herausgab, einen großartig ausgestatteten „Almanach der Schönheit" herausgeben, der aber schließlich ebenso-

wenig wie das erwähnte „Taschenbuch“ das Licht der Welt erblickte. Die Gedichte nahm Laube, wie wir gleich sehen werden, dann in die „Mitternachtszeitung“ auf, die er im Jahre 1836 und zu Anfang des Jahres 1837 redigierte und zu neuem Leben erweckte; nur an einem nahm er, wie der nächste Brief zeigt, Anstoß: an dem Gedichte „Jüngstens träumte mir: spazieren in dem Himmelreiche ging ich“ (Werke, Bd. I, S. 259); es ist ein Gedicht, in dem Heine die religiöse Hinwendung der Geliebten zu Christus als eine Verkürzung der für sich selber beanspruchten Gefühle auffaßt, also eine Verquickung der religiösen und der erotischen Regungen zum Ausdruck bringt, die feinfühlenden Seelen in hohem Grade verletzend erscheinen mußte. Es ist bemerkenswert, daß Laube jetzt sofort auf die Stelle hinwies, wo Heine die Grenze des guten Geschmacks überschritten, während er sich früher oft genug selber in ähnlicher Weise wie jener versündigt hatte.

Und der leise sich entwickelnde Gegensatz der beiden kam noch in einer andern Stelle von Heines Antwort, ohne daß dieser etwas davon ahnen konnte, zum Ausdruck; Heine schrieb: „Sie gehören nun einmal zu jenen Fechtern, die nur in der Arena sterben“. Wir wissen, was wir von dieser Äußerung zu halten haben; und Laube mag sie mit eigenartigen Gefühlen gelesen haben: er wollte nicht in der Arena sterben. — Endlich bringt dieser Brief Heines vom 27. September 1835 noch einen kurzen Satz, in dem auf höchst unerquickliche und lange nachwirkende Vorgänge dieses Jahres zum ersten Male hingewiesen wurde, den Satz: „Eine Mischung von Pöbeltum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel!“ Wolfgang Menzel hatte soeben in dem von ihm redigierten „Literaturblatt“ zum „Morgenblatt“ mit seinen unerhörten Angriffen gegen das Junge Deutschland begonnen. Am 11. September war der erste Artikel erschienen; Heine hatte offenbar in Paris schnell Gelegenheit gehabt, ihn zu lesen.

Es ist nicht schwer, die Ursachen von Menzels Verfahren aufzudecken, die Motive, die aus der Beengtheit seines Geistes und aus den Schwächen seines Charakters abzuleiten sind, zu sondern, und festzustellen, wie sich einige tüchtige Eigenschaften, die er besaß, mit den erbärmlichen höchst wunderlich vermischten. Menzel war ein ziemlich kenntnisreicher Literat, und sein großer Ehrgeiz spornte ihn zu rastloser Betriebsamkeit an. Aber er gehörte zu jenen fatalen Menschen, die in Dingen der Kunst aufdringlich mitreden, ohne je von dem göttlichen Hauch der Musen innerlich berührt worden zu sein; er war unfähig, die Maßstäbe der Moral und der Ästhetik zu scheiden; er war ein Philister vom Scheitel bis zur Sohle, ein polternder Schulmeister, der die bösen Buben der Literatur mit der Rute abstrafen wollte. Wer Menzels Kritik Goethes gelesen hat und Goethe versteht, der ist mit Menzel fertig. — Zunächst hielt es der gewandte Redakteur (denn das war er schließlich doch) für richtig, sich mit den Vertretern der modernen Literatur gut zu stellen. Er hatte mit Heine verkehrt und manchen Brief mit ihm ausgetauscht; er hatte Gutzkow sogar als Gehilfen für das „Morgenblatt“ nach Stuttgart berufen, doch erging es ihm mit diesem bald ebenso wie Goethes Sulla mit dem jungen Cäsar, und er hätte mit jenem ausrufen mögen: „Es ist was

Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird". Er war zwar sehr liebevoll und freundlich gegenüber dem jungen Literaten, und Gutzkow war ihm aufrichtig dankbar; aber lange paßten die beiden nicht zusammen; Gutzkow, der vielleicht nicht nur Gutes von seinem Meister gelernt hat, trennte sich von ihm in Frieden und hielt sich einstweilen in der Reserve. Als er aber zunächst zu Anfang des Jahres 1835 das Literaturblatt zum Frankfurter „Phönix" übernahm und also ein Konkurrenzblatt eröffnete, betrachtete ihn Menzel schon als einen Gegner, den man unter allen Umständen verfolgen müsse, und als sich Gutzkow im Verlaufe desselben Jahres mit Wienbarg zur Herausgabe einer im größten Stile gehaltenen Zeitschrift, der „Deutschen Revue", vereinigen wollte, da war es aus. Menzel gürtete seine Lenden und zog hinaus in den Kampf für Religion und Sittlichkeit. Das neue Unternehmen mußte im Keim erstickt werden, und dies um so mehr, als es den beiden Herausgebern gelungen war, zahlreiche höchst angesehene Schriftsteller und Universitäts-Professoren als Mitarbeiter zu gewinnen; also vom Staate bezahlte Beamte hatten sich leichtsinnig verführen lassen, ihre Mitwirkung an einer Zeitschrift zu versprechen, die auf nichts Geringeres hinausging, als Thron und Altar zu erschüttern! Beachtet man die Zeit, in der das häßliche Schauspiel vor sich geht, so muß man sagen: der sittliche Kreuzzug war nicht übel erdacht. An Schlauheit fehlte es Menzel nicht.

Menzel war bei den Regierungen bis dahin keineswegs gut angeschrieben gewesen, wie das namentlich aus Ludwig Geigers neuestem Buche: „Das Junge Deutschland. Studien und Mitteilungen" (Berlin 1907) deutlich hervorgeht. Aber seine Denunziationen wurden genau beachtet, die Universitäts-Professoren und sonstigen Beamten wurden veranlaßt, öffentlich zu erklären, daß sie sich von jeder Berührung mit der „Deutschen Revue" fernhalten würden, und die Zeitschrift wurde unterdrückt. Indessen damit war die Wirkung von Menzels Angriffen noch lange nicht erschöpft: sie gaben vielmehr noch den Anstoß zu den überaus grausamen Verfolgungen, die die Männer des Jungen Deutschland durch die drakonischen Bestimmungen der preußischen Behörden vom 14. November und den tief einschneidenden Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835 erlitten. Es ist eins der traurigsten Kapitel der deutschen Literaturgeschichte, das sich hier unsern Blicken darbietet, und es bleibt auf Wolfgang Menzel der unauslöschliche Makel haften, daß er den zum Teil vielleicht achtbaren, aber in schwersten Vorurteilen befangenen Männern der Regierung aus unlauteren Motiven verhängnisvolle Helfersdienste geleistet hat bei dem hartherzigen Werke der Verfolgung.

Doch nicht nur was geschah, erfüllt noch den fernstehenden Betrachter mit Unwillen, sondern fast mehr noch die Art, wie man vorzugehen beliebte. Es ist der Ton, der die Musik macht. Man muß einmal die viersch rötige Art von Menzels Angriffen kennen gelernt haben, um die berühmten Entgegnungen von Börne und Heine usw. richtig würdigen zu können. Es war auf beiden Seiten ein Kampf auf Tod und Leben.

Zunächst sich anschließend an Gutzkows törichten Roman „Wally, die Zweiflerin" schrieb Menzel in seinem Literaturblatt vom 11. September:

„Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche atheistische Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gäbe bei den philosophischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes — — Im Palais-Royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jacobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, die französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, auf's neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das, Gott sei Dank, gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaire's . . . Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffinirtesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feilzubieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben . . . Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in euren Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt . . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen."

Dann geht Menzel zu der geplanten neuen Revue über und sagt:

„Ueber dem neuen literarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront anstatt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe dem, der mit irgend einer Tugend in der Literatur glänzt! Nie werden die Menschen, die an keine unsichtbare Welt hinter der sichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maske erscheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleisch glauben, nie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, daß er reiner ist, als sie . . . Doch ich will die Aergernisse, die unsern Schriftstellern durch eine solche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anschlagen. Wichtiger scheint mir der schlimme Einfluß, den diese Menschen jenseits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, daß sie uns das Franzosenthum in Worten und Werken predigen? Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf."

Und dann noch ein sehr bezeichnender Ausfall gegen die Professoren, die ihre Mitwirkung an der „Deutschen Revue" zugesagt hatten:

„Die preußischen Universitäts-Professoren? Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staate noch das Christenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschenden sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daß jetzt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament ‚des entzückenden Augenblicks' und eine Republik der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Christenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen das Bestehende wüthen sollten? Oder hofft man im Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels den längst von frommen Gemüthern ersehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politischen Gegensätze dieser Zeit glücklich zusammengeklebt und versöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll dies durch eine vorläufige Accolade der Pariser Exilierten und der preußischen Universitäts-Professoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen sprechen, angedeutet werden?"

In diesem Tone ging es nun Monate lang weiter; gefährliche Vorliebe für französischen Geist und französische Sitten wurde Menzel nicht müde den Anhängern des Jungen Deutschlands vorzuwerfen; und bemerkenswert ist es, daß er gelegentlich auch vorschlägt, diese Schule lieber nicht als ein junges Deutschland, sondern als ein junges Palästina zu bezeichnen, obwohl er gut wissen konnte, daß außer Heine und Börne keine Männer jüdischer Herkunft dazu gehörten. Das Schlagwort von den Juden und Judengenossen war ihm noch nicht bekannt.

Vergegenwärtigt man sich diese höchst verworrenen Zustände des damaligen Literaturlebens, so kann man sich vorstellen, wie es in der Seele des von den Verfolgungen mit betroffenen Heinrich Laube aussah, des Mannes, der, einer qualvollen Haft vor wenigen Monaten entronnen, des Schiedsspruches der Richter mit Bangen harrte! Sein nächster Brief, der elf Tage vor dem Erlaß des preußischen Verbotes der jungdeutschen Werke geschrieben worden ist, läßt uns erkennen, wie sehr er litt, wie sehr er schwankte, und wie sehr er geneigt war, mit den Regierungen seinen Frieden zu machen. Wir wissen, welche Wandlung von innen heraus er in den letzten anderthalb Jahren durchgemacht hatte: jetzt gönnte er mehr und mehr auch den äußeren Verhältnissen einen Einfluß auf seine Entschließungen; der Not gehorchend, ließ er sich zu einer entschiedenen Verleugnung seiner Vergangenheit, zu einer Loslösung von seinen bisherigen Genossen bestimmen, der sich Heine, wie wir gleich sehen werden, vergeblich zu widersetzen versuchte. Laubes Brief hat folgenden Wortlaut:

IX.

Naumburg 3. Nvbr. 35.

Sie haben mich ganz betäubt mit Freundlichkeit u. Liebenswürdigkeit, mein Wertheſter. So viel Theilnahme u. Liebe hegen Sie nicht für mich, aber es ist unendlich liebenswürdig, daß Sie sich in mich hineindichten. Ich kann's Ihnen mit nichts lohnen, als mit Liebe, u. Sie wissen, wie Sie an mir den getreusten Eckart haben für's Leben; ich will auch so nichts von Ihnen als Ihr Herz, — denn darin steckt auch Ihr Geist — daß es mir vollkommen ohne Eindruck in diesem Bezuge bliebe, wenn ich jetzt hörte, Sie hätten mit Oesterreich Cartel geschlossen, und gingen nach Wien. Beiseite ernsthaft: die Zeit der Politik ist auf Lange vorbei, ich u. tausend Andre möchten wohl, daß Sie wieder in die Heimath kämen, die Liebe würde Ihnen so wohl thun, der Kampf mit den alten Waffen ist so ganz erschöpft u. ohne wahrscheinlichen Erfolg, — was hat unser Land für Schriften verdaut — ist Ihnen kein ehrenvoller Weg vor Augen? — Bin ich nicht sehr lächerlich als Kuppler? Meine Stellung ist so bodenböse, so unglücklich delicat, ich kann so gar nicht lügen, daß ich, um zu existiren, mich in alle Verwandtschaftlichkeiten mit dem Conservatismus hineindenken u. -fühlen muß, um nur noch etwas schreiben zu können. Und die Sache hat ihr Quantum Wahrheit u. ihr groß Quantum Poësie, man darf sich nur nicht von der Bornirtheit einpferchen lassen; auch der Conservatismus hat seine Speculation; darin arbeitet mein Geist jetzt herum, Gott weiß, was er zum Vorschein bringt; ich bekomme kein gerichtliches Urtheil, wie's scheint, u. werde so in mäßigen Banden, ganz und gar aber im Schach gehalten. Bin eine wilde Bestie, die nicht mehr im Käfig, aber noch im Thiergarten gehalten wird. Ich ertrage das nicht: in unsrer Literatur ist der Teufel los, die junge Literatur (Gutzkow, Wienbarg, u. ich werde auch immer, obwohl ich schweige, dazu gerechnet) ist pöbelhaft, fanatisch wegen Immoralitaet (Rehabilitation des Fleisches) Unchristlichkeit, Unpatriotismus von

Menzel angegriffen, alle verlauerten Leidenschaften unsrer Philister sind gegen diese jungen Deutsch-Franzosen aufgerufen. Namentlich concentrirt er es auf Gutzkow, u. die Vertheidigung ist darum so schwer, weil Gutzkow mit einem prickelnden, zerrigen Wesen Alles gerissen hat, aber auch Alles u. leider meisthin mit Indiscretion ohne Gleichen. Er ist ein geistreicher, bedeutender u. mir sehr werther Junge, meine schreckliche Stellung heischt aber eher gelindes Auftreten *gegen* ihn — denn Politik fürchten sie gar nicht mehr; als nächst zu bekämpfendes wird die dissolvirende Literatur angegeben — ich hab' ein Journal wieder zum Neujahr übernommen, „die Mitternachtzeitung", u. kann nicht umhin, eine Fahne aufzurichten. Um sie ganz au fait zu setzen, kohl' ich so Viel. Mach ich gar keine Concession aeusserlich, so wird mir die Redaction ohne Weiteres gar nicht gestattet — Gott weiß, ob es mit jener zum Durchschlüpfen Gelegenheit giebt — ich kann also keineswegs, wie G[utzkow] u. Wienbarg erwarten, die Fahne des jungen Deutschland aufrollen, sondern muß eine feste, prüfende, philisterhaft zu- u. abrathende Stellung einnehmen neben diesen Freunden; nur Menzel's Unfläthigkeit darf ich geradezu bekämpfen, denn diese bietet mannigfach andres Terrain. Nun übersehen Sie das Ungeschickte unsrer Zustaende: in einer Zeit, wo wir kaum athmen dürfen, bricht ein Principienkampf los, der auf keine Weise redlich durchzufechten ist, denn er basirt sich auf entgegengesetzte Religionen u. Sittengesetze. Ermessen Sie das Schlimme meiner Stellung: jetzt werd ich neben Ihnen mit dem „jungen Deutschland" geschmäht, u. in einigen Monden schmäht mich vielleicht auch dies, u. es findet sich dann keine Kategorie für mich. — Haben Sie Lust, irgendwie näher herein zu treten nach Deutschland in unsre ergötzlichen, traurigen Wirren; wollen Sie mir, wenn Ihnen die Muse irgend was gewährt, in der nächsten Zeit, dies für mein Journal gestatten; denn alsdann bin ich nicht verlassen: ich war der erste dieser Jugend, der Ihnen nachrannte, verläugnen Sie mich nicht, so kann die jüngste Generation immer noch einen abgesonderten Abschnitt bilden. Bin ich Ihnen zu sanft geworden, wollen Sie der jungen Couleur näher treten — nun, jene Leute sind mir werth u. lieb, ich werbe u. intriguire nicht gegen Sie, dann bleiben Sie wenigstens mein Freund, das werd ich immer um Sie verdienen, denn ich werde Sie immer lieben. — Fragen Sie nicht: quel bruit pour une omelette? Die Krisis ist sehr wichtig wegen der tausend Conflikte, u. ich kann in meiner abscheulichen Stellung dabei zermalmt werden. Es ist ein pikanter neuer Verhältnißkampf, u. ich werde tüchtig fechten. — Es fragt sich nur, bin ich Ihnen klar geworden, wollen Sie au courant über die Dinge bleiben, u. mehr hören, u. ferner: der Almanach ist verschoben, u. ich möchte Ihre 3 Lieder — das vierte, was Sie frivol nennen, kann nirgends in Deutschland gedruckt werden, — in das Journal nehmen; sie sind nicht so unbedeutend, als Sie selbst sagen, u. fliegen im Journal gewiß sehr keck u. lockend vorüber. Bitte, gestatten Sie mir's. Von welch unendlichem Werthe mir sonstige Unterstützung von Ihrer Seite wäre, können Sie ermessen, es ist Ihrer Individualitaet nur schwer anzumuthen, ein deutsches Journal mit kleineren Aufsaetzen, Correspondenzen, Liedern zu bedenken, obwohl es den Vortheil bietet, daß es dem schnellsten neuen Abdrucke nie etwas in den Weg stellt. Varnhagen, Gans, Pückler u. Aehnliche sind für mich, das kann Ihnen das Bild meiner Situation vervollständigen — der tiers parti unter Menzel wird bekämpft, u. die Ultra's muß ich verläugnen, es wird eine moderne Aristokratie unserer Literatur. Ich beauftrage meinen Buchhaendler, Ihnen bei Heideloff u. Campe mein neuestes Buch „Moderne Charakteristiken" abgeben zu lassen, es wird Sie vollstaendig au fait setzen, was ich mit „moderner Schule" meine. Ueberwinden Sie Ihre Bequemlichkeit, u. antworten Sie mir zwei Worte. — Sind Sie nicht im Sommer ein paar Male mit einer Frau Dr. Haenel aus Leipzig zusammengekommen, die kühl für Sie schwärmt? — Ich hoffe sehr auf Ihr Trauerspiel, schreiben Sie nicht eins?

Zu all der Zudringlichkeit noch die Bitte, inliegendes Brieflein auf die Post zu senden.

Und nun Adieu! Ich bitte wie für mein Mädchen um Gesundheit u. Laune für Sie. Ihr Laube.

Wenn wir bedenken, daß Heine über die Wandlungen, die sich in Laubes Seele vollzogen hatten, doch nur oberflächlich unterrichtet war, so können wir begreifen, daß ihn die vorstehenden Zeilen sehr peinlich berührten. Er, der sonst so schreibfaul war, griff daher schnell zur Feder und bat Laube am 23. November 1835, von Boulogne sur mer aus, sich in dem verhängnisvollen Augenblicke nur um Gotteswillen nicht gegen seine bisherigen Gesinnungsgenossen zu erklären.

„Ich beschwöre Sie bey allem was Sie lieben in dem Kriege den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Parthey zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel Concessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder Aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik oder durch Aristokrazie, oder gar durch Absolutismus . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse, Prinzip und Moral kann nicht verweigert werden ohne die ganze protestantische Denkfreyheit und Beurtheilungsfreyheit zu annulliren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich. Ich sage das religiöse Prinzip und Moral, obgleich beides Speck und Schweinefleisch ist, eins und dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkisch. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basirt werden als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heucheley zur Basis haben.

„Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugniß verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mahometanisch-kristlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Losungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr wenig. Ich weiß wer ich bin. Jüngsthin hat einer meiner saintsimonistischen Freunde in Egypten ein Wort gesagt welches mich lachen machte aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte, er sagte, ich sey der erste Kirchenvater der Deutschen.

„Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viele Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen, und es ihm unmöglich machen in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Noth groß, so werde ich doch ins Geschirr gehn. Daß man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. Es ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, dem man Tritte in den Hintern geben sollte, daß ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme."

Von sich selber schrieb Heine:

„Mit dem übrigen jungen Deutschland steh ich nicht in der mindesten Verbindung; wie ich höre haben sie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revüe gesetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubniß gegeben habe. — Einen guten Rückhalt sollen diese jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchstverdrießlich, wenn es zwischen letzteren und Ihnen zu Reibungen käme."

Laube hat den Rat seines Freundes nicht befolgt; ganz kurze Zeit nach Empfang des Briefes von Heine erließ er vielmehr in der „Allgemeinen Zeitung" eine Erklärung, datiert vom 13. Dezember 1835, die folgenden bedauerlichen Wortlaut hatte:

„Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten ‚Deutschen Revue' zusagte, da geschah dies keineswegs in der Art, daß etwaige Tendenzen des sogenannten ‚jungen Deutschlands', welche die bestehende Civilisation angreifen, oder gar stören und bedrohen könnten, durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegentheil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art nichts zu schaffen hätte, und eine eigentliche solidarische Theilnahme mir nicht zupaßte. Diese Erklärung glaubte ich schuldig zu sein, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutschland', dem ich nicht angehöre, solidarisch betroffen sehe."

Noch entschiedener drückte sich Laube in einer „Erklärung" aus, mit der er den neuen Jahrgang (1836) der von ihm redigierten „Mitternachtzeitung" eröffnete; sie lautet[1]):

„Es ist zwar im ganzen klar und unverkennbar in unserm Prospektus ausgesprochen, welche literarische Stellung die ‚Mitternachtzeitung' einnehmen will; aber in der Zeit des Getümmels will man weniger Auseinandersetzungen als Parolen. Solch ein Getümmel herrscht jetzt in unsrer Literatur. Eine junge Schriftstellerwelt, die ‚junges Deutschland' genannt wird, spielt eine Rolle: wer gehört dazu, wer nicht? Es mögens wenige wissen, der Name ist sehr vieldeutig. Ein für allemal sei es denn hiermit gesagt, daß unser Journal nicht dazu gehört, die Bestrebungen desselben werden von keiner Opposition eingegeben, die Institute unsrer Gesellschaft werden von demselben respektiert. Invektiven gegen diese Institute, wie sie in neuerer Zeit vom ‚jungen Deutschland' ausgegangen sind, werden bekämpft.

„Ich war dem Publikum diese Erklärung schuldig, weil es durch das voreilige Klassifizieren unsrer Journalistik, die alles durcheinander wirft, daran gewöhnt worden ist, meinen Namen oft mit dem Namen des ‚jungen Deutschlands' verbunden zu sehen. Es ist ein ander Ding, wenn ich von junger Literatur, von moderner Schreibweise und dergleichen spreche: diese hat mit den Lebensfragen einer sozialen Kultur nichts zu schaffen, das Streben derselben betrifft ästhetische Formen, und das Zentrum derselben, Maß und Schönheit, wird sie in jeder Rücksicht vor allem Störsamen schützen.

„Damit soll auch nicht etwa ein Rückgedanke, nichts von dem verschleiert werden, was man eine arrière pensée nennt: nein, ich habe seit langer Ruhezeit mein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, mich in die Geleise des Bestehenden einzuordnen, daß auch nicht der Befangenste an meinem redlichen Willen, förderlich in unsre Kultur einzugreifen, zweifeln könne, und die Folge wird dies darthun.

„Und zwar namentlich durch dies Journal, das so wenig als ich mit dem ‚jungen Deutschland' zu thun haben, sondern alle die auflösenden Tendenzen bekämpfen wird. Dr. H. Laube.

---

[1]) Houbens biographische Einleitung zu Laubes „Ausgewählten Werken", Bd. I, S. 140 f. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Heine wird mit diesen Erklärungen seines jungen Freundes sehr unzufrieden gewesen sein, aber ausdrückliche Zeugnisse haben wir darüber nicht: der Briefwechsel mit Laube kam lange Zeit ins Stocken, und eben dieses Schweigen besagt viel. Persönlich nachgetragen hat er Laube sein Verhalten nicht; aber es ist bemerkenswert, daß der nächste Brief Heines, der dem vom 23. November 1835 folgte, vom 31. März 1838 datiert ist! Die „Mitternachtszeitung" vom Jahre 1836, die Laube redigierte, brachte fünf Gedichte von Heine: drei, die dem Briefe vom 27. September 1835, und zwei, die dem vom 23. November desselben Jahres beigelegt waren;[1]) es waren die Gedichte: „Es kommt zu spät, was du mir lächelst", „Ich bin nun fünfunddreißig Jahr alt", „Nicht mal einen einz'gen Kuß", „Neue Melodieen spiel' ich" und „Sie hatten sich beide so herzlich lieb"; sie wurden bis auf das zweite, das Heine selbst nicht schätzte, und das erst in den Gedichten des Nachlasses neu abgedruckt wurde („Ich bin nun fünfunddreißig Jahr alt") in die 1844 erschienenen „Neuen Gedichte" aufgenommen.

Laubes Erklärungen erregten vielfach entschiedenen Widerspruch und Unwillen; nur ein Mann wußte sie mit mildem Verständnis zu deuten und zu entschuldigen: Varnhagen von Ense. Er hatte weit tiefer in Laubes Herz hinein geschaut als alle die andern, die sich zu strengen Sittenrichtern über ihn aufwarfen, und so gab er in einem hochinteressanten Briefe vom 2. Januar 1836, den H. H. Houben vor kurzem (in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" vom 9. Dezember 1906; 10. Jahrgang, S. 364) veröffentlicht hat, eine Rechtfertigung Laubes, die Varnhagens eigene Einsicht in sehr günstigem Lichte erscheinen läßt. Wenigstens ein paar Sätze aus diesem Briefe mögen hier wiederholt werden. Varnhagen schreibt:

„Die Erklärung des Dr. Laube, durch die er sich gegen die Richtungen ausspricht, denen man ihn unter dem Namen des jungen Deutschland beigezählt hatte, war mir schon bekannt. Ich vermag aber in die Verdammnis, die man deßhalb über ihn verhängt, nicht einzustimmen. Sie müssen bedenken, daß Laube fortwährend ein Gefangener ist, und als solcher spricht, der nicht nur in der Gewalt des Feindes ist, sondern auch noch neue Uebel auf sich eindringen sieht, die er versuchen muß abzuwenden, wenn er nicht geradezu untergehen will . . .

„Aus diesem Gesichtspunkte mögen Sie das Verhältniß ansehen, und Ihr Urtheil wird sich billiger stellen. Allein hier kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Laube hat nämlich seine Ansichten wirklich verändert, er ist in Bildung und Weltverständniß weiter geschritten, und jenes frühere unreife, gewaltsame Treiben ist nicht mehr das seine! . . .

„Und auch hiemit ist meine Entschuldigung für Laube noch nicht erledigt. Fühlt er sich, wie ich ihn sehe, so kann alles Litterarische für ihn nur untergeordneten Werth haben; . . . Ich glaube nämlich, der Kern seines Wesens, der Zusammenhang seiner Gaben, wie groß diese auch sein mögen, bestimmt ihn eigentlich nicht zum Schriftsteller . . . Seine Eigenschaften dünken mich mehr praktisch als schriftstellerisch, und die Wirklichkeit des Lebens scheint mir der Stoff, in welchem er am besten vermöchte zu arbeiten . . ."

Bedenken wir, daß Laube in der Tat erst in einer praktischen Tätigkeit, als Leiter des Wiener Burgtheaters, seine besten Kräfte entfaltet hat, so darf

[1]) Das eine oben (S. 404) erwähnte blieb natürlich ungedruckt.

auch dieser letzte Teil von Varnhagens interessantem Rechtfertigungsschreiben als sehr glücklich bezeichnet werden.

Die Aufregung über die grausamen Bestimmungen Preußens und des Bundestages zog inzwischen immer weitere Kreise. Hatte man doch nicht allein alle Werke, die die jungdeutschen Schriftsteller bisher verfaßt hatten, sondern auch diejenigen, die sie künftig etwa verfassen und veröffentlichen würden, in Bann getan! Selbst der strenge Herr von Rochow sah ein, daß er sich durch eine solche Verfügung ins Unrecht setze, und verkündete daher durch einen Erlaß vom 16. Februar 1836, daß die Betroffenen nicht von aller literarischen Tätigkeit abgehalten werden sollten, sondern auch fernerhin Schriften, die der preußischen Zensur vorgelegen hätten und von dieser gebilligt worden wären, ruhig veröffentlichen dürften. Allerdings bestimmte der König, der mit dieser Maßnahme nicht ganz einverstanden war, daß dann wenigstens ein besonderer Zensor, dem größte Sorgfalt vorzuschreiben sei, mit der Prüfung der jungdeutschen Erzeugnisse betraut werden solle. In manchen deutschen Staaten nahm man's mit der Beachtung der Bundestagsverfügungen sehr leicht; in Hannover wurden sie schon 1836 wieder aufgehoben; und auch in Preußen zog allmählich ein etwas milderer Geist ein. Laube erhielt jedoch trotz verschiedener Eingaben nicht die Erlaubnis, sich als Redakteur der „Mitternachtzeitung" zu nennen; ein Dr. Brinckmeier gab seinen Namen her, während Laube bis in die ersten Monate des Jahres 1837 hinein die Arbeit des Schriftleiters tatsächlich versah. Die Regierung, die Laubes Gesinnungsänderung kannte und billigte, begründete ihr Verbot damit, daß es unmöglich sei, einem Schriftsteller, über den noch ein gerichtliches Verfahren schwebe, in Preußen das Recht zur Herausgabe einer Zeitschrift zu erteilen.

Laube genoß jedoch inzwischen eine fast uneingeschränkte Freiheit. Sein Aufenthalt war nicht auf Naumburg begrenzt. Er reiste im Verlauf des Jahres 1836 nach Kösen, Braunschweig, Hannover, Dresden, Leipzig, Berlin, Swinemünde und Rügen, und am 10. November trat er mit der verwitweten Frau Professor Hänel in Lützen vor den Traualtar. In den letzten Tagen des Jahres erreichte ihn aber das Urteil des Kammergerichts, das auf nicht weniger als sieben Jahre Festung lautete. Sechs Jahre dieser Strafe waren wegen der Beteiligung an der Burschenschaft, ein Jahr wegen literarischer Sünden verhängt worden. Da jedoch das burschenschaftliche Vergehen weit zurücklag, wurde die für dieses bestimmte Strafe auf sechs Monate gemildert, und die übrigbleibende Haft von anderthalb Jahren durfte Laube, da sich die Fürstin Pückler-Muskau, eine Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg, für ihn verwandte, auf dem Amtshause zu Muskau verbringen, wo er es sehr wohl aushalten konnte. Vom Juli 1837 bis zum Januar 1839 verweilte er in dieser milden Haft.

(Fortsetzung folgt.)

Der heutige Stand der Militärluftschiffahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß zur Unterstützung der Operationen im Felde von allen technischen Hilfsmitteln dem Luftballon eine der wichtigsten Rollen zufällt. Denn ohne ihn dürfte die Erkundung des Gegners und seiner Maßnahmen heutzutage, da die Bewegungen der Truppen und sie selbst im Gelände immer weniger bemerkbar werden, kaum mehr möglich sein.

Bekanntlich haben die Franzosen schon während des Krieges von 1870/71 mehrfach vorteilhaften Gebrauch von Luftballons gemacht. Sie sind dann auch nach Friedensschluß die ersten gewesen, die auf dem einmal betretenen Wege weitere Fortschritte machten. England und Deutschland folgten alsbald. Aus England kam die wertvolle Erfindung des komprimierten Gases, das in stählernen Behältern von den Truppen mitgeführt wurde, wodurch es sich ermöglichen ließ, Luftballons auch der Feldarmee mitzugeben, anstatt sie, wie bisher, ausschließlich den Festungen zur Verwendung zu überlassen. Ebenso wurde die Füllung der Ballons wesentlich vereinfacht und zeitlich verkürzt, so daß schon nach 15—20 Minuten alles zum Aufstiege bereit war. Inzwischen war man auch in Deutschland nicht untätig geblieben. Hier hatte sich die Aufmerksamkeit zunächst der Herstellung eines leichten Wagenparks an Stelle der schwerfälligen französischen Transportfahrzeuge zugewendet. Bald gelang es auch, besser bewegliche und haltbarere Wagen zu bauen, die, mit dem Ballonmaterial beladen, den Bewegungen der Truppen im Felde überall zu folgen vermochten. Ein weiteres Verdienst der deutschen Konstrukteure war es, daß sie den Kugelballon durch den Drachenballon in Zylinderform ersetzten. Hierdurch wurde besonders eine zuverlässigere und bequemere Beobachtung erreicht, die bei den oft heftigen Schwankungen des Kugelballons nicht unerheblich behindert war. Gleichzeitig wurde bei uns das englische System, der Mitnahme des fertigen Gases in Behältern, infolge zu hohen Gewichts, fallen gelassen, und es traten an seine Stelle zwei Methoden der Gaserzeugung am Bedarfsorte, von denen die aus Ätznatron und Aluminium als die vorteilhaftere anzusehen ist. Gegenwärtig sind die Drachenballons nicht nur bei fast allen großen Armeen, sondern auch bei kleineren Heeren, wie in Belgien, der Schweiz, in den Vereinigten Staaten und andern, eingeführt, und bilden mit den zu ihrer Bedienung bestimmten Luftschifferabteilungen oder Bataillonen und Kompagnien einen festen Bestand jeder Heeresorganisation.

Etwas auffallend erscheint, daß die Fesselballons im russisch-japanischen Kriege, wo ihr militärischer Wert, ihre Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit am ehesten Gelegenheit gehabt hätten, sich praktisch zu betätigen, vollständig versagt haben. Aus den wenigen zuverlässigen Nachrichten, die uns hierüber

bis heute zur Verfügung stehen, wissen wir, daß die Russen ursprünglich nur die mobile Festungs-Ballonabteilung mit zwei Kompagnien zur Verfügung hatten, die das Gas aus Eisen und Schwefelsäure an Ort und Stelle herstellte. Sie führte 76 Wagen mit sich und kam auf den schlechten Wegen so langsam vorwärts, daß man sie nie zur rechten Zeit zur Stelle hatte. Infolgedessen und da sich zudem auch Materialmangel fühlbar machte, mußte das Bataillon schon verhältnismäßig frühzeitig seine Tätigkeit einstellen. Etwas bessere Resultate erzielte anfänglich das 1. ostsibirische Luftschifferbataillon, das seine Kompagnien auf die drei Heere beim X., V. und VIII. Armeekorps verteilt hatte. Aus der Schlacht von Sandepu wird berichtet, daß hier allein die Beobachtung vom Ballon aus einen guten Erfolg der Beobachtung ermöglicht hätte. Die späteren Ergebnisse sind dann auch bei diesem Bataillon weniger befriedigend ausgefallen. Die Japaner wandelten in der Ballontechnik eigene Wege, scheinen aber mit ihren sonderbar geformten Ungetümen von 440 km Inhalt keinen rechten Erfolg erzielt zu haben. Wenigstens sind keine Resultate davon bei der Feldarmee bekannt geworden. Vor Port Arthur hielten sie sich überhaupt 8000 m von den russischen Geschützen entfernt, also auf eine Entfernung, wo nicht viel zu sehen war. Nur die Bewegung der russischen Schiffe im Hafen, auf der glitzernden Fläche weithin sichtbar, konnte von ihnen beobachtet werden.

Aber trotz dieser geringen kriegsmäßigen Erfolge der Fesselballons, die ja in erster Linie auf mangelhafte Ausbildung und Erfahrung des Personals und ungenügendes Material zurückzuführen sind, werden sie unzweifelhaft noch für lange Zeit ihre große Bedeutung behalten und unentbehrlich sein für die moderne Kriegführung. Namentlich so lange es nicht gelungen sein wird, völlig kriegsbrauchbare Motorluftschiffe oder Flugmaschinen herzustellen, die auch die Feldtruppen mit Sicherheit überallhin zu begleiten vermögen. Mit der Herstellung dieser Schiffe und Maschinen beschäftigt man sich zur Zeit besonders im Deutschen Reiche und im benachbarten Frankreich. Doch auch England ist neuerdings in den Wettbewerb um die Herstellung lenkbarer Luftschiffe für militärische Zwecke eingetreten.

Drei Typen modernster lenkbarer Luftschiffe sind gegenwärtig zu unterscheiden: das starre, das unstarre und das halbstarre. Als Repräsentanten dieser drei Systeme sind die Luftschiffe des Grafen Zeppelin, der Motor-Luftschiffstudiengesellschaft (Parseval-Ballon), des preußischen Kriegsministeriums (Militär-Ballon) und der Gebrüder Lebaudy anzusehen.

Das starr gebaute Luftschiff des Grafen Zeppelin besteht aus einem 125 m langen Aluminiumgerüst, bei dem tonnenartige Reifen in der Länge und Quere versteift sind, bei einem größten Durchmesser von 11,7 m. In diesem Gerippe sind sechzehn einzelne Ballons voll Wasserstoff angebracht, von denen jeder ein Sicherheitsventil hat. Von den Gondeln aus können fünf Ventile bedient werden, um den Ballon zum Fallen zu bringen. Die Oberfläche ist mit Leinwand überzogen, einmal, um dem Winde in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Ballons keinen Spielraum zu lassen, dann um die Ballons nicht direkt den Einflüssen der Sonnenbestrahlung

auszusetzen. Die Luftschicht zwischen Hülle und Ballons dient dabei als Isolierschicht. Mit diesem Gerüst sind starr zwei Aluminiumgondeln für Mannschaft, Motore und Betriebsmaterial verbunden. Jede Gondel hat einen Mercedes-Motor von 85 Pferdestärken, die beide zusammen stündlich 50 kg Benzin bei voller Fahrt verbrauchen. Die beiden Motore liefern die Sicherheit, daß im Falle des Versagens das Luftschiff, wenn auch mit verminderter Geschwindigkeit, seinen Weg fortsetzen kann. Mit beiden Motoren wird eine Stundengeschwindigkeit von rund 50 km erreicht, mit einem Motor 40 km. Die Verbindung zwischen den beiden, etwa 60 m voneinander entfernten Gondeln stellen Telephon und Maschinentelegraph her. Hinter den Gondeln angebrachte, stoffüberzogene Rahmen bilden die Steuerflächen. Sogenannte Stabilisierungsflächen dienen dazu, das Luftschiff in derselben Höhe zu halten. Denn wenn sich das Fahrzeug, von seinen Schrauben getrieben, vorwärts bewegt und der vordere Teil sich ein wenig hebt, so wirkt es bei seiner außerordentlichen Länge wie eine Drachenfläche und steigt; wenn der vordere Teil sich etwas senkt, so sinkt es. Daher würden unangenehme, schaukelnde und rollende Bewegungen in den Gang des Fahrzeuges kommen, die durch diese Flächen verhindert werden. Ein verschiebbares, 100 kg schweres Bleigewicht ermöglicht aber ein willkürliches Steigen oder Fallen des Ballons, was für seine Bewegungsfähigkeit sehr wesentlich ist; denn ein Fallen kann sonst nur auf Kosten des Gasvorrates, ein Steigen auf Kosten des Ballastvorrates erzielt werden. Die vier Schrauben, etwas unterhalb der Ballonlängsachse, oberhalb der Motore angebracht, sind vierflügelig, bei 1,15 m Durchmesser. Die Tourenzahl beträgt 1100 pro Minute. Der Ballon faßt 10000 cbm Wasserstoff, der einen Auftrieb von 12000 kg darstellt. Dabei hat der Ballon aber ein gewaltiges Eigengewicht, das zwei Drittel des Auftriebes für sich beansprucht. Immerhin bleibt ein beträchtlicher Überschuß (ca. 3000 kg). Erwähnt sei noch, daß das Luftschiff mit Apparaten für drahtlose Telegraphie und mit einem gewaltigen Scheinwerfer ausgerüstet ist (schon Lebaudys „Patrie" hatte einen Scheinwerfer von einer Million Kerzenstärke). Der Benzinvorrat soll dem Ballon für sechzig Stunden Fahrtdauer gewähren, d. h. das Schiff würde sich, ohne den Wind zu berücksichtigen, ca. 3000 km weit bewegen können. Trotzdem bisher keine eigentliche Dauerfahrt vorgenommen wurde, hat das Zeppelinsche Luftschiff doch mit den $8^1/_2$ Stunden, die es ununterbrochen unterwegs war, bei einer Eigengeschwindigkeit von 50 km in der Stunde, einen Rekord geschaffen und steht mit dieser Leistung an der Spitze aller bis jetzt bei uns und anderswo vorhandenen lenkbaren Ballons.

Was an den durch die Presse gegangenen Nachrichten wahr ist, das Reich habe das Zeppelinsche Luftschiff angekauft, konnte bisher mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Ebensowenig liegen verbürgte Nachrichten darüber vor, daß Graf Zeppelin vom Reiche den Auftrag erhalten und angenommen habe, ein neues Luftschiff seines Systems zu bauen, das für achtzehn Personen Raum habe und einen Motor von 285 Pferdestärken trage. Fest steht dagegen, daß das Reich die neue Ballonhalle angekauft und daß Graf Zeppelin ein

neues Luftschiff bereits fertig hat. Dasselbe stellt ein verbessertes Modell des bisherigen mit stärkeren, aber leichteren Motoren vor, ist aber mit dessen Schrauben, Steuer usw. ausgerüstet. Der alte Ballon ist bereits entleert und abgebrochen.

Das zweite System, das unstarre Luftschiff des Majors von Parseval, des Miterfinders des eingangs erwähnten Drachenballons, ist nach seiner ganzen Art das absolute Gegenteil des Zeppelinschen Schiffes. Herr von Parseval hatte sich die Aufgabe gestellt, ein Motorluftschiff herzustellen, das grundsätzlich, mit Ausnahme der Gondel und des in ihr untergebrachten maschinellen Teils, jedes starre Stück, jede Versteifung und jede Verstrahlung durch Holz- oder Metallteile vermeidet. Und in der Tat ist es ihm auch gelungen, wie einer unsrer ersten Militäraeronauten, der Kommandeur des preußischen Luftschifferbataillons, Major Groß, berichtet, ein Luftschiff zu erbauen, das in ungefülltem Zustande zusammengerollt, samt seiner Gondel und Maschine in einem einzigen Eisenbahnwagen oder in zwei Landfuhrwerken transportiert und an einer beliebigen Stelle ohne besondere Montagearbeiten gefüllt und zum Aufstiege gebracht werden kann. Hiermit wächst natürlich der Wert eines solchen Luftschiffes ganz ungemein einem andern gegenüber, das, wie das Zeppelinsche, überhaupt nicht ungefüllt transportiert werden kann, oder einem solchen, das zu seiner Montage besonderer Werkstätten, einer besonderen Halle und mehrerer Tage Zeit bedarf.

Der Parsevalsche Ballon hat eine von der Zigarrenform abweichende, langgestreckte Gestalt, die mehr dem Drachenballon ähnelt. Das verhältnismäßig kleine Schiff von 3000 cbm Inhalt hat eine Länge von 48 m und einen Durchmesser von 8,57 m, trägt aber einen sehr kräftigen Mercedes-Motor von 90 Pferdestärken und 4 Personen Bemannung.

Eine sehr wichtige Frage, die weiteste Kreise im unmittelbarsten Zusammenhange mit der Konstruktion des Majors von Parseval interessiert, ist nun die, ob es gelingt, solch gänzlich unstarre Luftschiffe in größeren Maßenverhältnissen herzustellen, wodurch ihre Tragfähigkeit und ihr Aktionsradius erhöht, mithin ihre militärische Benutzbarkeit bedeutend erweitert werden würde? Das Geheimnis liegt hauptsächlich darin, daß mit zunehmender Größe die Erhaltung der prallen Form ohne jede Versteifung immer schwieriger wird. Vielleicht aber gelingt es der Motor-Luftschiff-Studiengesellschaft, das den Parseval-Ballon auf Anregung des Kaisers gekauft hat, im Verein mit seinem Erbauer Herr aller entgegenstehenden Schwierigkeiten zu werden und uns dadurch neben den bereits vorhandenen Errungenschaften noch ein weiteres wertvolles militärisches Hilfsmittel für das Nachrichtenwesen usw. zu schaffen. Wie die zuletzt im Oktober d. J. in Gegenwart des Kriegsministers und zahlreicher Interessenten stattgehabten Versuche mit dem Parseval-Ballon gezeigt haben, ist man scheinbar auf dem besten Wege nach dem erstrebten Ziele. Ja bei einer der letzten Probefahrten wurde sogar die Zeitdauer des Zeppelinschen Ballons nahezu erreicht. Ein endgültiges Urteil wird sich aber erst abgeben lassen, wenn das neue Luftschiff desselben Modells, das unter Berücksichtigung aller bisherigen Erfahrungen jetzt in Angriff genommen ist, erprobt sein wird.

Es war nun in der Presse vielfach bedauert und der Vorwurf erhoben worden, daß, namentlich den Fortschritten der Franzosen gegenüber auf dem Gebiete der lenkbaren Luftschiffe und bei dem tätigen Interesse, das insbesondere die französische Heeresverwaltung an diesen Ergebnissen nimmt, unsre leitenden Militärkreise sich allzu zögernd gegen die Militärluftschiffahrt verhalten, und daß nicht schon längst staatliche Mittel in hinreichender Höhe in den Dienst dieser auch für die Landesverteidigung hochwichtigen Frage gestellt wurden. Die damit dem preußischen Kriegsministerium gemachten Vorwürfe treffen jedoch in keiner Weise zu, denn es ist erwiesen, daß gerade diese Behörde jedes Stadium, jede Neuerung auf dem Gebiete des Luftschifferwesens mit größter Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit verfolgt hat. Daß vom Reich für diese Zwecke nicht schon längst größere Summen verfügbar gemacht wurden, liegt zum Teil daran, daß wir nicht so reich sind wie die Franzosen, um viele Millionen für vielleicht vergebliche Versuchszwecke auswerfen zu können, zum andern Teil daran, daß bei uns mehr als bei unsern westlichen Nachbarn Zweifel darüber bestanden haben, welches der in Frage stehenden drei Systeme von Motorluftschiffen die meiste Aussicht und den höchsten Wert für seine militärische Verwendbarkeit habe und dementsprechend am nachdrücklichsten zu unterstützen sei.

Aber diese Bedenken haben unsre oberste Militärbehörde nicht abgehalten, auf dem begonnenen Wege der Arbeit und der Versuche ohne Zögern fortzufahren. Und so stetig ist diese Arbeit gewesen, daß uns heute bereits die Resultate vorliegen in Gestalt eines eigenen lenkbaren Militärluftschiffes vom halbstarren System, dessen Erbauer der schon rühmlichst erwähnte Major Groß ist. Einzelheiten über das Luftschiff werden natürlich noch geheim gehalten. Aber gelegentlich der erfolgreichen Versuche, die vom Juli bis Oktober d. J. vom Tegeler Übungsplatze aus stattfanden, konnte sich jedermann davon überzeugen, daß der Ballon die Form einer Spindel hat, die beim Ausströmen des Gases durch zwei hintereinander angeordnete Ballonets, in die atmosphärische Luft resp. Gas eingepumpt ist, aufrecht erhalten wird. Die Plattform der Gondel bietet sechs Personen Raum und kann mit automatischen Geschützen armiert werden. Zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts dienen an Stangen laufende Gewichte, die beim Verbrauch von Munition und Material jede Gewichtsdifferenz leicht ausgleichen. Motoren für Elektrizität zur Speisung von Scheinwerfern vervollständigen die Einrichtung. Gleich bei einer ersten Versuchsfahrt hielt sich der Ballon drei Stunden und 27 Minuten in der Luft, und hat seitdem mit den inzwischen verbesserten Steuerflächen die Siebenstundenzahl erreicht, während das französische Luftschiff „Patrie" neuesten Modells, das bei der Mehrzahl seiner Dauerfahrten knapp drei Stunden unterwegs gewesen ist, erst jetzt nach mehrfach vorgenommenen Verbesserungen auf eine höhere Leistung gebracht sein soll.

Ohne Zweifel bedeutet das erste deutsche Militärluftschiff einen schönen Erfolg. Aber das Ziel ist damit gewiß noch nicht erreicht. Zunächst bleibt abzuwarten, wie sich der Ballon nach erfolgtem Ersatz durch ein größeres Modell bei ungünstigen Windverhältnissen verhalten wird — bekanntlich eine

der wichtigsten Fragen — und ob ein gefahrloses Landen und ohne fremde Hilfe unter allen Umständen gewährleistet ist.

Während wir also in Deutschland bereits drei Luftschiffe verschiedener Systeme in ernstlicher Erprobung haben, steht auf französischer Seite bis jetzt für militärische Zwecke im wesentlichen nur ein System lenkbarer Luftschiffe in Verwendung, nämlich der halbstarre Ballon der Gebrüder Lebaudy und des Ingenieurs Julliot. Das Schiff ist wie das Parsevalsche aus Stoff gefertigt und hat, von unten betrachtet, das Aussehen eines gewaltigen Haifisches mit scharf zugespitztem Kopf (Vorderteil des Ballons) und mächtiger Schwanzflosse (Hinterteil des Ballons). Diese Art Schwanzflosse stellt sich als eine große, halbkreisförmig ausgeschnittene Platte von starkem Eisenblech dar, die derart in den Ballon eingesetzt ist, daß sie beim Fluge eine wagerechte Stellung einnimmt und ihm dabei eine gewisse Standfestigkeit verleiht. An der unteren Seite des Ballons ist ein großes ovales Bodenbrett angebracht, woran die Gondel durch etwa 50 Stahldrahtseile mit dem Motor nebst Mechanismus angehängt ist; dahinter befindet sich ein großes Steuer, das, einer Fischflosse vergleichbar, senkrecht nach unten hängt. Der Antrieb der Maschine erfolgt durch einen Mercedes-Motor von 40 Pferdestärken, der eine Umdrehung von zwei 40 m langen Schraubenflügeln von 1200 Touren in der Minute gestattet, wodurch eine Geschwindigkeit von 40 km in der Stunde erzielt wird. Unter der Gondel befindet sich ein Ventilator, um dem im Balloninnern angebrachten Luftsack (Ballonet) dauernd die nötige Luft zuzuführen, wodurch der entstehende Gasverlust, der für den Tag nur 2 v. H. beträgt, ersetzt und der Ballon stets in gefülltem Zustande erhalten wird. Der Inhalt des „Lebaudy" weist 500 cbm auf, sein Gewicht beträgt infolge der umfangreichen Maschine 3000 kg, wozu noch 500 kg Ballast nebst vier Personen von normalem Gewicht kommen. Die Gondel hat eine Länge von 4,80 m und ist aus Stahlblech und Stahlröhren gefertigt; sie enthält drei Abteile, deren vorderster zum Aufenthalt für den Ballonführer dient. Dieser handhabt das Schwungrad für die Steuerung, bedient die Ventilleine und beobachtet das Manometer. Im mittleren Abteil befindet sich der Motor und im hinteren Abteil der Mechaniker. Dieser erste Lebaudy-Ballon hatte bei seinen verschiedenen Versuchsfahrten in Toul, die sich bis in die Mitte des vorigen Jahres ausdehnten, einen unbestreitbaren Erfolg, wodurch die französische Heeresverwaltung, der der Ballon unentgeltlich zur Verfügung gestellt war, bestimmt wurde, mehrere Luftschiffe dieses Systems in Auftrag zu geben. An ihnen sollten aber auf Grund der bisherigen Ergebnisse verschiedene Verbesserungen vorgenommen werden. Als eine der hauptsächlichsten ist zu verzeichnen, daß, während das Modellschiff seinerzeit zur Vornahme seiner ersten Versuche von Châlons nach Toul und ebenso zur Rückbeförderung nach Chalais-Meudon nur in gefülltem Zustande fortgeschafft werden konnte, bei dem Ballon „Patrie", den das Kriegsministerium als ersten der neu bestellten Luftschiffe im Dezember 1906 abgenommen hat, die 25 m lange und 6 m breite Plattform auseinandergenommen werden kann, wodurch seine Verpackung auf Wagen und auf der Eisenbahn in leichtester Weise ermöglicht wird. Auch

sonst weist das „Patrie"-Modell im Vergleich zu seinem Vorgänger wesentliche Vorzüge auf, so hinsichtlich der Größe, da es von einem Ende zum andern 62 m mißt gegen 58 m des ersten Ballons. Ferner ist das Gerippe aus Stahlrohr gefertigt, und auch die Gondel ist etwas größer, da sie sechs Personen anstatt vier aufnehmen kann. Auch hinsichtlich seiner Geschwindigkeit ist „Patrie" dem Modellballon nicht unerheblich überlegen, obgleich auch dieser bei seiner letzten Versuchsfahrt vor der Prüfungskommission die ganz achtbare Leistung erreicht hatte, daß er die 15 km betragende Entfernung von Nancy nach Toul in einer halben Stunde zurücklegte. Dagegen ist der Inhalt der „Patrie" nicht größer als der des „Lebaudy". „Patrie" wurde vor seiner endgültigen Abnahme sieben verschiedenen Probefahrten unterzogen; die letzte am 7. Dezember 1906 unter Führung der Mannschaft vom 5. Genie-Regiment, wobei die Strecke von Moisson nach dem Militärluftschiffpark Chalais-Meudon gegen den Wind in einer Höhe von 200 m durchfahren werden mußte. Der Wind hatte eine Stärke von 14 m in der Sekunde, und trotzdem wurde die Entfernung von 52 km in 1 Stunde 12 Minuten zurückgelegt. Seitdem steht „Patrie" ausschließlich im Dienst der Militärbehörde und unternimmt häufig Übungsfahrten. Eine der letzten führte nach Rambouillet zum Besuch des Präsidenten Fallières. Bisher hieß es nun immer, daß die Ballons vom Lebaudy-System zwar in der Lage seien, hinreichenden Petroleumvorrat für Fahrten von zehnstündiger Dauer und darüber aufzunehmen, daß jedoch der, infolge fehlerhafter Einrichtungen, eintretende Gasverlust solch lange Fahrten unmöglich mache. Nun soll es aber dem Ingenieur Julliot gelungen sein, die vorhandenen Mängel derart aus der Welt zu schaffen, daß sich schon bei mehreren der letzten Probefahrten mit dem „Patrie" der Gasverbrauch und das Auswerfen von Ballast auf ein geringes Maß hat beschränken lassen. Die Folge dieser Verbesserungen war, daß das Luftschiff auf der vorerwähnten Fahrt nach Rambouillet mehr als fünf Stunden unterwegs bleiben konnte, und nach Angaben in der Presse sich noch länger in der Luft hätte halten können. Sehr beachtenswert ist ferner, daß die „Patrie" bei dieser Gelegenheit einen Gegenwind von 8 m in der Sekunde zu überwinden hatte und zum ersten Male eine Geschwindigkeit von 13½ m in der Sekunde erreichte. Seitdem ist nun „Patrie" abermals in Arbeit gewesen, um weitere Vervollkommnungen zu erreichen. Sie bezweckten eine Verlängerung des Ballons, die seine Tragkraft von jetzt 1100—1300 kg auf 1200—1500 kg bringen sollen. Infolge dieser Vergrößerung sollen die Luftschiffe dieses Systems in der Lage sein, außer den sechs Personen der Bemannung (Führer und ein Gehilfe, zwei Mechaniker und zwei Generalstabsoffiziere für die Beobachtung) und 300 kg Ballast 400 kg flüssigen Brennmaterials und 200 bis 500 kg Geschosse aufzunehmen. Da nun die Berechnung ergeben hat, daß in der Stunde etwa 20 kg Brennstoff verbraucht werden, geht die Erwartung dahin, daß jeder dieser Ballons ohne Fahrtunterbrechung zwanzig Stunden unterwegs bleiben und von einer Durchschnittsgeschwindigkeit bei 40 km in der Stunde in dieser Zeit mindestens 500 km zurücklegen kann.

Außer dem Ballon „Patrie“ hat gegenwärtig die französische Militärverwaltung keine weiteren lenkbaren Luftschiffe zur Verwendung im Truppendienst oder für Festungen verfügbar. Denn der erste Lebaudy-Ballon, den die Regierung kürzlich ebenfalls angekauft hat, soll, entgegen früherer Bestimmung, vorläufig nicht in der Truppe in Gebrauch genommen werden, sondern für Unterrichtszwecke im Militärluftschifferpark verbleiben. Ob der „Lebaudy“ später einmal einem der großen Kriegshäfen überwiesen wird, steht zwar in Erwägung, ist aber noch nicht beschlossene Sache. Außer diesen beiden fertigen Luftschiffen sind noch fünf Ballons vom „Patrie“-System in Auftrag gegeben, und bereits jetzt wurde bestimmt, daß sie nach Toul, Epinal, Belfort, Besançon und Lyon kommen und die Namen „République“, „Démocratie“, „Liberté“, „Vérité“ und „Justice“, gleich den neuesten Schlachtschiffen der französischen Flotte, erhalten sollen. Drei dieser Ballons sind der Firma Lebaudy in Moisson übertragen worden, während die beiden andern in dem staatlichen Etablissement in Chalais-Meudon hergestellt werden. Für die Besatzung dieser Luftschiffe werden 48 Genieoffiziere und 92 praktisch ausgebildete Unteroffiziere zu einem Ballonkorps vereinigt

Was nun die Verwendung dieser Ballons anlangt, so geht aus den jüngsten Berichten über die Versuchsfahrten der „Patrie“ hervor, daß nicht beabsichtigt ist, die freifahrenden Luftschiffe lediglich zu Rekognoszierungszwecken oder zur Herstellung photographischer Aufnahmen u. dergl. zu benutzen, sondern sie unter Umständen auch als Waffe zu verwenden, indem von ihnen aus Sprengkörper auf die fechtenden Truppen herabgeworfen werden sollen. Wenn demgegenüber in der Presse verschiedentlich darauf hingewiesen worden ist, daß eine solche Ausnutzung des Ballons als Kampfmittel nach dem Wortlaut der ersten Haager Friedenskonferenz unerlaubt sei, so muß erwidert werden, daß diese Annahme irrtümlich ist und heute nicht mehr zutrifft. Denn auf jener Konferenz wurde unterm 29. Juli 1899 nur erklärt, die vertragsschließenden Mächte seien dahin übereingekommen, daß „das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf andern ähnlichen neuen Wegen für die Dauer von fünf Jahren verboten sei“. Die Erklärung wurde von den verschiedenen Staaten in den Jahren 1900 und 1901 ratifiziert, ist aber heute, da sie weder 1905 noch 1906 erneuert worden, außer Kraft, zumal sie gelegentlich der diesjährigen internationalen Friedenskonferenz in die Abmachungen nicht wieder aufgenommen wurde. Ein Übereinkommen ist in diesen Fragen jetzt lediglich dahin getroffen worden, daß offene, nicht verteidigte Ortschaften vom Ballon aus nicht beschossen werden dürfen.

Wenn wir auch nicht in der Lage sind, alle Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, so mag doch an dieser Stelle, des allgemeinen Interesses wegen, eingeschaltet werden, daß besonders in England die Befürchtung vor den lenkbaren Luftschiffen der Franzosen sehr groß zu sein scheint und die Presse fortdauernd darauf dringt, das Parlament solle die Regierung zwingen, mehr Aufmerksamkeit als bisher auf die Entwicklung der Militärluftschiffahrt zu wenden. In sehr eindrucksvollen Worten hat sich in dieser wichtigen Frage vor nicht langer Zeit Mr. Edge im „Daily Express“ ausgesprochen und ge-

sagt, die Franzosen seien mit Luftschiffen bereits so ausgerüstet, daß mit Hilfe derselben die ganze britische Flotte in einer Entfernung von zwanzig englischen Meilen von der französischen Küste vollständig nutzlos gemacht werden könnte. Es sei unbegreiflich, daß die Regierung nichts tue, da die Kosten von Luftschiffen für Kriegszwecke verhältnismäßig gering seien und 50000 Pfd. Sterl. nicht übersteigen würden. Frankreich würde jetzt imstande sein, an nebligen Tagen z. B., Luftschiffe so nahe über alle britischen Kriegsschiffe zu bringen, die innerhalb der angegebenen Entfernung an die französische Küste sich wagten, daß es ein leichtes sein würde, Explosivstoffe so auf diese Schiffe herabfallen zu lassen, daß die teuersten Kriegsschiffe ohne weiteres zerstört werden würden.

Damit ist uns Gelegenheit gegeben, kurz die sicherlich sehr wichtige Frage zu berühren, wie sich denn bei dem heutigen Stande der Motorluftschiffahrt die Mitnahme und Verwendung von Explosivgeschossen in Luftkriegsschiffen gestalten dürfte? Und da wird sich herausstellen, um das Wichtigste gleich vorauszunehmen, daß die Ausführung doch nicht so ganz einfach ist und die Besorgnisse der Engländer vor der Zerstörung ihrer Flotte von Luftschiffen aus, wenn sie tatsächlich bestehen sollten, vorderhand wenigstens nicht ganz begründet sind. In einem außerordentlich lehrreich geschriebenen Aufsatz, den der bewährte Aeronaut der Motorluftschiff-Studiengesellschaft, Hauptmann a. D. von Krogh geschrieben und vor einiger Zeit in der „Zeitschrift für das gesamte Schieß- und Sprengstoffwesen" veröffentlicht hat, wird nämlich u. a. ausgeführt, daß, da das Luftschiff wegen seiner eigenen Gefährdung nicht zu niedrig fahren dürfe, das Treffen kleinerer Gegenstände, wie Panzertürme, Schiffe u. dgl. erhebliche Schwierigkeiten machen würde. Man müsse daher auch diesbezüglichen Zeitungsnachrichten und Mitteilungen von Augenzeugen, die von erfolgreichen Versuchen gegen solche Ziele seitens der Lebaudyschen Luftschiffe aus 500 m und darüber berichteten, mit Recht etwas skeptisch gegenüberstehen. Außerdem dürften bei Höhen unter 1000 m, wenngleich man bisher noch keine ganz zuverlässigen Erfahrungen über das Beschießen lenkbarer Luftschiffe gesammelt habe, diesen doch das Infanterie- und Artilleriefeuer erheblich gefährlich werden. Beim Explodieren größerer Sprengladungen würden außerdem starke Druckwellen, die sich auch nach oben fortpflanzen, erzeugt, welche einen niedrig fahrenden Motorballon höchst unangenehm beeinflussen könnten. Auch das bei diesem Vorgang entstehende Vakuum mit dem darauffolgenden schnellen Zusammenschluß der Luft würden in diesem Falle nicht zu unterschätzende Feinde sein. Anders liegen jedoch die Verhältnisse beim Angriff gegen ausgedehntere Punkte, wie z. B. Sperrforts und besonders Häfen und größere Ortschaften. Gegen solche Objekte könne man sich entweder bei Nacht wenden, oder auch man wähle einen Tag mit wolkigem Wetter und decke sich gegen Sicht dadurch, daß man über den Wolken fährt. Die astronomische Positionsbestimmung werde genügen, um annähernd den gewünschten Ort zu erreichen und einen Anhalt dafür, daß man sich wirklich über demselben befinde, werde bei gelegentlichem Abstoppen der Motore das aus größeren Plätzen in ziemlich große Höhen hinaufdringende Geräusch gewähren.

Auch hinsichtlich der Menge des in einem Luftschiff mitzuführenden Sprengstoffes gibt Herr von Krogh ganz interessante Daten. Schon in der Presse war darauf hingewiesen worden, daß die neuen französischen Motorluftschiffe in dieser Hinsicht nicht sehr zu fürchten sein würden, da sie nicht Raum genug hätten zur Mitnahme einer auskömmlichen Menge von Geschossen u. dgl. Nach den sicherlich zutreffenden Berechnungen, die Hauptmann von Krogh aufgestellt hat, trifft diese Annahme durchaus zu. Danach können im Parsevalschen Luftschiff, das, wie wir gesehen haben, einen Inhalt von 3000 cbm hat, bei normaler Berechnung des Manövrierballastes mit 200 kg noch 200 kg Sprengstoffe mitgeführt werden; bei einiger Einschränkung jenes Ballastes lasse sich die Sprengstoffmenge auf 250—300 kg erhöhen.

Für die große Bedeutung, die die Franzosen der Militärluftschiffahrt zuschreiben, ist aber charakteristisch, daß die einschlägigen Behörden, trotz der Erfolge der Lebaudy-Ballons, alle weiteren Unternehmungen und Fortschritte auf diesem Gebiete lebhaft unterstützen und zu fördern suchen. So fanden auch die kürzlich abgehaltenen Versuche in Saint-Germain und Sartrouville mit dem verbesserten lenkbaren Luftschiff „La Ville de Paris" des Herrn Henry Deutsch de la Meurthe in Anwesenheit von Vertretern des Kriegsministeriums statt. Von besonderem Interesse an diesem Ballon ist, daß er nach dem unstarren Parsevalschen Prinzip gebaut ist, wenn auch in gänzlich andrer Ausführung. Eine neue Idee verkörpern die Stabilisationsflächen, die achtzylindrischen Gleitflächen: das sind röhrenartige Erweiterungen an der hinteren Ballonhülle, immer zwei aufeinandergesetzt, so daß vier Flügel gebildet werden, zwei davon in horizontaler, zwei in vertikaler Ebene, im übrigen symmetrisch um die Hauptachse des Ballons angeordnet. Sie werden vom Ballon aus mit Gas gefüllt und sind so abgemessen, daß ihr Gewicht durch den Auftrieb sich aufhebt. Es sind also gewichtslose Steuerflächen, an Stelle der Parsevalschen Luftmatratzen Horizontalflächen. Die bisherigen Fahrzeiten des Ballons nach seiner Erneuerung sind meist nicht von langer Dauer gewesen, doch sollen die geforderten Evolutionen sämtlich gelungen sein. Über die dabei erreichte Eigengeschwindigkeit ist bis jetzt nichts bekannt geworden, auch liegen keine zuverlässigen Nachrichten über die jedesmaligen Windverhältnisse vor, so daß sich nach diesen Richtungen über den Wert des „Deutsch"-Luftschiffes kein abgeschlossenes Urteil bilden läßt. Übrigens hat M. Deutsch sein Luftschiff in diesen Tagen der Landesverteidigung zu vollständig freier Verfügung überlassen. Mit nicht geringerem Interesse als diesen Ballon verfolgt die Heeresverwaltung die Verbesserungen an dem Luftschiff des Grafen Henry de la Vaulx, der nach seinem ersten, nicht ganz geglückten Versuch im Juni vorigen Jahres kürzlich mit neuen Probefahrten begonnen hat, die, Zeitungsnachrichten zufolge, sehr befriedigt haben. Besonders gerühmt wird das gute Funktionieren einer vierflügeligen Schraube ganz neuen Systems. Unter spezieller Anteilnahme der Militärbehörde steht endlich auch noch das jüngste Luftschiffproblem des bekannten Sportsmann de Saint-Chaffrey, der einen Ballon seines Namens in Arbeit hat und mit den öffentlichen Vorversuchen begonnen hat. Das Luft-

schiff ist gegenwärtig in der dem Luftschifferbataillon gehörigen Ballonhalle „La Ménagerie“ in Versailles untergebracht und wird auf Anordnung des Kriegsministers zu seinen Übungen ausschließlich von Mannschaften des Militär-Luftschifferparks Chalais-Meudon bedient. Der Ballon soll den kleinen lenkbaren Luftschiffen, die Santos-Dumont vor einigen Jahren gebaut hatte, sehr ähnlich sein, die Form einer Spindel haben mit einer Gondel aus Bambus und seinen Antrieb von einem Motor von 25 Pferdekräften erhalten.

In die Reihe derjenigen Mächte, die sich aktiv auf dem Gebiet der lenkbaren Militärluftschiffahrt betätigt haben, ist in jüngster Zeit, wie wir schon kurz erwähnten, auch England eingetreten. Das hier von dem Oberst Templer konstruierte Luftschiff „Nulli Secundus“ wird in seinen Einzelheiten sehr geheim gehalten und darf nur den mit besonderen Erlaubniskarten versehenen Personen gezeigt werden. Auch finden die vom Oberst Capper geleiteten Aufstiegversuche in strengster Abgeschlossenheit abwechselnd in Aldershot und bei Glen Tilt statt. Infolgedessen kann über das System des Luftschiffes nur das Gerücht weitergegeben werden, daß es im wesentlichen ein verbessertes „Patrie“-Modell sei, bei dem jedoch auch alle Neuerungen der deutschen Ballons, soweit sie erhältlich gewesen, benutzt worden seien. Von Einzelheiten über das Luftschiff steht fest, daß es eine Länge von 120 Fuß, einen Durchmesser von 30 Fuß und zylindrische Form hat. Der Gasbehälter besteht aus Goldschlägerhaut, die durch ein besonderes Verfahren aus Tierdärmen hergestellt ist. Die mit dem Gasbehälter verbundene Gondel hängt an einem leichten, aus Stahl und Bambus angefertigten Gestell, ist für vier Mann eingerichtet und mit Petroleummotor, Propeller und Flügeln ausgestattet. Es hat schon eine ganze Anzahl von Fahrversuchen stattgefunden, über die Resultate gehen die Ansichten sehr auseinander. Während die einen meinen, der Ballon sei nicht stark genug, um die schwere Beanspruchung, die ihm von dem Motor zugemutet wird, auszuhalten, rühmen die andern seine Stabilität und große Lenkbarkeit. Fest steht, daß das Luftschiff wiederholt sich länger als drei Stunden in der Luft gehalten hat, daß es aber bei einer seiner letzten Übungsfahrten von Aldershot-Farnborough nach London nach einigen geschickten Evolutionen über dieser Stadt niedergehen mußte und am Crystal Palace landete. Es wird nun behauptet, daß diese Fahrt bis nach London infolge des starken Windes mehr zufällig als beabsichtigt gewesen sei, und daß die Rückfahrt nach Aldershot zunächst infolge Gasmangels hätte unterbleiben müssen. Tatsache ist auch, daß Oberst Capper telegraphisch die schleunige Übersendung von sechs Zylindern komprimierten Gases nach dem Crystal Palace erbeten hatte, um wieder aufsteigen zu können. Inzwischen ist aber der Ballon durch allerhand widrige Umstände auf seinem Liegeplatz derart mitgenommen worden, daß schließlich nur mit Mühe einige seiner Bestandteile gerettet werden konnten; sie sind mittelst Bahntransportes nach Aldershot zurückgebracht worden. So dürfte einige Zeit vergehen, ehe der „Nulli Secundus“ wieder verwendungsbereit sein wird. Andren Nachrichten zufolge soll das Luftschiff nach verbesserten Grundsätzen ganz neu hergestellt werden.

Amerikanische Reisebilder.

Von

Gustaf Dickhuth.

I.

Es ist eine recht schwierige Sache, heutzutage Reiseeindrücke zu veröffentlichen. Das war selbst in meiner Kinderzeit noch ein sehr dankbares Unternehmen. Ich erinnere mich, daß ich Schilderungen vom Rhein und vom Schwarzwald mit dem deutlichen Empfinden gelesen habe: „dahin wirst du wohl niemals in deinem Leben kommen", und die oberitalienischen Seen schienen schon in einer ganz andern Welt zu liegen. In den damaligen Familienjournalen spielten Reisebeschreibungen eine große Rolle und wurden von jung und alt mit besonderer Vorliebe gelesen. Heute sind nicht nur die meisten Menschen ans Reisen gewöhnt, sondern viele sind auch weit gereist, und wenn sie die Reiseeindrücke andrer vor Augen bekommen, dann sagen sie mit Wallenstein:

„Ersparen Sie's uns, aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir selbst erlebt!"

Früher genügte die einfache Darstellung des Geschehenen, das für die Mehrheit der Leser fremdartig und darum interessant war. Heute sind die entlegensten Gegenden vielen durch Anschauung, den meisten durch eine umfangreiche Literatur so bekannt, daß der Reisende unwillkürlich zweifelt, was überhaupt noch der nichtgelehrten Darstellung für wert zu erachten ist. Aus vielfachen Gründen hat sich in neuerer Zeit das deutsche Interesse ganz besonders den Vereinigten Staaten von Amerika zugewendet. Fachmänner haben ihre durch langjährige Studien gewonnenen Anschauungen in vortrefflichen Werken niedergelegt. Eine ganze Reihe geistvoller Männer hat die Eindrücke eines flüchtigeren Besuches in fesselnd und anregend geschriebenen Artikeln und Broschüren festgehalten. Besonders interessant ist es, bei Durchsicht dieser Aufsätze zu bemerken, wie verschiedenartig doch die Auffassung fremden Volkstums, fremder Eigenart in den verschiedenen Köpfen sich gestaltet. Im Grunde genommen ist das selbstverständlich. Ich muß immer lachen, wenn ich irgendwo den Ausdruck „objektives Urteil" höre. Das ist ein Widerspruch in sich. Alles, was in der Welt geschieht, existiert für mich nur, insofern es mir zum Bewußtsein kommt. In demselben

Augenblick aber, wo es in mein Bewußtsein tritt, wird es von diesem auch subjektiv gefärbt. Man wird also dem wahren Wesen einer Sache am nächsten kommen, wenn man die verschiedenen Urteile möglichst vieler gebildeter Menschen vergleicht und gegeneinander abwägt. Und dieser Gedanke ermutigt mich, im folgenden einen Beitrag zur Kenntnis der Vereinigten Staaten von Amerika zu versuchen.

Bis dahin war ich nur selten und flüchtig mit Amerikanern in Berührung gekommen, und der Eindruck, den ich von ihnen gewonnen hatte, war nicht günstig gewesen. Nun sah ich zum ersten Male eine größere Versammlung von ihnen auf dem Schiff, das mich von Bremerhaven nach New York führte, ohne daß es indessen zu näherem Verkehr kam.

Das Wetter ist windstill. Auf dem Kanal liegt, unmittelbar über dem Wasser, ein milchweißer, undurchsichtiger Nebel, der kaum auf einige Schritte vorauszusehen erlaubt, während in der Höhe ein wolkenlos blauer Himmel sich ausspannt. Das Schiff liegt fast vierundzwanzig Stunden unbeweglich still. In kurzen Zwischenräumen ertönt warnend die Dampfpfeife. Lauter und leiser antworten ringsumher die Signale der kleineren Schiffe, die es wagen, den dicken Nebel zu durchkreuzen. Endlich wird es hell, die Maschine schlägt an, der Rumpf des Riesendampfers beginnt erst leise, dann stärker zu zittern, langsam gleiten wir im Schein der Nachmittagsonne an den entzückenden Ufern der Insel Wight vorbei. Es ist März. In den Straßen von Berlin lag bei meiner Abfahrt noch Schnee. An den Ufern der englischen Insel ziehen sich Rasenflächen in die Höhe von frischestem Grün; die Dornhecken und die Obstbäume sind mit weißen Blüten überschüttet. Eindrucksvoll über mächtigem Rasenplatz erhebt sich mit Türmen und Zinnen das Schloß des Herzogs von Bedford und versetzt die Phantasie in eine längst vergangene, allem Modernen abgewendete Zeit. Unten am Strand ist zwischen hohen Pfosten eine riesige, schwarze Tafel befestigt, auf der steht in mannshohen Buchstaben: For sale. Schade. Wir laufen Southampton an, um Passagiere, Post und Kohlen einzunehmen, was immerhin einige Stunden dauern kann. Indem ich der Landungsbrücke zuschreite, höre ich zufällig die Unterhaltung einiger Gruppen von Amerikanern. Sie sprechen alle über dasselbe, nämlich wie viele Knoten das Schiff seit dem Freikommen aus der Nebelbank gelaufen sei. Um es gleich vorweg zu sagen: die Zahl der gelaufenen Knoten blieb während der ganzen Überfahrt für die Amerikaner ein unversieglicher Gesprächsstoff von stets gleichem und man möchte sagen brennendem Interesse. Vor dem Frühstück rennen sie aus ihren Kabinen nach dem Bureau: „Wie viele Knoten seit gestern abend?“ Wenn der Decksteward um 11 Uhr Bouillon und Sandwiches bringt: „Wie viele Knoten seit dem Frühstück?“ In fast komischer Form trat mir hier zum ersten Male das entgegen, was ich in Amerika auf Schritt und Tritt immer wieder finden sollte und was Lamprecht „das quantitative Urteil der Amerikaner“ genannt hat. Es ist merkwürdig, daß im Leben der Völker sich so viele Parallelen finden zu dem Leben der Einzelmenschen; und so weisen die Völker in ihrer Jugend vielfach Züge auf, die wir ganz ähnlich bei den Kindern finden. Auch die Kinder bewerten

eine Sache zunächst nach Äußerlichkeiten, und am meisten imponieren ihnen gewaltige Dimensionen. Sie fragen auch öfter, was diese oder jene Sache gekostet hat, um ein Urteil über ihren Wert zu gewinnen. Ganz so die Amerikaner von heute. Bei jedem neuen Gebäude, selbst wenn es sich um künstlerische Monumentalbauten handelt, werden unweigerlich die Maße angegeben, und zwar bis ins einzelne. Und kein Unternehmen irgendwelcher Art wird geschildert ohne Angabe der Kosten. Ich erinnere mich, in einer Zeitung das Bild einer jungen Frau gesehen zu haben mit der Unterschrift: „Diese junge Dame läßt sich scheiden. Die Scheidung kostet 87000 Dollar".

Als ich von Washington nach New York fuhr, reiste ich mit einer mir bekannten Dame aus der New Yorker Gesellschaft. Sie fragte mich, wie mir Washington gefallen habe, und war sehr erfreut, zu hören, daß ich entzückt sei. Das ist ein zweiter kindlich anmutender Zug der Amerikaner. Sie fragen, und zwar alle ohne Ausnahme, ununterbrochen: „Wie gefällt Ihnen Amerika?" — „Wie gefällt Ihnen dies und das in Amerika?" Und ganz wie die Kinder wollen sie nur Lob hören, fest überzeugt davon, daß alles Amerikanische vollkommen ist. (Nebenbei bemerkt hat das jugendliche Volk von Amerika diesen Zug gemeinsam mit der schon recht ausgewachsenen Bevölkerung von Berlin.) Meine Dame war mit dem allgemeinen Lob über Washington noch nicht zufrieden, ich mußte viele Einzelnheiten bewundern, und zuletzt fragte sie mich triumphierend nach dem Kapitol. Als ich zu meinem Bedauern gestehen mußte, daß es mir nicht gefallen habe, war sie zuerst ganz verblüfft. Das war ihr offenbar noch nicht vorgekommen. Sie schwieg erst eine ganze Weile, dann fragte sie mit einer Art von kindlicher Schüchternheit: „Not big enough?" Diese Frage ist so ungeheuer charakteristisch für die amerikanische Art zu urteilen, daß ich um ihretwillen glaubte, diese ganz unbedeutende Begebenheit erzählen zu dürfen.

Nun ist es aber sehr merkwürdig, daß das quantitative Urteil mit der Zeit anzustecken scheint; daß nicht wenige Reisende diese Art, die Dinge zu sehen und zu bewerten, sich angewöhnen. Ich habe wenigstens in vielen Schilderungen amerikanischer Verhältnisse Aufzählungen von Abmessungen, Größen und Preisverhältnissen gefunden, die tödlich langweilig waren und durchaus kein anschauliches Bild von der Sache gaben. So las ich einmal in einem deutschen Blatte eine Schilderung der landschaftlich entzückend gelegenen und übrigens musterhaft eingerichteten Kadettenschule zu Westpoint, in der genau aufgezählt wurde, wie viele Hektar die Anstalt umfaßte, wie viele Gebäude, von welcher Länge, Breite und Höhe auf der Gesamtfläche errichtet waren, wie viele Offiziere, Beamte, Lehrer, Kadetten, Soldaten und Pferde darin untergebracht waren und wie hoch sich das Budget der Anstalt belief. Für ein Fachblatt vielleicht nötig, als Unterhaltungsstoff entsetzlich.

In dieser Beziehung bin ich nun gänzlich Europäer geblieben, was mir um so leichter geworden ist, als der Sinn für Äußerliches in mir so schwach ausgebildet ist, daß ich glaube, es ist von vornherein nur eine rudimentäre Anlage vorhanden gewesen. So habe ich auch leider wenig Verständnis und Interesse gehabt für das, was viele Menschen drüben in erster Linie anzieht

und fesselt: für alles Technische. Hierbei möchte ich gleich ein kleines Erlebnis erzählen, das äußerst bezeichnend ist für die Art so mancher Bewunderer amerikanischer Technik. Als ich die gewaltigen Eisenwerke von Westinghouse in Pittsburg durchschritt, hörte ich einen Deutschen neben mir sagen: „Etwas Ähnliches haben wir bei uns zu Hause nicht!“ Auf meine unwillkürliche Frage, welche großen deutschen Eisenwerke er gesehen habe, gestand er ehrlich genug, daß er kein einziges von ihnen kenne. Es ist aber recht schwer, etwas Fremdes richtig zu schätzen, wenn man nicht von zu Hause einen Maßstab für die Schätzung mitbringt.

In Amerika fand ich übrigens das in üppigster Blüte, woran unsre ganze heutige Jugend krankt: die maßlose Überschätzung alles Technischen. Noch ist durch keinen technischen Fortschritt irgendein Mensch glücklicher oder besser geworden. Aber ein guter Vers hat schon manchen Menschen glücklicher und besser gemacht. Freilich die Fortschritte der Technik haben das Niveau allgemeiner Lebensführung mächtig gehoben, und man kann sagen, daß im Vergleich zur Zeit vor unserm letzten großen Kriege heute selbst der einfachste Arbeiter sich eines damals ungeahnten Wohlstandes erfreut. Freilich, ein solcher Wohlstand kann eine gewisse Behaglichkeit über das Leben breiten; aber macht er glücklicher? Sind wir alle mit unserm so viel anspruchsvolleren und intensiveren Leben glücklicher als unsre Großväter in ihrer uns heute fast ärmlich erscheinenden Lebensweise? Waren die Römer, die das Vermögen dreier Weltteile in ihrer Stadt verschwendeten, glücklicher als die einfachen Bauern in den frühen Zeiten der Republik?

Es will mir fast scheinen, als ob die Menschen heute unzufriedener wären als in meinen Jugendtagen. Ich meine nicht jene stolze Unzufriedenheit, die den hochstrebenden Mann überkommt, wenn der holde Schleier von seinen Augen fällt, der dem Durchschnittsmenschen die Unzulänglichkeit des eigenen Wirkens verhüllt. Das ist ein hohes, stolzes Gefühl, die Triebfeder zu großem Tun. „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er, unzufrieden jeden Augenblick.“ Nein, es ist ein andres, kleines Gefühl, eine mißgünstige, neidische, nörgelnde Unzufriedenheit, die sich immer steigert, weil der gesteigerte Lebensgenuß zu immer weiterer Begehrlichkeit reizt. „Genießen macht gemein.“

Ich bin weit abgekommen, denn mein Schiff liegt immer noch in Southampton, und ich gehe an Land, um zum ersten Male in meinem Leben englischen Boden zu betreten.

Eine kleine Stadt, deren einzelne Teile sehr verschiedenen Charakter zeigen. Erst das unschöne, schmutzige Hafenviertel, dann die sauberen Quartiere mit den niedrigen, schmalen Einzelhäusern, den alten Gasthöfen mit mächtig gewölbten Torwegen, den vielen kleinen Kirchen und Kapellen, manche von ehrwürdigem Alter und von Efeu dicht umsponnen, zahlreiche Reste alter Stadtbefestigungen, die Gates mit den pittoresken Durchblicken durch die steinernen, spitzen Torbogen, die großen Baumalleen, in denen mächtige Platanen ihre Äste weit hinüberstrecken nach den üppig grünen Rasenplätzen — das alles zusammen unter einem blassen Frühlingshimmel gibt ein ganz eigenartiges Bild, vollkommen abweichend von dem Bilde deutscher Städte und ganz der

Vorstellung entsprechend, die ich mir nach Charles Dickens unsterblichen Romanen von einer englischen Stadt gemacht hatte. Durch solche Straßen war David Copperfield gewandert, durch solchen Torweg war die Postkutsche gefahren, die Herrn Samuel Pickwick und seine Freunde nach Dingley Dell beförderte. In dieser urgemütlichen alten Gaststube mit den lederbezogenen Sofas und dem glimmenden Kaminfeuer, mit dem Schenkverschlag, auf dem die bunten Likörflaschen glänzen, haben sie dann gesessen und von ihren Fahrten geplaudert.

Es fängt an, dunkel zu werden, als ich nach dem Schiff zurückkehre. Eine alte Kirche ist von innen erleuchtet. Leiser Orgelklang tönt hinter den verschlossenen Türen; aus dem Fenster strahlt ein gedämpftes Licht über die an der Kirchhofsmauer blühenden Mandelbäume. Auf dem weiten Rasenplatz davor tönt das fröhliche Lachen und Schreien der spielenden Kinder. Hier ist kein Zaun mit der warnenden Aufschrift: „Das Betreten des Rasenplatzes ist bei Strafe verboten." Schade, daß unser deutsches Klima dieses Spielen auf dem Rasen nur in wenigen Landstrichen gestattet. Auch in Italien ist es allgemein üblich, und ich erinnere mich gern des Bildes, wie ich einmal in Rom in der Villa Pamphili die deutschen, jungen Geistlichen in ihren langen roten Röcken auf dem Rasen Ball spielen sah. Unsrer Polizei, die so oft gescholten wird, sind keine Vorwürfe zu machen: unser Rasen würde bald verschwunden sein, wenn man ihn zu dergleichen Benutzung freigeben würde.

Am Schiffe war das Übernehmen der Kohlen noch nicht beendigt, und wer diese Arbeit je selbst mit erlebt hat, der weiß, daß sie für niemanden angenehm ist, auch für die Passagiere nicht, in deren Kabinen die Luken wegen des alles durchdringenden Staubes hermetisch geschlossen sein müssen. In der Kabine ist es sehr ungemütlich. Ich gehe also wieder hinaus auf den Kai und bemerke, daß eine große elektrische Bogenlampe an unserm Heck heruntergelassen ist und dicht über dem Wasser schwebt. Eine Anzahl Menschen steht am Bollwerk zusammen, und neben der Laterne hält ein Boot. Auf meine Frage wird geantwortet, daß ein Taucher die Schraube untersucht, von der der Kapitän im Zweifel ist, ob sie nicht beim Anlegen beschädigt wurde. Es dauert ziemlich lange. Ab und zu steigen Blasen aus dem Wasser auf und zerplatzen gluckfend an der Oberfläche. Endlich taucht ein Ungetüm aus dem Wasser empor. Es wird mit Mühe in das Boot gezogen, dort tappst es schwerfällig, wuchtig, wie mit Zentnergewichten ein paar Schritte vorwärts, dann machen sich zwei Matrosen daran, ihm den Helm abzuschrauben. Aus der phantastisch unheimlichen Umhüllung erscheint der Kopf eines kräftigen, jungen Mannes. Das Gesicht ist gerötet, das Haar ist naß vom Schweiß. Er nickt dem Kapitän zu und spricht vorläufig nichts als die beiden bedeutungsvollen Worte: „All right".

II.

In der Nacht setzt der Nebel wieder ein. Der dumpfe Ton der Sirene klingt manchmal wie aus weiter Ferne in das vom Schlaf halb benommene Bewußtsein. In der Nacht sollten wir Cherbourg anlaufen, aber es ist heller

Tag ehe wir dort vor Anker gehen. Die Sonne liegt blendend auf den hellen Mauern der Festungswerke, hinter denen die Mündungen der großen Kanonen drohend hervorschauen. Ein Tender des norddeutschen Lloyd bringt unter den Klängen der Musik die zahlreichen Passagiere, die die langen Stunden des Wartens höchst ungemütlich verbracht haben; es sind die reichsten und vornehmsten Passagiere. Von Bremerhaven fahren eigentlich nur die „kleinen Leute" aus Deutschland. Was ein bißchen was ist, nimmt den Weg über Paris. Der Tender wirft ab, und hinaus geht es, bei strahlendem Wetter, in den Ozean. Bei allen Seereisen, deren Schilderung ich gelesen habe, ist es immer so, daß das ganze Schiff seekrank ist, und der Verfasser der einzige, der sich vom Anfang bis zum Ende wohl fühlt. Ich vermute, daß sich manche noch wohler gefühlt haben, wie ich. Am ersten Tage war das Meer durch Wind kaum bewegt. Es begegneten uns nur die langen und breiten Wogen, die die Oberfläche des Wassers von Zeit zu Zeit heben und senken wie die Atemzüge die Brust eines schlafenden Menschen. Wundervoll ist die tiefblaue Farbe des Wassers im Gegensatz zu den schmutziggelben Wellen des Kanals. Am andern Morgen ist das Bild völlig geändert. An der Leeseite ist die Reeling mit großen Segeln verhängt, gegen die der Regen prasselnd anschlägt. Der Wind tanzt über die Wellen und regt sie auf zu immer tollerem Spiel. Stärker und stärker bläst es; die Wellen halten keine bestimmte Richtung mehr ein, sie laufen wild durcheinander, prallen zusammen, überstürzen sich und öffnen plötzlich tiefe, gähnende Kessel, in denen es schäumt wie von kochendem Wasser. Heulend fegt der Wind über die weite Fläche. Er reißt die obersten Kämme der Wogen los und treibt sie in langen Fetzen vor sich her. Mit sinkender Nacht steigert sich der Aufruhr. Stöhnend arbeitet die Maschine gegen die schwere See an, das Schiff knarrt und ächzt in allen Fugen, und zweimal erwache ich von einem Stoß, der mir die Empfindung gibt, als könne das ganze Schiff auseinanderbrechen. Am nächsten Morgen haben wir den vollen Sturm, der in keiner Reisebeschreibung fehlen darf, und bei dem sich der Verfasser immer so besonders wohl fühlt. Ich war wieder so weit in Ordnung, daß ich ungestört von körperlichem Unbehagen die großartigen Eindrücke des schauerlichschönen Schauspiels in mich aufnehmen konnte. Es gehört mit zu dem schönsten, was ich je gesehen habe. Besonders eindrucksvoll war der Aufenthalt am Heck dicht über der Schraube. Allerdings gehören einigermaßen Magennerven dazu, um diesen Standpunkt eine Zeitlang festzuhalten. Aber es lohnt sich. Wenn man eben noch auf der höchsten Höhe eines Wellenberges weithin die tobenden Wasser überschaute, so stürzte man im nächsten Moment scheinbar senkrecht hinunter in einen tiefen Schacht, so daß man den Kamm der Wogen in schwindelnder Höhe über sich sah. Und in diesem ewigen Wechsel von auf und ab das Arbeiten der Schraube, die oft mit ihren riesigen Flügeln emportauchend die Luft zerteilte, um dann wieder mit voller Wucht das Wasser zu treffen und die dunkle Masse zu weißem Schaum zu zerschlagen, aus dem breite, türkisblaue Lichter aufblitzten.

Am nächsten Tage hellte sich das Wetter wieder auf. Es wurde allmählich ganz still, und nachdem wir am Tage vor der Landung noch einmal einen kleinen Schneesturm erlebt hatten, näherten wir uns im Frühmorgen bei windstillem, sonnigem, etwas dunstigem Wetter der Küste von Amerika. Dieses Herankommen an die Ufer der neuen Welt ist deswegen so unvergleichlich, weil man den stärksten Eindruck gleich beim ersten Anblick erhält. Alle europäischen Verkehrszentren liegen in einiger, zum Teil in weiter Entfernung vom Hafen. New York, die gewaltigste Stadt der Welt, liegt unmittelbar am Meere und umklammert mit ihren Armen die Ufer der Bucht, die einen wundervollen natürlichen Hafen bildet.

Ich hatte natürlich vor Beginn der Reise mich möglichst genau zu unterrichten gesucht und einen großen Teil von dem gelesen, was in neuerer Zeit über die Vereinigten Staaten veröffentlicht worden ist. Und so fuhr ich in der Erwartung in den Hafen von New York hinein, daß ich einen Verkehr sehen würde von einer bisher nicht gekannten oder nur geahnten Großartigkeit. Und doch, obgleich ich auf Ungewöhnliches gefaßt war, hatte der tatsächliche Anblick dieses Verkehrs etwas geradezu Überwältigendes. Auf der Riesenfläche des Hafens, dessen Ufer von ferne undeutlich herüberschimmern, bewegen sich Fahrzeuge jeder Art und jeder Größe in dichter Menge, und man kann kaum begreifen, daß nicht in jedem Augenblick einige zusammenstoßen. Wie im Gewühl der Droschken am Potsdamer Platz von Zeit zu Zeit das hohe Verdeck eines Omnibus auftaucht, so sausen durch die Masse der Dampfer, Segelschiffe und Ruderkähne mit unglaublicher Schnelligkeit die mächtigen Ferryboote. Das sind Dampffähren, die in zwei Stockwerken hunderte von Menschen und zahlreiche bespannte Fahrzeuge von einem Ufer zum andern befördern. Man staunt über einen Verkehr, der solche Beförderungsmittel in so großer Zahl notwendig macht, und die Ferryboote gehen Tag und Nacht. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß ihre Notwendigkeit nur bedingt ist durch eine arge Rückständigkeit der New Yorker Verkehrseinrichtungen. Es befinden sich nämlich sämtliche Dampferanlagestellen und der größte Teil der Bahnhöfe auf dem der City gegenüberliegenden Ufer. Und der ganze dadurch bedingte Verkehr muß zu Wasser bewältigt werden. Der Bau eines großen Tunnels unter dem Meere ist bereits im Werke, und nach seiner Vollendung wird das Bild des Hafens viel von seiner eindringlichen Großartigkeit verlieren.

Die Maschine geht mit halber Fahrt. Langsam laufen wir in den inneren Hafen ein. Da hebt sich riesenhaft aus dem Morgennebel die Statue der Freiheit. Leichte Schleier ziehen sich um den steinernen Unterbau. Die Sonnenstrahlen spielen um die bronzene Gestalt, der die Seeluft eine prachtvolle Patina gegeben hat. Die Statue ist viel eindrucksvoller, als man nach Bildern denken sollte. Sie ist sicher jedem unvergeßlich, der sie einmal gesehen hat. Vielleicht trägt zu diesem Eindrucke der sehr geschickt gewählte Standpunkt bei. Sie steht nicht am Ufer. Das Auge bringt sie mit keinem Punkt der Umgebung in unmittelbare Beziehung, sondern sie scheint sich eben aus dem Meere zu erheben, um dem herankommenden Schiffe das Licht einer neuen Freiheit entgegenzuhalten.

Rechts erheben sich die ersten Wolkenkratzer. Sie wirken nicht so fremdartig, wie man denken sollte. Dem amerikanischen Städtebild fehlen völlig die hohen Kirchtürme, an die unser Auge gewöhnt ist. Und so ergänzen die Wolkenkratzer in gewisser Weise die uns geläufigen Umrisse einer Stadt. Nebenbei bemerkt: die Wolkenkratzer sind niemals Mietshäuser, wie man sich in Europa vorstellt, sondern entweder Bureaus oder Hotels.

Vorsichtig und langsam dreht der kolossale Rumpf des Dampfers in den Pier des Norddeutschen Lloyd hinein. Ich ärgere mich über die weithin sichtbare Aufschrift: „North-German Lloyd“. Würde umgekehrt keinem einzigen Amerikaner in Europa einfallen.

III.

Der erste Schritt an Land gibt mir Gelegenheit, eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Amerikaners kennen und schätzen zu lernen: seine unerschütterliche und geradezu stoische Geduld. Diese Geduld wird durch das Ausladen des Gepäcks und die Zollabfertigung auf eine harte Probe gestellt. Es dauert für die Glücklichsten zwei, für die Unglücklichsten bis zu fünf Stunden, ehe sie in den Besitz ihres Gepäcks kommen. Die Zwischenzeit wartet man in einer großen Gepäckhalle, in der als Sitzgelegenheiten sich nur die herumstehenden Koffer befinden. Dabei kann man Europäer in allen Stadien nervöser Ungeduld vielfach beobachten — niemals einen Amerikaner. Der wartet so gelassen, als ob die Erledigung des Geschäftes erst in einigen Tagen zu erwarten sei.

Nebenbei bemerkt geht die Gepäckabfertigung in Bremerhaven auch nicht viel schneller als in New York. Ein wesentlicher Unterschied aber ist doch vorhanden, der sehr zugunsten von Amerika ins Gewicht fällt: die Zollbeamten sind dort unvergleichlich höflicher und liebenswürdiger. Wenn man längere Zeit im Auslande war, dann erschrickt man geradezu vor dem Ton, in dem deutsche Unterbeamte sich unterstehen, mit den Reisenden zu verkehren. Wenn dieser Ton schon auf den preußischen Soldaten geradezu peinlich wirkt, welchen Eindruck mag er auf einen Ausländer machen!

Ich habe während meines Aufenthaltes in Amerika noch oft Gelegenheit gehabt, geduldiges Warten größerer Menschenmengen zu beobachten. Die Folge dieser Geduld ist eine ganz erstaunliche, geradezu musterhafte Disziplin der Massen. Eines Abends fuhr ich an einem Zirkus vorbei. Die Kasse war noch nicht geöffnet, und die Leute standen wartend auf der Straße. Ganz von selbst, ohne Mitwirkung von Polizeibeamten, hatte sich eine Kolonne auf dem Trottoir gebildet, die, vier Mann breit und gut auf Vordermann stehend, genügend Platz ließ für den sonstigen Verkehr. Niemand versuchte diese Ordnung zu durchbrechen; jeder Neuankommende stellte sich ganz von selbst an das Ende der Kolonne. Dabei hörte man auch kein lautes Schwatzen, Rufen oder Schreien; alles war still, und so standen die Menschen mit der Aussicht, stundenlang auszuharren und vielleicht am Ende wegen Überfüllung des Hauses umsonst gewartet zu haben.

Ein andres Bild aus Coney Island, das ist eine Art ins Grandiose gesteigerte Hasenhaide in der Nähe von New York. Unter den tausend Sehens-

würdigkeiten dieses phantastischen Vergnügungsortes ist mir eine sehr ausgiebige Rutschbahn im Gedächtnis geblieben. Diese Bahn fährt nicht nur wie bei uns bergauf und bergab, sondern sie geht von den äußeren Hängen tief hinein in das Innere eines künstlichen Berges, in dem sie durch mehrere Etagen die kühnsten Schleifen fährt, an allerlei bunt beleuchtetem Zauberspuk vorbei, um plötzlich und unerwartet in undurchdringlicher Finsternis ein Stockwerk tief steil hinunterzusausen. Bei der großen Ausdehnung der ganzen Anlage verkehren immer mehrere Wagen gleichzeitig, die sich in regelmäßigen Zwischenräumen folgen. Jeder Wagen faßt ungefähr zwölf bis zwanzig Personen. Man steigt ein auf einem Bahnsteig, der vielleicht zwanzig Schritte lang und drei Schritte breit ist, und auf dem die Menschen Schulter an Schulter und Brust an Rücken stehen. Jedes Drängen und Stoßen kann die Vorderen auf die ziemlich tief unter der Plattform liegenden Gleise werfen. Aber alles verharrt in musterhafter Haltung. Wenn ein leerer Wagen herankommt, so steigen die ersten zehn oder zwanzig gelassen ein. Niemand von den Zunächststehenden macht den Versuch, zuvorzukommen oder sich auch noch hineinzudrängen. Und das alles wiederum ohne Mitwirkung irgendwelchen Aufsichtspersonals. Eine solche Selbstzucht der Massen kann sich nur entwickeln in einem rein demokratischen Gemeinwesen, in dem die sich selbst überlassenen Mitglieder instinktiv fühlen, daß das Ganze zugrunde gehen müßte, wenn nicht jeder freiwillig die Rücksicht nähme, die er vom andern erwartet.

Die Zollwächter haben endlich das Gepäck freigegeben. Der Wagen fährt durch Hoboken, um das Ferryboot zu erreichen. Hoboken ist eine Hafenvorstadt, in der fast nur Angestellte des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie wohnen. Man hat sie deshalb auch im Scherz eine Vorstadt von Hamburg genannt. Viele dieser Menschen sprechen nur Deutsch, und es kann einem Amerikaner schon passieren, daß er einige Zeit herumfragen muß, ehe er jemanden findet, der seine Sprache versteht.

Der Wagen fährt mit mehreren andern auf das Ferryboot; in das darüber liegende Stockwerk, und in die Seitengänge rechts und links ergießt sich der Strom der Fußgänger. Schnell ist der Hafen durchquert, und nun geht es hinein in die Straßen von New York.

Wenn ich in meinen jungen Jahren die Landesgrenze überschritt, dann war mir das Fremde immer nicht fremdartig genug. Ich erwartete sogar, daß ein österreichisches Dorf ganz anders aussehen müßte als ein preußisches, und war sehr enttäuscht, als das nicht der Fall war.

Hier wurde nun einmal meine Erwartung des Fremdartigen bei weitem übertroffen. Schon in Hoboken war mir die zigeunerhafte Unfertigkeit der Straßen aufgefallen. Es sah aus wie eine Stadt, die teils noch im Bau, teils schon im Umbau begriffen ist. Neben einer Reihe stattlicher Häuser ein großer wüster Platz, in dessen Ecken Schutt abgeladen wird, während am andern Ende trocknende Wäsche im Winde flattert oder ein Fuhrhalter seine Wagen aufgefahren hat. Unvermittelt liegen häßliche Baracken neben großen Mietshäusern, und in dieser seltsamen Umgebung steht unharmonisch eine Villa im Rokokostil. Die Straßen sind asphaltiert. Aber man kann nicht hundert

Schritte fahren, ohne daß ein breites und tiefes Loch den Wagen zum Ausbiegen nötigt. Dieser ruinenhafte Zustand des Fahrdammes ist vielleicht das Erstaunlichste bei einem so großartigen Verkehr.

Abstoßend wirkt die Unsauberkeit. Auf der Straße liegt nicht nur dicker Staub und Schmutz, sondern auch Stroh, Papier und Abfälle jeder Art. Das Bild wird nicht schöner durch die Wäscheleinen, die sich von Dach zu Dach herüberziehen. Die Häuser sind im ganzen niedrig, alle Fenster gegen die unbarmherzige Sonne durch Holzblenden geschützt. Und diese Holzblenden, die Wäscheleinen und der Straßenschmutz erinnern an Italien — aber sonst nichts.

Ich hatte erwartet, daß das eigentliche New York ein wesentlich andres Straßenbild zeigen würde als die Vorstadt Hoboken. Aber der Eindruck blieb derselbe. Je weiter ich in das Innere vordrang, desto mehr verschwanden freilich die häßlichen kleinen Baracken und die Wäscheleinen. Aber es blieb die charakterlose Unstimmigkeit der Straßenfronten, es blieb der unglaubliche Zustand des Fahrdammes, und es blieb die Unsauberkeit. Das alles gilt auch von der weltberühmten fünften Avenue, in der die koketten oder imposanten Wohnhäuser der reichen Leute so kahl und nüchtern liegen, daß sie von außen gar keinen Eindruck machen. Die fünfte Avenue ist langweilig, ohne einheitlichen Charakter, ohne malerischen Ausblick oder Durchblick und gänzlich poesielos, da nicht ein Baum, nicht ein grüner Fleck die graue Steinwüste belebt. Freilich wird das Auge durch den in der Straße flutenden Verkehr derartig abgezogen, daß es kaum Muße hat, diese Dinge zu beachten. Der Verkehr ist namentlich in manchen Tagesstunden geradezu beängstigend. Während aber in Berlin die Straßen wimmeln von öffentlichen Verkehrsmitteln, Droschken, Omnibussen, Straßenbahnen, herrscht in der fünften Avenue durchaus das Privatfuhrwerk vor. Lange Reihen von Equipagen folgen sich ununterbrochen. Besonders in den Nachmittagstunden, wenn die sogenannte Gesellschaft hier Korso fährt. Man sieht vor den Wagen sehr schöne Vollblutpferde, tadellos angespannt und das ganze Fuhrwerk — um in den hierfür üblichen Redewendungen zu sprechen — tip top herausgebracht. Automobile werden innerhalb der Stadt mehr zu Geschäftszwecken gebraucht, selten als Ersatz der Equipage. Viele Equipagenbesitzer halten sich aber noch ein Automobil für die Fahrten außerhalb der Stadt. Reiter trifft man in den Straßen nur selten; doch erinnere ich mich einer jungen Dame, die im Herrensitz ohne Begleitung die Avenue entlang trabte.

Der Verkehr wird sehr geschickt geleitet durch Schutzleute zu Pferde, die ihren Dienst in kleidsamer Uniform, ähnlich der unsrer Seeoffiziere, ganz unauffällig versehen. Fußgänger überschreiten den Fahrdamm nur an den Straßenecken, niemals an andrer Stelle, was allerdings dadurch erleichtert wird, daß diese Ecken in mathematisch genauen und ziemlich kurzen Zwischenräumen sich folgen. Ein Häuserviereck ist genau so groß wie das andre. Alle Straßen schneiden sich rechtwinklig von Nord nach Süd und von Ost nach West. Die einen heißen Street, die andern Avenue. Beide Arten sind durchlaufend numeriert. Wenn man also weiß, daß jemand in der siebenten Avenue an der 169. Straße wohnt, so kann man keinen Augenblick im Zweifel sein,

wo diese Wohnung zu suchen ist. Der Punkt ist durch den Schnitt zweier bekannter Linien mathematisch bestimmt. Nach demselben Muster sind alle amerikanischen Städte gebaut. Das ist gewiß sehr praktisch, aber auch unsagbar nüchtern und langweilig. Ich halte es unbedingt mit der Schmiedebrücke, der Rosmaringasse, dem Poggenpfuhl oder dem Vorstädtischen Graben.

Wie im Hafen die kleinen Motorboote zwischen den großen Lastschiffen hindurchschießen, so sausen in den Straßen mitten durch das Gewühl der Wagen Kinder auf Rollschuhen und spielen Hockey. Was unsre Berliner Polizei wohl zu diesem groben Unfug sagen würde! In Amerika ist es jedem freien Bürger und auch dessen Kindern unbenommen, sich überfahren zu lassen, wie sie Lust haben.

Ganz nahe der fünften Avenue, neben der Grand Central Station, liegt das Hotel, in welches ich gewiesen bin, ein Wolkenkratzer mit dreiundzwanzig Stockwerken über und acht Stockwerken unter der Erde. Den Verkehr in diesem Riesengebäude bewältigen vier Fahrstühle, die ununterbrochen in Bewegung sind. Die Einrichtung ist das äußerste an Bequemlichkeit und Eleganz. Zwei Dinge sind dem reisenden Europäer besonders auffallend: der verschwenderische Verbrauch von Wäsche und die ausgebreitete Verwendung des Telephons. Mit Wäsche und Waschgelegenheiten wird ein gradezu fürstlicher Luxus getrieben, und in dieser Beziehung können auch unsre bestgeleiteten Hotels noch recht viel lernen. Mit dem Telephon haben die Amerikaner die letzte Konsequenz gezogen. Es ist in der Tat das allgemein und fast ausschließlich angewendete Mittel, um sich mit jemandem zu verständigen, den die bloße Stimme nicht erreicht. In jedem der etwa tausend Gastzimmer ist ein solcher Apparat; selbstverständlich in allen Bureaus und Wirtschaftsräumen. In den Gesellschaftsräumen, Musikzimmer, Damensalon, Schreibzimmer, Rauchsalon, sind zahlreiche Telephone, und selbst in der großen Eingangshalle ist eine ganze Reihe von gepolsterten Zellen für Ferngespräche. Alles in allem mögen in diesem einzigen Hause zwölf- bis fünfzehnhundert telephonische Apparate in Tätigkeit sein. In jedem Stockwerk laufen die Drähte zunächst zu einer Station zusammen, von der aus eine Angestellte die Zentralstation des Hotels anruft. Auf diese Weise wird jeder unnötige Gang vermieden; kein Kellner, kein Stubenmädchen, kein Hausknecht wird herbeigeklingelt, man läuft nicht über den Korridor, um sich mit einem Bekannten zu verabreden; alle diese Dinge, Bestellungen, Wünsche, Anfragen, werden vom Zimmer aus telephonisch erledigt. In diesem Umfange angewendet, ist der Fernsprecher wirklich etwas Großartiges, und wenn man daneben den Gebrauch des Telephons selbst in unsern großen Hotels ansieht, so ist er einfach kümmerlich und lohnt vergleichsweise kaum die Anlage. Der ausgedehnte Gebrauch des Telephons in Verbindung mit den Fahrstühlen und der luxuriösen Ausstattung, die durch dicke Teppiche, breite Wände und gut konstruierte Türen jeden Schall dämpft und auffängt, hat eine höchst wohltuende Ruhe im ganzen Hause zur Folge. Sobald man seine Zimmer betreten hat, lebt man in diesem Riesenhotel mit seinen tausenden von Menschen, als ob man weit von der Stadt in seiner Privatvilla säße. Hier muß ich

nun gleich die Bemerkung machen, daß ich New York überhaupt nicht so geräuschvoll gefunden habe, wie es oft geschildert wird. Natürlich ist ja ein starker Verkehr notwendig mit Geräusch verbunden, aber die Straßen von Neapel und besonders die von Palermo sind unzweifelhaft viel lauter als die Straßen von New York. Dazu trägt ganz gewiß bei das stille Verhalten der Menschen. Der Amerikaner spricht nicht laut, er schreit nicht, er schimpft nicht. Ich habe niemals einen Menschen schimpfen hören, selbst nicht bei Anlässen, die in Europa unwillkürlich eine ganze Flut von kräftigen Worten auslösen würden. So fuhr ich im Automobil bei Dunkelheit durch eine Straße und näherte mich einer Stelle, wo der Fahrdamm völlig gesperrt war durch Fußgänger, die die elektrische Straßenbahn besteigen wollten. Der Chauffeur hatte keine Möglichkeit, auszubiegen, an Stoppen dachte er gar nicht, und so sausten wir durch den Menschenschwarm hindurch, der geschickt und lautlos auswich und uns nicht einen einzigen Fluch nachsandte. Wenigstens keinen lauten. Ich hätte mal hören mögen, welches Wutgeheul das Auto begleitet hätte, wenn dasselbe in der Leipziger Straße geschehen wäre.

IV.

Die New Yorker Droschken befördern kein Gepäck. Man muß es unterwegs, d. h. auf dem Schiffe oder im Eisenbahnwagen, „schecken". Hierzu geht der Beamte einer Paketfahrtgesellschaft durch das Schiff oder den Zug. Man gibt ihm die Adresse und bekommt so viel Schecks als man Gepäckstücke hat, einschließlich Handgepäck. Jeder Scheck wird einzeln bezahlt, ganz gleichgültig, wie schwer das Stück ist. Die Beförderung von vier Koffern und einigem Handgepäck vom Schiffe nach dem Hotel — ein Weg, den das Cab in zwanzig Minuten zurücklegte — kostet achtzig Mark. Die Ablieferung erfolgt ziemlich schnell, etwa zwei Stunden nach der Ankunft. Sehr viel unbequemer ist die Sache bei der Abreise. Man muß das Gepäck in der Regel schon am Tage vorher schecken, und wenn man dann abends noch einen Gesellschaftsanzug braucht, was in Amerika immer der Fall ist, so ist das namentlich für Damen sehr lästig.

Am ersten Nachmittag unternahm ich eine Fahrt an das Ufer des Hudson. Hierzu war nur nötig, die Treppe des Hotels hinunterzugehen; denn unter dem Hotel, im zweiten oder dritten Stockwerk, befindet sich ein Bahnhof der Untergrundbahn. Diese Bahn geht unter der ganzen Stadt entlang, von einem Ende bis zum andern; vier Schienenstränge laufen nebeneinander her; in jeder Richtung ein Strang für den Lokalverkehr, der an jeder Station hält, und einer für den Expreßverkehr, der nur vier- oder fünfmal unterwegs Halt macht. Übrigens besteht die gleiche Einrichtung bei den zahlreichen Fahrstühlen in den großen Geschäftswolkenkratzern. Auch dort gibt es Lokalzüge und Expreßzüge, die gleich bis zum obersten Stockwerke hinaufsausen oder allenfalls noch einmal unterwegs anhalten. Es ist interessant, die Reisenden zu beobachten. Die meisten sehen still vor sich hin, mit einem eigentümlich konzentrierten Ausdruck in den Zügen. Sie unterhalten sich nicht. Sie sprechen und lachen nicht miteinander. Selten, daß einmal einer liest. So-

bald sie an ihrem Zielpunkt angekommen sind, stehen sie hastig auf und gehen schnell davon. Dieser lautlose, eilige Verkehr der Hunderte und Tausende hat etwas Unheimliches. Abweichend von unsrer Zugführung (die Züge sind sehr viel länger als bei uns) steht auf der hinteren Plattform jedes Wagens ein Neger als Wagenführer, der die Station ausruft, an der der Zug hält, und beim Abfahren auch den Namen der nächstfolgenden. Es gibt nur eine Wagenklasse und nur einen Preis, nach unserm Gelde zwanzig Pfennige.

Der Expreßzug hält am Rande der Stadt. Die Bahnhofstreppe mündet auf die Chaussee, die unmittelbar am Ufer des Hudson entlang führt. Die Unfertigkeit ist hier noch größer als im Innern der Stadt, die Gegensätze sind noch schreiender. Grants berühmtes Monument erhebt sich in einer Umgebung so wüst, wie in Berlin vor zehn bis zwanzig Jahren die Ostseite der Müllerstraße. Das Monument, aus weißem Granit erbaut, stellt einen kleinen Tempel dar mit streng dorischem Unterbau, über dem recht unmotiviert und häßlich eine kreisrunde, mit einem Spitzdach geschlossene Laterne aufsteigt. Das Grabmal ist unentgeltlich geöffnet. Am Eingang hängt eine Tafel, auf der Gentlemen gebeten werden, den Hut abzunehmen. Eine Aufsicht habe ich nirgends bemerkt. Die Besucher benahmen sich mit schicklichem Anstand. Das Innere erinnert einigermaßen an das Grab Napoleons im Invalidendom zu Paris. Durch eine kreisrunde Öffnung blickt man hinunter in das Gewölbe, in dessen Mitte der Sarg emporragt. Doch ist der Eindruck nüchterner und nicht so packend wie in Paris. Es fehlen ringsum die Trophäen welterschütternder Siege, und es fehlt, rein äußerlich, die eigentümliche, magisch wirkende Beleuchtung. Auf der Chaussee ist ein reges Treiben. Equipagen, Automobile, Reiter begegnen sich in großer Zahl. Die Reitpferde zeigen weniger Blut als die Wagenpferde. Sie laufen ohne Haltung auf der Vorhand. Die Reiter sitzen mit geradem Knie und vorgestrecktem Unterschenkel; die Kandarenzügel hängen schlaff im Bogen, eine Trense wird nicht untergelegt. Die Kandare ist so scharf eingelegt und hat einen so langen Hebelanzug, daß dieses grausame Gebiß geeignet scheint, dem Pferde die Kinnlade zu brechen. Das Tier wird rücksichtslos gebraucht und wahrscheinlich sehr schnell verbraucht. In einem Tempo, das an die Trabrennbahn erinnert, geht es über Makadam und Asphalt. Auf demselben harten Untergrund wird auch galoppiert; besondere Reitwege nach unsern Begriffen gibt es nicht.

Am andern Ufer des Hudson steigt die Sonne langsam von dem blaßblauen Frühlingshimmel herab und färbt den Rand des Horizontes mit einem goldig leuchtenden Braunrot über den Wipfeln der noch kahlen Wälder. Das sind die Wälder, in denen James Fenimore Coopers Lederstrumpfromane spielen, und es ist seltsam, zu denken, daß in derselben Zeit, als in Europa Friedrich der Große seine Schlachten schlug, hier noch der Indianer mit dem Bogen das Mustier schoß. Diese Zeit scheint heute so unendlich fernzuliegen und wie nahe liegt sie noch!

Am Abend sah ich im Belascotheater ein nationales Stück: „The rose of the Ranchos.“ Das Theater nach Bauart, Größe und Ausstattung etwa wie das Deutsche Theater in Berlin. Allerdings mit dem bemerkenswerten

Unterschied, daß für die Sicherheit der Besucher nicht das geringste getan ist. Das Theater ist die fürchterlichste Menschenfalle, die man sich vorstellen kann. Um Personal bei der Kontrolle zu sparen, münden sämtliche Ausgänge und Treppen in zwei schmale Gänge von Mannsbreite, die über acht bis zehn steile Stufen ins Freie führen. Wenn es hier einmal anfängt zu brennen, kommt kein Mensch lebendig heraus.

Das Publikum gehört den besseren Ständen an. Die Damen tragen hohe helle Kleider mit Hut. Die Brüstungen der Logen sind nicht fest, sondern bilden ein weitmaschiges Gitter, durch das man Spitzen, Strümpfe und Schuhe bewundern kann. Die amerikanische Dame trägt auch im Winter stets helle, leichte, meist durchbrochene Kleiderstoffe, sehr viel Spitzen. Gegen die Kälte schützt sie sich auf der Straße im Wagen durch Pelz und Fußsack. Die Innenräume aber der Wohnhäuser, Restaurants, Hotels, Theater, Konzertsäle sind für europäische Nerven bis zur Unerträglichkeit überheizt.

Die Herren, die in Restaurants und Hotels, in jeder Privatgesellschaft, im Konzert und in der Oper abends ausnahmslos den Frack anlegen, trugen im Belascotheater dunkeln Rock oder Smoking.

Die Garderobe wird in den Zuschauerraum mitgenommen. Man setzt sich auf den Mantel und steckt den Hut in ein Gestell, das für diesen Zweck am Vordersessel angebracht ist.

Das mit rauschendem Beifall seit Jahresfrist allabendlich gespielte Stück ist sehr bezeichnend für den durchschnittlichen amerikanischen Kunstgeschmack. Es drehte sich um die Eroberung von Kalifornien, die Befreiung dieses Landes von spanischer Herrschaft durch die Vereinigten Staaten. Nebenher läuft eine Liebesgeschichte, in der die schöne, junge, viel umworbene Donna Juanita gegen ihren Willen bezwungen wird durch die männliche Persönlichkeit des amerikanischen Regierungskommissars.

Das Publikum folgte den Vorgängen mit gespannter Aufmerksamkeit und begleitete jede der zahlreichen patriotischen Anspielungen mit lautem Beifall. Je mehr die Handlung fortschreitet, desto wärmer wird die Begeisterung; sie erreicht ihren Höhepunkt, als es auf der Bühne zu einem regelrechten Gefecht kommt. Und als am Ende hinter der Szene ein offenbar bekanntes und allgemein verstandenes Hornsignal ertönt und ein junger Mensch in der Uniform eines Milizleutnants Sieg und Rettung bringt, da braust ein Sturm von Beifall durch das ganze Haus. Offenbar ist das Publikum sehr empfänglich für dergleichen Stimmungen. Ich erinnere mich, Stücke von ähnlichem Charakter, recht mittelmäßige patriotische Machwerke, bald nach dem Feldzuge von 1870 auf unsern kleineren Bühnen unter dem jubelnden Enthusiasmus eines beifallsfrohen Publikums gesehen zu haben.

Es wird recht gut gespielt. Bei der Donna Juanita, die im übrigen sehr niedlich ist, stört mich der blecherne Klang des Organs, eine Erfahrung, die ich nachher bei fast allen Schauspielerinnen gemacht habe. Möglich, daß es sich dabei nur um eine Unmanier des amerikanischen Theaters handelt. Indessen habe ich bei keiner amerikanischen Dame ein wirklich klangvolles sonores Organ gehört. Die Stimmen klingen dünn, farblos und leicht er-

müdet, und vielleicht bringt das Bemühen, mit solcher Stimme einen weiten Zuhörerraum zu beherrschen, den häßlichen blechernen Ton heraus.

Die Ausstattung des Stückes ist glänzend. Die Dekorationen bringen Bilder kalifornischer Landschaften mit der tropischen Üppigkeit ihrer Vegetation, mit ihrer wunderbaren Blütenpracht; sie bringen Fernblicke in die Schluchten und über die Höhenkämme der weiten Sierras von wunderbarer Schönheit.

Die Inszenierung ist eindringlich und mit einer Naivität auf den äußeren Effekt gearbeitet, die bei uns auch den harmlosesten Provinzbewohnern gegenüber unmöglich wäre. Um dieses Effektes willen wird von melodramatischer Musikbegleitung und von buntem elektrischem Licht der ausgedehnteste und unbedenklichste Gebrauch gemacht. Wenn die junge Dame an den Mann denkt, den sie liebt, ertönt leise Streichmusik. Diese Musik steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Stück; es ist ganz unerfindlich, von woher sie tatsächlich erklingen sollte; sie ist eben nur da, um Stimmung zu machen. Ebenso erklingt Militärmusik, wenn der Milizleutnant von der Größe und der Herrlichkeit seines Vaterlandes redet. Der elektrische Scheinwerfer arbeitet, sowie eine hübsche Dame die Bühne betritt, und bestrahlt sie mit rotem, grünem oder blauem Licht, je nachdem es gerade zu ihrer Toilette paßt. Also ganz wie im Zirkusballett. Schade, daß die meist recht hübschen Damen so fürchterlich verschminkt sind. Die Donna Juanita ist so schwarz um die Augen, daß es aussieht, als ob sie eine Automobilbrille auf hätte.

Nach Schluß des Theaters führte mich der Weg den Broadway entlang, in dem sich die größten Kaufläden befinden, und der ungefähr die Bedeutung der Leipziger Straße in Berlin hat. Es ist die einzige Verkehrsader, die sich dem allgemeinen Stadtplan nicht anpaßt und das regelmäßige Netz der rechtwinkligen Straßen und Avenuen im Bogen durchschneidet, wie ein quer hindurchfließender Strom. Die abendliche Beleuchtung dieser Straße macht einen ganz wunderbaren Eindruck. Wir sind gewöhnt, das Licht von den Laternen zu bekommen und aus den verschwenderisch beleuchteten Schaufenstern. Die Ausstattung der Schaufenster in Amerika ist im allgemeinen viel bescheidener als bei uns. Sie werfen keine Flut von Licht auf das Straßenpflaster hinaus, und ebenso geben die spärlichen Laternen nur einen kümmerlichen Schein. Dagegen strahlt und flimmert der ganze Broadway im Licht der elektrischen Glühlämpchen, die mit zahllosen Reklameplakaten die ganze Front der Häuser in den buntesten Farben bedecken. Vielfach sind auch die Konturen der Gesimse mit Schnüren weißer Lämpchen bezeichnet, was namentlich bei den Wolkenkratzern sehr effektvoll ist. Es macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man oben am schwarzen Himmel die elektrischen Lichter flimmern sieht, in einer Höhe, in der man sonst nur die Sterne sucht. Wenn man aus einer Seitenstraße abends in den Broadway einbiegt, dann hat man ganz überraschend den Anblick einer großartigen Illumination.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Renaissance.

Zwischenspiel aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Von

Lady Blennerhassett.

Personen:

Mathias, Fürst zu Rautenberg.
Die Fürstin, geb. Lilian Bockeniker aus Newyork.
Prinzessin Perdita, ihre Tochter.
Graf Egon Baldern, Vetter des Fürsten.
Miß Diana Selfmade, Jugendfreundin der Fürstin.
Andreas, alter Kammerdiener der Fürstin.

Szenerie.

Große malerische Halle des Schlosses. Auf den mit rotem Damast bekleideten Wänden wechseln Ahnenbilder und Gobelins. An der schmalen Wand, am Ende des Saales, ein monumentaler Kamin mit bis zur Decke strebendem Aufbau. Links und rechts Heroldsfiguren, die Wappenschilder halten. In der Mitte das Reliefbild des Reitergenerals Mathias, Herrn und Grafen zu Rautenberg, von Genien getragen, die es mit Lorbeerzweigen umwinden. Darunter eine Marmortafel mit der Inschrift: „Für seine Kriegsthaten unter Wallenstein von Kaiser Ferdinand gefürstet". Gegenüber dem Kamin, am andern Ende der Halle, ein Treppenaufbau mit reich dekorierter Flügeltür, die ins Innere des Schlosses führt. Den Wänden entlang kostbare Schränke, Truhen, eingelegte Kassetten aus der besten Zeit des deutschen und italienischen Cinquecento. Ein Torso, eine Kopie der Nike von Samothrake stehen, von Palmengrün sich abhebend, wirksam isoliert. Orientalische Teppiche bedecken das Parkett. Dem Zuschauerraum gegenüber eine goldgegitterte, weite Glastür mit Ausblick auf den in junger Sommerpracht leuchtenden Park. In der Halle verteilt, zum Teil von zierlichen kleinen Schutzwänden umgeben, bequeme Chaiselongues, auf denen kostbare Felle, Spitzengewebe, Stickereien und Kissen nachlässig hingeworfen sind. Dazwischen Tischchen mit Nippsachen und Rauchgerät, weiche, bequeme Fauteuils, leicht bewegliche Stühle und Puffs. Das Ganze ein ausgesuchtes Bild altererbten Glanzes und modernen Komforts, etwas zu voll. Im Feuerherd des Kamins, in Vasen und Schalen ein Blumenflor, der seinen Duft und Farbenzauber über den Raum verbreitet.

Miß Selfmade (tritt ein).

(Klein, gefälliges Äußere, dunkles Haar, nicht mehr jung, doch gut erhalten, sehr beweglich, anscheinend auch sehr nervös, mit einem gewinnenden Ausdruck von Güte und Heiterkeit. Trägt ein blaues Sergekostüm mit weißer Bluse und weißen Schuhen, dazu auffallend viel Schmuck. Sie geht nach dem Vordergrund an eine Staffelei, neben der ein Stich, Cäsar Borgia darstellend. Sein angefangenes Bild ist auf der Leinwand sichtbar. — Miß Selfmade bindet eine Schürze um, ergreift Pinsel und Palette und fängt an zu malen. Zugleich spricht sie):

Cäsar, Sohn und Prototyp der Renaissance, schön, furchtbar und schlecht! Dich möchte ich malen, wie in den Tagen deiner Jugend Italien dich schaute, da es zur Beute deines Genius wurde . . .

(Unbemerkt von ihr tritt **Graf Egon Baldern** in die Halle, nähert sich ihr von rückwärts und horcht. Er ist groß, schlank, von eleganter Figur, eher häßlich, aber sympathisch, mit bereits kahlem Scheitel, einem sarkastischen Zug um den Mund und, im Kontrast dazu, einem melancholischen, fast schwärmerischen Ausdruck in den großen, dunklen Augen.)

Miß Selfmade. Mein Cäsar, du hast Machiavelli zum Idealtypus des Despoten begeistert. Begeistre auch mich. Du, der geborene Herrenmensch, hast die Gewalt als oberstes Gesetz aufgerichtet, den Sieg des Stärkeren verkündet, die gemeine Herdenmoral niedergeschlagen. Der eigene Vater zitterte vor dir; kein Weib hat dich ungestraft geliebt, kein Gegner deiner Rache sich entwunden. Auf dich blicken wir, die mit unerschütterlichem Glauben die Erscheinung des Übermenschen in der Kunst vorbereiten . . .

Graf Egon (lacht laut und tritt dabei unversehens dem neben Miß Selfmade hingekauerten, stark überzüchteten Boxel Terror auf den ausgestreckten Hinterfuß).

Miß Selfmade (mit einem Schrei). Wie haben Sie mich erschreckt! Und das arme Tier dazu. Nehmen Sie doch Rücksicht auf uns beide. Sie haben ihn auf den Schweif getreten. (Liebkost Terror.)

Graf Egon. Unmöglich. Er hat ja keinen. Sie sind von hinreißender Beredsamkeit, exaltierter als logisch. Wenn Sie den Kultus der Borgia einführen wollen, müssen Sie an den Anblick der gepeinigten Kreatur sich gewöhnen, Schmerz in Wollust umsetzen. Wie wäre es, wenn wir Terror in eine Vivisektionsanstalt bringen und das Weitere der Wissenschaft überlassen würden?

Miß Selfmade. Sie sind einfach unmöglich. Ich sprach zu mir selbst, nicht zu Ihnen. Es ist eine Indiskretion, Monologe zu belauschen. Alle mir bekannten Tragödien würden ohne eine solche ungerechtfertigte Einmischung in das Seelenleben ihrer Helden gut ausgegangen sein.

Graf Egon. Dann wären sie eben keine Tragödien, sondern Lustspiele.

Fürst Rautenberg und seine **Gemahlin** (treten ein).

Der Fürst, schon ergraut, gut erhalten, kurz geschnittenes, noch üppiges Haar, frische Farben, eine vornehme, ritterliche Erscheinung, muß in seiner Jugend auffallend schön gewesen sein. Die ausdruckslosen Züge erinnern, ins Gutmütige übersetzt, an die seines Ahnherrn über dem Kamin, vielleicht nur deshalb, weil er, wie dieser, den Bart à la Henry IV. trägt. Dazu ein Jagdkostüm.

Die Fürstin, groß, schlank, blond, mit eigentümlich hellen, in den Farben des Meeres spielenden Augen, pikantem Gesichtsausdruck und anmutiger Grazie in jeder Bewegung. Figur tadellos. Hautfarbe hat durch fortgesetzte Übungen im Freien schon etwas gelitten. Unter den Augen, um Mund und Schläfen leise Falten. Alter einige vierzig Jahre.

Die Fürstin geht nach rechts, wirft sich in einen niederen Lehnstuhl und fängt an, die auf einem Tischchen neben ihr harrende Post zu sichten.

Der Fürst. Lilian, der Förster von Buchberg verspricht für diesen Abend eine gute Pürsch. Kannst du mich entbehren, so autle ich hin. Vorher möchte ich noch die aus Irland eingetroffenen jungen Hühnerhunde mustern. Kommst du mit? In diesem Falle treffen wir uns um drei Uhr am Gartenhaus.

Die Fürstin. Recht gern, Mat, wenn ich bis drei Uhr meine Post erledigen kann. Du bist der einzige Mensch in Rautenberg, der nicht unter dieser entsetzlichen Landplage zu leiden scheint. Seit ich dich kenne, seit bald zwanzig Jahren, sah ich dich niemals einen Brief lesen. Die meinigen ausgenommen, versteht sich. Sehen kann ich das nicht, aber ich weiß es, denn mir antwortest du, pünktlich. Wie aber machst du es mit den andern?

Der Fürst. Herzenskind, ich gebe sie dir. Als ob du das nicht wüßtest? Seit bald einundzwanzig Jahren! (Er küßt ihr lächelnd die Hand.) Du wirst mit allem fertig: mit der Post, mit der Welt, mit den Kindern, mit dem Haus, mit mir. Du hast mich verzogen. Jetzt ist es zu spät, mich zu fragen, was ich ohne dich machen würde? Ich mache es gar nicht.

Die Fürstin (reicht ihm ebenfalls lächelnd die Hand). Nun denn, Mat, auf Wiedersehen. In einer Stunde — oder morgen Mittag, zum Lunch; für mich liegt die Entscheidung hier (sie deutet auf den Stoß Briefe), für dich bei dem Förster in Buchberg. Was inzwischen hier geschieht, weißt du, oder könntest es wissen, wenn du es nicht vergessen hättest. Um fünf Uhr wird Tennis gespielt. Aus der Nachbarschaft haben sich die Herzogin von Friedensburg-Blankwitz und ihre Gäste, Mizi Kohlgrub und Adine von Zwack, angesagt. Wer von ihnen zum Diner bleibt, weiß ich nicht. Ebensowenig die Namen der Herren, die sie mitbringen. Du bist jedenfalls entschuldigt. Abends spielen Zigeuner, die ein gütiger Zufall hierher geführt hat, um die Konversation zu ersetzen. Morgen könnte ich dich nicht entbehren. Du selbst hast Herrn von Platfuß und das Wahlkomitee von Haidenheim eingeladen, um den nächsten Reichstagskandidaten zu bestimmen. Das geht über meine Kompetenz.

Der Fürst (mit dem Finger drohend). Heuchlerin! Du hast ihn bereits gewählt. Er sitzt dir wie dieses reizende weiße Kostüm. (Er küßt sie auf die Stirn.) Auf Wiedersehen denn. Und du, Egon? Hoffentlich bleibst du, um das Ansehen des Hauses zu retten. Seit einiger Zeit macht es den Eindruck eines Damenstiftes. Wir sind meist auf der Jagd; die jungen Krieger aus der nächsten Garnison vermisse ich bereits seit vierzehn Tagen. Toggenburg fehlte gestern den schwersten Bock des Reviers und reiste noch spät abends ganz gebrochen ab. Darüber will ich mit Perdita sprechen. Für die Reserven hast du zu sorgen, Lilian. Es ist recht rührend, dich mit uns beiden zu begnügen, aber junge Mädchen bedürfen der Abwechslung. Toujours perdrix — das geht nun einmal nicht. (Reicht Egon und Miß Selfmade die Hand und geht langsam ab in den Park.)

Miß Selfmade (ihm nachblickend). Charming, delightful, a true German nobleman of ancient race. A Ritter! every bit of him.

Graf Egon. Liebe Miß Selfmade, könnten Sie ihrer Schwärmerei für meinen Vetter Mat nicht in der Sprache Ausdruck geben, in der Sie Cäsar Borgias Schatten so hinreißend beschwören? Die angelsächsischen Ausdrücke, mit denen Sie Ihren Gefühlen für Mat Luft machen, verlieren durch

Wiederholung. Zweimal alljährlich, wenn Sie zwischen Washington, Boston, Newport, Newyork und — zu unserm Glück — auch Rautenberg hin und her pendeln, vernehmen wir dieselben Exklamationen eines durch die Zeit geheiligten Entzückens. Ich teile es durchaus. Aber ich möchte Abwechslung in der Form. Das Klassische ermüdet auf die Dauer. Ich verlange Jugendstil und finde es überdies selbstverständlich, daß Mat ist, was er sein soll — ein Gentleman.

Miß Selfmade. Sie finden selbst kein besseres Wort, um ihn zu bezeichnen. Ich liebe ihn. Nicht wahr, Lilian? Entsinnst du dich des Balles bei Astor, wo wir ihn zum erstenmal sahen? In seiner scharlachfarbenen Husarenuniform mit dem blauen Bande des Hungerburger Löwen. Jeder andre würde dir den Hof gemacht haben, dir, der Märchenprinzessin von Fifth Avenue. Er aber regte sich nicht, sprach nicht, schien selbst nicht zu denken. Kein Blick, kein Zeichen verriet, daß er dich auch nur bemerkte. Die Statue des Kommandeurs stand nicht unbeweglicher, Lohengrin war nicht berückender . . .

Graf Egon. Hielt er den Schwan am Bande? Hub er endlich an zu singen?

Miß Selfmade (ohne auf die Unterbrechung zu achten). Hätte er nur einen Finger gerührt, ein einziges Wort gesprochen, der Zauber wäre verflogen. Da gingst du auf ihn zu, berührtest mit dem Fächer den Aufschlag auf seinem Ärmel und botest ihm fröhlich lachend den Arm. Er verstand, legte seine Rechte um deine Taille und walzte fort mit dir durchs Leben. So wie du und er hat kein glückliches Paar wieder getanzt. Ihr tanzt noch heute!

Die Fürstin (zerstreut). Noch heute . . . Diana, willst du mir helfen, diese Bettelbriefe durchzusehen und die Namen zu notieren. Für den zu oberst liegenden bitte ich dich, die Adresse zu schreiben und zwanzig Mark einzuschließen. Das Geld findest du in der Schublade rechts, im kleinen Pult neben dir. Anna Maier heißt die Frau. Sie hat fünf, nein, ich glaube, sieben Kinder und den üblichen kranken Mann. Ich werde nachsehen lassen. Im nächsten Dorf. Irre ich nicht, so gehört Frau Maier zu meinen regelmäßigen Korrespondentinnen. Aber vergiß nicht: Anna heißt sie. Es gibt bekanntlich mehrere Maier in Deutschland. Und nun weiter. (Sie nimmt ein parfümiertes, mit elegantem Wappen geschlossenes Kuvert aus dem Stoß der vor ihr liegenden Briefe, öffnet es und fängt an zu lesen. Dann zu den beiden gewendet): Merkwürdig. Es ist wohl das einfachste, ich lese laut, was Sigurt von Wolkenheim, den Ihr ja beide kennt, aus Reval schreibt.

Sigurt von Wolkenheim an Fürstin Rautenberg: „Teuerste Gönnerin, verehrte Freundin. Bald jährt sich der Tag, an dem ich von Ihnen schied. Es war zu Bayreuth. Sie trugen ein lichtseidenes Kleid, das in unsagbar feinen, elfenartigen Tönen in den Farben des Opals schillerte. Der Stoff wurde Musik. Sie standen vor mir wie eine Symphonie, wie die Muse der Inspiration. Verzeihen Sie, wenn ich der Hülle selbst gedenke, die Sie damals umschloß. Kleine Nebenumstände kehren wieder, bestimmen die Umrisse dessen, was sonst wie ein Traum sich verflüchtigte. Es war kein Traum, sondern

der unvergeßlichste Augenblick meines Lebens. Wir kamen aus „Parzifal". Wagner war mein Abgott, immer. Ich glaubte an ihn wie an den Erwecker, den flammenden Genius mit dem Richtschwert der Kunst. Er war mein Leitstern, mein Meister, mein höchster menschlicher Besitz. Mein Erlöser war er nicht. Er wurde es — durch Parzifal. Die Schuppen fielen von meinen Augen: ich wurde wissend. „Parzifal" ist der Beginn einer neuen Religion, er ist die Religion. Der größte Tonkünstler würde nichts, gar nichts für die Welt des Geistes bedeuten, wäre er nicht zugleich der tiefste Denker, der Philosoph des Jahrhunderts, der Entdecker des Christentums. Was dem beschränkten Verständnis galiläischer Fischer vor nun bald zweitausend Jahren verschlossen blieb, was die Priesterkaste des Völkerchaos nicht erfaßte, nicht erfassen konnte, durch „Parzifal" und seine esoterische Gemeinde ward es Verkündigung, durch ihn erstand das Geschlecht, das vom Hellen ins Dunkle strebt. . . .

Graf Egon (in einem Lehnstuhl gemächlich seine Zigarre rauchend, lacht).

Die Fürstin. Wolkenheim hat sich verschrieben: „vom Dunkeln ins Helle" natürlich . . .

Graf Egon (immer lachend). Natürlich!

Die Fürstin (mit Nachdruck). Durch ihn erstand das Geschlecht, das vom Dunkel ins Helle strebt. Ich kann nur andeuten, was ich damals empfand. Meine Seele floß über, in die Ihrige, zur beseligenden Stunde, da ich den unbedingten Primat der Poesie unter die höchste Gewißheit, nicht des Erkennens, sondern der Liebe stellte. Das kalte, akademische Fürwahrhalten fiel weg. Mit dem auf dialektischen Stelzen einherschreitenden Dogmenglauben hatte ich ja längst gebrochen. Nun erlebte ich die Befreiung der Persönlichkeit, die Verachtung des Menschenauswurfes, der uns Germanen unter das Joch hieratisch-historischen Zwanges beugte, bis germanische Metaphysik uns vom abstrakten Götzendienst befreite und das Göttliche im eigenen Busen offenbarte. Ich begriff, daß Religion ein selbstgegebenes Gesetz ist, daß Hoffnung auf Lohn keine Sittlichkeit erzeugen kann, daß der Mensch seine Pflichten nicht als Pflichten gegen Gott, was ein zu schwankendes Rohr wäre, sondern als Pflichten gegen sich selbst aufzufassen hat. Der verächtliche Unsterblichkeitswahn, Glaube an Vergangenes oder Hoffnung auf Zukünftiges waren überwunden. Ich fühlte mich frei, reif für die Verkündigung des neuen Heilandes durch einen zweiten Johannes, dessen Offenbarung in dem einen monumentalen Satze gipfelt: Religion ist, was ich der Welt schenke. — Ich halte ein. Was in meiner Seele vorging, vermag nur in Musik nachzuzittern. Wie ein Trunkener folgte ich Ihnen an jenem Abend nach „Wahnfried", dessen Herrin ihre Gäste mit vollendeter Anmut empfing. Ihr hinreißendes Konversationstalent rief auch mich in die Wirklichkeit zurück; es steigerte sich unwillkürlich zum beredsamen Pathos. Hierauf und obwohl Professor Thode in Bayreuth anwesend war, sprach nicht er, sondern Doktor Salvei über Franz von Assisi. In Lichtblicken entwarf er das Bild der Zeit, aller Zeiten. Er korrigierte die bisherigen Begriffe über Dante, den ich bis dahin fälschlich für einen Christen gehalten hatte. Er war es kaum, so bewies Salvei völlig über-

zeugend. Er war nur orthodoxer Katholik und vor allem ein Musiker. Vom Dasein Christi scheint er überhaupt gar nichts gewußt zu haben. Die intellektuelle Überraschung, die ich darüber empfand, wurde durch Salveis meisterhafte Charakteristik des Poverello von Assisi noch überboten. Wie rätselhaft, daß dieser echte Indogermane keine Ahnung von seiner eigentlichen Sendung hatte, daß er nie zur Einsicht kam, er sei berufen, der Natur ein überschwengliches, aus allem Kirchentum befreiendes tat-twam-asi zuzujubeln, und zwar im Gegensatz zum seelenlosen, kalten Glaubensbekenntnis des „Paradiso". Wie wenig doch die Größten von sich wissen, und welch töricht irreführende Lehrmeisterin die Geschichte ist! Kein Wort von dem, was die Zeitgenossen des Heiligen von ihm sahen, hörten und berichteten, ist in Einklang mit den grandiosen Fresko Salveis . . .

Graf Egon (räuspert sich).

Die Fürstin. Was haben Sie denn? Sind Sie erkältet?

Graf Egon. Nicht im geringsten. Ich bin körperlich wie geistig vollkommen gesund und aufnahmefähig. Dieser Brief ist in seiner Art ein Dokument von nicht zu unterschätzendem Wert. Ich sammle Notizen, während Sie so gütig sind zu lesen, für alle Fälle, wenn etwa das Manuskript nicht zugänglich sein sollte.

Die Fürstin. Sie können sich die Mühe ersparen; es steht Ihnen zu Diensten. Sehr viele Menschen gelangen durch das Schöne zum Wahren.

Graf Egon. Und durch Abschreiben, wenn nicht zu Gedanken, so doch zu Zitaten. Die seinigen sind unschwer zu finden. Sie alle sind Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" entlehnt und empfehlen sich durch wortgetreue Wiedergabe des Originaltextes. Nur die Nennung der Seitenzahlen fehlt. Auf Ihren Wunsch werde ich sie nachliefern.

Die Fürstin. Aber den Vorwurf des Plagiates nicht erheben. Wir lesen einen Brief, keine Abhandlung: seien wir nachsichtig. Wolkenheim ist überspannt, eine Künstlernatur. Sie sind keine. Erweitern Sie Ihre Begriffe dessen, was andre anzieht. Überdies sind Sie ein Freidenker. Das verpflichtet zur Toleranz. Sie sind auch ein wenig Voltairianer, und das verleitet zum Spott. Ich versage mir beides: ich bin gläubig. Von meinen Landsleuten scherzt man bekanntlich, daß sie sämtlich das Vorrecht beanspruchen, in der „Mayflower" auf amerikanischer Erde gelandet zu sein. Die „Mayflower" war keine Arche, und meine Vorfahren befanden sich nicht an Bord. Aber sie waren Puritaner und bauten mit an dem Staat, dem freiesten Gemeinwesen der Welt. Meine Abkunft verleugne ich nicht. Ich bleibe, was ich bin, und lasse andre denken, was sie wollen. Unter solchen Bedingungen wurde ich die Frau eines Deutschen und wechselte das Bekenntnis, nicht den Glauben, als ich von der Hochkirche zum Katholizismus übertrat, weil die alte Kirche mir als die Heimstätte der meinigen erschien, vielleicht auch ein wenig, weil sie die meiner Kinder war. Unsre Motive sind selten ganz lauter. Der ehrwürdige alte Priester, der mich unterrichtete, verwarf sie nicht, aber er bestand darauf, daß Heiligung Zweck der Religion sei. Zur Heiligkeit habe ich es nicht gebracht — leider. Duldung habe ich geübt und

werde sie auch ferner üben. Es ist mein Weg zur Liebe, Gesinnungen zu achten; sie können Überzeugungen werden. Vor Überzeugungen aber beuge ich mich — unbedingt, am tiefsten dann, wenn ich sie nicht teile.

Graf Egon. Beugen Sie sich vor Wolkenheim — deswegen?

Die Fürstin. Nein. Er ist noch jung, von Stimmungen beherrscht, in die Wirbel unklarer, widersprechender Anschauungen gezogen, mit einem Wort: er ist modern. Vieles in der modernen Welt gefällt auch mir, vor allem der ideale Zug, von dem sie sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß, woher er kommt und wohin er geht. Erinnern Sie sich des Ausspruchs von Renan, daß wir alle noch vom alten Sauerteig leben, der in uns gärt? Lassen Sie ihn gären.

Graf Egon. Gewiß, bei Minderjährigen, bei der Mehrheit also, die nie volljährig wird, so viel Sie wollen; in Operntexten selbstverständlich, in Romanen, wenn sie nicht erstklassig sind; bei metaphysischen Stümpern zu meinem eigenen Vergnügen; in Frauenseelen — je nachdem . . .

Die Fürstin. Besten Dank für die schmeichelhafte Zusammenstellung.

Graf Egon (ernst): Wenn aber Männer reden, wenn es bitter Ernst wird, wenn der Mensch, vor die letzten und höchsten Fragen gestellt, sich Rechenschaft geben muß, wie er zu ihnen steht, dann sage ich nein und abermals nein. Sauerteig genügt nicht, ich verlange Brot, denn ich muß und will leben. Bei Rhetorikern wie Renan, noch weniger bei solchen, die diesem Künstler des Wortes nicht die Schuhriemen zu lösen würdig sind, finde ich keines. Sie ziehen sich mit Phrasen aus der tödlichen Schlinge des Entweder — Oder. Sie brennen mehr oder weniger geistreiche Feuerwerke ab, sinken vor der Leere auf die Kniee und richten inbrünstig das „Gebet auf der Akropolis" an Götter, die in Staub zerfallen sind. Andächtige Schwärmer vor zertrümmerten Altären bereiten sie uns Zuckerplätzchen, die nach Unendlichkeit riechen! Auch ich zitiere, wie Ihr Wolkenheim, und zwar aus einem Ihrer Lieblingsbücher. Sie nennen mich einen Freidenker. Mit welchem Recht? Ich denke frei. Das ist etwas Grundverschiedenes. Ich grabe ehrlich, unverdrossen, bis ich auf festen Grund stoße. Habe ich diesen gefunden, so schwöre ich Ihnen und mir, daß ich aufbauen werde. Wir sind alle Mithandelnde in einem Drama, das sich in unsern Seelen abspielt, begrenzt von Zeit und Raum, nach klassischen Regeln entworfen und doch an eine Lösung gebunden, die keine zeitliche ist. Das Dilemma reicht über uns hinaus. Die Einheit des Stückes beruht auf dem Etwas, das Hamlet verwünschte, und von dem er sich nicht befreien konnte. Es steckt im unsterblichen Monolog des dritten Aktes; es steckt in uns. Wir nennen es Gewissen. Während wir uns am Problem der Wahrheit zermartern, ruft der Wächter in der eigenen Brust: Das Problem der Wahrheit ist ein sittliches Problem, ein Problem immanenter Gerechtigkeit. Wir wissen uns einem außer uns, über uns stehenden, ewigen Gesetz verpflichtet, ihm sind wir verantwortlich. Wir haben das Recht zu fragen, wer denn es auferlegt hat. Die Antwort suche ich . . .

(Lange Pause.)

Doch wohin bin ich geraten? Mir dünkt, ich habe gebeichtet. Darf ich das Siegel des Geheimnisses voraussetzen?

Miß Selfmade. Unbedingt. Ich habe kein Wort verstanden. Die Deutschen sind eigentümlich. Sie spielen Ball mit Ideen. Ich bin ganz befriedigt, wenn ich den meinen über das Tennisnetz schlage.

Graf Egon. Sie verleumden sich, liebe Miß Selfmade. Es gefällt Ihnen, zu vergessen, daß ich Selbstgespräche belauschte, die eine ganze Theorie enthalten. Nach Frauenart trägt sie einen Eigennamen. Den Begriff der Renaissance repräsentiert Ihnen nicht etwa ein Michel-Angelo oder ein Erasmus, sondern ein Ungeheuer!

Miß Selfmade. Weil die Renaissance, wie ich sie verstehe, Genußfähigkeit, Lebensfreude, Tat bedeutet. Sie sind ein melancholischer Satyriker mit einem starken Einschlag von Übelwollen gegen mich. Ich versuche soeben, den richtigen Ausdruck in das rechte Auge meines Lieblings zu bringen. (Wischt mit einem Lappen auf der Leinwand). Es ist sehr schwierig, die Mischung von Überlegenheit, Kraft und List, die heroische Eigenart dieses Mannes mit einem Wort, durch ein paar Farbenklexe wiederzugeben. Doch ich verzage nicht. Cäsar lebt, er atmet unter meinem Pinsel. Wie Sie auch kritteln mögen: a thing of beauty is a joy for ever!

Graf Egon. O, hätten Sie ihn im Fleisch gekannt und das Glück erfahren, durch ihn vernichtet zu werden. Welche Todesart ist Ihnen am sympathischsten? Dolch, Gift, der Strang, der Tiber? Er war bekanntermaßen unerschöpflich in der Wahl seiner Mittel. Während Sie darüber schlüssig werden, könnten wir den Brief Wolkenheims zu Ende hören.

Die Fürstin. Wir sind allerdings nicht mehr auf den rechten Ton gestimmt. Aber wie Sie wollen. (Sie überblättert einige Seiten, dann liest sie): „Bayreuth liegt hinter mir wie eine Insel der Seligen. Das Kunstwerk aber, das mich erfüllt und durchglüht, gewann dort Inhalt und Gestalt. Sie sind die Vertraute meines schöpferischen Vermögens, Sie weckten in mir die Zuversicht der Vollendung, als ich ‚Titurel' begann. Mit meinem Herzblut getränkt, von der Flamme der Begeisterung genährt, nahte er sich dem Ende. Da folgten sich, immer dringender, Briefe aus der Heimat. Sie meldeten den Zusammenbruch des Bestehenden, die Not meiner armen, hilflosen Eltern. Teure Freundin, unvergleichliche Gönnerin, ich bin ein Balte, der Träger einer Kultur, die germanischen Geistes voll ist. Ich konnte, ich durfte nicht länger zögern und eilte zurück nach Estland. Zu spät, um noch zu retten, was zu retten war. Das Haus meiner Väter lag in Asche, der Hof verwüstet, die Meinen waren geflüchtet — nach Reval. Ersparen Sie mir, das Bild des Jammers zu entwerfen, das mich umgibt. Gegen die entfesselten Elemente barbarischer Zerstörungswut ist der einzelne machtlos wie gegen die Brandung des Meeres. Unser Stamm ist auserlesen, aber von plebejischer Überzahl erdrückt. Noch kämpft er heroisch um seine Existenz, noch ist die Scholle sein. Wenn er ausharrt, muß er, kraft seiner moralischen Überlegenheit, endlich siegen. An mich aber tritt die Frage heran: Soll ich im Ringen mich erschöpfen oder das Individuum, das Überschwengliche in mir, das edelgezüchtete Produkt meiner

Rasse, die lebendige Summe ungezählter Existenzen vom Alpdruck phantasieloser Tatsächlichkeit befreien, mit andern Worten: soll ich den ‚Titurel' vollenden? Dazu bedarf es der Stille, des Friedens, der Weltflucht in eine erhabene Bergwelt oder an die Gestade blauer Meere, wo es Menschen gewährt ist, in Schönheit zu sterben. Hehre Gönnerin, guter Genius meines künstlerischen Wollens, nicht als Bittender komme ich, nein, Ihren Urteilsspruch rufe ich an. Entscheiden Sie, ob es sich zieme, den Schöpfer für sein Werk zu retten. Er wird gehorchen. In unbegrenzter Hingebung Sigurt von W."

Miß Selfmade (die immer noch malt). Der arme gute Wolkenheim! Was will er denn eigentlich?

Graf Egon. Er will einen Scheck.

Die Fürstin. Das vermute ich auch. Er kann sich eben nicht anders helfen. Aber er hat Talent. Das scheint mir unzweifelhaft.

Graf Egon (sarkastisch). Die Fürstin Metternich verschlug bekanntlich ihren Fächer, als die Pariser den „Tannhäuser" auspfiffen. Der edle Zorn blieb unvergessen, und Fürstin Metternich behielt recht. „Tannhäuser" ist ein Meisterstück. Ob „Titurel" auch eines ist, vermag nur Fürstin Rautenberg zu entscheiden. Sie sprach von Talent. Hm, solche Dinge macht man mit Genie — oder gar nicht. (Während die Fürstin aus ihrem Schreibpult ein längliches Heft herausnimmt, ein Blatt abtrennt und schreibt, hört man von fern das Läuten des Telephons. Bald darauf tritt Andreas ein.)

Andreas. Ihre Hoheit, die regierende Frau Fürstin von Wohlau-Schadenwalde und drei Prinzessinnentöchter melden sich für heute fünf Uhr zum Tennisspiel. Sie hoffen, das Automobil auf der Station zu finden, wenn es Durchlaucht nicht stört.

Die Fürstin. Gewiß nicht. Antworten Sie, daß wir die Herrschaften mit großem Vergnügen erwarten, und benachrichtigen Sie den Küchenchef. Wir sind infolgedessen etwa achtzehn Personen.

Miß Selfmade (legt ihre Schürze ab und packt ihre Malsachen zusammen). Wie reizend! Prinzessin Albine ist die beste Spielerin unsres Set. Sie und ihre Schwestern sind so einfach, so liebenswürdig und anspruchslos. Diese deutschen Fürstlichkeiten sind ganz und gar nicht, wie sie in den Büchern über das Mittelalter und Louis XIV. geschildert werden. Ich wollte, unsre jungen Damen über dem Wasser hätten ähnliche Manieren. Neulich goß mir eine derselben ihre Tasse Schokolade auf mein bestes Teagown. Ich warte noch auf ein Wort der Entschuldigung.

(Das Telephon wird abermals vernehmbar.)

Andreas. Seine Königliche Hoheit, der Prinz von Glitzenstein-Frankenthal-Eßdorf läßt anfragen, ob er mit Herrn von Dulderheim abends gegen 6 Uhr eintreffen und zum Diner bleiben kann?

Die Fürstin. Sehr willkommen. Melden Sie abermals in der Küche.

Graf Egon. Bei allen T . . . . Das ist ja die reine Sintflut! Wenn man die Wahl der Landsitze hat, so begreife ich wirklich nicht, wie man gerade das Schloß zum Sommeraufenthalt wählen kann, das seiner geographischen Lage nach an der Grenze dreier deutscher Kleinstaaten gelegen ist. Das er-

stickt in der treuesten Mannesbrust jedes loyale Empfinden. Es ist einfach zum Rasendwerden. Glitzenstein ist überdies gänzlich ramolliert. Nützen Sie die Situation aus, verehrte Cousine; melden Sie sich krank. Ich bin es bereits, Sie müssen es werden. Auf den Achtstundentag haben nicht nur unsre eigentlichen Gebieter, sondern auch wir selbst Anspruch. Diesen Morgen sind Sie zwei Stunden lang geritten, dann folgte, während voller drei Stunden, eine Frauenversammlung zur Förderung der ethischen Kultur unter den Fabrikmädchen . . .

Miß Selfmade (unterbrechend). Es war rührend. Und interessant über alle Begriffe. Die Gattin des Apothekers legte einen selbstverfaßten Kalender mit Aussprüchen von Emerson, Goethe, Carlyle, Schiller, Haeckel — ich vergesse die andern — für jeden Tag des Jahres vor. Lilian war die einzige, die verschiedene Zitate strich, weil sie meinte, sie überstiegen die Fassungskraft so junger Mädchen. Ich gestehe, daß ich selbst nicht alles . . .

Graf Egon. Sie haben mich unterbrochen. Fünf Stunden harter Arbeit des Morgens; am Nachmittag Absolvierung des halben Gothakalenders, hierauf Nachtdienst. Ich bewundere die Nerven der Damen. Die meinigen sind aufgebraucht.

Miß Selfmade. Das haben Sie Ihrem unglücklichen Charakter zu danken. Sie können nichts nehmen, wie es ist. Unter diesen angenehmen Gesprächen ist es drei Uhr geworden. In zwei Stunden sind die ersten Gäste da. Ich eile auf mein Zimmer, um die Spuren des Borgia an meiner Person zu tilgen.

(Graf Egon und die Fürstin allein.)

Graf Egon. Lilian, Sie wissen, daß wir beide uns in wenigen Tagen und auf unbestimmte Zeit trennen werden. Morgen reise ich auf meinen neuen Posten, nach Rio. Ich selbst habe ihn verlangt. Ist es zu viel, noch vorher um einige Stunden der Ruhe, des Gedankenaustausches, fern von diesem sinnlosen Menschenwirrsal, zu bitten? Ich habe niemals andres von ihnen begehrt.

Die Fürstin (zögernd). Ich glaube, es ist besser so.

Graf Egon. Mag sein, für Leute, die eine unwürdige Komödie gespielt haben und zur Einsicht gekommen sind, daß es angezeigt sei, ihre kleine Bühne zu verlassen und in den Zuschauerraum zurückzukehren. Wir beide haben nichts Ähnliches getan. Sie haben mich geduldet; ich habe Sie geliebt; ich liebe Sie noch heute; ich fürchte, ich werde Sie immer lieben. Gesagt habe ich Ihnen das nie. Es war nicht nötig. Sie wußten es und waren nicht in Gefahr. Für Männer meines Schlages ist die Ehre der Despot, dem wir Heerfolge leisten. Das Recht Ihres Gatten ist mir heilig. Sie haben Kinder. Das genügte, um mir Schweigen aufzuerlegen. Sie lieben mich nicht — das war es vielleicht, was mich rettete. (Die Fürstin blickt ihn an. In ihren Augen glänzen Tränen.) Jetzt, wo ich gesprochen und nichts verraten habe, sage ich Ihnen Lebewohl. Ohne Mißklang, nicht ohne Schmerz.

Die Fürstin (halblaut). Verzeihen Sie mir, Egon. Ich tat Ihnen weh . . . Ich . . . (Die Stimme versagt ihr, sie wendet sich ab.)

Graf Egon. Die Töchter Ihres Landes sind kühl, so sagt man; sie sind vollendete Lebenskünstlerinnen. Ihr Leben wird bleiben, was es ist, eine Kette von edel erfüllten Pflichten, von Wohltun, von Teilnahme an allen Interessen der Gegenwart, von Vergnügen, von Zerstreuungen, von Aufregungen harmloser Natur, von Rastlosigkeit und Betäubung. Nichts wird Ihnen gefehlt haben, selbst der sentimentale deutsche Ritter nicht, der keusche Troubadour, der sich begnügt, den Saum Ihres Gewandes zu küssen und fortzuziehen über das Meer. Es fehlt wirklich nichts als das gelobte Land!

Die Fürstin (geht auf ihn zu, hält ihm die Hand entgegen und versucht unter Tränen zu lächeln). Egon, werden Sie nicht bitter, vergiften Sie das Andenken an diese Stunde nicht. Ich habe es ehrlich gemeint.

Graf Egon. Ich auch. Aber wir meinten nicht dasselbe . . .

(Die Fürstin macht eine Bewegung. Graf Egon nähert sich ihr, erfaßt ihre Hand, streichelt sie sanft, führt sie dann an seine Lippen. Man hört die Tür zur Rechten der Halle sich öffnen. Andreas tritt ein.)

Andreas. Prinzessin Perdita lassen fragen, ob Durchlaucht Ihre Gäste erst um fünf Uhr erwarten? Wenn das zutrifft, wird sie gleich herunterkommen.

Die Fürstin. Bis fünf Uhr bin ich allein und hier. (Andreas ab.)

Graf Egon (auffallend ruhig und sehr blaß). Adieu denn, liebe Cousine. Das heißt, vorläufig noch auf Wiedersehen. In zwei Stunden schließe ich mich der Schar Ihrer Gäste an. Das ist auch ein Mittel, um einsam zu bleiben. (Er verbeugt sich und geht ab in den Park.)

Die Fürstin (allein, in Gedanken versunken ihm nachblickend, nach einer Weile — leise). Mit dir scheidet meine Jugend und was von weiblichem Glück mir beschieden war. Das sollst du nie erfahren. Die Menschen nennen das einen Sieg.

Perdita (tritt ein.)

(Der Mutter ähnlich, tiefblaue Augen voll seelischem Ausdruck und eigentümlich ergreifendem Aufschlag der Lider. Trägt ihre blonden Flechten wie eine Krone. Die ganze Erscheinung voll Ruhe, Heiterkeit und Anmut.)

Die Fürstin (auf die Tochter zueilend, umarmt sie leidenschaftlich). Kind, mein Kind, du bist der Friede!

Perdita (die Mutter zärtlich küssend, erstaunt). Geliebte Mama, was hast du? Sprach etwa der Vater bereits mit dir?

Die Fürstin. Nein, er ist fort, auf die Jagd. Hatte er denn Besondres zu sagen?

Perdita (zögernd). Er nicht. Ich war es, die zu ihm ging und ihm etwas anvertraute. In der gleichen Absicht komme ich zu dir.

Die Fürstin (mit einem prüfenden Blick zur Tochter gewandt). Perdita, auch du scheinst erregt. Stehst du vor dem Geheimnis deiner zwanzig Jahre? Ist die Liebe in deinem Herzen aufgegangen? Du weißt, wie ich den Augenblick ersehne, wie ich dich liebe, wie frei du bist, über dich zu bestimmen, wie es dir gefällt. Deine Wahl ist die meinige. Eine weibliche Seele von deiner Art wählt immer gut.

Perdita (schweigt).

Die Fürstin (dringender, lächelnd und freudig). Du liebst, Perdita?

Perdita (die Mutter in ihre Arme schließend, zieht sie sanft in einen Lehnstuhl, kniet vor ihr nieder. — Neue Pause. — Dann): Ja, Mama, ich liebe. Von dir hängt es ab, ob ich glücklich sein soll. Bald — gleich!

Die Fürstin (sehr lebhaft). Dann bist du es. Wie heißt er?

Perdita (mit leiser Stimme, ruhig und bestimmt): Mama, er trägt keinen irdischen Namen. Der Heiland ruft, ich muß zu ihm. Der Weg geht durch ein Kloster.

Die Fürstin (erbleichend). Perdita! —

Perdita (die Mutter liebkosend). Warum erschrickst du so, meine teure Mama?

Die Fürstin (in Tränen ausbrechend). Perdita, es ist nicht möglich, du bist nicht du selbst. Wer hat sich deiner bemächtigt? Wer raubt mir mein Kind?

Perdita. Niemand, Mama. Der Vater und du seid meine einzigen Vertrauten. An die Oberin des Missionshauses für den Osten — St. Odilien heißt es — schrieb ich vor einigen Wochen. Sie hat geantwortet. Das ist mein erster und letzter Betrug. (Lächelnd.) Auch der Vater vermutete einen Priester. Es ist keiner da. Der einzige äußere Anstoß kam von dir.

Die Fürstin. Von mir!

(Durch die Glastür, im Hintergrund, sieht man, aus dem Park kommend und dem Seitenflügel des Schlosses zuschreitend, Graf Egon. Die Fürstin erhebt sich, geht schnell zur Glastür, öffnet und ruft seinen Namen.)

Graf Egon (sich umwendend). Was ist's?

Die Fürstin (in höchster Erregung). Ich brauche Hilfe, Rat, Beistand. Mir schwinden die Sinne. Der Boden wankt unter mir. Perdita, der Vetter ist unser aller Freund; er ist der deine; er kennt dich seit den Tagen deiner Kindheit. Empfindest du Bedenken, wenn ich ihn rufe, ihn bitte, mit anzuhören, was du zu sagen hast?

Perdita. Nicht das geringste. Tue ganz, wie du willst.

Die Fürstin (winkt dem Grafen, der verwundert eintritt; dann wirft sie sich in den Lehnstuhl zurück. Perdita kniet abermals vor sie hin).

Graf Egon. Sie sind ja ganz verstört? Was geht denn hier vor?

Die Fürstin (mühsam nach Worten ringend). Perdita will fort, ins Kloster. Der Heiland ruft, sagt sie. Ich frage nach dem Urheber des plötzlichen, unbegreiflichen Entschlusses. Es ist keiner da, versichert sie, der Anstoß komme von mir . . . Sie spricht das alles ganz ruhig und gelassen, als ob es sich von selbst verstände. Das Fieber schüttelt mich, nicht sie. (In bittendem Ton zu Graf Egon): Retten Sie uns beide.

Graf Egon (hat die ganze Zeit hindurch Perdita beobachtet und schweigt).

Die Fürstin (sich aufraffend). Perdita, habe ich gegen dich gefehlt? Habe ich dich jemals unwissentlich gekränkt, so verzeihe deiner Mutter. (Perdita schüttelt sanft das Haupt, fährt fort, die Mutter zu liebkosen und küßt ihr die Hände.) Sprich, geliebtes Kind, sage mir, ob ich etwas unterlassen, ob ich dir Unrecht tat? Um Gottes willen, sprich.

Perdita. (Sanft, ruhig, den Blick unverwandt auf die Mutter gerichtet.) Du hast nie gefehlt, meine teure, geliebte Mama. Du hast alles, du hast zu viel für mich getan.

Die Fürstin. Zu viel? Für dich? —

Perdita (lächelnd). Mama, meine liebe Mama. Wie glücklich sind wir zusammen gewesen! Gedenkst du noch der Tage, da ich dein einziges Kind war? Meine frühesten Erinnerungen werden wach. Zu deinen Füßen, auf deinem Schoß ließest du mich spielen. Auf dem wilden kleinen Pony, das du von deinem Pferd aus an der Leine führtest, saß ich in einem kleinen Korb, wurde hin und her geschüttelt und stolperte, vor Freude jauchzend, neben dir her. Auf diesem Pony lernte ich später reiten; das sind so meine ersten Eindrücke. Mit dir ging ich nach Newyork. Von dieser ersten Reise ist mir wenig in Erinnerung geblieben; ich war noch zu klein. Nur der Schildkröte entsinne ich mich, die du mir auf der Überfahrt schenktest, und die sich beständig verkroch. Und des lieben Großpapa, der mir Äpfel und Orangen über den Teppich zurollte und sich so freute, daß ich englisch sprechen konnte. Er nahm mich mit in eine große Eisenbahn, die durch die Luft ging! So dachte ich wenigstens. (Sie lacht.) Ich war sehr viel mit euch und sehr unartig. Wenn ich zu laut wurde, pflegtest du zu sagen: „Little children are made to be seen, not heard." Dann verschwand ich an der Hand meiner Bonne. Wenn ich brav war, durfte ich wiederkommen. Das währte etwa sieben Jahre. Wir waren längst wieder in Deutschland oder in England. Dann, so nach und nach, wurden die Brüder geboren. Mit meiner Alleinherrschaft war es zu Ende. Mademoiselle Lanson trat auf den Plan, und meine eigentliche Erziehung begann.

Die Fürstin (der Erzählung wie abwesend folgend, aber beruhigter, mit den blonden Flechten Perditas spielend). Hat sie dich nicht glücklich gemacht?

Perdita. O ja, nach ihrer Weise. Sie hatte die Manie der Gesundheitspflege, die gute Mademoiselle. Infolge wohlgemeinter aber unglücklicher Versuche auf diesem Gebiet wurde ich abwechselnd so mager, dann wieder so dick, daß sie, von Angst gepeinigt, sich mit mir dem Sport zu Wasser und zu Lande ergab. Dabei arbeiteten wir beide wie die Neger. Eine bessere Lehrkraft konntest du nicht finden. Mehr als ich haben die Brüder nach mir Nutzen daraus gezogen.

Die Fürstin. Warum warntest du mich nicht vor Verrücktheiten, die ich nicht ahnte?

Perdita. Meine geliebte Mama, weil meine Gesundheit von Eisen ist und meine Fröhlichkeit infolgedessen nie versagte . . . Darf ich fortfahren, an Vergangenes zu erinnern?

Die Fürstin (wehmütig). Sprich — sage alles.

Perdita (mit einem Anflug von Schelmerei). Wir nähern uns dem Zeitpunkt, da ich verkannt wurde. — Mademoiselle Lanson beging den Fehler ihrer Berufsgenossinnen: sie überschätzte ihr Werk. Ich wurde als enfant prodigue, als puits de science gepriesen. Lehrer und Erzieherin glaubten an meine Fähigkeiten und Talente, und du mit ihnen. Im Augenblick, wo die Frauenbewegung mit vollen Segeln schiffte, schien es auch dir geraten, nichts zu versäumen. Man konnte ja nicht wissen, wohin mich die Neigung führen würde. Eine Engländerin, die in Girton studiert, in Cambridge den Tripos für

Mathematik errungen hatte, wurde dir warm empfohlen. Sie übernahm meine Ausbildung. Es genügt, den Namen von Miß Maniac zu nennen, um Eindrücke, zugleich komisch und wehmütig, wiederzuerwecken.

Die Fürstin. Auf so viel Originalität waren wir allerdings nicht gefaßt. Die harmlose Güte dieses Herzens hat uns bezwungen, nicht wahr?

Perdita. Gewiß. Wir gewannen sie von der Stunde an lieb, wo sie, unter eigentümlichen Umständen, bei uns erschien. Sie hatten ihr gestohlen, was sie besaß, Koffer, Börse, Handtasche, Schirm, alles. Den Zwicker trug sie noch auf der Nase; ein kleiner Filzhut schwankte auf ihrem kurzgeschnittenen, rötlichen Haar. So kam sie zu Fuß von der Station. Wann sie zum letztenmal einen Bissen über die Lippen gebracht hatte, verschwieg sie, aus Rücksicht für uns. Ihren letzten irdischen Besitz, einen Band des Euklid, hielt sie krampfhaft in der Hand. Noch heute sehe ich die kichernden Diener, den entsetzten Papa, deine ratlosen Versuche, ihr beizustehen. Es währte Tage, bis sie erholt, mit Garderobe versehen und in Stand gesetzt war, sich vor den Leuten zu zeigen. Bei Ausübung ihres mühseligen Berufes fiel jeder Anflug von Komik weg. Sie nahm es ernst, sehr ernst mit ihrer vierzehnjährigen Schülerin. Latein hat sie mich vortrefflich gelehrt; durch meine Schuld, nicht durch die ihrige blieben wir in den Anfangsgründen des Griechischen. Wir trieben Mathematik. Geometrie war die Leidenschaft von Miß Maniac. An der Tafel, die Kreide in der Hand, vergaß sie Zeit und Raum. Die Kowalewska, deren Photographie sie wie das Bild einer Heiligen auf ihrem Schreibtisch mit Blumen bekränzte, ging, so wurde mir erzählt, an unglücklicher Liebe zugrunde, und den Lehrstuhl der Mathematik zu Upsala bestieg wieder ein Mann. Wir beide, du und ich, mußten mit ansehen, wie die stete Beschäftigung mit der Analysis des Unendlichen unsre liebe Miß Maniac endlich um den Verstand brachte. Waren die Unterrichtsstunden vorüber, so versenkte sie sich in ihre Probleme bis tief in die Nacht. Wie ein Kind mußte sie daran erinnert werden, zu schlafen, zu essen, sich zu bewegen. Dabei gab sie den Armen, was sie hatte. Ihr einziges Vergnügen war das Angelfischen. Die ersten Zeichen geistiger Umnachtung kamen uns zum Bewußtsein, als sie, die Angel auswerfend, stundenlang in die Fluten starrte, ohne auf den Gedanken zu kommen, die Schnur wieder zurückzuschnellen. Der Zustand war so harmlos, daß die Notwendigkeit, sie in ein Sanatorium zu bringen, bis zum Zeitpunkt unsrer Abreise nach dem Osten vertagt wurde. Willig ließ sie ihre Überführung nach Friedenheim geschehen. Fast unverändert lebt sie dort ihr altes Leben und freut sich, wenn wir sie aufsuchen. Das wirst du auch in Zukunft tun, geliebte Mama?

Die Fürstin. Du schweigst davon, Perdita, daß das Experiment deiner Bildung glückte, daß es nur von dir abhing, dir die Zeichen äußerer Anerkennung zu erwerben . . .

Perdita (unterbrechend). Die so zu dir sprachen, überschätzten mich — gänzlich. Ich besitze weder die genügenden Kenntnisse noch fühlte ich jemals den Beruf, eine gelehrte Frau zu werden. Dir und Miß Maniac verdanke ich, daß ich zu lernen lernte. Mehr erreichte ich nicht. Der Vetter kann es bezeugen.

Graf Egon. Ich meine, sie hat recht. Die Frage, die noch unbeantwortete, was der weibliche Geist durch systematische Schulung gewinnt, was er dabei verliert, hat Perdita ungelöst gelassen — sagen wir — zu ihrem Heil!

Die Fürstin. An die letzte Episode deines Bildungsganges brauchst du mich nicht zu erinnern. Sie ist mir sehr gegenwärtig. Wir schifften uns vor zwei Jahren ein, nach Ägypten zunächst. Unsre römischen Freunde hatten uns eine Begleiterin empfohlen, die nach deinem Wunsch Italienisch mit dir sprechen sollte. Signorina Turracioli hatte die Anmut ihrer Nationalität und rezitierte aus dem Stegreif die schönsten Dichtungen italienischer Klassiker. Wir glaubten, einen Fund getan zu haben. Der Winter in Kairo und am Nil verlief ohne peinliche Zwischenfälle.

Perdita. Es ist die seligste Erinnerung meines Lebens, ein Bild des Lichtes und der Freude an aller irdischen Pracht. Ich danke sie dem Vater und dir.

Die Fürstin. Auf der Seereise nach Indien begann das Bild sich zu trüben.

Perdita. Drei Monate später, in Shanghai, blieb die Signorina zurück. Auch der Schiffsarzt fehlte . . . Arme Turracioli. Du hättest dich ihrer so gern angenommen. Was mag aus ihr geworden sein? — Von da an warst du meine einzige Gefährtin. Wir besuchten Peking nach der Belagerung der Gesandtschaften und Tokio vor dem Ausbruch des Krieges. Wir durchquerten den amerikanischen Kontinent und sahen deine Heimat wieder. Meinen achtzehn Jahren hast du dort und nach der Rückkehr in die alte Welt alle Freuden der Jugend bereitet. Ich brauche sie nicht aufzuzählen; ich habe sie genossen, an deiner Seite, und wenn ich ihnen entsage, so fällt doch kein Schatten der Enttäuschung auf die Vergangenheit.

Die Fürstin (schmerzlich erregt). Ich beginne längst zu verstehen. Ja, ich tat zu viel. Ich habe dich überlastet, deine Nerven überspannt, den Zustand innerer Exaltation hervorgerufen, über die dein rosiges Aussehen, deine anscheinend so ruhige und gemessene Haltung, dein angeborener Frohsinn mich hinwegtäuschten. Jetzt sehe ich klar in den Abgrund, an dessen Rande ich ahnungslos, blind wie nur eine glückliche Mutter es ist, dahinwandelte. Auch dich umfängt ein Traum, mein armes Kind; du wähnst dich von Gott gerufen und bist nur müde, todmüde von allen Genüssen und Eindrücken, die meine kurzsichtige Liebe bis zur Überbürdung häufte. Ich will dich hegen, Perdita, dich schützen vor der Welt, bis du dich selbst wiedergefunden und mir zum zweitenmal geschenkt bist.

Perdita. Nicht doch, Mama, du tust dir Unrecht. Die Wandlung kam von Innen, unaufhaltsam, unwiderruflich. In der Atmosphäre geistiger Rastlosigkeit, die mich umgab, wurde es still in mir. Die Gegensätze haben auf mich eingewirkt, nicht die Menschen.

Die Fürstin. Kannst du uns auch darüber Rechenschaft geben, so wird der Ausweg sich finden.

Perdita. Ich kann nur auf einige Eindrücke zurückgreifen; sie sind wie Marksteine auf dem Weg, den ich gegangen bin. Erinnere dich an den

Gelehrten, der Monate hindurch unser Reisegefährte war, bis er von uns schied, um einer Tiefsee-Expedition sich anzuschließen. Er sprach von den Herrlichkeiten der Natur, von dem geheimnisvollen Walten ihrer Kräfte. Er zeigte uns wundersame Gebilde von Lebewesen aller Art, die noch kein menschliches Auge vor uns erblickt hatte; er lehrte uns das Mikroskop gebrauchen und diese unendliche Welt, die im Verborgenen lebt, zu schauen. Er sprach begeistert von der Sonne der Erkenntnis, von der Ewigkeit der Materie. Ich bin in diesen Dingen ein unwissendes Kind, aber ich verstand, daß die stete Betrachtung der organischen Welt ihm die seelische Welt verschleiert, die Schöpfung ihn um den Schöpfer betrogen hatte. Tiefes Mitgefühl wäre die Empfindung geblieben, die er mir einflößte, hätte er nicht seinen Verlust als Gewinn, als den Triumph, wie er es ausdrückte, der Denkervorstellung vom Weltall über die ärmlichen Vorstellungen der Religion und sich selbst glücklich gepriesen, als ein Teil der unzerstörbaren Kraft in Atome sich zurückzuwandeln.

Den tragischen Schmerz des entthronten Königsohnes, dem ein ewiges Reich bewußter Fortentwicklung verheißen war, und der sich um sein Erbe gebracht glaubt, hätte ich verstanden. Der elende Versuch, den Protest des Lebens gegen die Vernichtung in sein Gegenteil zu täuschen, erschien mir knabenhaft, ein Selbstbetrug, offen gestanden eine Lüge.

Die Fürstin. Das Wort ist hart . . .

Graf Egon (wie für sich und in Gedanken). Nicht unbillig. Menschen wie der Doktor sind ja doch nur Typen. Die Größten allein stehen hoch genug, um über den einzelnen Problemen nicht den Ausblick auf das Ganze zu verlieren, auf das vielseitige Rätsel unsres Daseins, das jenseits alles Wissens, innerhalb der persönlichen Erfahrung und ihrem unstillbaren Bedürfnis nach dem Ewigen liegt. Kleinere Geister werden im Räderwerk der eigenen Denkmaschine zermalmt.

Perdita (zu Graf Egon gewendet). So hätte ich, was ich empfand, nicht auszudrücken vermocht. Ich sah mich nur von einem Wirrsal umgeben, aus dem die Menschen rast- und ruhelos den Ausweg suchen und nicht finden. Die einen leugnen alles. Andre, so scheint es, glauben zu viel. Die Mutter hat Ihnen erzählt, wie der Zufall es fügte, daß an Bord desselben Dampfers, der uns nach Ostasien trug, diese Kehrseite des Bildes uns entgegentrat. Ihre Freunde Constable aus Newyork und deren Reisebegleiter, ein bekannter amerikanischer Arzt, befaßten sich lebhaft, ja leidenschaftlich mit Spiritismus und strebten nach medialer Verbindung mit den Geistern Abgeschiedener. Sie füllten Bände von Manuskript mit Diktaten, die vorgeblich aus einer andern Welt stammten. Meine Mutter und ich wurden wiederholt zu den Sitzungen des Mediums gebeten. Keine von uns beiden gewann den Eindruck, als ob die erhaltenen Mitteilungen irgend etwas enthielten, das, wenn auch in schlichteren, klareren Worten, nicht von einem Menschen zum andern hätte gesagt werden können. Einzelne Stellen, die sehr schön lauteten, erinnerten an Dinge, die noch ungleich schöner von Dichtern ausgedrückt worden sind. Ihr Vermittler war ein astraler „Conrad", der uns nach kurzer Zeit entsetzlich langweilte. Er betastete uns vorgeblich, aber stets im Dunkeln, spielte auf

unsichtbarem Instrument die Violine und verhieß die Erscheinung seines Lehrers Orlando. Die Materialisation desselben gelang nicht. Orlando ließ durch sein Medium wissen, „ihm widerstehe die Tochter Hermiones".

Die Fürstin (lächelnd). Das wenigstens, war ganz verständlich. Wir zogen uns beide von den Sitzungen zurück und erfuhren nie, ob Orlandos Antipathie gegen uns das einzige Hindernis zu seiner Begegnung mit der gläubigen Gemeinde geblieben ist.

Perdita. Der Herzenstakt, mit dem du es zustande brachtest, die Freunde weder zu verletzen noch über deine Ablehnung ihrer Illusionen zu täuschen, erweckte meine Bewunderung in dem Maße, als ich mich schuldiger fühlte. Ich fürchte, oder vielmehr ich weiß, daß ich Spott mit „Orlando" und mit „Conrad" trieb, und daß die Leichtgläubigkeit derer, die an sie glaubten, mir noch weniger befremdend als die Vorstellung erschien, die sie sich vom Jenseits konstruieren.

Die Fürstin. Es ist wahr, ich hatte Mühe, deine frohe Laune in Schranken zu halten: die Jugend spielte dir einen sehr verzeihlichen Streich.

Perdita. Sie unterwarf mich auch einer Täuschung, von der der Orient mich heilte. Das führt auf Miß Maniac zurück, die auf ihrem Hausaltar, neben der Photographie der Kowalewska, ein kleines vergoldetes Standbild des Buddha verehrte. Arglos, wie sie ja alles tat, erzog sie mich Jahre hindurch im Kultus ihres Abgottes. Wie Texte des Evangeliums, mit frommem Ernst lehrte sie mich Aussprüche Gotamas. Die Felsenedikte des buddhistischen Constantin, des großen Königs Asoka, kannten wir besser als vaterländische Geschichten. Nicht ohne Rührung wiederhole ich noch heute: „Alle Menschen sind wie meine Kinder. Wie ich meinen Kindern wünsche, daß sie alles Heiles und Glückes im Diesseits und Jenseits teilhaft werden, so wünsche ich dies auch den Menschen". In der Verklärung solcher Fragmente uralter Weisheit malte ich mir den Osten. Er enttäuschte auch uns nicht. Wen hätte er jemals enttäuscht? Aber meine Unwissenheit wurde eines Besseren belehrt. An die Stelle der Ideale, die am Schreibtisch meiner Erzieherin ein ungetrübtes Stilleben geführt hatten, sah ich wilde Szenen rohen Götzendienstes, ungezählte Scharen von Menschen, über deren physisches und moralisches Elend sich niemand erbarmt; weibliche Existenzen, die im Dunkel der häuslichen Sklaverei verschmachten, andre, deren Lebensbedingungen deine mütterliche Liebe mir verschleierte. Eltern, die ihre Kinder scheinbar innig lieben, setzen dennoch Säuglinge aus oder töten sie. Andre verkaufen ihre Töchter. Dem bitteren Leid der Alten und Kranken begegnet Stumpfsinn und Verlassenheit. Tausendjährige Vorurteile oder die Tyrannei der Kaste widerstreben allen Begriffen dessen, was wir Liebe nennen, und wenn ich fragte, wie es denn gekommen sei, daß die Lehre, die Mitleid in diese Herzen senken wollte, sie so wenig ergriffen habe, wurde mir entgegnet, daß die Sorge um das eigene Heil Taten herzloser Grausamkeit gutheiße, durch die man das Verdienst guter Werke sammelt. Um persönliches Leid kümmere sich auch der Weise nicht, der in der Überwindung des Lebens und des Mitleids für sich den Frieden fand. — Von dieser Zeit an erwachte in mir ein

grenzenloses Erbarmen, eine unwiderstehliche Sehnsucht, aus allen Widersprüchen der Reden und Meinungen der Menschen zu Ihm zu flüchten, der so einfache Worte des Lebens spricht und von uns verlangt, sie in Taten umzusetzen.

Die Fürstin (in tiefster Bewegung). Perdita, mein geliebtes Kind, warum sagtest du, der Anstoß zu einer solchen Sinnesänderung sei dir durch mich gegeben worden?

Perdita. Weil du die Fähigkeit besitzest, deine innere Ruhe, dein seelisches Gleichgewicht zu bewahren, weil du es verstehst, im Schoß der Familie glücklich zu sein und glücklich zu machen . . . .

Die Fürstin (macht eine abwehrende Bewegung und schließt Perdita mit leidenschaftlicher Heftigkeit in ihre Arme).

Perdita (fortfahrend). Weil es dein Beruf ist, in der Welt zu leben, sie zu genießen, in ihr zu wirken, und dich weder durch die Widersprüche ihres Handelns noch durch die Ungereimtheiten ihres Denkens in deinen Entschlüssen beirren zu lassen. Ich bin anders, — aus weicherem Stoff gemacht. Von frühester Jugend an zog es mich zu lieben, verlassenen Kindern, zu notleidenden Armen und Kranken, zu den Enterbten, noch stärker zu den Verirrten. Es war der Friede, den ich suchte; nur allmählich, nach und nach begriff ich, es sei der Beruf. Ich leide zu viel, wenn ich an Menschen denke, die ohne Gott leben und sterben sollen, weil niemand da ist, ihnen zu sagen, daß ihr Erlöser lebt. Ich will, ich muß zu ihnen!

Die Fürstin. Du kannst es. Ich will dir die Wege ebnen, deine Freiheit achten, deinem Wohltätigkeitssinn die Mittel zur Verfügung stellen, denn, dem Himmel sei Dank, ich bin reich. Aber auch wenn ich darben müßte, solltest du schenken können.

Perdita. Geliebte Mutter, ich weiß es; ich kenne dein Herz. Meinen Frieden aber kann ich nur dann finden, wenn ich mich selbst gebe. Allein, noch jung und gänzlich unerfahren, würde ich schon deshalb Schwierigkeiten auf meinen Weg häufen, kostbare Jahre verlieren, um endlich vielleicht etwas zu erreichen, was als ein gelungenes Experiment bezeichnet werden könnte. Im Anschluß an die Erfahrung anderer, unter einer festen Regel, die mich freiwillig bindet und der Sorge um das eigene Ich enthebt, ist mir die Arbeit angewiesen, die ich leisten kann, zu der ich bestimmt bin, nach der meine Seele verlangt . . . Mutter, es ist so schwer, von inneren Vorgängen Rechenschaft zu geben! Ein Buch hat das getan, das wir beide mit Begeisterung gelesen haben.

Die Fürstin. Jawohl. „John Ingleſant" heißt es. In Form eines Romans ist es eine Seelengeschichte von wunderbarer Wahrheit, Feinheit und Tiefe. Wie groß war unser Erstaunen, als uns auf die Frage, wer denn der Verfasser sei, ein Kaufherr aus Birmingham genannt wurde, der mit diesem einen Buche Berühmtheit gewann und bald darauf gestorben ist. In Deutschland wüßte ich, außer uns beiden, niemanden zu nennen, der es gelesen hätte.

Perdita. Uns aber ist es unvergeßlich geblieben, das in die Tage Karls I. verlegte Leben des jungen christlichen Platonikers, der so verschiedenartige

Schicksale und religiöse Erfahrungen besteht. Unter der Leitung eines Jesuiten, dessen Überlegenheit seinen Einfluß erklärt, verpfändet John Ingleſant seinen Kopf, nicht seine Überzeugung, der königlichen Sache. Die starke Hand des Mannes, die ihn zum Werkzeug gewählt hat, entreißt ihn auf dem Schaffot dem kaltblütig erwarteten Tod und entläßt ihn, scheinbar ungehemmt, zurück in die Welt. Ingleſant beginnt ein Wanderleben. Er vernimmt von Hobbes die Theorie des Atheismus, von Carteſius die Lehre vom methodiſchen Zweifel, von römiſchen Kardinälen die epikureiſche, heidniſche Schätzung intellektueller Kultur und politiſchen Erfolges. Er begegnet auch einer Heiligen, die er anbetend bis in der Verklärung ihres Todes liebt, und lernt, in Haß und Liebe, die Leidenſchaften des Herzens kennen und ſie überwinden. Denn in allen Wandlungen und unter allen Verſuchungen folgt er der inneren Stimme, die ihm Ruhe nur in Gott verheißt. Wie ſoll er zu ihm den Weg finden? Die Geſchichte John Ingleſants aber iſt keine Bekehrungsgeſchichte. Einmal allerdings ergeht der Ruf zur Vollkommenheit an ihn und er folgt ihm nicht, ohne deswegen ein Abtrünniger genannt zu werden. Sollte ich jedoch ſagen, welche menſchliche Faſſung der Alternative das ausdrückt, was in mir vorgeht ...

Die Fürſtin. So würdeſt du die Botſchaft des Benediktinermönches Serenus de Creſſy an John Ingleſant nennen!

Perdita. Ja, Mama. Sie iſt meiner Seele ſo tief eingeprägt, daß ich ſie faſt wörtlich wiedergeben kann. Durch Ihre eigene Geſchichte, ſo ſpricht der Mönch zum Kavalier, durch Sie ſelbſt weiß ich, daß Sie Jeſum geſchaut haben, daß Sie ihn kennen, wie Sie Ihren teuerſten Freund kennen ... Sie gleichen dem Jüngling, der zu Jeſus kam, und den Jeſus liebte, denn Sie haben einen großen Beſitz. Man hat Sie alles gelehrt, was Menſchen zu wiſſen begehren, und Sie ſind in allem bewandert, was das Leben reizvoll macht. Sie haben Zweige vom Baume der Erkenntnis gebrochen und kennen Gut und Böſe: das Gute, das dieſer Welt zugehört und ein Teil von ihr iſt, die Macht, die Weisheit und die Schönheit der Kinder dieſer Welt; auch das Böſe, die Unwiſſenheit und Torheit von Kindern des Lichtes. Es ſei zugeſtanden — und willig geſtehe ich es zu —, daß Plato ein reineres geiſtiges Ahnungsvermögen als der heilige Paulus beſaß, daß Lucrez die Weisheit dieſer Welt für ſich hat und in ihrer verführeriſchen Zunge redet. Paulus verlangte keine geiſtige Einſicht: er begehrte Jeſum. Sie haben, wie ein Gott, die freie Wahl. Auf der einen Seite ſind die Wonnen der Vernunft und des Intellekts, die Schönheiten jener wunderbaren Schöpfung, die Gott hervorrief und doch preisgab, die Zauber göttlicher Philoſophie und die Verlockungen der Dichtkunſt. Auf der andern Seite iſt Jeſus. Sie kennen ihn, Sie haben ihn geſchaut. Von ſeinen Vollkommenheiten brauche ich nichts mehr zu ſagen. — Zu Ihnen rede ich nicht ſo, wie ich zu andern reden würde, von zukünftigen Strafen und Leiden, an die Sie wahrſcheinlich nicht glauben. Noch ſpreche ich zu Ihnen wie zu andern von den Wahrheitsgründen für unſern Glauben, von Beweiſen, daß wir einſt mit Chriſtus und ſeinen Heiligen in der Glorie wandeln werden. Ich bin ja zuzugeſtehen bereit, daß wir uns möglicherweiſe

irren können, daß in der zukünftigen Welt uns Jesus anders erscheinen werde, als wir ihn hienieden gepredigt haben. Ihrer Absicht bedeutet das gar nichts. Für solche, die ihn kennen wie Sie, ihn geschaut haben wie Sie, besser Jesus besiegt und geschlagen als die ganze übrige Welt triumphierend und gekrönt. Ich biete Ihnen nichts als die Alternative, die jeder Mensch früher oder später sich vorlegen muß. Wählen muß jeder, und hat er gewählt, so ist es eitel, zu klagen und zu bereuen. Sie verlangen nach irdischer Weisheit und wollen zugleich mit Christus gehen; Sie sind Ihr eigener Zeuge, daß es nicht sein kann. Für Sie vor allem ist das die große Prüfung und die Probe, die Christus bis zum letzten Rest von Ihnen verlangt. Wir Mönche dieses Ordens haben uns, wie Sie ja wissen, seit alten Zeiten mit Wissenschaften, selbst mit den für Sie so anziehenden heidnischen Wissenschaften beschäftigt, und uns erst später der Herausgabe der Schriften der Väter gewidmet. Sie aber müssen selbst dem entsagen. Den meisten ist ein solches Studium keine Versuchung. Ihnen ist es verhängnisvoll. Ohne falsche Färbung, ohne Beeinträchtigung der Wahrheit breite ich Ihr Leben vor Ihnen aus. Kommen Sie mit mir. Nach der strengsten Regel sollen Sie in unser Haus eintreten, keinerlei Studien, die Genuß oder Anstrengung für den Geist sind, betreiben, sondern die kleinsten Kinder sollen Sie in der Schule lehren, die Ärmsten der Armen besuchen, die bescheidensten Dienste im Hause verrichten, und alles das für Christus. Auf das Wort eines Priesters und Gentleman, ohne den Schatten eines Zweifels verspreche ich Ihnen, daß Ihr Weg ohne Unterbrechung oder Abweichung Sie stets dem Lichte näher bis in volle Tageshelle bringen und auf Ihrem Sterbebett — dem Sterbebett eines Heiligen — die Vision Gottes Sie stärken und Jesus selbst Ihnen an der Pforte des ewigen Lebens begegnen wird ...

(Pause.)

Die Fürstin. Dein Gedächtnis ist untrüglich. Es wird dir auch in Erinnerung rufen, was John Ingleſant erwidert.

Perdita. Ich bitte, sprich du für ihn.

Die Fürstin. John Ingleſant zweifelt keinen Augenblick, daß das Opfer gänzlicher Selbstentäußerung zum Herrn führt. Er ist nicht ebenso überzeugt, daß es Christi Wille ist, ihn diesen und keinen andern Weg zu führen; denn was er vernahm, war die Stimme Cressys und nicht Christi Stimme. Noch lag das Leben vor Ingleſant, noch konnte er sein Heil auf andre Weise als auf dem Wege finden, der ihm zu eng erscheint. In der Trauer seines Herzens, aber klar und bestimmt, lehnt er es ab, ihn zu gehen. Der Mönch, statt ihn zu verdammen, segnet ihn. Und gesegnet bleibst auch du, die Gottes Stimme zu vernehmen glaubt, wenn du zur Einsicht reifen wirst, daß nicht ein Ruf von oben, sondern die rasche Begeisterung der Jugend dir ein Ideal der Vollkommenheit vorspiegelte, das so oft die edelste der Täuschungen und doch nur eine Täuschung ist.

Perdita. Mit der bangen Frage, ob er nicht nur von Cressy, sondern auch von Jesus scheide, trennt sich, du weißt es, der Kavalier vom Mönch. Mir bleibt die Qual der Frage, die Schwierigkeit der Wahl erspart. Einfach, wie ich

selbst, ist der innere Ruf, dem ich gehorchen muß. Und von Anbeginn befand er sich im Einklang mit meiner natürlichen Veranlagung. Sie ist auf praktische Aufgaben, auf ein tätiges Leben gerichtet. Nie wieder habe ich die Welt vergessen, die ich durch dich kennen lernte. Sie verlangt nach Arbeitern. In den fernen Osten, in die Missionen will ich, wenn ich darf.

Die Fürstin. Und wie denkst du dir die Zukunft?

Perdita. Im Benediktinerorden. Mir dünkt, daß dieser älteste Orden der Christenheit auch der aneignungsfähigste geblieben ist, daß er dem Bedürfnis der modernen Zeit, der unsrigen, am besten entspricht. Sein Stifter wertete mitten in der Barbarei die Frau hoch genug, um ihr Anteil an seinem Werke zu geben. Vor bald fünfzehnhundert Jahren hat es die Kultur geschaffen, ohne die Europas Geschichte eine andre wäre. Die Welt hat es vergessen und hat sich verändert. Auch die Menschen denken zuweilen, sie seien andre geworden. Sie sind dieselben; der alte Orden hat manches überlebt und ist noch immer da, um ihnen zu helfen . . . Geliebte Mutter, was du befürchtest, die Trübung der Aufgabe durch ihre Vermittler, ich fürchte es nicht. Nach wie vor sind die Benediktiner friedliche Boten des Heilands. Sie pflügen, sie säen, sie ernten; sie verkünden das Evangelium den Christen und den Heiden. Die Bedürfnisse der Gegenwart sind zahllos. Sie lassen den Mönchen und Nonnen des heiligen Benedikt kaum Zeit, sich in Kleinlichkeiten zu verlieren. Diesen Dienst erweist uns die heutige Welt, und dafür schulden wir ihr Dank. Meine künftigen Mitschwestern wirken an der Schule, im Hospiz, in Feld und Garten, in der Werkstatt. Sie müssen für alle Ansprüche sich bereit halten, wenn die Mission sie ruft. Zwischen mir und Gottes freier Natur errichtet das Kloster keine trennenden Schranken; es hindert mich auch nicht, Euch nach wie vor zu lieben, aber es bedarf junger Kräfte und einen fröhlichen Dienst . . . (Mit Inbrunst, den Blick nach oben.) Nicht wahr, du hältst mich nicht zurück? Es wäre Zeitverlust, und die Zeit ist das Kostbarste, was wir denjenigen geben können, die wir lieben.

Die Fürstin (sich erhebend, totenbleich). Und was sagte dein Vater?

Perdita. Nachdem ich ihn überzeugt hatte, daß keines Menschen Wort mich gehen heiße, sondern Jesus Christ allein, diskutierte er nicht weiter. Er schloß mich weinend in seine Arme und schickte mich zu dir. Was du beschließest, werde das beste sein.

Die Fürstin (unbeweglich, auf Perdita blickend und nach Fassung ringend). Und ich, Geliebte, halte mein Wort. Ich gebe dich frei. Fesseln trage ich — von dieser Stunde an allein.

Perdita (die Mutter umarmend). Gotte segne dich, meine Mutter.

(Aus der Ferne hört man das Sausen eines Automobils. Andreas tritt ein.)

Andreas. Die Herrschaften fahren soeben in den Park; sie werden gleich hier sein.

Die Fürstin. Jetzt — Menschen? Ich kann nicht — kann nicht. Entschuldigt mich, sucht einen Vorwand; ich schließe mich auf meinen Zimmern ein; niemand soll zu mir. (Wendet sich zur Tür nach rechts. Perdita und Graf Egon eilen ihr nach und suchen sie zu stützen. Sie wehrt ihnen sanft, aber entschieden, und verläßt allein den Saal.)

Perdita (ihr nachrufend): Sei ganz ruhig, liebe Mama, du bleibst ungestört. Wir empfangen die Gäste und besorgen alles.

Miß Selfmade (durch die Glastür vom Park aus eintretend, in einem sehr eleganten Tennistoftüm, die Rakette in der Hand, eilig, etwas erhitzt). Was machen Sie denn? Und wo ist Lilian? Die Herzogin und ihre Gäste sind bereits seit zehn Minuten vorgefahren. Die Herrin des Hauses war nicht zu finden. So übernahm denn ich es, die Angekommenen in die bereit gehaltenen Toilettenzimmer zu geleiten, um sich vom Motorstaub zu reinigen. Ich verließ die Herzogin, ihr Gesicht im Waschbecken, auch die andern plätschern; alle sind bester Laune. Es wird ein wundervoller Abend: wir rechnen zur Zigeunermusik auf eine venezianische Nacht. Die Luft ist lau; ringsum prangt der Park in Blüten; die Nachtigallen würden schlagen, wenn wir es dahin brächten, sie nicht zu stören; selbst diese Ahnenbilder blicken wie verjüngt hier von den Wänden. Es ist Freude in der Natur und in den Herzen; durch das alte Haus weht etwas wie ein neuer Geist; ich grüße ihn mit dem schönsten aller Namen: wir feiern Renaissance auf Rautenberg! Sie schweigen, Graf Egon?

Graf Egon (nachdenklich, wie für sich). Ich verdeutsche mir das Wort: Wiedergeburt heißt es.

Miß Selfmade. Auch recht, und wie Sie wollen. Zum Geplänkel mit Ihnen bin ich jetzt nicht gestimmt. Ich erwarte Sie beide. (Geht ab in den Park. Graf Egon und Perdita allein.)

Graf Egon. Darf ich eine Frage an Sie richten?

Perdita. Sprechen Sie, ich bitte.

Graf Egon. Suchen Sie im Kloster, was Sie in der Welt nicht fanden, was wir, die mit Worten spielen, das Glück zu nennen pflegen? Oder sind Sie auf Prüfungen, vielleicht auf Enttäuschungen gefaßt?

Perdita. Ich bin es. Was ich suche, ist Arbeit — für andre.

Graf Egon. Ihre Mutter hat daran gemahnt, daß der Weg, den Sie einschlagen, nicht der einzige ist, der Sie zum Ziele führen kann. Es gibt deren viele. Die Jugend verklärt sich alles — auch das Kloster. Die Mutter hat recht: Sie sehen Auserwählte und werden Menschen finden . . .

Perdita. Die gerufen sind, wie ich. Ihnen, dem alten Freund, sei es offen gestanden. Ich habe lange gegen die innere Stimme angekämpft, bis sie übermächtig in mir wurde. Das können nur solche verstehen, die es erfahren haben.

Graf Egon. Die andern müssen sich damit bescheiden, daß das der Weisheit letzter Schluß ist . . . Ich habe gegrübelt, Sie handeln. Was ich im Dunkel suchte und nicht fand, ist Ihnen selige Gewißheit, weil der kürzeste Weg zur Erkenntnis durch das Opfer geht. Von einer unendlichen Liebe gefordert, von selbstloser Liebe gebracht, ist es die Offenbarung einer höheren Welt, denn nur im Widerspruch zur unsrigen können wir sie denken. Immer hat es Seelen gegeben, die heroische Entsagungen in die Wagschale werfen, wo Gut und Böse gewogen werden. Das ist der Protest des Glaubens gegen die Verneinung, der Sieg des ewigen Gesetzes gegen seine Leugner. Die

Apologeten des Christentums sind seine Heiligen. Verstehe ich Sie endlich doch, und ist das der Sinn Ihres Entschlusses?

Perdita (heiter lächelnd). Jetzt sind Sie es, die ein Idealbild entwerfen und Vorsätze mit Erfüllungen verwechseln! Meine Wünsche sind bescheidener, ich begebe mich auf eine Schule.

Graf Egon. Sie wehren sanft ab, Sie wollen schweigend von uns gehen, hinüber ins gelobte Land? — Dahin will auch ich, wenngleich auf andre Weise. Im Haus des Vaters sind viele Wohnungen. Nicht wahr? Die Pforte, an deren Schwelle Sie die Kränze Ihrer Jugend niederlegen, wird vielleicht dem Arbeiter der zwölften Stunde sich erschließen. Für diese Hoffnung, für Ihr Beispiel, Dank Ihnen, Perdita.

(Der Vorhang fällt.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Nach vier Monaten emsiger Arbeit ist die zweite Friedenskonferenz am Freitag, den 18. Oktober, nachmittags um fünf Uhr geschlossen worden in dem alten Ritter- und Ständesaal im Haag. Dieselben Herren, die sie am 15. Juni mit schwungvollen Reden und großen Hoffnungen eröffnet hatten, der niederländische Minister der auswärtigen Angelegenheiten van Tets van Goudrian und der russische Botschafter Nelidow, ihr Präsident, hielten ihr die Nachrede, nicht ohne melancholischen Ausklang. „Die Konferenz," sagte der niederländische Minister, „sei nicht so glänzend gewesen wie die erste im Jahre 1899, und die Lösungen, die verschiedene Fragen in der Konferenz gefunden, würden die Friedensfreunde nicht befriedigen," und Nelidow tröstete sich dem bescheidenen Resultat gegenüber mit der Hoffnung, daß diejenigen, die an der Fortsetzung des Friedenswerkes mit besserem Erfolg arbeiten werden, sich mit Sympathie ihrer Vorgänger erinnern und ihnen ein wohlwollendes Gedenken bewahren würden. Die Väter der zweiten Friedenskonferenz waren der Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, der sie noch während des russisch-japanischen Krieges anregte, und der Zar von Rußland. Das liberale englische Ministerium nahm sich dann ihrer besonders an und wünschte, daß auf ihr eine Beschränkung der kriegerischen Rüstungen und die Einsetzung eines obligatorischen Schiedsgerichtes beschlossen würde. Ein Verlangen, das freilich weder die Engländer noch die Nordamerikaner und die Japaner hinderte, ihre Flotten immer stärker auszurüsten. In der Forderung nach einer Einschränkung der Rüstungen wurde allgemein eine Spitze gegen Deutschland gesehen, und die deutsche Regierung wie der deutsche Reichstag hielten es für angemessen, schon vor dem Beginn der Konferenz dagegen Verwahrung einzulegen. Einstimmig erklärten beide, daß Deutschland nicht willens wäre, sich von irgendeiner Mehrheit das Maß seiner Rüstungen vorschreiben zu lassen, und der Reichskanzler teilte mit, daß die deutschen Bevollmächtigten sich an den Verhandlungen über die Rüstungsfrage nicht beteiligen würden.

Unter diesen wenig verheißungsvollen Umständen und Stimmungen trat die Konferenz zusammen. Äußerlich war sie viel zahlreicher beschickt als die erste, und das kleine oranische Haus im Haager Busch, in dem die erste getagt hatte, war ihr zu eng geworden: zweiundvierzig Staaten waren auf ihr vertreten. Aber es darf mit Recht bezweifelt werden, daß diese Fülle ihr Vorteil gebracht hat. Die kleinen Republiken Mittel- und Südamerikas, selbst die kleinen Staaten Europas bildeten einen Ballast der Konferenz. Sie erschwerten die Verhandlungen und hinderten die Einmütigkeit der Beschlüsse. Daß eine Großmacht von einem Dutzend dieser Zwergstaaten, die von den großen nichts als die Freiheit, Schulden zu machen und sie nicht zu bezahlen, und die Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit und Neutralität verlangen, sich Gesetze vorschreiben lassen sollte, ist ein Widersinn, um so mehr, je sichtbarer die geschichtliche Entwicklung der Menschheit auf die Zerstörung oder doch Einschränkung dieser Bildungen

ausgeht. Erwägt man darum alle Hindernisse, die der Konferenz entgegentraten, und betrachtet ohne Vorurteil ihren Verlauf und ihre Ergebnisse, so wird man eher geneigt sein zu loben als zu tadeln. Zunächst muß zur Ehre der im Haag versammelten Diplomaten und Gelehrten die vollendete Höflichkeit, die ruhige Sachlichkeit und gegenseitige Duldsamkeit hervorgehoben werden, mit denen die Verhandlungen geführt wurden. Hierüber ist nur eine Stimme. Trotz der großen und tiefen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Ziele wie der Mittel und Wege zu ihrer Erreichung ist es nie zu einem heftigen Streit gekommen, wie so oft in den Sälen der Parlamente. Diese würdige Haltung der Konferenz, ihr stetes Bemühen, einen Ausgleich zu finden, die freudige Teilnahme aller Bevollmächtigten an der gemeinsamen Arbeit haben der Friedensidee mehr genützt als Beschlüsse, die ihrer Natur nach doch nur auf dem Papier stehen geblieben wären. Der Idealismus, aus dem der Gedanke eines „ewigen" Friedens und der Versuch zur Einschränkung der Kriege entsprungen sind, gelangte in der Konferenz zu einem so lebendigen Ausdruck, daß die Wirkung auf weitere Kreise, das Echo in der Volksseele nicht ausbleiben kann. Wenn die Einsetzung eines obligatorischen Schiedsgerichtes noch vielfachen Einwänden und Ablehnungen begegnete, so lag dies vor allem darin, daß von den Befürwortern des Antrages noch nicht einmal die juristischen Kontroversen über die Natur und Ausdehnung des Gerichts, über seine Zusammensetzung und seine Vollmachten erledigt waren. In der Anerkennung des Prinzips der obligatorischen Schiedssprechung und in dem Zugeständnis, daß es gewisse Streitigkeiten auf dem Gebiete der Auslegung und Anwendung von internationalen Verträgen gibt, die geeignet sind, der obligatorischen Schiedssprechung ohne jede Reserve unterworfen zu werden, war die Konferenz einig. Eine Formel für die Beschränkung der Rüstungen, die Aussicht auf Aufnahme, auch nur bei den Freunden dieser Beschränkung, gehabt hätte, wurde nicht vorgelegt. Mit Recht wird man jeder Großmacht, die darauf dringt, den Vorschlag machen, selbst damit anzufangen und die Wirkung ihres Beispiels auf die andern abzuwarten.

Sind indessen auch diese beiden Hauptwünsche der Friedensfreunde von der Konferenz nicht erfüllt worden, weil sie in der vorgeschlagenen unbestimmten Formulierung noch durchaus utopischer Art waren, so ist doch die Summe des von der Konferenz Erreichten und dem internationalen Völkerrecht Zugefügten nicht gering. Man hat es absprechend eine Reglementierung des Krieges genannt. Aber wie will man in der Welt der Tatsachen auf anderm Wege zur Abschaffung des Krieges kommen, als daß man stufenweise seine Schrecken mildert und einschränkt, und auch auf dem Schlachtfelde der Menschlichkeit einen immer breiteren Raum gewinnt? Die Arbeit der zweiten Friedenskonferenz hat in erster Linie der „Reglementierung" des Seekrieges gegolten. Die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges und schon vor ihm die Behandlung neutraler Schiffe durch die Engländer während ihres Krieges gegen die Buren hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Seekrieg gelenkt, der Gegenstand war spruchreif geworden. Die Anwendung der Genfer Konvention, des Roten Kreuzes, auf den Seekrieg; die Beschränkung des Kaperrechts im Seekrieg; die Errichtung eines internationalen Prisengerichts; die Festsetzung der Rechte und Pflichten der Neutralen; Bestimmungen über das Legen unterseeischer Minen und die Beschießung von Hafenstädten — das alles sind praktische Erfolge und sichtbare Fortschritte, die nur der Schwärmer unterschätzt. In allen Erörterungen der Konferenz, den theoretischen wie den praktischen, wußten die deutschen Bevollmächtigten sich an erster Stelle zu behaupten. Herr von Marschall gehörte zu den Säulen und Zierden der Versammlung. Der Vorschlag zur Einsetzung eines internationalen Prisengerichts wurde von ihm eingebracht. Deutschland war sicherlich nicht das Mauerblümchen auf der Konferenz, wie manche gefürchtet hatten, sondern hat in ihren Leistungen dauernd die Spur seines Einflusses zurückgelassen. Während der langen Tagung, in dem beständigen Verkehr der Bevollmächtigten hat sich der Gedanke von dem Nutzen und dem Wert einer internationalen Aussprache allgemeiner

Fragen des Völkerrechts so befestigt, daß schon jetzt die Berufung einer dritten Friedenskonferenz nach einer Reihe von Jahren feststeht. Die Großmächte werden sich genauer, als es bei der ersten und zweiten geschah, über die Vorlagen, die der Konferenz zu unterbreiten sind, einigen und in größerer Übereinstimmung als bisher vorgehen müssen. Den Pessimisten, die von einem Fiasko der Konferenz sprechen, wird ihre Wiederberufung als bester Beweis des Gegenteils dienen. Mit den Friedenskonferenzen und der Steigerung ihres Einflusses auf die Gestaltung der internationalen Beziehungen bürgert sich die Idee eines Schiedsgerichts zur Lösung politischer Verwicklungen zwischen den Großstaaten und die Idee des „ewigen" Friedens immer lebendiger ein.

Der zweiten Friedenskonferenz wird menschlicher Voraussicht nach nicht wie der ersten ein blutiger Krieg auf dem Fuße nachfolgen. Kein drohender Schatten wie der des Zusammenstoßes zwischen den Buren und den Engländern schwebte über ihr. Die Verstimmungen zwischen den Japanern und den Nordamerikanern sind offenbar auf beiden Seiten, wenn nicht in ihren letzten Gründen beseitigt, friedlicheren Erwägungen gewichen. Den Japanern bereitet die Festsetzung ihrer Herrschaft in Korea größere Schwierigkeiten, als sie vorausgesehen hatten, und die Ausrüstung und Schlagfertigkeit der amerikanischen Flotte, die jetzt langsam von Hampton Roads sich zur Fahrt nach dem Stillen Ozean in Bewegung gesetzt hat, ist nicht derart, um mit ihr einen Kampf zu beginnen. Zwei Kreuzer, die am 12. Oktober aufgebrochen sind, segeln den stattlichen sechzehn Linienschiffen mit einer Bemannung von etwa fünfzehntausend Matrosen und Soldaten unter dem Kontreadmiral Evans, deren Ausfahrt im Dezember stattfinden soll, voran. Aber diese Schiffe haben sich bei der letzten Probe des Krieges im Frieden, den großen Schießübungen, schlecht bewährt: einige kehrten invalide daraus zurück. Ihre Bauart ist im Verhältnis zu der Stärke ihrer Geschütze zu leicht, jeder Schuß läßt sie in ihren Grundfesten erschüttern und richtet auf Deck oder bei den Maschinen Beschädigungen an. Und wie die Zustände der Flotte machen auch die Verhältnisse auf den Philippinen den Amerikanern die Aufrechterhaltung des Friedens wünschenswert. Dort in Manila hat der Kriegssekretär Taft am 16. Oktober das erste Parlament der Filipinos eröffnet. Mit Nachdruck erklärte er wie in Japan, daß die Vereinigten Staaten nicht beabsichtigten, die Inseln zu verkaufen, und ermahnte die Filipinos zur Treue und zum Gehorsam gegen die Regierung der Union, denn die Filipinos seien, wenigstens das jetzt lebende Geschlecht, nach seiner Meinung für eine Selbstregierung nicht geeignet.

Auch in Marokko gestaltet sich die Lage friedlicher. Die Franzosen haben offen die Partei des Sultans Abdul Asis ergriffen. Zwischen ihm und dem französischen Gesandten Regnault und dem General Lautey ist es in Rabat zu einem Ausgleich gekommen. Ein von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Pichon dem Senate und der Deputiertenkammer vorgelegtes Gelbbuch über Casablanca bringt darüber folgende Mitteilungen: dem Sultan werden zwei Millionen Franken vorgestreckt, dafür ist den Franzosen die Überwachung des Zollwesens in Casablanca überlassen worden. Die Soldaten Abdul Asis', die unter Ben Bagdadi von Rabat aus vorrücken, sollen in Casablanca nur in Begleitung von französischen Offizieren einziehen. An der algerischen Grenze werden die französischen Truppen bei der Verfolgung von Räuberbanden auf marokkanischem Gebiete fortan von einer gemischten Polizei unterstützt werden, deren Kadres aus Franzosen bestehen. In Udjida und seiner Umgebung wird die Regierung des Sultans ihren Einfluß zur Wiederherstellung der Ruhe aufbieten. Die Parteinahme der Franzosen für Abdul Asis hat natürlich die Aussichten Muley Hafids schwer geschädigt. Die Sendboten, die er nach Europa geschickt hatte, sind weder in London noch in Berlin und Rom von den Regierungen empfangen worden, Geld ist von keiner Seite zu bekommen, und unverrichteter Sache haben sie sich im Haag zur Heimkehr eingeschifft. Muley Hafid selbst hatte Marrakesch verlassen und am 14. Oktober abends einen Angriff auf Mogador unternommen,

der unter schweren Verlusten der Angreifer zurückgeschlagen wurde. Die französischen Kriegsschiffe, die auf der Reede liegen, beteiligten sich am Kampf, und ein französischer Transportdampfer landete ein paar hundert Soldaten des Sultans zur Verstärkung der Garnison. Je länger sich der Zusammenstoß der Heere der beiden Brüder hinauszieht, desto wahrscheinlicher wird ein friedlicher Vergleich zwischen beiden. Seit sich die Franzosen mit Abdul Asis verbündet haben, sind sie die Herren der Lage, nicht mehr die Feinde, sondern die Retter des Landes. Um aber für jeden Fall gerüstet zu sein, haben sie auch im Gefolge Muley Hafids einen Vertrauensmann, den vielgenannten Marquis da Segonzac, der seit einigen Jahren in Marokko weilt und die Rolle eines Forschungsreisenden mit der eines Agenten geschickt zu verbinden weiß.

Zwischen den Regierungen der beiden Reichshälften von Österreich-Ungarn ist endlich nach langen Mühen der wirtschaftliche Ausgleich vollzogen worden. Am 16. Oktober wurden den Parlamenten in Pest und Wien die umfangreichen Dokumente zur Beschlußfassung vorgelegt. Der neue Ausgleich, der den früheren vom Jahre 1867 ersetzen soll, regelt für zehn Jahre alle zwischen Österreich und Ungarn schwebenden wirtschaftlichen und Handels-Fragen. Die wichtigsten betrafen die gemeinsame Notenbank und die Quote, die jede der beiden Staatshälften zu den gemeinsamen Ausgaben beizusteuern hat. Diese Quote ist für Österreich um zwei Prozent vermindert, für Ungarn um zwei Prozent erhöht worden: fortan wird Österreich 63,6 Prozent, Ungarn 36,4 Prozent der gemeinsamen Reichslasten zu tragen haben. Das Privileg der Staatsbank ist zunächst bis zum Jahre 1910 gesichert, darauf wird es ihr entweder verlängert oder erlischt mit dem 31. Dezember, und jede der beiden Reichshälften ist dann in der Lage, sich eine eigene Notenbank zu gründen. In eingehenden Reden haben die beiden Ministerpräsidenten, Wekerle in Pest und Freiherr von Beck in Wien, die Vorteile und die Notwendigkeit des Ausgleichs auseinandergesetzt und den Volksvertretern seine Bewilligung ans Herz gelegt. Aber die Volksstimmung in Ungarn wie in Österreich neigt vielmehr einer wirtschaftlichen Trennung als einer Einigung zu, und wenn jetzt der Ausgleich zustande kommt, so geschieht es nur, um in der zehnjährigen Frist, die er gewährt, die Grundlagen für die Errichtung eines selbständigen Wirtschaftsgebietes vorzubereiten. Die Bewohner Österreichs fühlen sich zugunsten Ungarns politisch hintangesetzt und materiell überlastet, und der Nationalstolz der Magyaren fordert die vollkommene Unabhängigkeit und Eigenart des ungarischen Globus.

In den letzten Tagen des Oktobers und in den ersten des Novembers haben in Rußland die Wahlen zur Duma stattgefunden. Angeblich sollen unter den 445 Abgeordneten 195 Mitglieder der Rechten, 128 der Mitte und einige 80 der Linken angehören. Man wird den Zusammentritt der Versammlung am 14. November abwarten müssen, um ihre Physiognomie genauer bestimmen zu können. Gewiß wird sich durch die Ausschließung so vieler Wähler und die Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten der konservative Charakter der dritten Duma im Vergleich zu ihren beiden Vorgängerinnen verstärkt haben, sie wird mehr eine Notabeln- als eine Deputiertenkammer sein, aber ob trotz alledem die Regierung auf die Dauer mit ihr zusammenarbeiten können oder wollen wird, steht dahin. Sicher ist zunächst nur, daß sie nicht mit einer Amnestie empfangen werden wird, obwohl die Gefängnisse mit politischen Häftlingen überfüllt sind. Die Regierung ist der Meinung, daß eine Freilassung der verhafteten Revolutionäre neue Unruhen hervorrufen würde. Auf der andern Seite hat der Artikel eines dänischen Schriftstellers Hermann Bang in Petersburg den tiefsten Eindruck gemacht. Hermann Bang ist ein Freund und Schützling der Kaiserin-Mutter, und sie soll seinen Artikel „Russische Wildniß“ in der Zeitung „Kjönhave“ dem Zaren mitgeteilt haben. Danach sollen allein in Kronstadt in den letzten Monaten hundertundsechzig Hinrichtungen vollzogen worden sein. Auch in Lodz, der polnischen Fabrikstadt, walten die Kriegsgerichte mit äußerster Strenge ihres Amtes, mit Massenverurteilungen zum Tode oder zur

Deportation. Trotzdem ist der weiße Schrecken nicht imstande, den roten Schrecken zu vernichten. In seinem Bureau in Petersburg ist der Chef der Gefängnisverwaltung des Reichs, Maximowsky, von einer Frau getötet worden, in Wladiwostok hat die Besatzung eines Torpedobootes gemeutert, eine Kaserne und eine Kirche beschossen, Tag um Tag folgen sich die Überfälle der Eisenbahnen, die Beraubung der Posten und der Bankbeamten. Die Unterwühlung des russischen Bodens schreitet bildlich und tatsächlich unaufhaltsam fort. Wird es der dritten Duma gelingen, dieser zerstörenden Minierarbeit Halt zu gebieten und sie durch eine schöpferische politische Tätigkeit im Lichte des Tages zu ersetzen?

In Deutschland wurde in diesem Jahre der sensationellen Prozesse, mitten in den Vorbereitungen der Regierungen, des Bundesrates und der politischen Parteien für die bevorstehenden Sitzungen des Reichstags und des preußischen Landtags, die öffentliche Meinung durch den Prozeß Moltke-Harden in leidenschaftliche Erregung versetzt. Der Herausgeber der Wochenschrift: „Die Zukunft", Maximilian Harden, hatte in einer Reihe von Artikeln seit dem Herbst des vergangenen Jahres den Fürsten Philipp Eulenburg zu Liebenberg, den ehemaligen Botschafter Deutschlands in Wien, und seine Freunde homo-sexueller Neigungen beschuldigt. Harden bekämpfte in jenen Männern nach seiner Behauptung politische Gegner, deren Einfluß auf den Kaiser er für gefährlich und schädlich hielt. Die Beschuldigung homosexueller Neigungen sollte ihm nur als Mittel zum Zweck dienen, sie aus der Nähe des Kaisers zu entfernen. Dies ist ihm, da die Artikel zur Kenntnis des Kaisers gelangten, gelungen. Einer der Beschuldigten, der Graf Kuno Moltke, Adjutant des Kaisers und Stadtkommandant von Berlin, nahm darüber seine Entlassung und erhob Anklage gegen Harden. Vor dem Schöffengericht in Berlin wurde die Angelegenheit vom Mittwoch, den 23., bis Sonnabend, den 26. Oktober, in aufregenden Sitzungen verhandelt. Weit überwog das Skandal-Element das politische in den Erörterungen. Das Urteil des Schöffengerichts am Dienstag, den 29. Oktober, lautete auf Freisprechung des Angeklagten. Aber der Prozeß wird ein Nachspiel haben, denn die Staatsanwaltschaft, die zuerst den Antrag des Grafen Moltke auf Erhebung der Anklage gegen Harden abgelehnt hatte, schiebt jetzt den Privatkläger beiseite und strengt im öffentlichen Interesse die Klage gegen Harden an. Wegen der gleichen gegen den Reichskanzler, den Fürsten Bülow, in einem Flugblatt erhobenen Beleidigung und Verdächtigung wurde von der zweiten Strafkammer des Landgerichts Berlin II am 6. November der Schriftsteller Adolf Brand mit einer Gefängnishaft von anderthalb Jahren bestraft.

Am Spätabend des 8. Novembers haben der Kaiser und die Kaiserin auf der „Hohenzollern" ihre Reise nach England angetreten und am Nachmittag des 11. Novembers über Portsmouth Windsor erreicht unter den lauten Freudebezeigungen des englischen Volkes. König Eduard und Königin Alexandra empfingen ihre Gäste in herzgewinnender Weise. London bereitete dem Kaiser und der Kaiserin am 13. November einen herrlichen und schwungvollen Empfang. In der Guildhall der City wurde dem Kaiser in einer kostbaren Kassette eine Adresse der Stadtvertretung überreicht, und bei dem Bankett tauschten der Kaiser und der Lordmayor Beteuerungen gegenseitiger Freundschaft und Friedfertigkeit zwischen Deutschland und England aus. Seit dem Januar 1901, da Kaiser Wilhelm an dem Sterbebett seiner Großmutter, der Königin Viktoria, weilte und an der Bestattungsfeier teilnahm — Vorgänge, die dem Kaiser wie dem Könige nach ihrer Versicherung in unvergeßlicher Erinnerung geblieben sind — hatte der Kaiser England nicht wieder besucht. Um so freudiger wird jetzt seine Anwesenheit begrüßt. Sie gilt beiden Völkern als die Krönung des Friedens- und Eintrachtswerkes, das seit etwa zwei Jahren, nach einer Periode peinlicher Spannung, die hervorragendsten Männer in England und Deutschland mit Erfolg unternommen haben.

Weihnachtliche Rundschau.

Seltsam schnell schießen alljährlich neue Bäume, Blumen und Kräuter empor im deutschen Dichterwalde, und verwirrend ist das Wandern auf seinen vielgewundenen, oft steilen Wegen. Man bedarf eines Ruhepunktes, um genießen zu können, was dieser Wald uns bietet. So ist es guter Brauch, zur Weihnachtszeit ein wenig stillzustehen und Umschau zu halten, einzusammeln, was das Jahr an Frucht, Blüten und Kräutern hat reifen lassen. Und weil es Weihnacht ist, denkt man am meisten an die Kinder, sucht aus, was sie vergnügen und belehren kann. Am liebsten beides zusammen. Auch die Erwachsenen gehen nicht leer aus, auch ihnen pflückt man in der feierhaften Stimmung der Weihnachtszeit bedachtsam Stärkendes und Erfreuendes und läßt bei solcher Weihnachtsrundschau manches grellbuntblühende Dornenkraut stehen, manche schwermütig duftende Blume auch, die abseitig blüht für Abseitige, denn auch so noch gibt es genug zu berichten.

Für die Kinder ist wieder reich gesorgt in diesem Jahre! Da ist vor allem das entzückende Buch „Märchen und Lieder". Von Franz Pocci (München, Verlag von Etzold & Co.). Selbstgedichtetes, alte Märchen von Pocci wiedererzählt, eine Fülle humoristischer und poetischer Federzeichnungen und Silhouetten machen dies Kinderbuch zu einem Schatz erlesener Art. Dazu kommt das reizvoll Altmodische des Werkchens, das in den vierziger Jahren entstand und im Redeton wie im Bilde den Eindruck des märchenhaft Fernen verstärkt. Die Verse in ihrer Kunstlosigkeit haben schon an und für sich etwas Kindliches. So, als wären sie im Augenblick entstanden. Kasperle, das Häschen, der Jägersmann, Burgritter, Swinegel und Fuchs, sie alle marschieren vor dem Kinde auf und haben ihm Lustiges und Verständiges zu sagen. Über den Grafen Pocci selbst und seine Werke geben die beiden reichhaltigen Pocci-Hefte der Monatsschrift „Gottesminne" in Wort und Bild Bericht. Die interessanten Heftchen sind von P. Ansgar Pöllman im Verlag der „Gottesminne" (Alphonsus-Buchhandlung, Münster in Westfalen) herausgegeben und als selbständiges Büchlein zu haben.

An die ganz Kleinen wendet sich C. Ferdinands mit seinem „Ri Ra Rutsch", einer Sammlung von Verschen und Liedern, die so unerfunden klingen, daß man meint, es müßten Volkslieder sein. Der Dichter hat eine besondere Kunst des Refrains. Da werden Naturlaute nachgeahmt, Kindersprache wird nachgestammelt, und die Tiere reden ihr eignes Deutsch. „Rumbuckel di buckel, Rumbuckel di bum" gehen die Windmühlenflügel und „Kling klang klapp" geht's beim Hufschmied. Die Illustrationen sind von dem bekannten Karlsruher Maler Hans v. Volkmann dazugegeben und fügen sich in ihrer künstlerischen Art dem Texte ergänzend ein. Erschienen ist das Buch in zweiter Auflage in B. Behrs Verlag.

Ein zweites Buch C. Ferdinands, mit vielfältigem schönen Buchschmuck, bunten Vollbildern und Zeichnungen von Ernst Liebermann, führt den Titel „Im Sommergarten" und wendet sich an etwas größere Kinder. Neben den Gedichten, die die gleichen Vorzüge aufweisen wie die im ersten Buche, gibt der Verfasser hier auch Märchen, unterhaltende farbige Geschichten, in denen Wetterhexen, Zauberer aus Buxtehude, die Prinzessin, die zur Forelle wird und der Hans, der sie heimführt, ihre Rolle spielen. Unter den Gedichten prägt sich am raschesten ein das humoristische Lied vom Dackelhund: „Dickel, Duckel, Dackelhund / Frißt den Tag zwei Zentner / Und wiegt sechs Pfund."

Erwähnt seien noch die beiden gleichbenannten Versbücher für Kinder „Ringelreihe“ von Udo Siegfried Fessel und „Ringelreihen“ von Albert Sergel, ersteres in Hannover bei Otto Tobies verlegt, das zweite in Rostock bei Volkmann Nachfolger. Anspruchsvoller in großem Format und großen bunten Bildern stellt sich „Hans Tunichtgut“ von Otto Weddigen dar, eine Art Struwwelpeter mit moralischem Schluß; denn die Bestrafung des vielgewandten Bösewichtleins, der als Schornsteinfegerlehrling Buße tut, hat glänzende Folgen (Altenburg, Stephan Geibel.) Sehr hübsche, wirklich naive Märchen erzählt Konrad Fischer in seiner Sammlung „Zwergröschen und andere Geschichten für Jung und Alt“ (Gotha, E. F. Thienemann). Man spürt es in diesen zwölf Geschichten, die sich nie und nirgends begeben haben, wie einen erfrischenden Waldquell voll Heimlichkeit und leisen Geplauders.

Zwei Bücher besonderer Art bringt der Verlag Etzold & Co. in München. Es sind das die beiden Jugenderzählungen der Norwegerin A. Gjemsselmer „Die Doktorsfamilie im hohen Norden“ und „Als Mutter klein war“. Beide Werke haben die gleiche, natürliche und reine Sprache. Sie erzählen von entbehrungsreichen und doch fröhlichen Zeiten. Ihr besonderer Reiz liegt in der durchaus realistischen Detailmalerei, die den Leser gleichsam jede Stunde miterleben läßt und in der eigentümlichen Wärme. Man fühlt einen guten Menschen in der Verfasserin. Die ganze liebevolle Art des Verkehrs nordischer Mütter mit ihren Kindern liegt über diesen Geschichten, die eine Mutter ihren Kindern erzählt, ohne viel zu moralisieren oder zu beschönigen. Auch ein anmutiger Humor kommt zu Worte. Die Bücher sind sorgfältig übersetzt und geschmackvoll ausgestattet.

Eine ähnliche Form der Erzählung für ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen wählte Marie Elisabeth Ludwig in ihrem Buche „Jugendglück und Sonnenschein“ (Altenburg, Stephan Geibel). Die Begebenheiten, von denen sie berichtet, spielen in Mecklenburg auf dem Lande, und man erlebt mit ihr Saat und Ernte, tolle Reiterabenteuer, Gewitterstürme, dazwischen Schlachtefest und häusliche Tagesarbeit, dann das Kriegsjahr 1870 in der kleinen Stadt. Sehr hübsch in ihrer eigentümlichen Technik sind die dazugehörigen Illustrationen von Dora Gustav. In dem gleichen Verlage (Altenburg, Stephan Geibel) erschien „Im Märchenlande“ von Emilie Frank von Wichera. Ihre anspruchslosen kurzen Märchen spielen im Norden und im Süden Deutschlands, sprechen von Zwergen, Rittern, Glückspilzen und Libellen und wissen recht anmutig Naturbeobachtung und Phantasie zu mischen. Illustriert ist das Buch von Helene Greinert.

Und nun die Kinderbücher, die nicht das Kind beschäftigen, sondern sich mit dem Kinde beschäftigen wollen. Denn seit es, wie uns die Gelehrten versichern, keine Erdteile mehr zu entdecken gibt, haben die forschungslustigsten Völker angefangen, im eignen Gemeinwesen Entdeckungen zu machen. So hat man vor einigen Jahrzehnten die Frau entdeckt und in letzter Zeit das Kind. Wie ein ganz fremdes unverständliches Wesen betrachtet man es, für das man die Gesetze auffinden muß. Die Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler in Langensalza gibt eine Übersetzung von des kalifornischen Fräuleins Dr. Milicent Washburn Shinn: „Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes in biographischer Darstellung“ heraus. Wir haben hier exakte und wissenschaftlich gedeutete Beobachtungen vor uns, die von der Verfasserin in Tagebuchform niedergelegt sind. Die Notizen selber sind meist nach unmittelbarer Beobachtung sogleich niedergeschrieben und dann als Material benutzt zu den verschiedenen Abschnitten des Buches: „Das Gesicht“, „Gesundheitszustand und Körpermessung im dritten Lebensjahre“, „Das Hören, der Hautsinn“ usw. Besonders interessant sind die Kapitel über die Instinktbewegungen. Eine Tabelle am Schluß vergleicht die Beobachtungen andrer Kinder-Physiologen mit denen der Verfasserin, wie auch zahlreiche Fußnoten auf die Werke andrer Autoren hinweisen. Für Eltern und Seelenforscher ist das Buch eine Fundgrube von unzweifelhaft sicherm Material.

Ähnliche Wege und Zwecke verfolgt das Tagebuch von Ernst und Gertrud Scupin: „Bubis erste Kindheit" (Leipzig, Griebens Verlag). Sorgsame Eltern haben darin 36 Monate lang täglich jede Bewegung, jedes Wort ihres hübschen kleinen Sprößlings wiedergegeben, ohne besondere Schlußfolgerungen anzuknüpfen. Wir haben es hier mit deutschen Verhältnissen zu tun, die wir besser beurteilen können als die kalifornischen. Angehängt dem Tagebuche ist ein kleiner Aufsatz über Bubis Unterscheidung der Farben und ein Verzeichnis der, bis zum Ende des dritten Jahres gebrauchten Worte. Zum Schluß finden sich noch ein paar Seiten mit Nachbildungen von Bubis Zeichnungen.

Haben wir uns so bereits aus dem eigentlichen Kinderlande entfernt, so mögen ein paar Bücher hier erwähnt werden, die den Psychologen gleichfalls interessieren werden. „Wer ist gebildet" von G. W. Zimmerli heißt das eine und ist in bemerkenswert hübscher Ausstattung mit geistvollen Buchverzierungen von Fidus im Verlag von Engelhorn, Stuttgart erschienen. Es sind Briefe an eine Dame, in erlesenem Stil von einem Manne geschrieben, der sich die Kulturen der Vergangenheit und der Gegenwart zu eigen gemacht hat; also selbst ein Gebildeter zu heißen verdient. Es ist ein Werkchen, das nicht nur starre Resultate vorlegt, sondern vor allem zum Weiterdenken anregt. Menschen, die an sich bilden mögen, werden es willkommen heißen. Populärer gibt sich die Sammlung kleiner Tagesaufsätze, die Karl Storch unter dem Namen „. . . aber der Wagen rollt" (Magdeburg bei Creutz) herausgibt. „Humor und Ernst für die Lebensfahrt" besagt der Untertitel und trifft damit gut das Wesen dieses Büchleins, das man gern zur Hand nehmen mag, um sich angenehm und anregend zu unterhalten.

Befassen sich diese Bücher alle mit dem Normalen, Alltäglichen in verschiedenster Beleuchtung, so haben wir es in Richard Schmidts: „Fakire und Fakirtum" (Berlin, Verlag von Hermann Barsdorf) mit einer der seltsamsten Erscheinungen in alter und neuer Zeit zu tun: „Yoga-Lehre und Yoga-Praxis" werden nach indischen Originalstellen dargestellt, und merkwürdige Bilder, 87 Reproduktionen indischer Aquarelle führen alle Stellungen und Manipulationen dieser Askese-Künstler treulichst vor. Man blickt in eine Welt hinein, in der die Wunder zu wohnen scheinen. Da wird beschrieben, wie der Yoga sich in einen Zustand des Todes versetzen kann, in dem er jahrelang begraben in der Erde verharrt, bis er durch Reiben und Kneten der Glieder wieder erweckt wird. Ärzte werden in dem Buche Tatsachen finden, die ihnen bei Ausübung der Hypnose unerklärt sind, und der Laie wird vielleicht die Bibel anders lesen als bisher nach der Lektüre dieser indischen „Zaubereien". Der Verfasser selbst legt überall nüchternste Kritik an und unterscheidet sorgfältig zwischen professionellen Schaustellern und heilig Konzentrierten.

Kehren wir nach diesem Ausflug ins Exotische wieder nach Europa zurück, so begegnet uns zunächst das Prachtwerk von F. Bornhak: „Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen" (Altenburg, Stephan Geibel). Kurfürstinnen, Königinnen und Kaiserinnen lernen wir in Biographie und Bild kennen durch dieses Werk, das der jetzigen Kaiserin gewidmet und durchweg vom wärmsten Patriotismus erfüllt ist. Es will der aufwachsenden weiblichen Jugend seine Fürstinnen nahe bringen und wird ihnen gewiß eine willkommene Gabe sein.

Jungen Mädchen und jungen Frauen widmet Mathilde Bourdon einen von katholischer frommer Gesinnung erfüllten Roman: „Das Leben, wie es ist" (Freiburg i. Br., Herder), der etwa der berühmten „Elisabeth" von der Nathusius an die Seite zu stellen ist und die Schicksale einer streng kirchlichen Frau als Gattin und Mutter schildert. Von protestantischer Seite und für reifere Geister bringt Carl Albrecht Bernoullis: „Lucas Heland" (Berlin, Wiegandt & Grieben), die lebendig erzählte Lebensgeschichte eines Mannes, der sich in früher Jugend der Kirche geweiht, den Leben und Lieben hin und her gelockt hat, und der schließlich „eine Hütte Gottes bei den Menschen" findet, die, nach langer ermüdender Wanderschaft nun wiedergewonnene, schon halb verscherzte Heimat. Innige Gedanken über

Religion und Leben sind in dem Buche verstreut. Bernoulli vergleicht die Kirche mit einer hochgebauten Stadt, an der ein Strom rastlos vorüberrauscht. Noch erglänzt sie in künstlichen Lichtern, die von ungesunden Dämpfen umhüllt scheinen. Die Lichter müssen erst verlöschen, und auch der Mond muß untergehen, bis ihr die Sonne aufgehen kann. Und nicht nur anschauen soll man sie dann, sondern hinüberfahren und in ihren Mauern hausen.

Und so wären wir denn bei den Romanen angelangt. Aus der Fülle nur einiges, für unsre Leser bemerkenswerte. Wir erwähnen zwei Romane von Hermann Kurz, der, wie Bernoulli, ein Schweizer ist. Man spürt das in der warmen und doch scharfen Beleuchtung, in die er seine Schilderungen taucht, die manchmal an Böcklinsche Farbengebung erinnern. In „Stoffel Hiß" gibt sich die Philosophie des Autors kräftig und realistisch. Sie schwingt nur leise als dauernder Nebenton mit im Getriebe des Alltags, das er mit breiten, markigen Strichen hinzumalen versteht, wie nur die Besten es vermögen. Ein hartes, mühevolles Leben voll Enttäuschungen und Irrtümern sehen wir vor uns. Enge, kleine Verhältnisse, dann die Weltstadt — kämpfen und stille werden, fast siegen. Ebenso gut erzählt, knorrig und stark wie Stoffel Hiß ist H. Kurz' erster Roman „Die Scharten-mättler". Naturschilderung und Menschencharakteristik, rasch fortschreitende Handlung, Frische und Wärme zeichnen das Buch aus, das einen Eindruck von kräftigem Leben hinterläßt, so melancholisch und bitter das Schicksal des Haupthelden auch ausklingt (beide Romane im Verlag von Wiegandt & Grieben, Berlin).

Frisch und froh, und zwar im Inhalt wie im Schreibton, erzählt Arthur Achleitner seinen Roman vom Chiemsee: „Das Hennendirndl" (Berlin, Gebrüder Paetel). Vom Probst Jakobus im Augustinerkloster zu Herrenwört erfahren wir und von seinem Hofstaat da auf der Insel am „bayrischen Meer". Der Roman spielt im siebzehnten Jahrhundert und der Dichter, dessen Romane und Kulturbilder längst ein breites Publikum gefunden haben, beweist seine bewährte Meisterschaft auch hier aufs neue. Wie das verachtete Hennendirndl aus Not und Gefahr und böswilligen Ränken errettet, zur Hof- und Klosterfischerin der Insel wird, wie das Mädchen tapfer in die Geschicke des Klosters eingreift, alles das wird auf dem bewegten, feuerlodernden Hintergrunde der kriegsbewegten Zeit anschaulich geschildert.

Aus moderner Zeit, aber ebenso eindringlich in ihrer mehr weiblich ruhigen Art spricht Adalbert Meinhard zu uns in ihrer Novellensammlung: „Glücksuchende Menschen" (Berlin, Gebrüder Paetel). Die Verfasserin sucht sich meist interessante Probleme, die ihr Gelegenheit geben zu psychologischen Verwicklungen und Lösungen. Ob es sich nun um den Silberschmied von Buxtehude handelt, der aus parfümierter Weltluft wieder heimkehrt zu beschränkter und befriedigender Tagesarbeit, oder um das vornehme, reiche Mädchen, die es wagt, den geliebten Mann zu fragen: „Wollen Sie mich heiraten?" weil sein Werben nicht Kühnheit genug hat, den Gegensatz zwischen ihr und seinem Dasein als Redakteur der Arbeiterzeitung zu überfliegen, und die zuletzt, da sie ihn an dem Zwiespalt leiden sieht, den größeren Mut hat, ihm die Freiheit zurückzugeben; oder um den Zigarrenhändler, der sich blind verliebt hat in die wunderschöne, kleine Näherin, und für den doch eigentlich solch Luxusgefühl gar nicht paßt, so daß der Zwiespalt seines nüchternen Seins und Wollens zu ihrer unsäglichen Schönheit ihrer beider Leben verpfuscht: was immer die Verfasserin benutzt, um ihr Erzählertalent daran zu üben, interessiert und erfreut.

Im gleichen Verlage (Berlin, Gebrüder Paetel) erschien ein Band „Novellen und Märchen" von Otto Frommel. Der Verfasser ist Stadtpfarrer in Heidelberg und hat durch seinen Beruf tiefe Einblicke zu tun vermocht in die Wirrnis der menschlichen Seele. In bunter Reihe ziehen Leid und Freud der Menschen an uns vorüber. Ein fast behaglicher Erzählerton herrscht vor, auch wenn Trüberes und Schweres berichtet wird, wie das Wiedersehen von Vater und Sohn im Gefängnishof, oder das unerquickliche Verhältnis von Bruder und Schwester, oder das Mißverstehen der Ehegatten, weil das Kind einen zu großen Raum einnimmt im

Mutterherzen. Situationen, die fesseln, Gespräche, die Tiefes und Alltägliches berühren, machen die Lektüre dieses Buches zu einer wertvollen Beschäftigung.

Unterhaltend im besten Sinne ist Richard Skowronnek's Roman: „Armer Henner" (Stuttgart, Engelhorn). Er spielt in des Verfassers oft geschilderter Lieblingslandschaft, oben in Ostpreußen an der russischen Grenze. Mit sicherer Hand, nicht zu wenig, nicht zu viel, zeichnet der erfahrene Schriftsteller seine Gestalten, den jungen Oberleutnant Henner, wie er sich in die schöne rothaarige verarmte Polin verliebt, wie eine heiße, echte Liebe aufflackern will, aber wieder erstickt und erstirbt, als Henner, der preußisch Vernünftige, seinem heißen Herzen Überlegung gebietet und nicht sogleich ihr zu Füßen sinkt. Jeder Zug sitzt. Das Ehepaar von Quessendorf, echt preußische Gutsbesitzer, die Zugeständnisse machen an das aufrückende bürgerliche Kapital und, als Gegensatz dazu der Oberleutnant Wolff, der mit seiner gescheiten, lieben Frau standesgemäß spart und darbt und dabei ein ganzer Kerl ist. Sie alle treten lebendig und frisch hervor aus dem Buche, dazu die Rekruten, das Manöver, und endlich die traurige, überhastete Abreise des armen Henner nach Südwestafrika, wo er den Ehrentod sucht und findet.

Herzenserlebnisse einer Frau uns nahe zu bringen versucht die österreichische Schriftstellerin Maria Stona mit ihrem „Roman einer Scheidung": Der Rabenschrei (Berlin und Leipzig, Hermann Hillger); während Ilse Frapan-Akunian wieder einen ihrer lebensvollen Romane veröffentlicht: Erich Hetebrink (Berlin, Gebrüder Paetel). Sie kehrt damit zu ihrer Hamburger Heimat zurück, nachdem sie uns in ihren vorigen Büchern aus der Schweiz und wohl auch aus dem Süden „die Sonnenseite" des Lebens zu schildern wußte. In anheimelnder Weise versteht sie hansastädtisches Behagen, erdenfeste Enge zu schildern, die sich an bunter Lebenslust mißt und läutert. Das frohe Künstlerkind Dinchen ist mit gleicher Liebe gezeichnet wie der pflichtbewußte, oft steife Erich und seine Wandlungsphasen. Gleichfalls im Paetelschen Verlage erscheint ein „Sardinischer Dorfroman" von Grazia Deledda: „Der Efeu". Eine Fülle von Personen, Bräuchen und Sitten taucht vor uns auf, dazwischen spinnt das Geschick eines Mädchens starke Fäden, die sich wie Efeu um Ausgestorbenes ranken. Die arme Anneſa, die für den Geliebten selbst ein Verbrechen nicht scheut, ist in ihrer Schuld und Buße eine der rührendsten Gestalten, stark in der Liebe, stärker in der Selbstverleugnung. Man liest das farbige Buch mit Spannung, sich in all das Fremdartige, das da in Leidenschaft und Welken vor uns aufgetan wird, vertiefend.

„Drei Einakter" von Hermann Burte vereinigt ein mit Federzeichnungen und Vignetten hübsch geschmücktes Bändchen (Berlin, Wiegandt & Grieben). Das erste Drama spielt im Orient, das zweite in Spanien, das dritte, lustige, in einer Provinzstadt. Alle haben etwas unbekümmert Derbes, und in ihrer gedrängten Handlung fast Atemloses. Manche Sätze sind geprägt wie Sprüche und heften sich so dem Gedächtnisse ein. Sanfte Frische dagegen atmet eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten, Märchen, Schilderungen und Wanderbildern, die Johann Erler unter dem Namen „Heidezauber" in einem farbig und reich illustrierten Buche herausgegeben hat (Altenburg, Stephan Geibel). Berühmte und bekannte Namen sind darin vertreten: Adalbert Stifter, Annette Droste-Hülshoff, Klaus Groth, Martin Greif, Hoffmann von Fallersleben, Storm, Hebbel, Liliencron, Lenau, Hermann Allmers und Speckmann. Wer unsern Norden liebt, wird in dem Buche reizvolle Erinnerungen finden. Nur in sich selber anstatt in die Natur schaut dagegen die Lyrikerin Fuchs mit ihren, unter dem Titel „Irma" vereinigten Poesien (Verlag von Richard Fuchs, Hohen-Neuendorf.) Es sind Verse voll Schmerz und Inbrunst. — Auch die „Poesie des Weltalls" (Gustav Vogt, Leipzig) bewegt sich in den Bahnen lyrischer hochgespannter Empfindung.

Gedichte und Prosastücke auch vereinigt in einer guten Auswahl der Göschensche Verlag in Leipzig mit des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath Büchlein „Fern ragt ein Land". Das Buch wird den Freunden des Dichters einen Zuwachs

bedeuten. Unter den Prosastücken verblüfft die Schilderung des Kriegslebens im Kriege 1870/71 „Die Kiesgrube" durch ihre knappe und präzise Kraft. Die kleine Auswahl stellt nur den Vorläufer dar für eine Ausgabe „Gesammelte Werke", die der Verlag auf Weihnacht vorbereitet.

Eine zarte Gabe, die dem modernen Geschmack für das Altmodische Rechnung trägt, ist der „Musenalmanach auf das Jahr 1908" (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik), der mit seinen zwei Dutzend kleinen Aufsätzen und Zitaten „der geneigten Leserin" ein freundlicher Jahresbegleiter sein wird.

Dem in unsrer Zeit besonders stark wieder auftretenden Bedürfnis, die Vergangenheit neu zu beleben, kommen zahlreiche Veröffentlichungen biographischer Art entgegen. Elsbeth Friedrichs bringt (im Verlage von Hellmuth Wollermann, Braunschweig und Leipzig) eine Sammlung Musikerbiographien unter dem Titel „Aus dem Leben deutscher Musiker". Die Verfasserin will damit den Versuch machen, einen Leitfaden zu geben, an dessen Hand Lehrer ihre Zöglinge in die glänzendste Epoche deutscher Tonkunst einführen können, von Bach bis zu Brahms. Jedem Abschnitt ist ein Porträt des betreffenden Tonmeisters beigegeben.

Von Erich Ebstein (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte) erhalten wir unter dem Titel Lichtenbergs Mädchen zwölf bisher unbekannte Briefe des Göttinger Physikers und Hogarth-Erklärers, die sich hauptsächlich mit „der kleinen Stechardin" beschäftigen, „dem kleinen Mädchen, das ich schreiben gelehrt habe". Man wußte bisher von ihr wenig, Lichtenberg nannte sie seine kleine Tochter und war ihr aufs zärtlichste zugetan. Als sie sechzehn Jahre war, nahm er sie zu sich und sie trennten sich nicht mehr, bis das arme, sanfte und anmutige Ding, kurz vor der Beendigung ihres einundzwanzigsten Jahres, bei ihm starb. Lichtenbergs Briefe sind ganz von augenblicklichem, zitterndem Leben erfüllt und tragen dabei doch deutlich den wehmütig-resignierenden Charakter der damaligen engumgrenzten Zeit.

Das Leben und Wirken des Philosophen K. W. F. Solger stellt Rudolf Kurtz dar als Einleitung zu dem (vom Wiegandt & Griebenschen Verlage veranstalteten) Neudruck des Solgerschen „Erwin, vier Gespräche über das Schöne in der Kunst". Der starke Großoktavband zeigt klaren Druck und bringt die gedankenschweren Dialoge für das Auge angenehm zur Erscheinung. Erwin ist ein Buch, zu dessen Lektüre man der Sammlung bedarf, das aber den sich geduldig Versenkenden reiche Belohnung gewährt.

Eine der bedeutsamsten Unternehmungen dieser Art sind die Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Der erste Band des Schillerbuches erschien 1905 und feierte das hundertjährige Gedächtnis unsres großen Dichters; das diesjährige „Marbacher Schiller-Buch" bringt eine Fülle interessanter Aufsätze: Die Schiller-Feier von 1905 und den Unterschied in der Auffassung Schillers von einst und jetzt setzt geistvoll auseinander Adolf Dörfuß. Alexander v. Gleichen-Rußwurm, bekanntlich Schillers Urenkel, erzählt vom Greifensteiner Schiller-Museum. Schiller in Hohenheim wird ausführlich behandelt von Joh. Proelß, seine Schülerrede auf Franziska „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" mitgeteilt und erläutert von Otto Günther, neue Briefe Schillers und an Schiller steuern Albert Leitzmann und J. Minor bei, und die ersten Darsteller der Räuber sieht man in Silhouetten vor sich. Das Buch ist vornehm und mit Geschmack ausgestattet und bildet in Wahrheit eine Bereicherung unsres Wissens von Schiller.

Hauptsächlich durch seine Illustrationen spricht das neue „Goethe-Bilderbuch" zu uns, herausgegeben von Franz Neubert (Schulz & Co. in Leipzig). In chronologischer Folge, Goethes Leben nachgehend, sind die Reproduktionen der Porträts, Landschaften, Zeichnungen des Dichters, Städtebilder, Handschriften und zeitgenössische Illustrationen in seltener Vollständigkeit in dem Bande vereinigt. Ein alphabetisch geordnetes Register am Schluß gibt erläuternden Text.

Unter dem Titel „Durch Irren zum Glück" bietet uns Behrs Verlag eine Auswahl aus den Tagebuchblättern Friedrich Hebbels, die mit feinem Verständnis

getroffen ist. Hier erleben wir gleichsam des Dichters merkwürdigen Entwicklungsgang mit, der vom grimmen Verzichten zur heiteren, kräftigen Schaffens- und Lebensfreude emporführt. Die Entstehung seiner Werke, sein Kämpfen und Siegen, Entbehren und Genießen — alles rollt sich auf vor unsern Blicken. Hebbel selbst, der langsam erobernd auch nach seinem Tode noch immer mehr ins Volk eindringt, wird durch diesen Tagebuch-Extrakt vielen persönlich näher treten.

Viel weiter zurück greift der Verlag Max Hesse, Leipzig, mit einer neuen, klein, aber klar gedruckten und mit interessanten Bildnissen und Skizzen ausgestatteten Dante-Übersetzung von Richard Zoozmann. Die Übersetzung liest sich gut. Und gleichsam als Befähigungsnachweis gibt Zoozmann im vierten Bande „Dante in Deutschland" eine Übersetzungstafel mit 52 Verdeutschungsproben desselben Gesanges, darunter seine eigene. Der erste Band enthält eine anschauliche Schilderung von Dantes Zeit und seinen Werken, der zweite die Vita nuova, der dritte die Komödie, Anmerkungen, Erläuterungen und Register. Das Ganze ist ein bequem zu haltendes Büchlein.

Gleichfalls der Verlag Max Hesse hat sich eines fast Vergessenen angenommen, des Freiherrn Ernst v. Feuchtersleben. Man kennt von ihm meist nur seine „Diätetik der Seele", der jetzige Herausgeber aber, Richard Guttmann, bringt Gedichte, Aphorismen und ausgewählte Prosaschriften, und man sieht mit Beschämung, daß man einen der feinsten Geister des vorigen Jahrhunderts ungerecht vernachlässigt hat. Wenige wissen sogar, daß von ihm das zum Volkslied gewordene „Es ist bestimmt in Gottes Rat" stammt. Das Buch kommt zu rechter Zeit.

August Langmessers treffliche, auch in dieser Zeitschrift gewürdigte Biographie: „Conrad Ferdinand Meyer, sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß" ist soeben in dritter Auflage (bei Wiegandt & Grieben) erschienen. Es hält, was der Untertitel kurz und klar verspricht. Nach einigen biographischen Kapiteln, die sich mit der Charakteristik von C. F. Meyer und seinen Angehörigen beschäftigen, folgt eine ausführliche Schätzung der Werke. Von ganz besonderem Interesse sind die noch unbekannten Nachlaßdichtungen des Buches.

Derselbe Verlag bringt uns Rousseaus berühmte und berüchtigte „Confessions" in einer reizenden, feinen Oktavausgabe. Ernst Hardt, der neben seinen bekannten eigenen Dichtungen bereits viele sehr gelungene Übertragungen aus dem Französischen geliefert hat, bewährt sich auch in dieser Arbeit. Im gleichen Verlag gab Dr. Wilhelm Mießner sechs Tiecksche Novellen heraus und verfaßte dazu ein Vorwort, das sich mit unsrer modernen Stellung zur Romantik beschäftigt. „Die Reise ins Blaue hinein" heißt das Bändchen, das unter anderm die Geschichte von „des Lebens Überfluß" enthält, die allein schon die Neuausgabe rechtfertigt. Man kann nicht leicht etwas Anmutigeres und Weiseres lesen.

Vergangenheit vom Gegenwartsstandpunkte aus, sie zusammenfassend zur Geschichte finden wir im soeben erschienenen ersten Bande der „Deutschen Literaturgeschichte von Alfred Biese (München, Beck'sche Buchhandlung). Der mit vielerlei interessanten Faksimiles von Handschriften gezierte Band reicht bis zu Herder und beschäftigt sich besonders ausführlich mit der höfischen und Volksdichtung des Mittelalters. Überall sind im Texte Proben eingestreut, die ein lebendiges Bild geben des Dichters, von dem gerade die Rede ist. Biese hat sich die Aufgabe gestellt, den inneren Zusammenhängen nachzugehen, die zwischen den Werken der einzelnen Dichter und der Entwicklung des ganzen Volkes bestehen. Schon jetzt darf man diese Literaturgeschichte, auf die, nach ihrer Vollendung! zurückzukommen sein wird, als wertvolle Erscheinung begrüßen.

Überall noch lockt es und winkt im deutschen Dichterwalde, will angerufen sein und gebannt für den Weihnachtstisch. Aber allzugroße Fülle ist der Feind des Einzelnen, und so mag man sich begnügen mit dem, immerhin Wenigen, was diese Weihnachtliche Rundschau nennen konnte. A. H.

εσ. **Gegen den Strom.** Eine weltliche Klostergeschichte. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1907.

Ein ganz apartes und sehr fruchtbares Motiv liegt dem neuen Geschenk aus Heyses unerschöpflicher, unveralterlicher Werkstatt zugrunde: ein halb Dutzend älterer und jüngerer Männer, die alle schwerer oder gelinder im Leben entgleist sind, ohne vor einem höheren Gerichtshof schuldig zu sein und den Rückweg in die öffentliche vita activa für immer eingebüßt zu haben, sind als profane Mönche im ehemaligen Kloster über der Landstadt Windheim vereinigt: an ihrer Spitze ein Militär, neben dem Gelehrten, dem Arzt, dem Politiker, dem aus der Kutte geschlüpften Geistlichen ein junger, schönheitsdurstiger Maler; alle Konfessionen, sehr verschiedene Charaktere, Schicksale und Überzeugungen. Diese Erfindung gestattet dem Dichter, zwanglos in autobiographischen Beichten seiner Klosterbrüder, sogar im Bericht von der Liebeserfahrung ihres Knechtes, der eigenen Ethik mannigfachen Ausdruck zu leihen, vielleicht etwas schematisch im Gang dieser Erschließungen, aber durchweg individuelle Probleme verkörpernd und mit sicherer Abtönung. Das Gestaltungsvermögen ist ungeschwächt, der landschaftliche Hintergrund des Ganzen den besten geschriebenen Aquarellen Heyses gleich, wie auch die Kunst, malerische Arbeit in Worte umzusetzen, uns von neuem entzückt. Daß er selbst sich als einen Dichter fühlt, der „gegen den Strom" schwimmt, tritt hier nicht, wie sonst wohl, unmittelbar hervor. Die sittlichen Probleme sind ihm zu streng, als daß hier eine junge Witwe, die ihrer verlassenen Freundin den düsteren Gatten zurückgewinnen möchte, leichten Spieles, gar mit Eva-List ans Ziel und selber schlankweg zu einer neuen Ehe käme. Nur darf ein distret-humoristischer Anhauch ihren Erlebnissen im „Kloster" dem verliebten Maler, der schließlich anderswo ein Frauchen findet, und seinem ernsten, siegreichen Rivalen gegenüber nicht fehlen. Die Hauptfigur, der wegen verweigerten Duells entlassene und darob auch mit seiner Frau, einer Militärstochter, zerfallene Soldat trägt einen schweren Konflikt in sich herum, der langsam, Schritt für Schritt, überwunden und durch eine elementare Katastrophe mit dem neuen Leben des bis dahin stagnierenden, nun wunderbar gedeihenden Städtchens verflochten wird. Es liegt aber doch auch für den Leser, der nicht auf Duellgebote schwört, ein seltsamer Eigensinn darin, daß ein Offizier, wie die Dinge nun einmal liegen, sich dem Spruch des Ehrengerichts entzieht und wegen mangelnden Verständnisses deshalb mit seiner unreifen kleinen Frau bricht.

εσ. **Absolvo te.** Roman von Clara Viebig. Berlin, E. Fleischel & Co. 1907.

Der in jedem Sinne starken Produktion dieser siegreichen Dichterin gedenkt die „Deutsche Rundschau" noch eine umfassende und eingehende Würdigung zu widmen. „Wie der Erdensohn Antäus ist sie alsobald gestärkt", wenn sie nicht im literarischen Berlin („Es lebe die Kunst") oder, statt bei den armen Leuten („Das tägliche Brot"), in gesellschaftlich höheren Sphären („Einer Mutter Sohn", nach meisterhaftem Eingang) sich anzusiedeln strebt, sondern den beiden so unähnlichen, aber gleich beherrschten Hemisphären ihrer Lebens- und Kunsternten treu bleibt: dem Rhein- und Eifelgebiet und der polnisch-deutschen Provinz Posen. So zwar, daß sie landschaftlich nicht sowohl die romantischen Ufer des sattsam besungenen Stroms und seiner Nebenflüsse aufsucht, als den einsamen spröden Reiz einer Hochebene tief erschließt, und auch der undankbaren Fläche jenes Ostens ihren Zauber abgewinnt. Clara Viebigs robuste Sinnenfreude kann wohl einmal unbändig über den Strang schlagen, aber sie schließt alles Kränkliche und mühsam Forcierte aus. Sie hat es in zwei Romanen („Die Wacht am Rhein", „Das schlafende Heer") vermocht, Einzelschicksale ohne vagen Durchschnitt mit den Zuständen der Generation und der Entwicklung des Heimatlandes fest zu verbinden. Das letzte Buch geht engeren Problemen nach und erinnert uns durch seine Motive wie durch die rücksichtslose Pinselführung daran, daß Zola, den zu verachten heute vielen in Frankreich und Deutschland für gebildet gilt, auf die Dichterin früh einen mächtigen Einfluß geübt hat. Ohne Schülerhaftigkeit läßt sie sich den Schöpfer des „Assommoir" hier manchmal über die Schulter gucken. Die Hauptperson ist ein schönes Weib, blutjung, einem ihr höchst widerwärtigen älteren Bauerngutsbesitzer angetraut, mit einem noch latenten mystischen Drang, vor der ersten Liebesleidenschaft tühl gegen die sie umschnüffelnde Meute von Männern, gewillt und doch unfähig, den Gatten durch Rattenpulver oder Giftpilze wegzuräumen, im Bunde mit einem verliebten Schwächling, dem Schulmeister, der neben Herrn Tiralla sich völlig heruntertrinkt. In diesen Partien wird ein starker Tabak geraucht, aber gerade sie gehören zu den bewundernswertesten. Bis der durch den Suff verblödete Mann selbst das Rattengift nimmt: die bösen Schwämme sind ihm seltsamerweise gut bekommen, ein Erhenkungsversuch ist mißlungen, und der Schnaps tut sein Zerstörungswerk nur Schritt für Schritt. Überall, bis zu den gebrochenen Reden einer drallen Hausmagd, herrscht polnische Lokalfärbung. Der Stiefsohn und sein von Frau Sophie betörter, schließlich entfliehender Freund sorgen für reine Folie. Auch der Widerstreit religiöser Verzückung und unschuldiger Erotik in der halbwüchsigen Tochter ist unsrer Dichterin wenigstens partienweise ergreifend gelungen; im ganzen können wir diese visionäre hysterische Mystik dem Realismus des langsam vorrückenden Romans nicht gleichstellen, und das letzte marienhafte Absolvo te kommt zu sehr aus der Pistole geschossen.

εσ. **Berthold Auerbach.** Der Mann. Sein Werk. Sein Nachlaß. Von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1907.

„Leb wohl, Toter! Sei gegrüßt, Lebendiger!“ rief 1882 Vischer in seiner herrlichen Rede auf dem Nordstetter Friedhof dem Freund und Landsmann nach, und das nicht die einzelnen Werke, sondern die ganze Persönlichkeit und Produktion meinende Wort behält seine Geltung, wenn auch unsre literarische Hast über Auerbach so jäh wie über sehr wenige Größen zur Tagesordnung übergegangen zu sein scheint. Schon seit einem Vierteljahrhundert wird dem einst so gefeierten Meister der Dorfgeschichten, dem Schöpfer großer Bildungsromane, dem Liebling weiter Kreise in Nord und Süd, im liberalen Bürgertum wie auf höfischen Höhen, vom Publikum — Buchhandel und Leihbibliothek bezeugen es ziffernmäßig — kaum noch nachgefragt. Mit grausamster Fülle hat man ihn den Zoll der Vergänglichkeit zahlen lassen und samt den Nieten aus einer allerdings ziemlich früh erlahmenden Hand vorschnell auch sein Bestes zum alten Eisen geworfen. Dieser Unbill zu steuern ist die längst erwartete, aus gründlichem Studium aller gedruckten und handschriftlichen Hilfsmittel erwachsene, konfessionell und ästhetisch unbefangene und schriftstellerisch anziehende Biographie Bettelheims sehr geeignet, den Auerbach selbst als jungen Vertrauensmann zur Mitverwaltung seines Nachlasses aufgerufen hatte. Sie nutzt, überreichlich zumal für Familie und Kindheit, die autobiographischen Ansätze und durchweg den großen Briefschatz. Ausgiebige Mitteilungen von Verwandten und Freunden sind ihr zugute gekommen. Überall hat Bettelheim selbständig geforscht und sein Urteil niemals in Parteilob und Advokatur ausarten lassen. Welche unüberwindlichen Schwächen den Vorzügen des Menschen und des Schriftstellers verschwistert waren, tritt ehrlich zutage, und taktvoll werden auch die häuslichen Konflikte berührt. Nur Gutzkow fährt zu schlecht, vielleicht auch Hettners „Verrat“. Besonnen ist der warme Patriot, der dilettantische Politiker bis in den Anhang hinein gewürdigt. Mit Lust und Liebe arbeitet der Verfasser, dem für das Leben in Dresden und in Berlin die volle Vergegenwärtigung fehlt, Höhepunkte des Daseins wie die Spinoza-Feier heraus. Tristig tut er schwächere Gebilde der Jugend und des Alters kurz ab und ist, nur ohne runde Komposition, am mitteilsamsten den „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zugewandt, die wir aus Urentwürfen sich entwickeln und bis auf Anzengruber fruchtbar fortwirken sehen. Gegen das „Neue Leben“ zeigt Bettelheim sich nicht gnädiger als dereinst G. Freytag: der Partie über den anerkanntesten Roman „Auf der Höhe“ möchte vielleicht mancher etwas abdingen, der über „Das Landhaus am Rhein“ etwas zulegen, und nicht bloß die Zunft sähe gern diese Großepik in den literarhistorischen Zusammenhang gerückt, wobei der Antipode Gutzkow doch eine bedeutende Rolle spielen müßte. Reich und warm ist das große Schlußkapitel über den Nachlaß mit durchweg gerechten Worten über die nie vor pathetischem Unmaß, ja vor einer harmlosen Komik behütete Individualität. Wir wünschen dem Buch viele aufmerksame Leser, die dann zu Auerbachs eigenen Schöpfungen zurückgreifen werden.

qo. **Immermanns Werke.** Herausgegeben von Harry Mayne. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Fünf Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J. (1906).

Harry Mayne, der soeben als ordentlicher Professor nach Bern berufene Marburger Privatdozent, übergibt die Früchte seiner langjährigen Beschäftigung mit Immermanns Wesen, seinem Leben und seiner Zeit hiermit der Öffentlichkeit. Das Charakterbild, das die gehaltreiche Einleitung entwirft, beruht auf einer umsichtigen Verarbeitung der biographischen Materialien, die Mayne noch durch einige bisher unbenutzte vermehrte, und einer tiefgründigen Kritik der Werke Immermanns und ihrer Entstehungsgeschichte; daher ist auch seine Darstellung weit entfernt von dem spekulativen Schematismus, mit dem derartig schwierige psychologische Probleme, wie sie in Immermanns Werken begründet liegen, behandelt zu werden pflegen. Obwohl selbst die kleinen, unbedeutenden Arbeiten des Dichters trotz der Kürze, zu der den Herausgeber der allzu karg bemessene Raum zwang, nicht unberücksichtigt bleiben, treten doch die Grundlinien, in denen Immermanns Entwicklung verläuft, eindrucksvoll hervor. Mayne zeigt, wie diese starke, widerspruchsvolle Persönlichkeit aus der „Zeit der Kleinen“ hervorragt, wie sie sich aus dem düsteren, dem lähmenden Bewußtsein des Epigonentums entsprungenen Pessimismus emporringt zu dem freien, überlegenen Humor, der den Münchhausen, diesen „größten, deutschen Zeitroman“, durchglänzt. In der Biographie läßt Mayne mit scharfem, fast nie rauhem Urteil die Niederungen in Immermanns überreicher Produktion zurücktreten, um uns dann auf die Höhen seines Schaffens zu führen, von denen er weite Ausblicke gewährt. — Aus der Erkenntnis, daß Immermanns literarhistorische Bedeutung in seinem Verhältnis zu seiner Zeit liegt, gewann er einen künstlerischen Gesichtspunkt für seine Auswahl, die besonders der Fülle der Dramen gegenüber schwierig war. „Andreas Hofer“ ist, neben der Mythe „Merlin“, in die Ausgabe aufgenommen, weil dies Trauerspiel die jüngste Vergangenheit behandelt. Im übrigen kommt der Prosaiker am meisten zu Worte: den großen Romanen steht der erste Teil der Autobiographie zur Seite, der einzige, den Immermann noch selbst veröffentlicht hat. Vor dem „Tulifäntchen“ findet sich eine ganz kleine, aber meisterlich getroffene Auslese der Gedichte. — Mustergültig ist die philologische Seite der Ausgabe. Aus dem umfangreichen Nachlaß Immermanns, dem Mayne auch die neuen biographischen Quellen und wertvolles Material für die Lesarten verdankt, schöpfte er besonders (vgl. „Deutsche Rundschau, 1906, Bd. CXXVI, S. 391 ff.) für seinen Münchhausenkommentar, der die bisherigen Versuche weit überholt und eine Reihe neuer, treffender Deutungen birgt. Auch das Epigonenfragment, das vollständig wieder abgedruckt ist, wirft auf die Entstehungsgeschichte dieses großen

kulturhistorischen Dokuments neues Licht. Vor allem aber werden Gelehrte und Laien es Mayne danken, daß er ihnen hier zum ersten Male nach der einzig maßgeblichen, aber bereits 1840, also noch vor des Dichters Tode, vergriffenen Ausgabe einen zuverlässigen, kritisch durchgesehenen Text des Münchhausen bietet.

ες. **J. V. von Scheffels Gesammelte Werke** in sechs Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Proelß. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1907.

Derselbe Verlag, der die Bayern Stieler und Ganghofer und den Breisgauer geistlichen Herrn Hansjakob auf die Bahn bringt, beschert uns, da Weihnacht herannaht, in einer billigen, handlichen und gut ausgestatteten Ausgabe Scheffels Poesien, von kleinen Gelegenheitsgaben abgesehen, und dazu zwei schöne Gebinde von Reiseskizzen, ernst und heiter, auch halbnovellistisch, mit wohlbedachter Wahl zwischen den beiden Redaktionen der Tridentinischen Briefe. Es wird immer bei der alles hoch überragenden Popularität des Gaudeamus, des Säkkinger Trompeters und des Ekkehard sein Bewenden haben, und wir wollen hier die einzelnen Rechtstitel nicht abwägen, auch die unästhetischen philologisch-kulturgeschichtlichen Anhänge zum Ekkehard oder zum Hugideo samt Verweisungsziffern im Text gelehrig in den Kauf nehmen. Die Ausgabe macht den Eindruck der Sauberkeit von innen und außen. Einen erhöhten Wert gibt ihr die durchaus zuverlässige und schriftstellerisch vortreffliche Einleitung des schon doppelt bewährten Biographen, der uns längst in menschliche und literarische Pein seines dem großen Publikum fälschlich nur als fideler Kumpan vorschwebenden Dichters tiefe Blicke gewährt hat und hier auch zu dem neuerdings übertrieben ausgepreßten Liebesroman zwischen Scheffel und Emma Heim verständig Stellung nimmt. Daß Ekkehard „die höchste Leistung des künstlerischen Realismus in seiner Gattung" sei, wird mancher bestreiten.

ϱ. **Die Elixiere des Teufels.** Von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Ellinger. Mit Zeichnungen von Hugo Steiner-Prag. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Worin besteht der unvergängliche Zauber Hoffmannscher Phantasiestücke, auch dieses, das die ausgeführte Form des Romans hat, und das vielleicht an „Schauerlichkeit", wenn der Ausdruck erlaubt ist, alle andern übertrifft? Es ist nicht das reifste seiner Werke, aber in keinem andern zeigt sich glänzender die Kraft, das Wunderbare glaubhaft, den grausigsten Spuk zu greifbarer Wirklichkeit zu machen. Sehr richtig bemerkt Ellinger in seiner trefflichen Vorrede, daß die Ereignisse „überall auf der Grenze des Möglichen schweben", weil Hoffmanns durchdringender Verstand auch in den kühnsten, um nicht zu sagen tollsten Spielen seiner Phantasie die Zusammenhänge herzustellen wußte. Wohl spricht auch der Herausgeber von dem Widerstreben des Lesers gegen den Stoff, und nicht soll geleugnet werden, daß die Häufung der Greuel und ihre Verzweigung manchmal zu einer Wirrnis führen, daß man mit dem Nachwort zu dem Buche des Malers sagen möchte: „Hier wird, günstiger Leser, die halb erloschene Schrift des alten Malers so undeutlich, daß weiter etwas zu entziffern ganz unmöglich ist." Und dennoch — wer kann sich dem Bann entziehen, von dem er unwiderstehlich fortgerissen wird, wenn er nur die erste Seite dieses Buches gelesen hat? Es liegt hier in einer Ausgabe vor, die dem Herausgeber und der Verlagshandlung Ehre macht. Nicht wenig tragen zu dieser Wirkung die Illustrationen bei, mit denen Hugo Steiner-Prag es geschmückt hat. Namentlich in dem Helldunkel der Vollbilder ist die dämonische oder mystische Stimmung vorzüglich getroffen, während die feinen Randzeichnungen und Bilder im Text mehr das Sinnfällige geistreich herausheben.

σ. **Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut.** Herausgegeben unter Mitwirkung von Victor Fleury und C. Haußmann von Marcel Herwegh. Stuttgart, Lutz. 1906.

Wir erblicken den jungen Schwaben hier auf der Höhe des Ruhmes, den die „Gedichte eines Lebendigen" nicht bloß mit ihren politisch-revolutionären Trompetenstößen und wahrlich nicht unverdient, wenn auch über Maß, der „eisernen Lerche" eingetragen haben. Den ebenso übermäßigen Rückschlag kennt man ja aus den Hohnversen desselben Heine über die Audienz des neuen Posa beim romantischen Preußenkönig und über seine legendare Angst im Pulverdampfe des Aufruhrs. Eine norddeutsche Triumphreise 1842 hinauf nach Königsberg macht ihn in Berlin zum Bräutigam der gleichalterigen Emma Siegmund, und die neue Publikation, ungleich wertvoller als die früheren Gaben aus Herweghs Nachlaß, zeigt uns dies Paar in leidenschaftlichem und auf beiden Seiten ehrgeizigem Erglühen, bis das nächste Frühjahr allen Schwierigkeiten zum Trotz die Ehe bringt. Der Mann ist 1875 verbittert und halbvergessen gestorben, die Frau erst 1904 im höchsten Alter zu Paris. Sie tritt uns hier als ein höchst interessantes Mädchen auf der Schwelle der Revolutionszeit nahe, viel näher als der sie zur Liebe, zu heftigen Anklagen gegen die Gesellschaft und zu verwegenen Hoffnungen auf politische und poetische Glorie entflammende Dichter, dessen Briefe gegen die schwungvolleren, heißeren, auch klügeren Ergüsse der Amazone aus der reichen Berliner Bourgeoisie empfindlich zurückstehen. Ein Schatten von Tragik spreitet sich von dieser Brautzeit über die Zukunft, die keine trunkene Verheißung erfüllte. Der Anhang ruft auch Emmas Jugendfreund Max Duncker zum Wort, ist aber besonders den Händeln mit Freiligrath, Dingelstedt und Beziehungen zu Bakunin, Follen, Prutz u. a. gewidmet. Es wäre unbillig, von dem Sohn parteilose Ruhe zu verlangen.

ττ. **Unser Liederbuch.** — Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friederike Merck, mit Bildern von Ludwig v. Zumbusch, für Kinderstimmen gesetzt von Fritz Volbach. Zwei Bände. Mainz, B. Schotts Söhne.

Geläuterter musikalischer, zeichnerischer und literarischer Geschmack gibt diesen Sammlungen von Kinder- und Volksliedern einen so einheitlichen künstlerischen Charakter, daß man sie als einen wertvollen Besitz unsrer Hausliteratur ansprechen darf. In ihnen waltet der beste Geist der Hausmusik, der ebenso treulich für die schlichten Weisen des Volksliedes sorgt wie er für die Erweckung des Verständnisses neuerer Musik eintritt, wie z. B. des Gebets aus Humperdincks „Hänsel und Gretel". Die Lieder sind einfach, für frische Kinderstimmen gesetzt, die Klavierbegleitung ist diskret und leicht spielbar gehalten, ohne daß die Eigenheiten der Modulation und Harmonik eine Einbuße zu erleiden hätten. Wer nach der also geschaffenen Vorlage musiziert, wird mit der Jugend fröhlich die Schätze deutscher Kinder- und Volkslieder genießen in dem Bewußtsein, daß das Phantasieleben des Kindes zugleich musikalisch und allgemein künstlerisch befruchtet wird. Denn durch den Schmuck von Randleisten und ganzseitigen Bildern, die auf Inhalt und Form von Musik und Text sorglich abgestimmt sind, erhalten die einzelnen Lieder eine dankenswerte sinnfällige Ergänzung. Das grelle Element mancher modernen Kinderbücher ist mit Bedacht vermieden, die moderne Technik des Farbendrucks ist voll ausgenutzt, und so wird durch diese Liedersammlungen auf alten Wegen zu den neuen Zielen geleitet, die sich unsre Jugend zu stecken hat, wenn sie eine gesunde Entwicklung allgemeinen ursprünglichen und künstlerischen Empfindens fördern soll.

βλ. **German Ideals of to-day.** By Kuno Francke. Boston and New York, Houghton & Co. 1907.

Friedrich Paulsen zugeeignet, die Wiedergabe von Klingers Beethoven-Statue an der Spitze, so bieten sich diese aus verschiedenen Zeitschriften wieder abgedruckten Essays als ein Beitrag des deutsch-amerikanischen Geistes zur Schätzung deutscher Gedankenwelt und Poesie. Francke, ihr Verfasser, beginnt mit Schiller, um sich die Frage zu stellen, nach welchem politischen Ideal das moderne Deutschland strebt? Soziale Gerechtigkeit, so antwortet er, sei die Losung, die zum Frieden zwischen den Parteien führen könne; Lebensbejahung sei der Ausdruck dessen, was die deutsche Individualität erstrebe. Ihre typischen Vertreter findet Francke in Richard Wagner und Arnold Böcklin, den Verkündern eines neuen Pantheismus. Richard Strauß, Max Klinger, Gerhart Hauptmann, J. V. Widmann, Wilhelm v. Polenz, Gustav Frenssen, Ricarda Huch, Helene Böhlau, Clara Viebig haben dem neuen Glauben würdige Hymnen gesungen. Wenn die reaktionären, starr sich gegen diese Strömungen verschließenden Kirchen sich entschließen könnten, ihren kindischen Begriff der Gottheit, der Erlösung, des Opfers und der Notwendigkeit einer Entsündigung aufzugeben, wohl mit andern Worten also, wenn sie Selbstmord begingen (S. 47), dann fände die deutsche Welt die neue, freie Religion, nach der sie dürstet. Inzwischen hören wir von Herrn Kuno Francke schöne und beherzigenswerte Worte über die Evolution der deutschen literarischen Kritik durch Bahnbrecher wie Riehl, Hettner, Freytag und Burckhardt, bis zu Kuno Fischer und so vielen andern Meistern ihrer Kunst. Von aktueller Bedeutung sind Franckes Urteile über zeitgenössische Dichter und ihre Werke. Er glaubt an das dichterische Können des Autors der „Versunkenen Glocke", obwohl die Pathologie von „Fuhrmann Henschel" ihn bitter enttäuscht. Er bewundert Sudermanns „Drei Reiherfedern" und begrüßt in Herman Grimm und Paulsen die Verteidiger und Träger des deutschen Idealismus im Kampf mit dem haltlosen Materialismus der „Welträtsel". Ihn entzückt Widmanns „Der Heilige und die Tiere", ihn erinnert Hofmannsthals „Der Tor und der Tod" an die „Hymnen an die Nacht". Der Ton des Buches ist optimistisch; dennoch genügen die angeführten Beispiele kaum zur Rechtfertigung der Annahme, daß die deutsche Neo-Romantik dauernde Meisterwerke geboren habe.

7. **De Moukden à Nancy.** Par le Commandant Edmond Ferry. Paris, Chapelot & Cie. 1907.

Das vorliegende Bändchen enthält den Versuch, die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges auf einen möglichen Zusammenstoß an der französisch-deutschen Grenze anzuwenden. Der Verfasser, dessen Marokko-Studien und Ausführungen über die afrikanische Politik Frankreichs jenseits des Rheins sehr geschätzt sind, bietet hier eine auf genauer Kenntnis auch der deutschen einschlägigen Literatur beruhende kriegswissenschaftliche Studie, deren Lektüre bei uns nicht ohne Interesse sein dürfte. Nachdem er in knappen Umrissen das Bild des von einer einzigen Eisenbahnlinie bedienten Operationsschauplatzes der Schlacht von Mukden gegeben, unternimmt er es, deren allgemeinen Ergebnisse an die französische Nordostgrenze zu verlegen, die von einem Netz französischer und deutscher Eisenbahnen umspannt ist. Damit ist ihm der vergleichende Maßstab geboten, an dem er die Bedeutung der Eisenbahnen für die modernen Kriegsoperationen mißt und die Frage ihres rationellen Gebrauches im Kriege erörtert. Strategische Lehren, sagt er, sind nicht minder wichtig als taktische, denn weder aus Übungen im Frieden noch aus großen Manövern wird man lernen können, wie moderne Heere geführt werden müssen. Diese Kenntnis kann nur aus dem vergleichenden Studium von Beispielen und der kritischen Prüfung aller der Hilfsmittel gewonnen werden, mit denen Wissenschaft und Industrie der militärischen Technik als unentbehrliche Mitarbeiter zur Seite stehen. Der russisch-japanische Krieg hat zumeist taktische Lehren geboten, die positiver und somit direkter Art sind. Die Strategie hat nur negativ und indirekt von ihm gelernt. Sie muß auf deduktivem Wege ihre Schlüsse aus den Vorgängen in der Mandschurei ziehen, sich Fragen stellen wie die: Was geschehen wäre, wenn die beiden einander gegenüberstehenden Armeen über die organisierten Eisenbahnnetze der europäischen Kriegsschauplätze hätten verfügen können?

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Vom goldenen Kragen. Von Friedrich Adler. Prag, Carl Bellmann. 1907.

Albert. — Fichtel und Söhne. Ein Hochlandsroman von Adam Albert. Leipzig, Schulze & Co. 1908.

Alvor. — Der heutige Stand der Shakespeare-Frage. Von Peter Alvor. Hannover, Adolf Sponholtz. 1907.

Allfeld. — Kommentar zu dem Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907. Von Dr. Philipp Allfeld, o. Professor der Rechte in Erlangen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1908.

Archiv für das Volksbildungswesen aller Kulturvölker. — Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze und Prof. G. Hamdorff. Band I. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1907.

Asbach. — Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß von Julius Asbach. Köln, Dumont-Schauberg. 1907.

Auf weiter Fahrt. — Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. Begründet von Julius Lohmeyer, fortgeführt von Georg Wislicenus. Fünfter Band. Mit 28 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1907.

Azan. — Récits d'Afrique. La légion étrangère en Espagne 1835—1839. Par Paul Azan. Paris, Henri Charles-Lavanzelle. S. a.

Bayet. — Giotto. Par C. Bayet. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Bastier. — Friedrich Hebbel. Par Paul Bastier. Paris, Emile Larose. 1907.

Befreiungskriege, Die deutschen. — Deutschlands Geschichte von 1806—1815. Dargestellt von Hermann Müller-Bohn. Mit Original-Bildern und -Zeichnungen von Carl Röchling, Woldemar Friedrich, Franz Stassen u. a. Herausgegeben von Paul Kittel. Erste Lieferung. Berlin, Historischer Verlag Paul Kittel.

Behrens-Litzmann. — Aus Alt Büsum. Ein Menschenleben. (H. Th. Behrens.) Von A. Behrens-Litzmann. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1907.

Berlin. — Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Sechster Band. Abteilung IV: Kunst. Abt. V: Rechtswissenschaft. Abt. VI: Staatswissenschaften. Abt. VII: Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft. — Siebenter Band. Bibliothek des Lesesaals. Berlin, Otto v. Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1907.

Bélart. — Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Ihre persönlichen Beziehungen, Kunst- und Weltanschauungen. Von Hans Bélart. Berlin, Franz Wunder. 1907.

Bernays. — Briefe von und an Michael Bernays. Mit einem Bildnis. Berlin, B. Behr. 1907.

Bernhard. — Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staate. Die Polenfrage. Von Ludwig Bernhard. Leipzig, Duncker & Humblot. 1907.

Bettelheim. — Berthold Auerbach. Der Mann, sein Wert, sein Nachlaß. Von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Bibliothek wertvoller Memoiren. — Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band V: Die Erinnerungen des Generals Grafen Paul Philipp von Ségur, Adjutanten Napoleons I. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1908.

Blumberger. — Altkreuznach. Roman aus dem Nahetal von Friedrich Blumberger. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Bode. — Amalie, Herzogin von Weimar. Das vorgoethesche Weimar. Von Wilhelm Bode. Mit 16 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Bode. — Amalie, Herzogin von Weimar. Der Musenhof der Herzogin Amalie. Von Wilhelm Bode. Mit 25 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 19 8.

Bode. — Amalie, Herzogin von Weimar. Ein Lebensabend im Künstlerkreise. Von Wilhelm Bode. Mit 20 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Borchert. — Philosophische Essays. Von Max Borchert. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1907.

Bourdon. — Das Leben wie es ist. Von Mathilde Bourdon. Freie Bearbeitung von H. v. G. Vierte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Bulcke. — Die Reise nach Italien oder die drei Zeitalter. Ein Roman von Carl Bulcke. Dresden, Carl Reißner. 1907.

Burgdorff. — Der Hüter des Tals. Roman von Bernhard v. Burgdorff. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Bülow. — Hans v. Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie v. Bülow. Band VII: Briefe. — Band VI: Meiningen (1880—1885). Mit 3 Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1907.

Cambridge. — The Cambridge Modern History. An account of its origin, authorship and production. Cambridge at the University Press. 1907.

Capelle. — Die Schrift von der Welt. Ein Weltbild im Umriß aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. Eingeleitet und verdeutscht von Wilhelm Capelle. Jena, Eugen Diederichs. 1907.

Chuquet. — Journal de voyage du général Desaix. Suisse et Italie (1797). Publié avec introduction et notes. Par Arthur Chuquet. Paris, Plon. 1907.

Conventius. — Alt-Berlin. Anno 1740. Von Ernst Conventius. Mit 10 Abbildungen und einem Plan. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1907.

Corelli. — Eilithys Seele. Von Marie Corelli. Autorisierte Übersetzung von A. Bollert. Groß-Lichterfelde, Paul Zillmann. O. J.

Corelli. — Prinzessin Ziska. Das Problem einer verirrten Seele. Von Marie Corelli. Autorisierte Übersetzung von Helene Zillmann. Groß-Lichterfelde, Paul Zillmann. O. J.

Deutsche Schulerziehung. Band I und II. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1907.

Deutsche Seebücherei. — Band XIII: Unsere Marine im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Otto Richter. — Band XIV: Die brandenburgische Kolonie Groß-Friedrichsburg und ihr Begründer Otto Friedrich v. d. Groeben. Von Otto Richter. — Band XV: Unsere Marine in der Südsee. Von Otto Richter. — Band XVI: Wie Samoa gewonnen ward. Von Otto Richter. Mit Vollbildern und Buchschmuck. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1907.

Die da hungern und dürsten. — Die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden. Leipzig, Schulze & Co. 1908.

Dresdner. — Ibsen als Norweger und Europäer. Von Albert Dresdner. Jena, Eugen Diederichs. 1907.

Düring. — Der Mädchenbrunnen und Anderes. Stimmungsbilder aus der Levante von Johanna von Düring. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1908.

Dumbrava. — Der Haiduck. Roman von Bucura Dumbrava. Regensburg, W. Wunderling. 1908.

Eccardus. — Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. Von Eccardus. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Engel. — Das jüngste Deutschland. Von Eduard Engel. Sonderabdruck aus des Verfassers „Geschichte der deutschen Literatur". Wien und Leipzig, Tempsky-Freytag. 1907.

Engel. — Wirklichkeit und Dichtung. Ein Lebenswerk von Moritz Engel. Mit zwei Karten. Dresden, Wilhelm Baensch. 1907.

Eschelbach. — Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1908.

Fiala. — Rahel und ihre Freunde. Ein Buch der Erinnerung. Herausgegeben von Albine Fiala. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1907.

Freese. — Bodenreform! Von Heinrich Freese. Gotha, F. E. Perthes 1907.

Frey. — Gedichte von Adolf Frey. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1908.

Fritz. — Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung 1902—1907. Von G. Fritz. Berlin, Weidmann. 1907.

Frobenius. — Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der ersten Reisen der D. F. A. F. E. von 1904—1906 über deren Forschungen und Beobachtungen auf geographischem und kolonialwirtschaftlichem Gebiete. Mit 8 Kartenblättern, 33 Tafeln und ca. 318 Illustrationen und Geländedarstellungen im Text. Herausgegeben und bearbeitet von Leo Frobenius. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Graeser. — Die Sache macht sich! Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. Von Erdmann Graeser. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Granges. — Ch.-M. Des Granges. Le Romantisme et la Critique. La Presse Littéraire sous la Restauration 1815-1830. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Graziani. — La questione tripolina. Di Giovanni Graziani. Sondrio. Società Tip.-Lit. Valtellinese Già Quadrio. 1907.

Greif. — Rasse. Von Konrad Greif. Dresden, E. Pierson. O. J.

Greiner. — David, König von Israel. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Hugo Greiner. Halle a. S., Wischan & Burckhardt. O. J.

Grimm. — Kinder und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbe-Lohde. Eingeleitet und herausgegeben von Rob. Riemann. Leipzig, Turm-Verlag. O. J.

Haushofer. — Der Gast der Einsamkeit und andere Gedichte. Von Max Haushofer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Hebbel-Forschungen. — Herausgegeben von R. M. Werner und W. Bloch-Wunschmann. Nr. I. Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Seine Kritik und ihre Bedeutung. Von Arthur Kutscher. Berlin, B. Behr. 1907.

Hegel-Lasson. — Georg Wilhelm Friedrich Hegels Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe. In revidiertem Text herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. Leipzig, Dürr. 1907.

Heimburg. — Wie auch wir vergeben . . . Roman von W. Heimburg. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Heinrich. — Jahresreigen. Gedichte von Hermann Heinrich. Berlin, Nicolaische Buchhandlung R. Stricker. O. J.

Hermann. — Hermann Heine. Ort- und zeitlose Schattenbilder. Aus der Spatzenschau aufgenommen von Heini Hermann. Dresden, E. Pierson. O. J.

Herzen. — Erinnerungen von Alexander Herzen. Aus dem Russischen übertragen. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Buek. Mit drei Porträts. Zwei Bände. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1907.

Hoffmann. — Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Hoffmann von Fallersleben. — An meine Freunde. Briefe von Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben von H. Gerstenberg. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Hoffmeister, v. — Aus Ost und Süd. Wanderungen u Stimmungen von Generalleutnant z. D. von Hoffmeister. Mit 62 Abbildungen. 1.—3. Tausend. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1907.

Hoppenstedt. — Der Schedgesetz-Entwurf von 1907. Kritik und Abänderungsvorschläge. Von A. Hoppenstedt. Berlin, Carl Heymann. 1908.

Horner-Zwickau. — Geschichten unterm Strich. Ernstes und Heiteres. Von Max Horner-Zwickau. Leipzig, Hans Adler. O. J.

Horschick. — Johannes Lister. Von J. J. Horschick. Leipzig, E. F. Amelang. 1908.

Jaffé. — Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen. Von Joseph Jaffé. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1908.

Jentsch. — Zum Andenken an Paul Julius Möbius. Von Ernst Jentsch. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

de Jong van Beek en Donk. — Es kommt der Tag . . . Roman von C. de Jong van Beek en Donk. Deutsch von Else Otten. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Kaufmann. — Heinrich Heine contra Graf August v. Platen und die Homo-Erotik. Von Max Kaufmann. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Kant-Vorländer. — Immanuel Kants Metaphysik der Sitten. Herausgegeben und mit Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. Leipzig, Dürr. 1907.

Keller-Jordan. — Wandlungen. Novellen von H. Keller-Jordan. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1908.

Kemmer. — Briefe an einen jungen Offizier. Von Ludwig Kemmer. München, C. H. Beck. 1907.

Koch. — Das Rätsel. Ein Spiel in fünf Aufzügen. Von Julius Koch. Bremen, Gustav Winter. 1908.

Koch. — Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Von Fritz Koch. Mit einem Vorwort von Gustav Eberlein. Berlin, Hans Baake Nachf. 1907

Kohne. — Bürgermeister Markstein. Ein Volksstück in vier Akten. Von Gustav Kohne. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1907.

Kurz. — Lebensfluten. Novellen von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Kügelgen. — Helene Marie v. Kügelgen, geb. Zöge v. Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von ihren Enkelinnen A. und E. v. Kügelgen. Fünfte Auflage. Mit 1 Heliogravüre und 15 Autotypien. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Lauff. — Die Tanzmamsell. Roman von Joseph Lauff. Berlin, G. Grote. 1907.

Laverrenz. — Balladen und Lieder. Von Viktor Laverrenz. Mit einer biographischen Skizze und einem Porträt des Dichters sowie Zeichnungen von Adolf Wald. Leipzig, Verlagsanstalt „Kosmos". O. J.

Lie. — Östlich von der Sonne, Westlich vom Mond und hinter den Türmen von Babylon. Streifzüge auf dem Jagdgebiet. Roman von Jonas Lie. Berlin, Richard Taendler. 1908.

Linde. — Natur und Geist als Grundschema der Welterklärung. Von Ernst Linde. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1907.

Lindemann. — Holunder. Eine romantische Erzählung. Von Th Lindemann. Berlin-Gr.-Lichterfelde, Verlag „Welt und Leben". 1907.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner. Fünfter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Lombroso. — Neue Verbrecherstudien. Von Prof. Cesare Lombroso, Turin. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. Ernst Jentsch, Obernigk. Mit 35 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Maartens. — Dorothea. Geschichte eines reinen Herzens. Roman von Maarten Maartens. Zwei Bände. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1908.

Malberg. — Wunderdinge von dazumal und andere Geschichten. Von Anna Malberg. Dresden, Carl Reißner. 1907.

Marcks. — Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland. Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 8. Oktober 1907 von Erich Marcks. Hamburg, Leopold Voss. 1907.

Mémoires de la Comtesse de Boigne. — Publiés d'après le manuscrit original. Par M. Charles Nicoulland. III. 1820—1830. Sixième édition. Paris, Plon. 1907.

Meyers historisch-geographischer Kalender 1908. — Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mun. — Richelieu et la Maison de Savoie. L'ambassade de partigelli d'Hémery en Piémont. Par Gabriel de Mun. Paris, Plon-Nourrit & Co. 1907.

Müder. — Um Napoleon. Eine politische Familientomödie in 4 Akten. Von Curt Müller. Leipzig, Im. Tr. Möller. 1907.

Münchhausen. — Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen. Für die Jugend bearbeitet von Mitgliedern des Dresdner Jugendschriftenausschusses. Bilder und Buchschmuck von William Krause. Dresden, Alexander Köhler. 1908.

Neubauer. — Preußens Fall und Erhebung 1806 bis 1815. Von Dr. Friedrich Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 19 Karten und 14 Beilagen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Olfers. — Hedwig v. Olfers, geb. v. Staegemann (1799—1891). Ein Lebenslauf. Erster Band. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Olfers. — Zwei Novellen. Jeremias und die schöne Vincenzia. — Frau Evchen. Von Marie von Olfers. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Ostwald. — Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache. Von Hans Ostwald. Berlin, „Harmonie". O. J.

Ott. — Bevölkerungsstatistik in der Stadt und Landschaft Nürnberg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von Caspar Ott. Berlin, R. Trenkel. 1907.

Pachnicke. — Liberalismus als Kulturpolitik. Von Hermann Pachnicke. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1907.

Pasture. — Peters Mutter. Von Mrs. Henry de la Pasture. Nach der 11. englischen Auflage übersetzt von Auguste Daniel. Autorisierte Ausgabe. Gotha, Friedrich Emil Perthes. 1907.

Pantenius. — Aus meinen Jugendjahren. Von Theodor Hermann Pantenius. Leipzig, R. Voigtländer. 1907.

Peary. — Dem Nordpol am nächsten. Von R. E. Peary. Mit 95 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer farbigen Karte des Polargebietes zu Pearys Reisen 1892—1906. Leipzig, R. Voigtländer. 1907.

Péladan. — Introduction à l'esthétique. Par Péladan. Paris, E Sansot et Cie. 1907.

Perlberg. — Bildor aus dem heiligen Lande. 30 Aquarelle von F. Perlberg. München, C. Andelfinger & Cie. O. J.

Presber. — Die sieben törichten Jungfrauen. Von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Prutz. — Die geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters. Von Hans Prutz. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Raff. — Sünder und Entsühnte. Erzählungen u. Skizzen von Helene Raff. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Rageot. — Les savants et la philosophie. Par Gaston Rageot. Paris, Félix Alcan. 1908.

Regener. — Worte Tolstois. Von Edgar Alfred Regener. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Reich. — Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen von Emil Reich. Sechste vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1908.

Reinhold. — Sehnsucht. Märchen von Peter Reinhold. Dresden, v. Zahn & Jaensch. O. J.

Robert. — Philosophie et drame. Essai d'une explication des drames Wagnériens. Par Gustave Robert. Paris, Plon. 1907.

Rutgers. — Rassenverbesserung. Malthusianismus und Neumalthusianismus. Von Dr. J. Rutgers. Einzig berechtigte Übersetzung von Martina G. Kramers. Mit Einführung von Marie Stritt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1908.

Rümelin. — Kanzlerreden von Gustav Rümelin. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Sauer. Englisch-schottische Reisebilder von A. Sauer. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Schaefer. — Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer. Für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von A. Schaefer. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1907.

Schäfer. — Populär-Psychiatrie des Sokrates redivivus. Gespräche über den kleinen Unverstand. Von H. Schäfer. Würzburg, A. Stuber. 1908.

Scharlau. — Hauptmann Althaus. Roman eines Offiziers. Von Willy Scharlau. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr Ernst Schultze). 1908.

Scherer. — Wahn. Drama in vier Akten und einem Vorspiel von Jakob Scherer. Gotha und Leipzig, Richard Wöpke. 1907.

Schlick. — Lebensweisheit. Versuch einer Glückseligkeitslehre. Von Dr. Moritz Schlick. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1908.

Schloß. — Österreich-Ungarns Wacht zur See. Ein Mahnwort an alle meine Mitbürger. Von Max Schloß. Hamburg, Grefe & Friedemann. 1908.

Schmidt. — Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien. Von Richard Schmidt. Mit 87 farbigen Illustrationen. Berlin, Hermann Barsdorf. 1908.

Schoenaich-Carolath. — Fern ragt ein Land .... Eine Auswahl aus den Dichtungen des Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath. Leipzig, G. J. Göschen. 1907.

Schubert-Soldern. — Der Ehrlose. Roman von Viktor v. Schubert-Soldern. Dresden, E. Pierson. O. J.

Schultze. — Kulturgeschichtliche Streifzüge. Von Dr. Ernst Schultze. Erster Band: Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1908.

Schwindrazheim. — Kunst-Wanderbücher. Eine Anleitung zu Kunststudien im Spazierengehen. Von Oskar Schwindrazheim. 2,3 Bändchen. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1907.

Semmig. — Stark wie der Tod. Zwei Novellen von Jeanne Berta Semmig. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1908.

Siegel. — Herder als Philosoph. Von Carl Siegel. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Sonnenschein. — Ad solem. Eine grelle Jugend. Von Hugo Sonnenschein. Dresden, E. Pierson. O. J.

Spemanns Alpen-Kalender 1908. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Spemanns Kunst-Kalender 1908. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Sperling. — Eine Weltreise unter deutscher Flagge. Von C. F. Sperling. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, W. Weicher. 1907.

Stacke. — Neueste Geschichte (1815—1900). Von Ludwig Stacke. Siebente Auflage. Neu bearbeitet und fortgesetzt von Heinrich Stein. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1908.

Stavenhagen. — Der gleislose Kraftwagen in militärischer Beleuchtung. Von W. Stavenhagen. Mit einem Titelbild und neun Tafeln. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1907.

Stephan. — Luther in den Wandlungen seiner Kirche. Von Lic. Horst Stephan, Privatdozent an der Universität Marburg. Gießen, Alfred Töpelmann. 1907.

Stimme, die, der Großen. — Zweiter Band. Königin Luise. Herausgegeben von Otto Krack. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Stimme, Die, der Großen. — Dritter Band. Napoleon I. Herausgegeben von Otto Krack. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Strecker. — Religion und Politik bei Goethe. Sechs Vorlesungen, gehalten von Dr. R. Strecker (Bad Nauheim. Gießen, Emil Roth. 1908.

Tamm. — Gill Hamm. Roman von Traugott Tamm. Zweite Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Triepel. — Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. Eine staatsrechtliche und politische Studie. Von Heinrich Triepel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Usedom. — Gebieterin Pflicht. Roman aus dem Offiziersleben von Oscar Usedom. Berlin, F. Fontane & Co. 1908.

Usthal. — Aus innerstem Erleben. Gedichte von Arthur Usthal. Dorpat, Carl Glück. 1907.

Vater Martins Briefe an seinen kleinen Michel. — Charlottenburg. Verlag Das Deutsche Landhaus. O. J.

Viator. — Die Zukunft Österreich-Ungarns und die Haltung der Großmächte. Von Scotus Viator. Übersetzt von Elsa Brockhausen. Mit einer Vorrede von C. Brockhausen. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1908.

Viezens. — Bureaukraten und Lords. Von R. Viezens. Eine Rundschau über Klassen-, Sonder- und Musterrichter. Von R. Viezens. Berlin, Carl Heymann. 1908.

Voß. — Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Von Richard Voß. Leipzig, J. J. Weber. 1907.

Voßler. — Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung von Karl Voßler. Erster Band, erster Teil. Heidelberg, Carl Winter. 1907.

Weigand. — Deutsches Wörterbuch. Von Fr. L. K. Weigand. Fünfte Auflage. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Hermann Hirt. Erste Lieferung. Gießen, Alfred Töpelmann. 1907.

Weimer. — Der Weg zum Herzen des Schülers. Von Hermann Weimer. München, C. H. Beck. 1908.

Weinel. — Lebensfragen. Schriften und Reden. Herausgegeben von Heinrich Weinel. — Ibsen. Björnson. Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1908.

Weltpanorama. — Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Band VII. Stuttgart, W. Spemann. 1907.

Wenn die Sonne sinkt. — Die Entwicklung einer Seele. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Wilda. — Kriegsflagge und Fischersegel. Zweiter Band: Boots- und Bordnovellen. Von Johannes Wilda. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1907.

Wildenbruch. — Lucrezia. Ein Roman von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1907.

Wolf. — Worte Carlyles. Von Georg Jacob Wolf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wolff. — Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. Von Max J. Wolff. Zweiter Band. Mit einer Nachbildung des Shandos-Porträts in Gravüre. München, C. H. Beck. 1908.

Wolzogen. — Der Bibelhase. Eine Begebenheit aus der Friedericianischen Zeit. Von Ernst von Wolzogen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1908.

Zahn. — Lukas Hochstraßers Haus. Ein Roman. Von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1907.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.133

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY